



VOLKSKULTUR/MENSCH + SACHWELT  
FESTSCHRIFT FÜR FRANZ C. LIPP



# VOLKSKULTUR

## Mensch und Sachwelt

Festgabe für Franz C. Lipp zum fünfundsiebzehnten Geburtstag

Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien

---

Band 3

Bisher erschienen:

Band 1

**Masken in Mitteleuropa**

Volkskundliche Beiträge zur europäischen Maskenforschung  
anlässlich des sechzigjährigen Bestehens des Vereines für Volkskunde in Wien

Herausgegeben von  
Leopold S c h m i d t  
Wien 1955

Band 2

**Volkskunde — Fakten und Analysen**  
Festgabe für Leopold Schmidt zum sechzigsten Geburtstag

Herausgegeben von  
Klaus B e i t l  
Wien 1972

# **VOLKSKULTUR**

## **Mensch und Sachwelt**

FESTSCHRIFT  
FÜR  
FRANZ C. LIPP  
ZUM 65. GEBURTSTAG

Herausgegeben vom  
Verein für Volkskunde

Geleitet von  
Klaus Beitzl und Franz J. Grieshofer

Wien 1978  
Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Entwurf des Buchumschlages: Hans H o f m a n n & Kraner

Gedruckt mit Unterstützung  
der Oberösterreichischen Landesregierung, des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, der Heimatwerke von Oberösterreich, Kärnten, Tirol, Steiermark, Salzburg, Niederösterreich und Burgenland, der Landesregierungen von Niederösterreich und Burgenland, des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerkes, der Sparkasse Bad Ischl und der Handelskammer Oberösterreich.

Redaktion und Verwaltung der Sonderschriften: A-1080 Wien, Laudongasse 19  
Offsetdruck: Holzwarth & Berger Ges.m.b.H., A-1010 Wien, Börseplatz 6

## Inhalt

Leopold Schmidt, Franz Lipp 65 Jahre . . . . .	1
Schriftenverzeichnis 1938—1978 . . . . .	8
Dietmar Assmann, Die Taufnamengebung als Spiegel der Heiligenverehrung in Tirol (4 Diagramme) . . . . .	19
Elisabeth u. Olaf Bockhorn, Zum bäuerlichen Gerätebestand im Salzkammergut. Ein Vergleich 1789—1977 . . . . .	37
Ernst Burgstaller, Das weihnachtliche „Untersetzen“ im oberen Mühlviertel und seine Stellung innerhalb der Rauhnachts-Maskenbräuche im westlichen Oberösterreich (7 Abb.) . . . . .	47
Kurt Conrad, Die Landschaft als Spiegelbild der Volkskultur. Gedanken über Volkskunde und Landschaft . . . . .	55
Gunter Dimt, Eine Haus- und Wohnform des 17. Jahrhunderts im Bereich des oberösterreichischen Ennstales (8 Pläne, 1 Karte, 1 Diagramm, 4 Abb.) . . . . .	63
Rudolf Fochler, Von Jahrtagen und kleinen Festen. Eine Umschau im Volksleben traditioneller und neuerer Gemeinschaften . . . . .	85
Károly Gáál, Die Auswirkung der mittelalterlichen Fischereiwirtschaft auf die traditionelle Fischerei (1 Karte) . . . . .	95
Torsten Gebhard, Zimmermannsmalereien aus Niederbayern und ihre oberösterreichischen Parallelen (3 Abb.) . . . . .	107
Franz Grieshofer, Bemerkungen zum Alter des Glöcklerlaufens . . . . .	113
Helene Grunn, Die Hausbank. Beobachtungen zu einem unscheinbaren Möbel (5 Fig.) . . . . .	123
Gerlinde Haïd, „Ich habs nur zum Andenken dem Klackl erdicht“. Ein Ischler Wildererdrama und sein Fortleben im Liede (Noten) . . . . .	133
Karl Haïding, Mittwinterbräuche im Gebiete der Eisenwurzen. Ein Beitrag zur Berchtenforschung (8 Abb.) . . . . .	155
Eugenie Hanreich, Bauernhausverzierung — Stadelmalerei — bemalte Holzarchitektur. Zur Geschichte eines Materials aus dem Innviertel . . . . .	169
Karl Horak, Der Tanz im Salzkammergut (1 Karte, Noten) . . . . .	173
Helmuth Huemer, Volkskunst. Einige sehr persönliche Gedanken zu einem scheinbar bedrückenden Thema . . . . .	187
Karl Ilg, Brauchtum und Volksglaube im Blickfeld des Beginns der Missionierung der Germanen . . . . .	197
Adalbert Klara, Die Hauslandschaften Niederösterreichs . . . . .	207
Friedrich Knapp, Hinterglas-Silhouetten in und aus dem Lande ob der Enns (7 Abb.) . . . . .	213
Franz Koschier, „Mit Nadel und Faden auf Leinen geschrieben“. Zur Kärntner Flachstickerei (10 Abb.) . . . . .	223

Leopold K r e t z e n b a c h e r, Aus Schwarz wird Weiß. Zu einem Gnadenzeichen als Legendentopos . . . . .	227
Walter K u n z e, Zur Entwicklung von Haus und Siedlung im Salzkammergut im Wandel von der Salzwirtschaft zur Fremdenverkehrswirtschaft (5 Abb.) . . . . .	239
Richard P i t t i o n i, Sozial-ökonomische Aspekte der Gasthaus-Archäologie. Ein methodischer Versuch . . . . .	249
Viktor Herbert P ö t t l e r, Die alte Schule aus Prätis im Österreichischen Freilichtmuseum (2 Pläne, 8 Abb.) . . . . .	259
Leopold S c h m i d t, Alphabet-Schüsseln aus Oberösterreich (2 Abb.) . .	293
Emil S c h n e e w e i s, Ikonographische Impressionen aus Oberösterreich (11 Abb.) . . . . .	301
Franz S t a d l e r, Arbeiterunterkünfte und Almhütten in der Umgebung des ehemaligen Hallamtes Aussee (6 Pläne, 2 Abb.) . . . . .	313
Hermann S t e i n i n g e r, Delikt und Strafe am Beispiel der Kreuzstrafen in Niederösterreich . . . . .	327
Richard W o l f r a m, Die Kehrgestalt im europäischen Brauchtum (4 Abb.)	335
Abbildungsverzeichnis . . . . .	351
Bildteil . . . . .	355
Franz H. K ö n i g, Freundschaftsbecher (Abb. 30).	

## Franz Lipp 65 Jahre

Auf der Suche nach dem Bleibenden: „So wie die Goldkörner auf dem Grunde des Treibsandes, so selten, aber auch so kostbar, gediegen und dauerhaft ist dasjenige, was übrigbleibt, wenn alles flüchtige Geschiebe, alles nur Angeschwemmte, wie die oft nur zufällige Oberfläche im Aufbau und in der gegenwärtigen Zusammensetzung eines Volkes durch gewaltigere Wellengänge der Geschichte überflutet und abgetragen wird. Was dann noch übrigbleibt und sich behaupten kann, ist allein der goldene Urgrund von Art und Brauch eines Volkes.“ Was Franz Lipp 1952 im Vorwort zu seinem Bildatlas „Art und Brauch im Lande ob der Enns“ schrieb, das ist doch, knapp und dennoch künstlerisch stilisiert, der Tenor der Weltsicht des Forschers und Gestalters Franz Lipp.

Der wissenschaftlich und künstlerisch gleichermaßen begeisterte junge Mann aus dem Salzkammergut ist ganz offensichtlich mit dem Willen in die Welt getreten, diese seine Weltsicht an den dafür zuständigen Stellen zu bekunden und mit den ihm gegebenen Möglichkeiten zu gestalten. Schon der Studierende, der auf der Suche nach einer ihm gemäßen Art der Volkskunde zuerst nach Wien zu Arthur Haberlandt, dann nach Graz zu Viktor von Geramb ging, hat diesen Willen stets deutlich bekundet. Lipp, der am 30. Juli 1913 in Bad Ischl zur Welt kam, besuchte die Mittelschule in Linz, entschied sich für das Studium der Lehramtsfächer Germanistik und Geschichte, ohne freilich seine wirklichen Interessengebiete, nämlich Volkskunde und Philosophie, hintanzusetzen. Als er sein Doktorat in Graz gemacht hatte, ging er nur für kurze Zeit in den Schuldienst, erst in Ischl, dann in Wels, und kam schon am 1. Jänner 1939 dorthin, wo er eigentlich die ganzen Jahre seines Wirkens bleiben sollte, nämlich ans Oberösterreichische Landesmuseum nach Linz. Zunächst gewiß an eine mehr provisorisch eingerichtete „Stelle für Volkstumsarbeit“, dann aber sehr bald als Beamter, nämlich als Leiter der neu aufzubauenden Abteilung für Volkskunde. Daß sehr bald der Krieg nach ihm griff und ihn auf seine gewalttätige Art größere Teile Europas kennenlehre, als unbedingt notwendig gewesen wäre, das war das Schicksal unserer Generation, dem sich Lipp nicht entzog. Sobald er wieder heimkehren konnte, war er auch wieder im Linzer Landesmuseum und setzte nunmehr mit seiner großen Sammeltätigkeit ein, die aus dem bisher kaum betreuten Referat ein immer wichtiger erscheinendes Glied dieses Museums machte.

Es war und blieb nicht zu übersehen, daß Franz Lipp ein begeistertes, dankbares Kind seiner Heimatlandschaft ist. Das Salzkammergut, der Raum um Ischl, das ist für den Menschen wie für den Volkskundler Lipp bestimmend geblieben. Schon 1941 hat er eine Studie über den Menschen dieser Landschaft geschrieben, wo sich der neugeprägte Name „Salzkammergutler“ zuerst findet; heute sagt man meist „Salzkammergütler“, und denkt nicht mehr daran, daß der Ausdruck noch kein halbes Jahrhundert alt ist. Zehn Jahre nach diesem frühen Aufsatz schrieb Lipp das dichterisch beschwingte Büchlein über „Das Salzkammergut. Wesen einer Landschaft“, eine heimatliche Hymne, welche Lipp im weiteren noch die Mitarbeit an so mancher anderen Salzkammergut-Veröffentlichung eingetragen hat. Die Wissen-

schaft ist darüber nicht zu kurz gekommen, wie der schöne Beitrag über „Zugehörigkeit, Kulturbewegungen, Volkskunde im Raum von Ischl“ 1966 beweist. Die Mitarbeit am Ischler Heimatmuseum und die Beschäftigung mit der Sammlung Edgar von Spiegl haben da viel mitgewirkt. Übrigens ist der weitere Alpenanteil Oberösterreichs auch nicht zu kurz gekommen, wenn man etwa an die Arbeiten von Lipp über den „Fasching in der Grünau“ denkt, oder an seine Volkskundlichen Beiträge aus dem Toten Gebirge.

Aber Lipp hat 1968 die Sammlung Spiegl von Ischl nach Linz übergeführt, und damit in den Gesamtzusammenhang mit den Zeugnissen der Volkskultur im übrigen Oberösterreich gebracht, und so muß doch betont werden, daß er in den langen Jahren seiner Linzer Museumstätigkeit immer für das ganze Land ob der Enns da war. Er hat sich ab und zu auch wieder mit den einzelnen Landesteilen beschäftigt, hat etwa das ihm sehr wohl bekannte obere Innviertel stets hervorgehoben und die bayrische Eigenart seiner Menschen herausgestellt. Er hat sich aber doch auch sehr mit dem gewissermaßen vor der Linzer Haustür nach dem Norden zu gelegenen Mühlviertel beschäftigt, in einer feinen Studie seine Landschaft und Kultur 1968 dargestellt, und gelegentlich, 1965, auch eine Ausstellung darüber veranstaltet. Schon durch die dauernde Beschäftigung mit dem Hinterglasbild lag ihm diese Landschaft ja nahe.

Die vielen Kenntnisse und Erkenntnisse aus den reichen Teilgebieten der Volkskultur im Lande ob der Enns hat Lipp schon 1952 in jenem köstlichen Bildatlas mit den Tafeln von Rotraut Hinderts-Kutscher darzustellen unternommen. Es war die Zeit, in der man vielenorts solche schaubare Kartenformen anstrebte, und es ist schade, daß dieser Art- und Brauch-Atlas von 1952 eigentlich etwas zu wenig bekannt geworden ist. Lipp hat diese Darstellungsart später bei seinen Karten in der Neuaufstellung der Volkskundeabteilung im Linzer Schloßmuseum ansehnlich ausgebaut. Und auch seine Mitarbeit am Österreichischen Volkskunde-Atlas hat daran Anteil. Aber man muß die museale Tätigkeit doch ganz besonders betonen. Lipp konnte sich in den ersten Jahren nach dem Krieg, als er diese Abteilung vor allem sammlerisch ausbaute, im Hauptgebäude des Landesmuseums kaum ausbreiten. Dieses franzisco-josefinische Gebäude hat außen ein stattliches Reliefband und innen ein großes Stiegenhaus; mit den Sammlung- und Depoträumen steht es dagegen weniger gut, und die Kustoden hatten auch keine sehr günstigen Räume. Lipp, der in jenen Jahren rasch und mit glücklicher Hand den Bestand zu mehren wußte, mußte die Bestände dauernd außer Haus unterbringen. Nur wer damals mit ihm die auf dem Dachboden einer nahegelegenen Schule provisorisch aufgestellten bemalten Möbel gesehen hat, der weiß, wie schwierig sich diese Dinge doch zunächst anließen. Aber im Gegensatz zu manchen anderen Ländern und Städten gelang es in Linz, ein großes altes Gebäude für den Zweck des Museums zu adaptieren: Das Linzer Schloß, längst als Schloßkaserne unansehnlich geworden, wurde gründlich saniert und schön und vernünftig ausgebaut. 1966 zogen die kultur- und geistesgeschichtlichen Sammlungen des Museums dort ein, und Lipp konnte die Abteilung Volkskunde und die Krippensammlung, dann auch das Mostmuseum und die Fahrzeugsammlung aufstellen. Es ist eine der schönsten, am besten geplanten und künstlerisch überlegtesten Aufstellungen geworden. Bald ließ sich dort auch eine Sonderausstellung der bemalten Möbel veranstalten, und weiters zog auch die komplett übernommene Sammlung Spiegl dort ein, und Lipp hat alle diese Sammlungen nicht nur aufgestellt, sondern auch die entsprechenden Kataloge dazu geschaffen.

Die dauernde Arbeit an einem großen Museum, an einer so bedeutenden Abteilung hat Lipp nicht davon abgehalten, sich auch bei allen anderen Unternehmungen des Landesmuseums zumindest zu beteiligen. War es doch in unseren Jahren endlich Brauch geworden, daß historische und kunsthistorische Ausstellungen nunmehr auch eine volkskundliche Note bekamen, zumindest durch einen Beitrag der Volkskunde erläutert wurden und werden. Da hat Lipp etwa die Ausstellung „Kunst der Donauschule“ durch einen wichtigen Beitrag „Volksart und Volksfrömmigkeit“ 1967 bereichert, und im Katalog der Ausstellung „Der oberösterreichische Bauernkrieg“ 1976 „Die materielle und geistige Kultur der oberösterreichischen Bauern um 1626“ dargestellt. Solche Arbeiten sind nicht ohne den Hintergrund der vielen rein volkskundlichen Arbeiten zu verstehen, die Lipp nicht zuletzt durch die Betreuung der mächtigen Bücher des Malers Max Kislinger geleistet hat. Dort ist die Volkskunst im Lande Oberösterreich in eigenständiger graphischer Gestaltung vorgestellt worden, und Lipp hat darauf mit seinen Einführungen und Nachwörtern beachtlichen Einfluß gehabt. Er ist sicherlich auch dadurch einmal mehr mit den Künstlern des Landes in Berührung gekommen, von denen er so manchen besonders geschätzt und gefördert hat. Aber auch die früheren und späteren Sammler der Volkskunst sind ihm dabei vertraut geworden. Einem der Begründer der sammlerischen Volkskunde im Lande, nämlich Anton M. Pachinger, hat er 1970 eine köstliche Studie gewidmet. Von seiner Beschäftigung mit der Sammlung Spiegel war schon die Rede. Zeitgenossen wie Gertrud Wimmer-Brunner in Lambach hat er einen bewegten Nachruf gehalten, und den Schnitzer und Zeichner Hans Mairhofer-Irrsee 1969 in einer eigenen Ausstellung herausgestellt. Das ist ein Teil von Lipps lebendigem Wirken, der nur andeutungsweise in Veröffentlichungen zur Geltung kommen kann, und sicherlich auch mit der ganzen anderen Ebene seiner Wirksamkeit, mit dem „Heimatwerk“ in engster Verbindung steht. Der ersten, der beruflichen Ebene dagegen gehören Lipps Bemühungen um die anderen Museen im Lande ob der Enns an. Er hat sich tatkräftig für die Sache der Freilichtmuseen eingesetzt, hat aber lokale Einzeldarstellungen dieser Art sehr gefördert, so daß das „Mondseer Rauchhaus“ geradezu zu einer der Signaturen seines Wirkens gehört. Aber auch andere Sammlungen wie das Webereimuseum in Haslach oder das Schiffahrtsmuseum im Schloß Greinburg konnten mit seiner tätigen Mitwirkung rechnen. In manchen Fällen hat er dabei auch über die Landesgrenzen hinausgegriffen, und beispielsweise überaus tätig die Wiedererrichtung eines oberösterreichischen Vierkanter im Österreichischen Freilichtmuseum in Stübing bei Graz erwirkt. Ein solches gesamtösterreichisches Museum wäre ihm wohl ohne die bauliche Bezeugung einer Hauptleistung des oberösterreichischen Bauerntums nicht vollständig erschienen.

Es steht aber wohl noch anderes dahinter. Lipp hat sich schon bei Haberlandt in Wien und bei Geramb in Graz mit dem Bauernhaus beschäftigt, das Gebiet ist ihm immer präsent geblieben. Die starken Beziehungen zu Eduard Kriechbaum in Braunau, dem bedeutenden Darsteller der oberösterreichischen Bauernhauslandschaften, wie zu dem Architekten Rudolf Heckl haben sicherlich dazu beigetragen, daß Lipp die Bauernhausforschung stets mitbetrieb, von den Wurzeln historischer Art ausgehend, wenn er sich zu „Hallstatt-Blockhaus und Dachstein-Almhütten“ 1976 äußerte, aber auch hausbrauchgeschichtlich, wenn er sich schon früh und intensiv mit „Firstsäule und Firstbaum in der Überlieferung des Mondseelandes“ 1948 beschäftigte. Das „Rauchhaus“, die „Bauernburgen“, das waren Themen von großer Eindringlichkeit, die ihn immer wieder beschäftigten. Aber mehr als andere

Bauforscher hat Lipp das Hausinnere interessiert, vor allem die Stube, und daraus ist schließlich auch seine schöne Habilitationsschrift hervorgegangen, als Buch direkt „Oberösterreichische Stuben“ 1966 genannt. Auch darin wieder der Gedanke der räumlichen Gliederung, der „Stubenlandschaften“, als Gegenstück zu den üblichen „Hauslandschaften“ in die Forschung eingeführt.

In den Stuben vor allem standen einstmals jene bemalten Möbel, welche Lipp seit langem besonders beschäftigten, und aus denen er schließlich die bedeutendste Möbelsammlung im Lande machen sollte. Schon 1951 hat er über „Stand und Aufgaben der Bauernmöbelforschung in Österreich“ referiert. Mehr als zehn Jahre später, 1964, konnte er die schöne Ausstellung im Linzer Schloßmuseum gestalten, deren Katalog das bisher beste Handbuch darüber geblieben ist. Sondergruppen wie die bemerkenswerten Eferdinger Möbel hat er gelegentlich eigens behandelt, und sonst vor allem die entsprechenden Karten und Kommentare für den Österreichischen Volkskunde-Atlas erarbeitet. Es sind andere Karten als die üblichen Punkte-Karten der normalen Atlas-Erhebungen geworden, und man hat daher immer wieder Anlaß, sich mit ihnen und den Kommentaren dazu auseinanderzusetzen.

Der große Möbelkenner ist der Öffentlichkeit aber bei weitem weniger bekannt geworden als der Trachtenforscher Lipp. Er hat sich schon aus heimatlicher Gewohnheit heraus immer damit beschäftigt und früh die Gliederungen der Karte, der „Landschaften“, auch darauf übertragen. Schon sein erster umfassender Beitrag „Zur Geschichte und landschaftlichen Gliederung der österreichischen Volkstrachten“ 1952 geht darauf ein. Aber schon damals hat sich Lipp mehr vorgenommen, und hat sein fünfteiliges Mappenwerk „Oberösterreichische Trachten“ daraus entstehen lassen. Keine Frage, daß gerade diese umfangreiche Arbeit mit den Arbeiten am „Heimatwerk“ zusammenhängen, daß auf diesem Gebiet der Forscher gleichzeitig als Pfleger fungierte. Wenn das Mappenwerk im Untertitel „Erneuert und zusammengestellt“ heißt, dann deutet sich der Weg zur aktiven Trachtenpflege, bis hin zur Einkleidung von Schützen und Kapellen in „Trachten“ an, den Lipp ganz konsequent für sein Land, aber auch für andere Bundesländer gegangen ist. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen haben ihre Anerkennung gefunden, seine Erkenntnisse sind wieder in Karten und Kommentare des Österreichischen Volkskunde-Atlas eingeflossen, und wieder unterscheiden sich diese Karten beachtlich von den meisten anderen, weil sie eben mit den normalen Mitteln der Punktekarte nicht zu erstellen waren. Wie bei der Trachtenerneuerung ist Lipp auch auf dem Gebiet der Trachtenforschung über die Grenzen von Oberösterreich hinausgegangen, und hat beispielsweise verdienstvoll an dem großen niederösterreichischen Trachtenwerk, das Helene Grönn in die Wege geleitet hatte, im Schlußband 1973, mitgewirkt. Lipp's Arbeiten auf diesem Gebiet sind zweifellos durch die Veröffentlichungen allein nicht ausgedeckt. Die vielen Vorträge und Vorlesungen auf diesem Gebiet haben so manche weitere Gedanken zur Folge gehabt, die sich nur knapp gelegentlich im Druck niederschlugen. Trachtengeschichtliches etwa, Betrachtungen zu Trachtenbildern, und vor allem die Überlegungen zum historischen Werden. Die Arbeit an der großen Ausstellung von 1977 „Baiernzeit in Oberösterreich“ hat denn auch die maßgebende Studie „Zur Tracht der Baiern in der Zeit des Agilolfingischen Stammesherkzogtums“ im Katalog ergeben.

Auch hier wieder zeigt es sich, daß Lipp die Tracht nicht einfach positivistisch für sich nimmt, sondern daß sie ihm in das Gewebe von Sitte und Brauch eingearbeitet erscheint. Wenn er sich zu den „Kreuzstichmustern aus Oberösterreich“ 1969

äußert, dann steht das Brauchmäßige an der Stickerei weit im Vordergrund. Und das Brauchmäßige im Ganzen hat ihn eben immer schon angezogen. Von den ihm so wohlbekannten Bräuchen im Salzkammergut über den „Karneval von Grünau“ bis zu den „Masken und Maskenbräuchen im Salzkammergut“ 1949, wo wieder Lipps Vorliebe für mögliche Kontinuitäten zum Ausdruck kommt. Aber auch die Verbindung des Brauchtums zur Volkskunst ist ihm stets präsent, etwa bei der Darstellung von „Pferderennen, Ringelstechen und Faßreiten auf einem oberösterreichischen Lederranzen“, 1974. Man muß da an die gegenständlich verwandten Arbeiten seiner Freunde und Altersgenossen Leopold Kretzenbacher und Oskar Moser ebenso denken wie an seine stete Beschäftigung mit diesen federkielgestickten Ledergürteln, denen er ja auch einmal eine kleine Ausstellung gewidmet hat. Brauchtümlisches war und ist ihm immer präsent, ob es sich um das „Firstbaumstehlen“ im Mondseeland 1948 handelt, oder um die „Pferdeschädel- und anderen Tieropfer an Dachfirsten“, ebenfalls im wohlvertrauten Mondseeland 1965. In solchen brauchgeschichtlichen Spezialfällen greift Lipp gelegentlich sogar über die Landesgrenzen hinaus und widmet sich den „Sonnwendbäumen des Weinsberger Waldes“ im niederösterreichischen Waldviertel, 1961.

Das ist aber schon Jahresbrauch, und dem mußte Lipp, wie wohl jeder Fachvertreter, immer wieder einmal seinen Tribut zollen. Zunächst so sehr bei den Krippen, die ihm wieder aus dem Salzkammergut besonders vertraut waren. „Krippen und weihnachtliche Volkskunst“ hat er im Schloßmuseum 1976 ausgestellt und in einem eigenen schönen Katalog behandelt. Daß er zu Otfried Kastners „Krippe“ 1964 einen Beitrag schrieb, konnte dieses merkwürdige Buch freilich nicht retten. Das Lebendige an diesen Dingen blieb ihm wichtig. So gab er 1955 das „Ischler Krippenspiel“ heraus, das vermutlich 1654 zuerst aufgezeichnet worden war. Aber da gerät man leicht in das Dickicht der vielfachen Bestrebungen von Reformation und Gegenreformation und deren künstlerischen Niederschlag. Lipp hat die bleibenden Werte dieser Erscheinungen gesucht, die „Goldkörner“ über dem flüchtigen Geschiebe. Deshalb wohl auch seine Freude an dem „Steyrer Kripperl“, dem er einen schönen Film gewidmet hat. Deshalb auch seine freundliche Erinnerung an „Das alte Puppentheater am Linzer Hofberg“, wozu ihn die im Museum geretteten Figuren, vor allem der einzigartige „Linzer Kasperl“ anregten. Auch auf dem übrigen Brauchgebiet dieser Art waren es doch Zimelien, Besonderheiten, die er mit einer gewissen Vorliebe ans Licht hob. Etwa der „Wolfgangikasten“, jenes neuentdeckte szenische „Figurentheater der Legende vom hl. Wolfgang“, das er 1954 für die Festschrift zum 80. Geburtstag von Gustav Gugitz zur Verfügung stellen konnte. Erinnerungen an den hl. Wolfgang als besonderen Patron im Salzkammergut haben ihn weiterhin beschäftigt, vor allem „Das Beil des hl. Wolfgang“, 1972, eine Arbeit, in der wieder Lipps Freude an dem Gedanken der Kontinuität zum Ausdruck kommt. Bei der großen Wolfgang-Ausstellung von 1976 lastete nicht nur die organisatorische Arbeit auf ihm. Er konnte im Katalog auch „Kult und volkstümliche Verehrung des hl. Wolfgang“ mit viel Gewinn darstellen. So mancher andere im Lande ob der Enns verehrte Heilige ist von ihm gelegentlich auch behandelt worden, so etwa der Konrad Bosinlother als „Der Heilige mit dem Totenbrett“, 1974, und „Ein Kultdenkmal des hl. Koloman aus dem Innviertel“ im gleichen Jahr. Daß Lipps Arbeiten viel mehr an solchen Erscheinungen erfaßte, ist fast selbstverständlich. Aber man kann sich doch nur am Leitfaden der Veröffentlichungen ein wenigstens halbwegs zureichendes Bild davon machen.

Für den Museumsmann Lipp war die Beschäftigung mit der Volkskunst aller Art dauernd selbstverständlich. Aber gewisse Teile stellte er doch besonders gern heraus. So etwa die „Ennser Schützenscheiben“ 1971, ein besonders geglücktes Büchlein, das die immer länger werdende Reihe der Veröffentlichungen dieser bisher doch noch zu wenig beachteten Volkskunst-Gebilde wesentlich bereichert hat. Von manchen kleineren Arbeiten braucht hier nicht berichtet zu werden, wenn sie auch mitunter geradezu hinweisenden Charakter haben. So, wenn Lipp etwa über „Figurale Brautschaffel aus Oberösterreich“ 1966 berichtet, was durchaus auf seine gegenwärtig laufenden Arbeiten an den figural verzierten Möbeln schon vorausweist. Bis zu einem gewissen Grad gehört wohl auch die besinnliche Studie über die „Selbstdarstellung“ in der Volkskunst hierher, die auch das „Folklorismusproblem“ in einem eigenen Licht erscheinen läßt. Lipp hat den von der gleichzeitigen Forschung auf diesem Gebiet aufgeworfenen Fragen stets Aufmerksamkeit geschenkt, ohne sich vom eigenen Weg abbringen zu lassen. Man merkt es auch an den kleineren Arbeiten, die er der musischen Volkskunst gewidmet hat. Das Funktionelle, Brauchbezogene an den Erscheinungen bleibt ihm wichtig. So etwa hat er das „Neujahrsansingen von Vorderstoder“ 1959 behandelt, so sich mit den „Drilutn“, den Alphörnern des Böhmerwaldes, beschäftigt. Und wie er zum Ringreiten eine abgelegene Bildquelle zu interpretieren wußte, so bot er in der Festschrift für Richard Wolfram auch „Neue Bildquellen zum Kulttanz aus Oberösterreich“.

Das sind freilich Arbeiten, die seine Hauptleistungen immer schon begleitet haben, Interpretationen von Volkskunst-Leistungen aus den verschiedensten Perspektiven. Schon 1939 versuchte er sich mit dem „Sinnbild“ auseinanderzusetzen, und Spuren der damaligen Überlegungen wird man in seinen Veröffentlichungen immer wieder finden. Eine köstliche Gabe dieser Art etwa war sein Kongreßbeitrag 1952 über den „Leuchterwagen von Steyr“, einem kunstvollen schmiedeeisernen Gebilde. Ab und zu nur konnte er sich auf solche Interpretationen einlassen, oft mußte er doch allgemeinere Übersichten etwa über das oberösterreichische Bauernbarock oder ähnliches ausarbeiten, was freilich immer aus seinen engeren Museums- und Ausstellungsarbeiten entsprang.

Aus diesen immer auf spezielle Gruppen eingestellten Beobachtungen entsprangen schließlich auch seine Arbeiten zum Glas, die einen besonderen Höhepunkt seines Schaffens bilden sollten. Schon 1971 hatte er eine schöne Ausstellung im Linzer Schloßmuseum über den Bereich „Volkstümliches Hohlglas aus erloschenen Hütten“ gestaltet, mit einem sehr aufschlußreichen Katalog. Neben kleineren Veröffentlichungen um dieses bedeutende Thema herum ergab sich daraus das hervorragende Buch „Bemalte Gläser. Volkstümliche Bildwelt auf altem Glas“, 1974, das vielleicht neben den Stuben- und Möbelarbeiten Lipps Arbeitsweise und Darstellungskunst am stärksten bezeugt. Er hat das wohl selbst so verspürt, und demgemäß sich zu seinem 60. Geburtstag ein bemerkenswertes persönliches Geschenk gemacht, sein „Lebensalter-Glas“, das in sechs „Pässen“ die Jahrzehnte seines Lebens knapp zu überschauen und zu deuten versteht.

Beim vierten „Paß“ steht da „Erneuern, gründen, bauen“, und dieses Motto wird durch einen Pflanzgarten veranschaulicht, auf dessen Bäumen die Aufschriften „Volkskundeabteilung, Oberösterreichischer Werkbund, Oberösterreichisches Heimatwerk, Kuratorium österreichischer Heimatwerke“ stehen. Da muß man doch auch in dieser Hinsicht noch etwas ausgreifen, obwohl diese Würdigung sicherlich in erster Linie dem Vertreter der Volkskunde als Wissenschaft Franz Lipp zugehört

ist. Aber Lipp hat in der Festschrift für Viktor von Geramb 1949 selbst einen Beitrag „Angewandte Volkskunde als Wissenschaft“ veröffentlicht, der für sein Wirken in dieser Richtung programmatisch sein wollte. Er kannte seine beiden Ebenen des Lebens und Wirkens gut genug, um dort zu schreiben: „Wie denn überhaupt die angewandte Volkskunde nicht allein als eine Wissenschaft, sondern viel mehr als eine Kunst zu gelten hat.“ Er hat es jedenfalls so gehalten, hat vor allem durch Heimatwerk und Werkbund in dieser Richtung gewirkt. Manchmal, besonders in der Frühzeit, hat er dabei viel gewagt. Die Ausstellung „Kunst im Ursprung“ in Linz 1953 mußte in diesem Sinne verstanden werden. Aber auch der Versuch, das Wirken der Heimatwerke auf diese Art darzustellen, sollte dermaßen gelten. „Volkskunst und Handwerk der Gegenwart in Österreich“ im Wiener Künstlerhaus 1957 war ein sehr weit gezielter Ansatz. Freilich begann der damalige Unterrichtsminister seine Eröffnungsansprache mit dem Wildgans-Zitat „Ich bin ein Kind der Stadt“, so daß man sofort wußte, daß er mit dieser Ausstellung und ihren Intentionen nicht würde mitgehen können. Wie hätte er das auch gekonnt, da er in seiner ganzen Amtszeit kein Volkskundemuseum und keine volkskundliche Ausstellung auch nur besucht hatte. Aber Franz Lipp hätte sich seinerseits darauf berufen können, daß er es immerhin versucht hatte, auch die Stadt in diesen seinen Bereich einzubeziehen. 1956 hat er eine wichtige Ausstellung „Linz und die österreichische Volkskultur“ veranstaltet, welche die Anregungen der Stadtvolkskunde, nicht zuletzt die der Arbeiten des Linzers Hans Commenda aufnahm und in eine sehenswerte Präsentation verwandelte. Die Schau im Wiener Künstlerhaus freilich erreichte wohl ihre Adressaten kaum. Aber der Grundgedanke, den Lipp vertrat, er war immerhin einmal deutlich ausgesprochen worden. Es konnte ja nun jedermann daraus entnehmen, was er zu dem auch von Lipp einmal so formulierten Thema „Volkskunst der Gegenwart“ meinen mochte. Für den Näherstehenden, der in den Wandel der Zeiten und Dinge seine eigenen Einblicke hatte, war es aber vielleicht ein Zeichen, daß eine bestimmte Periode nun allmählich zuendegehen mochte. Es handelte sich für viele nicht mehr um „Angewandte Volkskunde als Wissenschaft“, sondern nur mehr um die kommerzielle Auswertung der damals gegebenen Anregungen. Und Franz Lipp mußte selbst gelegentlich kurzlebige Modeerscheinungen wie den „Austrian Look“ kritisch aufs Korn nehmen.

Man weiß, daß solche Erscheinungen das große Lebenswerk eines vielseitigen Mannes nur umspielen. Franz Lipp, der auch ein feinsinniger Lyriker sein kann, wenn er nur den rechten Anlaß findet, hätte dazu wohl manchen besinnlichen Vers gewußt, und vielleicht spricht er ihn auch noch einmal aus. Für uns, die wir das bedeutende Werk wachsen und gedeihen sahen, bleibt doch nur, seines Schöpfers in diesem Jahr seines 65. Geburtstages dankbar zu gedenken, und ihm für die weiteren „Pässe“ an seinem Lebensglas viel Glück zu wünschen.

Leopold Schmidt

## Schriftenverzeichnis<sup>1)</sup>

1938

Dissertation: Grundformen des Kulturlebens. Univ. Graz 1938, ungedruckt

1939

- 1 Weihnachtsbrauchtum im Salzkammergut. (Der Heimatgau, 1. Jg., Linz 1938/39, S. 12—17)
- 2 Die Gaustelle für Volkskunde in Oberdonau. (Der Heimatgau, 1. Jg., Linz 1938/39, S. 91—93)
- 3 Volkstumsarbeit und Brauchtumpflege. (Linzer Tagespost 1939, Nr. 39; Volksst. 1939, Nr. 93)
- 4 Bauen wir uns ein Heimathaus? (Linzer Tagespost 1939, Nr. 66)
- 5 Volkstum und Fremdenverkehr. (Linzer Tagespost 1939, Nr. 77; Volksst. 1939, Nr. 93)
- 6 Ostern im deutschen Volksbrauch. (Linzer Tagespost 1939, Nr. 82)
- 7 Die Tracht ist keine Uniform. (Linzer Tagespost 1939, Nr. 92)
- 8 Volkskundliches zum Maibeginn. (Linzer Tagespost 1939, Nr. 103)
- 9 Heimatwerk von Oberdonau. (Linzer Tagespost 1939, Nr. 133)
- 10 Wie baue ich mit am Haus der Heimat? (Volksst. 1939, Nr. 85)

1940

- 11 Der Karneval von Grünau, ein altgermanisches Brauchtum. (Der Heimatgau, 2. Jg., Linz 1940/41, S. 26—29)

1941

- 12 **Was will das Heimatwerk Oberdonau.** Linz 1941.
- 13 Die Salzkammergutler. (Der Heimatgau, 3. Jg., Linz 1941/42, S. 42—46)

1946

- 14 Österreich und die europäische Volkskunst. (Kunst und Aufbau, 1946, H. 2)

1947

- 15 Die Neuaufstellung des Museums der Stadt Steyr. (Mitt. d. Mittelst. d. Heimathäuser, Linz 1947, F. 2)

1948

- 16 **125 Jahre Kurort Bad Ischl. Ausstellung zur 125-Jahr-Feier des Heilbades Ischl (1823—1948).** Kataloge des OÖ. Landesmuseums, Nr. 2, Linz 1948
- 17 125 Jahre Kurort Bad Ischl. Zur Ausstellung des OÖ. Landesmuseums in Bad Ischl, (Kult. Ber. 1948, F. 34)
- 18 Oberösterreich und die Bauernhausforschung. Zur dritten österr. Volkskundetagung in Tollet bei Grieskirchen. (Kult. Ber. 1948, F. 41)
- 19 Rezension: Ernst B u r g s t a l l e r, Lebendiges Jahresbrauchtum. (OÖ. Heimatblätter, Jg. 2, Linz 1948, H. 4, S. 370—371)

1949

- 20 **Kultur der Sensenschmiede. Katalog zur Ausstellung: Das Eisen in Geschichte und Kultur des Landes ob der Enns,** herausg. v. F. Pfeffer, Linz 1949
- 21 Angewandte Volkskunde als Wissenschaft. (Volk und Heimat. Festschrift für Viktor v. Geramb, Graz—Salzburg—Wien 1949, S. 307—317)
- 22 Masken und Maskenbrauch im Salzkammergut mit besonderer Berücksichtigung der geschnitzten Larven. (Österr. Zeitschrift f. Volkskunde. NS III/52, Wien 1949, S. 99—105)
- 23 Die geistige Kultur der Sensenschmiede in Oberösterreich. (OÖ. Heimatblätter, Jg. 3, Linz 1949, S. 234—250)
- 24 Volkstum im Ischler Lande. (Bad Ischl, Österreichs ältestes Solebad, Bad Ischl 1949, S. 26—27)
- 25 Ein Leben für Volkstum und Heimat. (OÖ. Nachrichten 1949, Nr. 69)
- 26 Rosa L i s t zum Gedenken. (Kult. Ber. 1949, F. 34)

1950

- 27 **Von alter oberösterreichischer Bauernherrlichkeit.** Kataloge d. OÖ. Landesmuseums, Linz 1950
- 28 Die volkskundlichen Bestände des Museums der Stadt Enns. (Führer durch das Museum der Stadt Enns, Linz 1950)
- 29 Von alter Bauernherrlichkeit. (Ausstellung Max Kislinger). (Kult. Ber. 1950, F. 16)
- 30 Dr. Ing. Ernst H a m z a — 65 Jahre alt. (Kult. Ber. 1950, F. 2)

<sup>1)</sup> Zusammengestellt aus: Biographisches Lexikon von Oberösterreich, bearb. v. Martha Khil, Bd. 4; Jahrb. d. OÖ. Musealvereins und eigenen Ergänzungen von Franz J. G r i e s h o f e r

- 31 Die Trachtenbewegung in Oberösterreich. Zur Pfingsttagung der Vereinsobmänner (der Trachtenvereine) in Linz. (Heimat und Volk, 1950, F. 8, S. 2 ff.)
- 32 Ischler Krippen. Zur Ausstellung des Heimatvereins Bad Ischl vom 2.—8. Dezember 1950. (Kult. Ber. 1950, F. 52)
- 33 Weihnachten in Oberösterreich. (Oberösterreich 1, Linz 1950, H. 1, S. 6 f., 17)
- 34 Rezension: Unsere Meinung über neue Bücher: Georg K o t e k und Raimund Z o d e r, Stille Stunden, Wien. — Josef B u c h i n g e r, Bodenständige Naturkunde, Wien. — Viktor von G e r a m b, Die Rauchstuben im Lande Salzburg. Salzburg 1950. (Oberösterreich 1, Linz 1950, H. 2, S. 38 ff.)
- 35 Rezension: Der Blinde Peter. (Oberösterreich 1, Linz 1950, H. 4, S. 78 f.)

1951

- 36 **Oberösterreichische Trachten Folge 1: Im ganzen Land gültige Trachten.** Linz, OÖ. Landesverlag, 1951, 24 S., 8 Tafeln, 1 Schnittbogen
- 37 **Das Salzkammergut. Wesen einer Landschaft.** Bad Ischl, Verlag Mader, 1951, 48 S. mit Bildern von Josef Lentner.
- 38 Stand und Aufgaben der Bauernmöbelforschung in Oberösterreich. (Carinthia I, 1951, S. 780 ff.)
- 39 Die Tracht des Salzkammergutes im Wandel der Zeit. (Heimat und Volk, 1951, F. 8)
- 40 Trachtenkundliches zum Landlerbild Franz Stelzhammers. (OÖ. Heimatblätter, Jg. 5, Linz 1951, S. 60—61)
- 41 Die volkskundlichen Bestände des Museums der Stadt Enns. (Kult. Ber. 1951, F. 2)
- 42 Unbekannte Schätze des Landesmuseums (Textilausstellung). (Kult. Ber. 1951, F. 20)
- 43 Unser Kleid — unsere Zeit. Die Erneuerung der Volkstracht in Österreich. (Furche 1951, F. 25)
- 44 Die Innviertler Tracht im Wandel der Jahrhunderte. (OÖ. Nachr. 1951, Nr. 142)
- 45 Anna S c h a l l i n g e r — eine Hüterin der Heimat (gest. März 1951). (Kult. Ber. 1951, F. 14)
- 46 Trachtenerneuerung in Österreich und Bayern. Bericht über die Tagung an der Staatlichen Webschule Schloß Straß, Dommelstadt bei Passau am 26. Mai 1951. (Schönere Heimat, 40. Jg., München 1951, H. 2, S. 54—55)

1952

- 47 **Oberösterreichische Trachten Folge 2: Innviertel.** Linz, OÖ. Landesverlag, 1952, 22 S., 8 Tafeln, 1 Schnittbogen
- 48 **Art und Brauch im Lande ob der Enns. Mit 10 Bildkarten von Rotraut Hinderks-Kutscher.** Salzburg, Otto Müller, 1952, unpag., X Farbtafeln
- 49 **Erneuerte Tracht — Werden, Wandel und Wiedergeburt der Volkstrachten Oberösterreichs.** Kataloge des OÖ. Landesmuseums, Linz 1952
- 50 Volkstracht. Zur Geschichte und landschaftlichen Gliederung der österreichischen Volkstrachten. (Österreichische Volkskunde für Jedermann. Herausg. v. Adolf M a i s, Wien 1952, S. 229—265, Abb.)
- 51 Geschichtliche Volkskunde des ländlichen Unternehmertums in Oberösterreich. (Veröffentl. d. Verbandes Österr. Geschichtsvereine, Wien 1952, Bd. 2, S. 90—92)
- 52 Der Leuchterwagen von Steyr. (Österr. Zeitschrift f. Volkskunde, NS VI/55, 1952, S. 173—189)
- 53 Steyrer Eisenkunst. (Linzer Tagbl. 1952, Nr. 15)
- 54 Verheißung und Aufbruch. Zur Trachtenerneuerung im mitteleuropäischen Raum. (Furche 1952, F. 35)
- 55 Volkskundekongreß und Europawochen in Passau. (Neue Warte, 1952, Nr. 38)

1953

- 56 **Kunst im Ursprung. Kunst der Vorzeit und der Naturvölker, Volkskunst und Kinderkunst in Gegenüberstellung zu Werken moderner Kunst.** Kataloge d. OÖ. Landesmuseums, Volkskundl. Abteilung, Linz 1953
- 57 Zur Erneuerung der Tracht im Rott- und Vilstal. (Schönere Heimat, 42. Jg., München 1953, H. 3/4, S. 95—107, 4 Abb.)
- 58 Firstsäule und Firstbaum in der Überlieferung des Mondseerlandes. (OÖ. Heimatblätter, 7. Jg., Linz 1953, S. 352—360)
- 59 Kunst im Ursprung. (Kult. Ber. 1953, F. 34/35)
- 60 Oberösterreichische Volkskunst im Weihnachtsfestkreis. (OÖ. Nachr. 1953, Nr. 34/35)
- 61 Neue Farben für den oberösterreichischen Trachtenanzug. (OÖ. Nachr. 1953, Nr. 131)
- 62 Rezension: Viktor v. G e r a m b, Verewigte Gefährten. Ein Buch der Erinnerung. (OÖ. Heimatblätter, 7. Jg., Linz 1953, S. 370 f.)

1954

- 63 **Das Ischler Krippenspiel 1654—1954. Zur 300. Wiederkehr des Jahres seiner ersten Aufzeichnung.** Bad Ischl—Linz 1954
- 64 **Der Bauernkalender, seine LOSTAGE und Heiligen.** Kataloge des OÖ. Landesmuseums, Volkskundl. Abteilung, Linz 1954
- 65 Der „Wolfgangkasten“. Ein neuentdecktes szenisches Figurentheater der Legende vom hl. Wolfgang. (Kultur und Volk. Festschrift für Gustav Gugitz, Wien 1954, S. 237—244, 3 Tafeln)
- 66 Ein Meister der Volkskunst in Offenhausen, der Tischler in Moos Georg **Breitwieser** (1768—1849). (Heimatbuch Offenhausen, 1954)
- 67 Versehrtes Brauchtum. (Furche 1954, F. 10)
- 68 Zwei volkskundliche Ausstellungen im oberösterreichischen Landesmuseum. (Kult. Ber. 1954, F. 11)
- 69 Oberösterreichs Trachtenfrühling. (Oberösterreich 4, Linz 1954, H. 1/2)
- 70 Die Volkskunst am oberösterreichischen Landesmuseum seit 1945. (Mitteilungsblatt d. Museen Österr. 3, 1954, S. 140—148)
- 71 Zur Trachtenpflege und Trachtenerneuerung in Österreich, auszugsweise aus „Volkstracht“ in Österreichische Volkskunde für jedermann, Wien. (Beiträge zum österreichischen Heimatfest, Leoben 1954, S. 21—23)

1955

- 72 **Oberösterreichische Trachten Folge 3: Mühlviertel.** Linz, OÖ. Landesverlag, 1955, 28 S., 5 Tafeln, 1 Schnittbogen
- 73 Lebendiges Ischler Krippenspiel 1654—1954. Zum Altersproblem des letzten großen Volksschauspiels von Oberösterreich. (OÖ. Heimatblätter, 9. Jg., Linz 1955, S. 307—313, 3 Abb.)
- 74 Altbayrisches Österreich. (OÖ. Nachr. 1955, Nr. 244)
- 75 Zur Gotik der St. Nikolaus-Kirche in Bad Ischl. (OÖ. Nachr. 1955, Nr. 290)
- 76 Linz und die österreichische Volkskultur. „Linzer Tracht“, „Linzer Möbel“, „Linzer Geiger“. (Hist. Jahrbuch d. Stadt Linz 1955. S. 359—406, 2 Karten)

1956

- 77 **Linz und die österreichische Volkskultur.** Kataloge des OÖ. Landesmuseums Nr. 29, = Nr. 5 der Volkskunde-Abteilung, Linz 1956, 28 S., 7 Abb.
- 78 Das Beispiel Grundsee. Ein Beitrag zur Frage „Volkskultur, Technik und Bergbau“. (Der Anschnitt, Jg. 8, 1956, Nr. 2, S. 3—11)
- 79 Bergmann und Bergwerk in der Weihnachtskrippe. (Der Anschnitt, Jg. 8, 1956, Nr. 6, S. 3—8)
- 80 Das Leiden-Christi-Theater. (OÖ. Nachr. 1956, Nr. 77)
- 81 Oberösterreichische Hafnerkunst der Gegenwart. (Heimatland, 1956, April)
- 82 Müssen Reiseandenken kitschig sein? (Heimatland, 1956, August)
- 83 Hans **Schultz**. (Kult. Ber. 1956, F. 4)
- 84 Aus Glasschrein und Kapelle. Zur gleichnamigen Ausstellung im OÖ. Landesmuseum. (Kult. Ber. 1956, F. 10)
- 85 Rezension: Otfried **Kastner**, Eisenkunst im Lande ob der Enns. (Österr. Zeitschrift f. Volkskunde, NS. X/59, 1956, S. 70 f.)

1957

- 86 **Volkskunst und Handwerk der Gegenwart in Österreich.** Wien, Österr. Bundesverlag, 1957, 80 S., 24 Tafeln
- 87 **Denkmäler der alten Bauernherrschaft Oberösterreichs zum Anlaß des Erscheinens des Volkskundewerkes von Max Kislinger.** Kataloge des OÖ. Landesmuseums Nr. 31, = Nr. 6 der Volkskunde-Abteilung, Linz 1957, 8 S., 1 Abb.
- 88 Denkmäler der oberösterreichischen Volkskultur und ihre Stellung im Donaauraum (Max Kislingers Bauernherrschaft zum Geleit). (Max Kislinger, Alte Bauernherrschaft, Linz 1957, S. 5—21; = Denkmäler der Volkskultur aus Oberösterreich, Bd. 1)
- 89 Die Heimatsammlung Hans Mairhofer in Zell am Moos. (Kult. Ber. 1957, F. 18 — wiederabgedruckt in Österr. Zeitschrift f. Volkskunde, NS. XI/60, 1957, S. 342—343)
- 90 Brauchtum im Zeitalter des Superlativs. (OÖ. Nachr. 1957, Nr. 16)
- 91 Volkskunst und Handwerk in Österreich. (Heimatland 1957, Februar)
- 92 Max **Kislingers** Volkskunstwerk „Alte Bauernherrschaft“. (Linzer Volksbl. 1957, Nr. 133)
- 93 Landvolk, Kultur und Gegenwart. (OÖ. Nachr. 1957, Nr. 173)

## 1958

- 94 Art und Brauch in unserer Zeit. (Oberösterreich. Kunst und Kultur aus Oberösterreich. Linz 1958)
- 95 Die unbekanntnen Seen des Salzkammergutes. (Oberösterreich 8, Linz 1958, H. 1/2)
- 96 Das moderne Museum. (OÖ. Nachr. 1958, Nr. 3)
- 97 Freilichtmuseum in Oberösterreich. (Kult. Ber. 1958, F. 4)
- 98 Typen volkstümlicher Hafnerarbeiten und Majoliken in Oberösterreich. Zur Ausstellung „Mit Malhorn und Scharffeuer“ im OÖ. Landesmuseum. (Kult. Ber. 1958, F. 21)
- 99 Mit Brustlatz, Pluderhose, Schalk und Jodelhut. (OÖ. Nachr. 1958, Nr. 269)
- 100 Das Steyrer Krippenl. (Linzer Volksbl. 1958, Nr. 297)
- 101 Im Gedenken an DDr. Eduard K r i e c h b a u m. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, NS. XII/61, 1958, S. 336—340)

## 1959

- 102 Das Neujahrssingen von Vorderstoder (Oberösterreich). (Jahrb. d. Österr. Volksliedwerkes, Wien 1959, Nr. 8, S. 120—123, Noten)
- 103 Bergmännisches Brauchtum im Salzkammergut. (Der Anschnitt, Jg. 11, 1959, H. 5, S. 9—16)
- 104 An hundert Ufern. Eine Kunstwanderung durch das Salzkammergut. (Merian 5/XII (= Das Salzkammergut), Hamburg 1959)
- 105 Erstes Freilichtmuseum in Oberösterreich. (OÖ. Nachr. 1959, Nr. 199)
- 106 Das Mondseer Rauchhaus. (Linzer Volksbl. 1959, Nr. 247)

## 1960

- 107 **Oberösterreichische Trachten, Folge 4: Landl. Hausruckviertel und Traunviertel.** Wels, Welsermühl, 1960, 27 S., 6 Tafeln, 1 Schnittbogen
- 108 **Oberösterreichische Trachten, Folge 5: Salzkammergut und Eisenwurzten.** Wels, Welsermühl, 1960, 55 S., 12 Tafeln, 1 Schnittbogen
- 109 Der Bergmannsstock von Wittkowitz — Michael B l ü m e l h u b e r und die Kunst des Eisen- und Stahlschnittes. (Der Anschnitt, Jg. 12, 1960, H. 6)
- 110 Die Salztrager und ihre Krippe. (Der Anschnitt, Jg. 12, 1960, H. 6, S. 11—18)
- 111 Das Mondseer Rauchhaus — erstes oberösterreichisches Freilichtmuseum. (Kult. Ber. 1960, F. 23)
- 112 Weihnachtliche Kunst im Oberösterreichischen Landesmuseum. (Kult. Ber. 1960, F. 26)
- 113 Die Sonnwendschützen von St. Wolfgang. (OÖ. Nachr. 1960, Nr. 143)
- 114 Freilichtmuseum in Oberösterreich. (Kult. Ber. 1960, F. 4)

## 1961

- 115 Neues über „Urtrachten“ aus Oberösterreich. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, NS. XV/64, 1961, S. 3—10)
- 116 Tracht und Volksbildung. (Neue Volksbildung 12, 1961, H. 8)
- 117 Die Sonnwendbäume des Weinsberger Waldes. (Waldviertel 10, Krems 1961, F. 1/2, S. 7 ff.)
- 118 Ein Jahreszeitenschrank von Johann Baptist Wengler. (Jahrb. d. Musealvereins, 106, Linz 1961, S. 33—36)
- 119 Der Oberösterreichischer-Anzug. (Kult. Ber. 1961, F. 17)
- 120 Vom Adel der Form zum reinen Raum. 15 Jahre Oberösterreichischer Werkbund. (Kult. Ber. 1961, F. 9)
- 121 Linz, eine Hauptstadt im Weihnachtslande. (Linz aktiv 1, Linz 1961, H. 1)
- 122 Trachtenmappe — Bilder werden lebendig (Zur Vollendung des Mappenwerkes). (Linzer Volksbl. 1961, Nr. 66; ebenfalls in OÖ. Nachr. 1961, Nr. 65)
- 123 Die Tracht und das 20. Jahrhundert. (OÖ. Nachr. 1961, Nr. 88 — Schöner Heimat, Bd. 50/1961, S. 358f.)

## 1962

- 124 **So entstand der Ischler Hut. (100 Jahre Hutmacher Franz Bittner),** Wels 1962
- 125 Wolfgang von W e r s i n zum 80. Geburtstag. Ein Versuch über den Denker und den Menschen. (Vom Adel der Form zum reinen Raum. Linz 1962)
- 126 Eine neue Methode der Inventarisierungspraxis. (Mitteilungsbl. d. Museen Österr. 11, 1962, H. 1/2, S. 19—22)
- 127 10 Jahre Oberösterreichisches Heimatwerk. (Kult. Ber. 1962, F. 26—28)
- 128 Ernst N e w e k l o w s k y. Zum 80. Geburtstag des Erforschers der Flußschiffahrt. (Kult. Ber. 1962, F. 19)

- 129 Ofenhafner, Plastiker und Keramiker. Zum 60. Geburtstag von Karl Michael A d l m a n n s - e d e r. (Kult. Ber. 1962, F. 32)
- 130 Dreimal Kasperl aus Wien, Linz und München. (OÖ. Nachr. 1962, Nr. 34)
- 131 Faschingsdaag, Faschingsdaag, khemts na bald wieda . . . Ein Streifzug durch den Fasching im Salzkammergut. (OÖ. Nachr. 1962, Nr. 52)
- 132 Nikolaus und Krampus. (OÖ. Nachr. 1962, Nr. 282)
- 133 Die aus dem Salzkammergut. (Oberösterreich 12, 1962, H. 3/4, S. 44—51)
- 134 Ein Leben für die Heimat. Karl Brandstötter zum 70. Geburtstag. (Kult. Ber. 1962, F. 1)
- 1963
- 135 Die oberösterreichische Volkskultur im Linzer Schloß. (Das Museum im Linzer Schloß. Festkatalog des OÖ. Landesmuseums, Linz 1963)
- 136 Volkskunst und Wesensart der Oberösterreicher. (Max Kislinger, Alte bäuerliche Kunst. Einführung und Nachwort von =, Linz, OÖ. Landesverlag, 1963, S. 5—12, 240—241)
- 137 Ein Zeichenstein aus Gosau. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, NS. XVII/66, 1963, S. 23—31)
- 138 Müssen Museen museal sein? (Mitteilungsbl. d. Museen Österr. 12, 1963, H. 3/4, S. 33—37)
- 139 Oberösterreichische Sammler — Ein Streifzug durch die privaten Sammlungen des Landes. (Oberösterreich 13, 1963, H. 1/2)
- 140 Tracht und Volksbildung. (Kult. Nachr. Kärnten 8, 1963, H. 5/6, S. 4)
- 141 Das Heimatwerk — sein Auftrag in unserer Zeit. (Kult. Nachr. Kärnten 8, 1963, H. 9/10, S. 15—16)
- 142 Stadelmalerei, eine typisch oberösterreichische Volkskunst. (OÖ. Nachr. 1963, Nr. 16)
- 143 Ein Prognostikon auf das Jahr 1664 aus Linz. (OÖ. Nachr. 1963, Nr. 303)
- 1964
- 144 **Oberösterreichische Bauernmöbel. Entwicklung und landschaftliche Verbreitung der volkstümlichen Möbel in Oberösterreich von den Anfängen bis zur Gegenwart.** Kataloge des OÖ. Landesmuseums Nr. 48, = Nr. 6 der Volkskunde-Abteilung, Linz 1964, 64 S., 31 Abb.
- 145 25 Jahre Volkskunde-Abteilung am Oberösterreichischen Landesmuseum. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, NS. XVIII/67, 1964, S. 96—105, 4 Abb.)
- 146 25 Jahre Volkskunde-Abteilung am Oberösterreichischen Landesmuseum. (Kult. Ber. 1964, F. 7)
- 147 Innviertler Volkskultur. Volkskunst, Kult, Brauch, Wesensart. (Christl. Kunstbl. 102, 1964, H. 1 (= Das Innviertel), S. 11—15)
- 148 Hundert Jahre Gmundner Keramik. Das Keramikhaus Schleiss und die wiedererstandene österreichische Fayencekunst. (Keramos 24, 1964, S. 20—29, 8 Abb.)
- 149 Dem Altmeister oberösterreichischer Keramik — Franz S c h l e i s s 80 Jahre. (Kult. Ber. 1964, F. 26)
- 150 Meister der Hinterglasmalerei. (Großer ill. Hauskalender 1965, Schärding, Steinbrecher, 1964; wiederabgedruckt in: Die Kärntner Landsmannschaft, 1965, H. 1, S. 2—4)
- 151 Haus, Stube und Möbel. 10. Österreichische Volkskundetagung. (Kult. Ber. 1964, F. 29)
- 152 Das Ostermahl. Osterbrauch im Landl vor 120 Jahren. (OÖ. Nachr. 1964, Nr. 74)
- 153 Die Buchsbaumholzkrippe von Garsten. (Notring-Jahrb. 1964, S. 125—127, 1 Abb.)
- 154 Säcklerei — eine lebendige Volkskunst. (Notring-Jahrb. 1964, S. 149—151, 1 Abb.)
- 155 Die Linzer Goldhaube. (Notring-Jahrb. 1964, S. 173—175, 2 Abb.)
- 1965
- 156 **Volkskunst der Tatra in Polen.** Kataloge des OÖ. Landesmuseums Nr. 53, = Nr. 7 der Volkskunde-Abteilung, Linz 1965, 30 S., 11 Abb.
- 157 **Landschaft, Volkstum, Kultur und Kunst des Mühlviertels.** Ausstellungskatalog des Wirtschaftsförderungsinstituts der Kammer der gewerblichen Wirtschaft für Oberösterreich, Linz 1965, unpag., mit Abb.
- 158 Pferdeschädel und andere Tieropfer im Mondseeland. (Mitteilungen d. Anthropolog. Gesellschaft in Wien, XCV, 1965, S. 296—305, 1 Karte, 3 Abb.)
- 159 Stuben und Stubenlandschaften in Oberösterreich. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, NS. XIX/68, 1965, S. 225 ff.)
- 160 Jeden Tag geht ein Stück Heimat verloren! Tatsachen und Gegenwehr. (OÖ. Gemeinde-Zeitung, 16. Jg., 1965, Oktober, S. 2 ff.)
- 161 Wissenschaftliche Tätigkeit und Heimatpflege in Oberösterreich, Volkskunde-Abteilung. (Jahrb. d. OÖ. Musealvereins, 110. Bd., Linz 1965, S. 32—40)
- 162 Rezension: Karl S c h ä d l e r, Die Lederhose in Bayern und Tirol, ein Beitrag zur Kostüm-, Trachten- und Zunftgeschichte, Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1962 (= Schlern-Schriften, 219. Bd.). (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, NS. XIX/68, 1965, 187—191)

## 1966

- 163 **Oberösterreichische Stuben. Bäuerliche und bürgerliche Innenräume, Möbel und Hausgerät.** Linz, J. Wimmer, 1966, 290 S., 33 Skizzen und Pläne, 68 ein- und 27 vierfarbige Tafeln
- 164 **Der Raum von Bad Ischl. Zugehörigkeit, Kulturbewegung, Volkskunde.** (Bad Ischl, Ein Heimatbuch. Hg. v. Franz S t ü g e r, Bad Ischl 1966, S. 243—278, 9 Abb. auf Tafeln)
- 165 **Oberösterreichs Volkskultur.** (OÖ. Heimatbuch, Linz 1966, S. 210 ff.)
- 166 **Figurale Brautschaffel aus Oberösterreich.** (Jahrb. d. OÖ. Musealvereins, 111. Bd., Linz 1966, S. 343—348, 5 Abb.)
- 167 **Bauernburgen — Von Haus und Hof oberöstr. Bauern.** (Oberösterreich 16, Linz 1966, H. 3/4, S. 46—53, Abb.)
- 168 **Von Gimpelbetten, Meisentrühen und Nußhäherkästen.** (Oberösterreich 16, Linz 1966/67, H. 3/4, S. 55—57, Abb.)
- 169 **Schloßmuseum Linz. Führer durch die Sammlungen.** Linz o. J. (1966) — darin von F. Lipp:  
S. 139—170 Volkskultur  
S. 171—173 Krippen  
S. 229—232 Mostmuseum  
S. 233—240 Fahrzeugsammlung (zus. mit Josef Reitingner)

## 1967

- 170 **Das „Volkskundemuseum Engleithen“ dem OÖ. Landesmuseum einverleibt.** (Salzkammergut-Zeitung vom 6. 7. 1967, Gmunden)
- 171 **Der Kustos — Beruf aus Berufung.** (Mitteilungsbl. d. Museen Österr. 16, 1967, H. 5/6, S. 95 ff.)
- 172 **Volksart und Volksfrömmigkeit als Triebkräfte der Kunst der Donauschule.** (Werden und Wandlung. Studien zur Kunst der Donauschule, Linz 1967, S. 19 ff.)
- 173 **Volkskundliches aus dem Toten Gebirge.** (Jahrb. 1967 d. Österr. Alpenvereins, Innsbruck 1967, S. 43—52)
- 174 **Von Sammlern und vom Sammeln.** (Mühlviertler Heimatbl., 7. Jg., Linz 1967, H. 3/4, S. 51 ff.)
- 175 **Verwirklichung der Idee der Freilichtmuseen in Oberösterreich.** (Mitteilungsbl. d. Museen Österr. 16, 1967, H. 9/10, S. 153 ff.)
- 176 **Zur Neuaufstellung der Volkskunde im Schloßmuseum Linz.** (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, NS. XXI/70, 1967, S. 276 ff.)
- 177 **Eine Badertruhe aus Oberösterreich.** (Kultur im Zeitgeschehen. Österr. Ärztezeitung, Wien 1967, S. 179—180, 1 Abb.)
- 178 **Rezension: Leopold S c h m i d t, Volkskunst in Österreich,** Wien, Forum Verlag, 1966. (Jahrb. d. OÖ. Musealvereins, 112. Bd./I, Linz 1967, S. 291—295)

## 1968

- 179 **Erlesenes Volksgut der Alpenländer, vornehmlich des Salzkammergutes. Sammlung Edgar v. Spiegel im Schloßmuseum Linz, vormals Engleithen bei Bad Ischl.** Kataloge des OÖ. Landesmuseums Nr. 58, = Nr. 8 der Volkskunde-Abteilung. Linz 1968, 94 S., 125 Abb.
- 180 **Trachtenschmuck aus Österreich.** (Katalog Perlen, edle Steine und echter Schmuck, Linz 1968, S. 59 ff.)
- 181 **Eine Badertruhe aus Oberösterreich.** (Jahrb. d. OÖ. Musealvereins, 113. Bd./I, Linz 1968, S. 153—155)
- 182 **Oberösterreichisches Bauernbarock.** (Oberösterreich 18 (= Barockland Oberösterreich), Linz 1968, H. 1, S. 50—59, 11 Abb.)
- 183 **Rudolf H e c k l 20. 2. 1900—12. 12. 1967 zum Gedächtnis.** (OÖ. Heimatbl., Jg. 22, Linz 1968, S. 98 ff.)
- 184 **Neue Bildquellen zum Kultttanz aus Oberösterreich.** (Festschrift für Richard Wolfram, = Veröffentlichungen des Instituts f. Volkskunde d. Univ. Wien, Bd. 2, Wien 1968, S. 312—324, 9 Abb.)
- 185 **Landschaft und Kultur im Mühlviertel.** (Kristian Sotriffer, Das Mühlviertel. Traum einer Landschaft, Linz 1968, S. 25 ff.)
- 186 **Das Schloßmuseum zu Linz. Beispiel eines modern eingerichteten Museums.** (Österr. Bürgermeisterzeitung, Wien 1968)
- 187 **Zur Neuaufstellung der Sammlung Edgar von Spiegel im Oberöstr. Landesmuseum.** (Mitteilungsbl. d. Museen Österr. 17, 1968, H. 11/12, S. 154—160)

- 188 Frühformen volkstümlicher Möbel in Österreich — Truhen. (Österr. Volkskundeatlas, 3. Lfg., Wien 1968, Bl. 38)
- 189 Grundtypen der Männertracht. (Österr. Volkskundeatlas, 3. Lfg., Wien 1968, Bl. 39 und 40 (Bildertafel))
- 190 Most und Mostwirtschaft in Oberösterreich in Vergangenheit und Gegenwart. (Bericht z. Österr. Historikertag in Linz 1967. Wien 1968, S. 154—161)

1969

- 191 **Der Bildschnitzer und Zeichner Hans Mairhofer-Irrsee und sein ländlicher Lebenskreis.** Kataloge des OÖ. Landesmuseums Nr. 62, = Nr. 9 der Volkskunde-Abteilung, Linz 1969, 48 S., 23 Abb.
- 192 **Kurzführer durch das Freilichtmuseum Anzenaumühle, Bad Goisern.** 1969, 7 S., hektogr.
- 193 Kreuzsticharbeiten — eine Volks- und Glaubenskunst. Zu ihrer Geschichte in Oberösterreich. (Kreuzstichmappe „Gestickte Volkskunst. Kreuzstichmuster aus Oberösterreich“, Linz, OÖ. Heimatwerk, 1969, S. 3—7)
- 194 Volksart und Brauch im Salzkammergut. (Kristian Sotriffer, Das Salzkammergut. Mit Beiträgen von = und Karl Lukan. OÖ. Landesverlag, Linz, 1969, S. 65—75)
- 195 Tracht und Uniform oberösterreichischer Blasmusikkapellen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. (Festschrift zum 4. Landesmusikfest in Linz a. d. Donau vom 4.—6. 7. 1969, Wels 1969, S. 38—72, Abb.)
- 196 Freilichtmuseum in Oberösterreich. (Universum, 24. Jg., Wien 1969, H. 4, S. 147—150)
- 197 Der Pionier des Heimatwerkes von Kärnten. Hofrat Dr. Franz K o s c h i e r. (Die Kärntner Landsmannschaft, Klagenfurt 1969, H. 10, S. 49)
- 198 Der Linzer Kasperl. (Oberösterreich 19, Linz 1969, Winterheft, S. 57)
- 199 Das alte Puppentheater am Linzer Hofberg. (Oberösterreich 19, Linz 1969, Winterheft, 58—61)
- 200 Friedrich M o r t o n †. (Jahrb. d. OÖ. Musealvereins, 114. Bd./II, Linz 1969, S. 9—14, Abb.)
- 201 Zur Neuaufstellung der Sammlung Edgar v. Spiegel, früher Volkskundemuseum Engleithen, im Schloß zu Linz. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, NS. XXIII/72, 1969, S. 179—181)

1970

- 202 Österreichische Trachten von heute. (Heimatland. Zeitschr. f. Trachten und Volksbräuche (Sonderheft), 43. Jg., Zürich 1970, Nr. 3, 24 S., 35 Abb., dt. u. franz.)
- 203 Hermann J ü l g — ein Leben für den Volkstanz. Zu seinem 70. Geburtstag. (Jahrb. d. Österr. Volksliedwerkes, Bd. 19, Wien 1970, S. 165—166)
- 204 Der Sammler und Kulturhistoriker Anton Maximilian P a c h i n g e r. (Festschrift „Linzer Aspekte 1970, aus Anlaß des 50jährigen Bestandes einer städtischen Kulturstelle“, Linz 1970, S. 64—71, 5 Abb.)
- 205 Das Dirndl ist kein Kind der Scholle. (Linzer Volksbl. 1970, v. 22. 9.)
- 206 Zur Einkleidung der Musikkapellen in Tracht. (OÖ. Gemeindezeitung, 21. Jg., Linz 1970, H. 12, S. 174 ff.)
- 207 Ein Freilichtmuseum in Pelmburg. (Österr. Ärztezeitung, 25. Jg., Wien 1970, H. 23, S. 212)
- 208 3 mal 3 ist Oberösterreich. (Linzer Volksbl. vom 16. 5. 1970)
- 209 Clara H a h m a n n als Restauratorin von Krippenfiguren. (Fahnen und Textilien. Katalog des Stadtmuseums Linz, Linz 1970, S. 41 ff.)
- 210 Les costumes autrichiens d'aujourd'hui. (Costumes et Coutumes. Revue de la Federation des costumes Suisses, 43 annee, 1970, Nr. 3, S. 1—24, 35 Abb., 1 Karte)
- 211 Zwei neue Museen in Oberösterreich. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, NS. XXIV/73, 1970, S. 299 ff.)

1971

- 212 **Ennser Schützenscheiben.** Jahrgabe der Österr. Stickstoffwerke AG. 1971, Linz 1971, 40 S., 20 Abb.
- 213 **Oberösterreichisches Glas. Volkstümliches Hohlglas aus erloschenen Hütten 17.—20. Jh.** Kataloge des OÖ. Landesmuseums Nr. 73, = Nr. 10 der Volkskunde-Abteilung, Linz 1971, 48 S., 15 Abb.
- 214 Die „Drilutn“, das Alphorn aus dem Böhmerwald. (Jahrb. d. Österr. Volksliedwerkes, Bd. XX, Wien 1971, S. 71—73, 2 Abb.)
- 215 Frühformen volkstümlicher Möbel in Österreich — Truhen. (Österr. Volkskundeatlas, 3. Lfg., Kommentar zu Bl. 38, Wien 1971, 34 S.)

- 216 Grundtypen der Männertracht um die Mitte des 19. Jh. (Österr. Volkskundeatlas, 3. Lfg., Kommentar zu Bl. 39 u. 40, Wien 1971, 26 S.)
- 217 Frauentrachten I, II, III (2 Bildblätter). (Österr. Volkskundeatlas, 4. Lfg., Bl. 65, 66, 67 a, b, Wien 1971)
- 218 Der Sammler und Kulturhistoriker Anton Maximilian P a c h i n g e r. (Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel — Frankfurter Ausgabe — Nr. 25 vom 30. 3. 1971 — Aus dem Antiquariat, 27. Jg., München 1971, Nr. 3, S. 149 ff.)
- 219 Was soll der Austrian look? (Landjugend, 21. Jg., Wien 1971, H. 11, S. 20—21)
- 220 Glas aus erloschenen Hütten. (Kult. Ber. 1971, F. 14, S. 57 ff., mit 5 Abb.)
- 221 Oberösterreichisches Glas. Volkstümliches Hohlglas aus erloschenen Hütten, 17.—20. Jh. (Mitteilungsbl. d. Museen Österr. 20, 1971, H. 7/8, S. 101 ff.)
- 222 Von der „Lorcher Madonna“ bis zur Linzer Altstadtkrippe. (OÖ. Reisejournal, 24. Jg., Linz 1971, H. 6, S. 15 f.)
- 223 Das Vollwalmhaus, auch eine österreichische Bauidee, (rb-illustrierte, Innsbruck 1971, 5. Jg., H. 16, S. 26 ff.)
- 224 Rezension: Alice G a b o r j a n, Ungarische Volkstrachten. (= Ungarische Volkskunst, Bd. 3), Budapest 1969. (Zeitschr. f. Volkskunde, Stuttgart 1971, H. 1, S. 150 f.)
- 225 Rezension: Gisliind M. R i t z, Alte bemalte Bauernmöbel. München 1970. (Kunst und Kirche, Linz 1971, H. 4, S. 201 f.)

#### 1972

- 226 **Das Eferdinger Bauernmöbel.** Katalog zur Bauernmöbelausstellung anl. d. 750-Jahr-Feier der Stadt Eferding, 1972, 13 S., hektogr., 7 Abb.
- 227 „Selbstdarstellung“ in der Volkskunst. Ein Beitrag zum Folklorismusproblem. (Volkskunde — Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt, Wien 1972, S. 425—432, 7 Abb.)
- 228 Das Beil des hl. Wolfgang. (Jahrb. d. OÖ. Musealvereins, 117. Bd./I, Linz 1972, S. 159—180, 11 Abb.)
- 229 Brillantene Hochzeit des Ischler Bader-Jägerl. (OÖ. Nachr. v. 10. 2. 1972, S. 6 mit 1 Abb.)
- 230 Osterspaziergänge in Oberösterreich. (Amtl. Linzer Zeitung, 342 Jg., Linz 1972, F. 13, S. 281 ff.)
- 231 Maienritt auf den Georgiberg. (Merian, H. 11/1972 (= Ob Traun und Enns), Hamburg 1972)
- 232 Gmundner Fayencen. (Merian, H. 11/1972 (= Ob Traun und Enns), Hamburg 1972)
- 233 Kleinodien des Landes Oberösterreich. (Kalender für das Jahr 1973 der Vereinigten Österr. Eisen- und Stahlwerke AG., Linz 1972)
- 234 Der Viechtauer Esel: Flucht auf Skiern. (Reisejournal, Linz 1972, H. 6, S. 54)
- 235 Gertrud P e s e n d o r f e r. Leistung und Bedeutung für Österreich. (Die Kärntner Landmannschaft 1972, H. 6, S. 11—12)
- 236 Gertrud W i m m e r - B r u n n e r, zum Gedenken. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, NS. XXVI/75, 1972, S. 218—220)
- 237 Rezension: Franz S t a d l e r, Brauchtum im Salzkammergut. Bad Aussee o. J. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, NS. XXVI/75, 1972, S. 146—149)
- 238 Rezension: Irmgard G i e r l, Miesbacher Trachtenbuch. Die Bauertracht zw. Isar und Inn. Weißenhorn 1971
- Irmgard G i e r l, Pfaffenwinkler Trachtenbuch. Kulturlandschaft und Tracht in Weilheim, Murnau und Werdenfels. Weißenhorn 1971. (Schönere Heimat, 61. Jg., München 1972, H. 2, S. 214 ff.)

#### 1973

- 239 — und Helene G r ü n n, **Volkstracht in Niederösterreich. Erneuerte Tracht.** Mit den Beiträgen: Von Restauration zur Innovation. Grundsätzliches zur Trachtenerneuerung; Der niederösterreichische Landesanzug; Das niederösterreichische Damenkostüm; Der niederösterreichische Abendanzug. Linz, R. Trauner Verlag, 1973, S. 9—42 (= NÖ. Volkskunde 8)
- 240 Konrad Bosinlother, der Heilige mit dem Totenbrett. (Dona Ethnologica, Festschrift für Leopold Kretzenbacher, München 1973, S. 185 ff.)
- 241 Modernisierte Trachten — trachtliche Mode. (Linzer Volksbl. vom 19. 5. 1973)
- 242 Das Mondseer Rauchhaus. (Notring-Jahrb. 1973, Wien 1973, S. 139 f.)
- 243 Bemalte Stadel in Oberösterreich. (Notring-Jahrb. 1973, Wien 1973, S. 147 f.)
- 244 Bauernhöfe aus dem Mühlviertel. Vorwort und Texte zu Aquarellen von Walter Kreidl. (Kalender der Bank für Oberösterreich und Salzburg 1974, Linz 1973)

- 245 Vorwort zu Hans P r a m e s b e r g e r, Eine ganze, runde und unversehrte Welt aus dem Leben meiner Ahne Elisabeth, Sennerin, Müllerin, Wirtin und Bäuerin in Goisern von 1830 bis 1911. Bad Goisern, Verlag Neugebauer Press, 1973, S. 5—7
- 246 Anton Maximilian P a c h i n g e r 1864—1938, der Begründer der geselligen Vereinigung „Die Mappe“. (Sammeln und Bewahren, München 1973, S. 13 ff.)

1974

- 247 **Bemalte Gläser. Volkstümliche Bildwelt auf altem Glas.** München, Callwey Verlag, 1974, 188 S., XVIII Farbtafeln.
- 248 **Das Ennsmuseum, Flößertaverne am Kasten, Kastenreith-Weyer.** Katalog (Faltprospekt), Linz 1974, 6 S.
- 249 **Oberösterreichische Freilichtmuseen. Verwirklichungen und Ziele.** Schriften und Führer des Verbandes OÖ. Freilichtmuseen, Nr. 1, hg. im Auftrag des Verbandes, Linz 1974, 16 S., Abb., 2 Karten
- 250 Volkskultur. (Der Bezirk Braunau am Inn. 1. Teil, Linz 1974, S. 288 ff.)
- 251 Pferderennen, Ringelstechen und Faßreiten auf einem oberösterreichischen Lederranzen. (Festgabe für Oskar Moser, Beiträge zur Volkskunde Kärntens. Klagenfurt 1974, S. 69—79, 3 Abb.)
- 252 Ein Kulturdenkmal des hl. Koloman aus dem Innviertel. (Jahrb. d. OÖ. Musealvereins, 119. Bd./I, Linz 1974, S. 117—129, 1 Abb.)
- 253 Das neue Ennsmuseum in Kastenreith bei Weyer. (OÖ. Kult. Ber. 1974, F. 18)
- 254 Volkstum auf der Bühne — Die Problematik der Folklore-Vorführung. (Woche der Begegnung, Klagenfurt 1974, S. 89 ff.)
- 255 Tobi Reiser und das Salzburger Heimatwerk. (Tobi Reiser, ein Leben für die Volksmusik. Salzburg 1974, S. 25 ff.)
- 256 Trachten aus Oberösterreich. Vorwort und Texte zu den Aquarellen aus den Sammlungen des OÖ. Landesmuseums. (Kalender „Unbekannte Trachten aus Oberösterreich“ der Bank für Oberösterreich und Salzburg 1975, Linz 1974)
- 257 Rezension: Karl Z i n n b u r g, Salzburger Volksbräuche. Salzburg 1972, (Zeitschr. f. Volkskunde, Stuttgart 1974, H. 1, S. 114 f.)
- 258 Rezension: Friedrich K n a i p p, Hinterglaspbilder aus Bauern- und Bergmannsstuben des 18. und 19. Jahrhunderts. (OÖ. Heimatblätter, 28. Jg., Linz 1974, S. 100 f.)
- 259 Rezension: Raimund S c h u s t e r, Auf Glas gemalt. (OÖ. Heimatblätter, 28. Jg., Linz 1974, S. 101 f.)

1975

- 260 **Aktuelle Berichte aus dem Oberösterreichischen Landesmuseum.** Linz, OÖ. Landesmuseum, 1975, Nr. 1 ff.
- 261 Frauentrachten I und II. (Österreichischer Volkskundeatlas, 4. Lfg., Kommentar zu Bll. 65, 66, 67 a, b, Wien 1975, 39 S., 12 Abb.)
- 262 Alter Kasten — Neues Ennsmuseum. (Oberösterreich 25, Linz 1975, H. 1, S. 33 ff.)
- 263 Oberösterreichs Volkskultur zwischen Brauchtumpflege und Folklorismus. (Oberösterreich 25, Linz 1975, H. 3, S. 2 ff.)
- 264 Schweizer Volkskunst zu Gast auf Sardinien. (Heimatwerk. Blätter für Volkskunst und Heimatwerk. Zürich 1975, Nr. 3, S. 1 ff.)
- 265 Oberösterreichs Bauernbarock — Jahreslauf im Volksbarock. (Kinderdorfkalender St. Isidor 1976, Linz 1975)
- 266 Vom Glück der verborgenen Winkel: Land und Stadt — gesehen mit den Augen des Malers, Graphikers und Volkskundlers Prof. Max Kislinger. (Bildermappe, Linz, OÖ. Landesverlag, 1975)
- 267 Burgen in Oberösterreich. (Kalender der Bank für Oberösterreich und Salzburg 1976, Linz 1975)
- 268 Akad. Maler Robert A n g e r h o f e r wird 80. (OÖ. Kult. Ber. 1975, F. 9)
- 269 Ranzen, Gürtel, Federkiel. (OÖ. Kult. Ber. 1975, F. 1)

1976

- 270 **Krippen und weihnachtliche Volkskunst im Schloßmuseum zu Linz.** Kataloge d. OÖ. Landesmuseums Nr. 93, Nr. 11 der Volkskunde-Abteilung, Linz 1976, 56 S., 26 Tafeln
- 271 Freilichtmuseen in Oberösterreich (Stand 1975). (Österreichs Museen stellen sich vor. Wien, BM. f. Wiss. u. Forschung, 1976, Folge 6, S. 14—20, 1 Abb.)

- 272 Die materielle und geistige Kultur der oberösterreichischen Bauern um 1626. (Der oberösterreichische Bauernkrieg 1626. Katalog zur Ausstellung des Landes OÖ., Linz 1976, S. 23—50)
- 273 Kult und volkstümliche Verehrung des heiligen Wolfgang. (Der heilige Wolfgang in Geschichte, Kunst und Kult. Katalog, Linz 1976, S. 72—87)
- 274 Hallstatt-Blockhaus und Dachsteinalmhütten. (Festschrift für Richard Pittioni zum 70. Geburtstag, Wien-Horn 1976, Bd. 1, S. 611—633, 6 Abb. = Archaeologia Austriaca, Beihefte 13)
- 275 Wolfgang von W e r s i n, 1882—1976, zum Gedenken. (OÖ. Kult. Ber. 1976, F. 17)
- 276 Der jubilierenden Numismatischen Arbeitsgemeinschaft am OÖ. Landesmuseum 1951—1976, Jahrb. d. OÖ. Musealvereins, 121. Bd./, Linz 1976, S. 5 ff.)
- 277 Morgenstern und Wolfgangihackl. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1976, Nr. 2, S. 1—2)
- 278 Die Wochen vor den „Premieren“. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1976, Nr. 3, S. 1—2)
- 279 Bilanz einer Ausstellungs-Kampagne. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1976, Nr. 4, S. 1—2)
- 280 Herbst — Zeit für museale Einkehr. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1976, Nr. 5, S. 1—2)

1977

- 281 **Von Severin zu Tassilo. Baiernzeit in Oberösterreich. Das Land zwischen Inn und Enns vom Ausgang der Antike bis zum Ende des 8. Jahrhunderts.** Kataloge d. OÖ. Landesmuseums Nr. 96, Linz 1977, 366 S., 2 Farbtafeln, 83 Abb., 3 Karten.  
Darin: Zur Tracht der Baiern in der Zeit des Agilolfingischen Stammesherzogtums (6./8. Jh.), S. 147—160; Bajuwarisches Oberösterreich. Das Weiterleben frühbairischer Gesittungs- und Kulturformen im Raum des heutigen Bundeslandes Oberösterreich, S. 243—273; Werkteil, S. 555—634
- 282 **Oberösterreichische Trachten.** Linz, OÖ. Heimatwerk, 1977, Faltprospekt
- 283 Hinter der Glaswand. Zu den infrastrukturellen Problemen, Aufgaben und Zukunftsaspekten des OÖ. Landesmuseums. (Amtl. Linzer Zeitung, F. 6/1977, (34. Jg.), S. 133—135)
- 284 Robert A n g e r h o f e r. Aquatecs, Ölbilder, Bleistiftzeichnungen, Kreidezeichnungen, Pastelle, Frescoentwürfe. Kataloge d. OÖ. Landesmuseums Nr. 94, Linz 1977, 8 S., 3 Abb., 1 Foto
- 285 25 Jahre darnach — und die Zukunft vor uns. Zur Situation des Oberösterreichischen Heimatwerkes an seinem Jubiläumsgeburtsrage und des Heimatwerkes im allgemeinen. (25 Jahre OÖ. Heimatwerk, Linz, Selbstverlag d. OÖ. Heimatwerkes, 1977, S. 23—27)
- 286 Volkskundliche Sammlung. (1200 Jahre Kremsmünster. Stiftsführer, Linz 1977, 5. Auflage, S. 289—298, 6 Abb.)
- 287 Baiernzeit in Oberösterreich. (Oberösterreich 27, Linz 1977, H. 2, S. 2 ff.)
- 288 Anton Maximilian P a c h i n g e r, ein Genie des Sammelns, 1864—1938. (Österr. Biograph. Lexikon 1815—1950, Wien, Österr. Akad. d. Wiss., 1977, 33. Lfg., S. 282)
- 289 Festansprache zur Eröffnung des ostoberbayerischen Bauernhausmuseums in Amerang. (Freundeskreis Blätter 7, Freundeskreis Freilichtmuseum Südbayern e. V., Großweil bei Murnau 1977, S. 81—85)
- 290 Landesmuseum im Zeichen Tassilos und der Baiern. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1977, Nr. 6, S. 1—3)
- 291 Die Passion in der Volkskunst. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1977, Nr. 7, S. 1—3)
- 292 Unsere Ausstellungen — rückgeblendet. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1977, Nr. 8, S. 1—4)
- 293 Die Baiern setzen sich durch. — Widmung an das Landesmuseum: Finanzgeschichtliche Sammlung. — Neuerwerbung durch Rettungskauf: Kubin, Herzmanovsky und A. M. Pachinger. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1977, Nr. 9, S. 1—2; 2—3; 5—7)
- 294 Motivbilder, Zeugnisse des Glaubens und der Volkskultur (Kalender der Bank für Oberösterreich und Salzburg 1978, Linz 1977)
- 295 Rezension: Ferdinand von A n d r i a n, Die Altaussee. (Zeitschr. f. Volkskunde, Stuttgart 1977, II, S. 264 ff.)

1978

- 296 A landlarisch'Gwandl und a Steimoara Huat . . . (Merian 1/31. Jg. (= Salzkammergut), Hamburg 1978, S. 84—89, 3 Abb.)

- 297 Freunde und Förderer des Landesmuseums — Dir. Dipl.-Arch. Anton Wilhelm. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1978, Nr. 10, S. 3—5, 1 Abb.)
- 298 Museum und Theater. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1978, Nr. 11, S. 2—3)
- 299 Freunde und Förderer des Landesmuseums — Baronin Lucie von Spiegl. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1978, Nr. 11, S. 4—6, 1 Abb.)
- 300 Habitants de la Haute-Autriche. In: L'Europe et ses Populations. Oeuvre collective accomplie sur l'initiative et sous la direction d'Abel et d'Yvonne-Delphée M i r o g l i o. Vues d'ensemble et dictionnaire descriptif. La Haye, Martinus Nijhoff, 1978. S. 131—132
- 301 OÖ. Landesmuseum auf Außenposten. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1978, Nr. 12, S. 1—3, 1 Abb., 1 Karte)
- 302 Das Sensenschmiedmuseum in Micheldorf. (Aktuelle Ber. a. d. OÖ. Landesmuseum, Linz 1978, Nr. 12, S. 4—5, 1 Abb.)

## Die Taufnamengebung als Spiegel der Heiligenverehrung in Tirol

Von Dietmar A s s m a n n

Die Taufnamengebung ist bekanntlich sowohl landschaftsweise wie vor allem auch zeitlich ziemlich unterschiedlich. Verschiedene „Modetrends“ hat es hierbei schon vor Jahrhunderten gegeben, wie sich desgleichen das Angebot an Heiligennamen nicht nur stets erweitert, sondern auch die Heiligenverehrung an sich einem steten Wandel unterworfen ist. Solcherart kann die Taufnamengebung — wie die nachfolgenden kurzen Ausführungen, belegt durch Beispiele aus Nord- und Südtirol, zeigen sollen — einen nicht unbedeutenden Gradmesser für die allgemeine Verehrung bestimmter Heiliger darstellen. Wenngleich damit noch nichts über eine kultische Verehrung dieser „Vorbilder“ ausgesagt werden kann, so führt doch in vielen Fällen der Weg über den Namenspatron zu einem besonderen persönlichen Verhältnis zu diesem Heiligen.

Eine im weiteren nicht näher untersuchte Rolle in der Beeinflussung dieser Auswahl bildet die Fülle an volkstümlich gehaltener Literatur über die Heiligen. Derartige Werke finden sich nicht nur aus der Vergangenheit, sondern auch aus neuester Zeit, unter denen jenes von J. Torsy<sup>1)</sup> schon vom Titel her diese Beziehung hervorhebt und in der Einleitung dazu ausdrücklich darlegt.

In einer vom Verfasser 1968—70 durchgeführten Fragebogenerhebung<sup>2)</sup> über die Heiligenverehrung in Tirol wurde zwar nicht eigens darnach gefragt; unter der Frage „In welcher Weise wird die Heiligenverehrung gefördert?“ liefen allerdings u. a. folgende Antworten ein:

„Wahl der Namen bei der Taufe“ (Sarnthein)

„Durch christliche Namensgebung bei der Taufe“ (Marling, Villanders)

„Namenstagsfeiern — die Leute auf den besonderen Schutz des Namenspatrons hinweisen“ (Mittewald/Eisack)

„Daß man den Namenstag der Heiligen besonders feiert und hervorhebt — Namenspatrone“ (Kartitsch)

„Durch gelegentliche Predigten über Tagesheilige und Namenspatrone“ (Holzgau)

„Durch Hinweise auf die Namenstage im Religionsunterricht“ (Patsch, Villanders)

Nach den Fragebogenerhebungen für den ADV<sup>3)</sup> aus dem Jahre 1930 wurde in 44 Orten Nord- und Osttirols nur der Namenstag, in 23 Orten der Namens- und Geburtstag, in 9 Belegorten weder noch gefeiert, wobei die Streuung ziemlich gleichmäßig ist. Für Südtirol ergab die Befragung, daß in 34 Orten nur der Namenstag, beides in vier, in zwei Orten weder noch und einmal „ganz selten“ nur der Geburtstag gefeiert wird. Die überragende Stellung des Namenstages ist damit so wie für alle rein katholischen Gebiete zu jener Zeit bewiesen. Heute sind auch in Tirol Geburtstagsfeiern ziemlich allgemein üblich, am wenigsten in noch rein bäuerlichen Gegenden, ohne daß damit jedoch der Namenstag zu kurz kommt.

Hinsichtlich des Alters der Taufnamengebung schreibt F. Boehm<sup>4)</sup>, daß der Taufname in den Ritualien der Kirche erst seit dem 14. Jht. berücksichtigt werde.

Dem ist die Untersuchung von J. Baur<sup>5)</sup> entgegenzuhalten, wonach im „Ordo baptisterii“ von ca. 1200 bereits nach dem Namen des zu taufenden Kindes gefragt wurde.

In den meisten bisher erschienenen Veröffentlichungen zu diesem Thema liegt das Schwergewicht auf der linguistischen Frage; hier wiederum ist es vor allem die Häufigkeit deutscher Namen bis ins späte Mittelalter, die besonders herausgestrichen wird. Kaum eine Arbeit wagt sich bis in die Gegenwart, wobei dies sicher nicht zuletzt auf die statistische Fülle des Materials zurückzuführen ist. So werden bei J. Baur<sup>6)</sup> als Beispiel nur die häufigsten Namen in den relativ kleinen Pfarren Mühlwald (von 1900—35) und Niederolang (von 1911—36) angeführt. Auch die eigenen Erhebungen können sich nur auf einige wenige Orte stützen, bei denen allerdings auch die gegenwärtigen Verhältnisse berücksichtigt wurden. Als Quelle dafür dienten die Taufregister. Es wurden Orte ausgewählt, in denen schon seit langem canonische Bücher geführt werden und welche im Vergleich aufschlußreich schienen: Axams (seit 1603; bis 1735 unter Einbeziehung von Sellrain, bis 1763 von Götzens und Birgitz und bis 1786 Völs), Patsch (seit 1594; bis 1689 zusammen mit Iglsvill, 1733 Sistrans und Lans und bis 1787 Ellbögen), Thaur, Rietz und Meransen in Südtirol (seit 1646). Während für Patsch nach dem Umfang der heutigen Pfarren unterschieden und Lans sowie Sistrans eigens untersucht wurden, mußte dies für Axams und Thaur wegen der ungeheuren Materialfülle unterbleiben.

Wie erwähnt, ist den meisten Autoren in dieser Frage, zumindest was Tirol betrifft, die Tatsache bedeutsam, daß bis ins 14./15. Jht. deutsche Namen überwiegen. E. Auckenthaler<sup>7)</sup> bringt entsprechende Zahlen für Stilfes-Sterzing, unterschieden nach der Anzahl der Namen und nach der Häufigkeit. Der Prozentsatz nach der Zahl der Träger ergibt folgendes Bild, das den Unterschied der einzelnen Namensschichten in den beiden Jahrhunderten deutlich aufzeigt:

		Tabelle 1:		
		deutsche N.	biblische N.	altchristliche N.
14. Jht.:	Stilfser Archiv	50,0	39,3	10,5
	Sterzinger A.	66,2	24,9	8,9
15. Jht.:	Stilfser Archiv	36,0	42,1	21,9
	Sterzinger A.	38,0	34,9	27,1

Unter den Namen selbst findet man für Stilfes-Sterzing im 14. Jht. noch **K o n r a d** an erster Stelle, gefolgt von **J o h a n n e s** — soweit dies überhaupt feststellbar ist, handelt es sich dabei zumeist um Johannes den Täufer. Im 15. Jht. scheinen diese beiden Namen ebenfalls an der Spitze auf, jedoch in umgekehrter Reihenfolge; es folgen **H e i n r i c h** und **U l r i c h**.

Dieselben Namen führt auch K. Schadelbauer<sup>8)</sup> als häufigste Taufnamen im Inntaler Steuerbuch von 1312 an. Aber nicht nur in Tirol, im gesamten deutschen Raum sind die genannten Namen im 14./15. Jht. die häufigsten, wobei sicher auch der Einfluß der deutschen Kaisernamen eine gewisse Rolle gespielt haben mag.<sup>9)</sup>

Darauf wies schon der Germanist I. Zingerle<sup>10)</sup> hin, der im weiteren den Einfluß der Personennamen aus der bevorzugten Literatur, insbesondere der Heldensagen auf die Taufnamengebung untersuchte und eine Menge Beispiele für **D i e t r i c h**, **D i e t m a r**, **H i l d e b r a n d**, Namen aus dem Nibelungenlied usw. bringt. Wenngleich dazu etwas einschränkend festgestellt werden muß, daß es sich bei all diesen Untersuchungen nur um den urkundlich faßbaren Namenschatz han-

deln kann, so dürfte doch ein repräsentativer Querschnitt des Volkes erfaßt sein. Es bleibt die Tatsache eines auffallenden Wandels in der Namengebung, zu dem Zingerle bemerkt, daß „mit dem 15. Jahrhundert mehr und mehr die alten Namen verschwanden, wie die Kenntniß der alten deutschen Dichtung und Sage allmählig erlosch.“

Eine Erklärung dafür finden wir in Parallelerscheinungen der bildenden Kunst. Bekanntlich werden in der Gotik, vor allem in der späteren Epoche, Darstellungen des heiligen Geschehens in die jeweilige Landschaft gestellt, die Heiligen in die damals volkstümliche Kleidung gesteckt, wie überhaupt eine Fülle von neuen bildlichen Einflüssen geschaffen wurde, um Gott und seine Heiligen „volkstümlich“ zu machen.

Sehr aufschlußreich für Tirol sind entsprechende Untersuchungen von K. Finsterwalder.<sup>11)</sup> In seiner Darstellung der Taufnamen aus dem Tiroler Untertanenverzeichnis von 1427 werden als besonders beliebte Namen (jeweils in alphabetischer Reihenfolge) angeführt: Bartolomäus, Franz, Johannes, Matthäus, Jodok, Laurentius, Nikolaus; germ.: Friedrich, Heinrich, Oswald, Sigmund — Anna, Angela, Christina, Dorothea, Elisabeth, Margarathe, Katharina, Brigitte; Adelheid, Diemut, Gertraud. Es zeigt sich somit erstens, daß im 15. Jht. die nichtdeutschen Namen bereits stark überwiegen, und zweitens, daß von den deutschen Namen vor allem jene beibehalten werden, die durch einen Heiligen vertreten sind. Bezeichnend dafür ist insbesondere der Name *D i e m u t*, der im 14./15. Jht. noch zu den am stärksten verbreiteten weiblichen Vornamen zählte, aber nachher ganz in Vergessenheit geriet und auch in neueren ausführlichen Namensverzeichnissen kaum aufscheint<sup>12)</sup>.

An der Wende vom 15. zum 16. Jht. finden wir fast nur mehr bekannte Heiligennamen. Im folgenden eine Gegenüberstellung der je sechs beliebtesten männlichen wie weiblichen Taufnamen in drei Brixentaler Sprengeln, und zwar aus den Steuerlisten des Jahres 1497, wie sie M. Mayer<sup>13)</sup> wiedergibt. Besonders auffallend dabei ist, daß es sich fast durchwegs um dieselben Namen handelt, höchstens in veränderter Reihenfolge:

Westendorf		Brixen		Kirchberg	
Hans	Barbara	Hans	Margareth	Hans	Margareth
Christan	Katharina	Christan	Christina	Peter	Christina
Leonhard	Christina	Leonhard	Magdalena	Wolfgang	Anna
Jörg	Margareth	Wolfgang	Katharina	Christan	Katharina
Peter	Magdalena	Niklas	Elisabeth	Leonhard	Barbara
Wolfgang	Anna	Jörg	Anna	Gilg	Elisabeth

In den meisten namenkundlichen Arbeiten wird unter anderem auch die Tatsache besonders hervorgehoben, daß der Name der Gottesmutter *M a r i a* erst im Laufe des 17. Jhts. volkstümlicher Taufname wurde. E. Auckentaler<sup>14)</sup> deutet das Fehlen dieses Namens im 14./15. Jht. nicht als Mangel an Marienverehrung, sondern man hätte ihn aus heiliger Scheu nicht gewählt. Ein Jahrzehnt später erklärt dies A. Bach<sup>15)</sup> für den gesamten deutschen Sprachraum mit demselben Argument.

Wie die eigenen Untersuchungen zeigen, änderte sich die Situation um 1600 gewaltig. Neue religiöse Empfindungen, wie sie im 17. Jht. propagiert wurden, finden wiederum in der Taufnamengebung ihren Ausdruck. Leider reichen die canonischen Bücher nur in den seltensten Fällen, und auch dann nur geringfügig, in das 16. Jht.

zurück. In den untersuchten Pfarren, in denen Taufbücher bereits vor oder zumindest kurz nach 1600 geführt wurden, ergibt sich von allem Anfang an, daß der Name Maria der häufigste ist. Im Bereich der Ursiedlung Axams wurden von 1603—50 17,1%, in Sistrans-Lans (1596—1650) 18,1% und in Patsch im selben Zeitraum 19,1% aller Mädchen auf diesen Namen getauft. Für Hippach im Zillertal führt S. Sterner-Rainer<sup>16)</sup> desgleichen an, daß von 1602—32 Maria mit 192 Fällen an der Spitze liegt (der zweithäufigste Name in dieser Zeit, *Christina*, kommt nur 90mal vor). Man kann somit annehmen, daß der Name der Gottesmutter nicht erst im Laufe des 17. Jhts. volkstümlich wurde, sondern bereits um 1600, wozu sicher das Konzil von Trient (1545—63) wesentlich beigetragen hat, bei welchem bekanntlich auch die Marienverehrung in manchem neu formuliert und vor allem auch stark propagiert worden war.<sup>17)</sup> Nicht zuletzt sei auf den hl. Petrus Canisius verwiesen, der maßgebend an diesem Konzil mitwirkte, 1561 das Jesuitenkolleg in Innsbruck gründete und 1571—77 in Innsbruck Hofprediger war. Der Patron der Diözese Innsbruck war nicht nur selbst ein eifriger Marienverehrer, sondern wurde führend in der mariologischen Apologetik gegenüber der Reformation.

Mit dem Hinweis, daß der Doppelname *Maria-Theresa* (in Patsch erstmals bereits 1718, im Gebiet der ehemaligen Großpfarre Axams erstmals bezeichnenderweise 1741!) in der zweiten Hälfte des 18. Jhts. ziemlich beliebt war, sei auch noch ein anderer Einfluß, nämlich der gar nicht unbedeutende des Kaiserhauses, angedeutet.

Kein anderer Name als Maria, entweder allein oder in Verbindung mit einem anderen, auch nicht von männlichen Heiligen, hat seither jemals eine derartige Bedeutung erlangt. Die höchsten Werte dieser Namensgebung liegen in den Jahren zwischen 1700 und 1850 (vgl. Diagramm 1 und Tabelle 2). Seit mehr als drei Jahrhunderten ist also der Name Maria der überragendste aller Namen. Mit dem Aufkommen einer Vielfalt neuer Heiligennamen, insbesondere bei den Mädchen, nimmt zwangsläufig die Häufigkeit des Namens der Gottesmutter ab, steht jedoch in einigen bäuerlichen Gemeinden selbst in neuester Zeit noch immer an der Spitze.

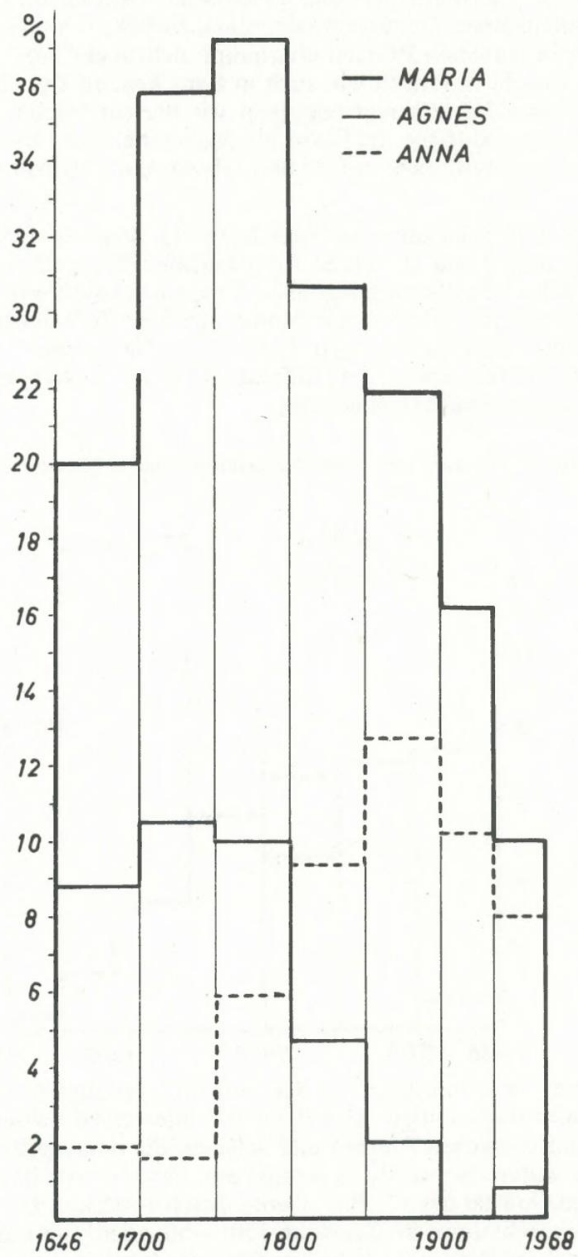
Wie unterschiedlich der Name Maria abgenommen hat, wird durch die Gegenüberstellung der Verhältnisse in dem seit der Jahrhundertwende stärker vom nahen Innsbruck her beeinflussten Lans im Gegensatz zu den länger bäuerlich gebliebenen Pfarren Patsch — allerdings nur wenige Kilometer von Lans entfernt — und vor allem der Bergbauerngemeinde Meransen in Südtirol aufgezeigt (siehe Tab. 2).

**Tabelle 2:** Häufigkeit des Namens Maria von 1750 bis in die Gegenwart in Prozenten in drei Pfarren

	1751—1800	1801—1850	1851—1900	1901—1935	1936—1968
Lans	44,1 (!)	39,9	26,1	14,1	4,3 (!)
Patsch	34,4	33,1	32,8	23,9	9,8
Meransen	37,2	30,7	21,9	16,2	10,0

Bei den Männernamen steht zu Beginn der Taufbücher, also im 16./17. Jht., eindeutig der hl. *Georg* als Namenspatron an der Spitze. In den oben genannten Arbeiten über Taufnamen im Mittelalter scheint dieser Name jedoch noch höchst selten auf, was in Anbetracht etwa der vielen damals entstandenen Georgskirchen seltsam anmutet. Im Jahre 1497 trugen in Westendorf 6,8%, in Brixen im Tal 5,3% und in Kirchberg gar nur 3,9% aller Männer diesen Namen; im Zeitraum von 1594—1650 wurden hingegen in Patsch 14,3% aller Knaben auf Georg getauft.

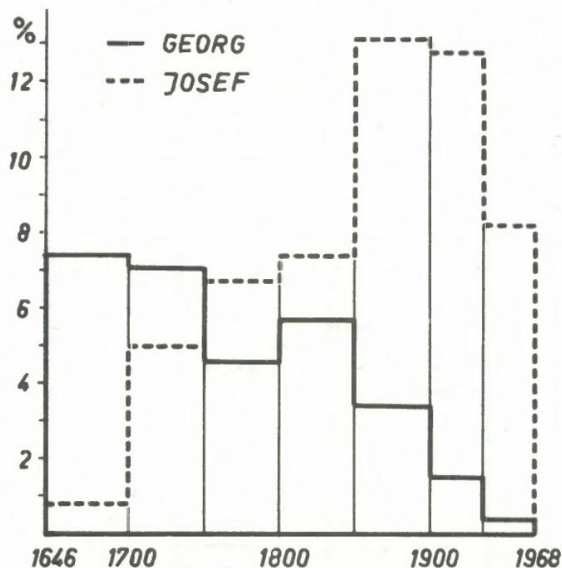
**Diagramm 1:** Die Häufigkeit der Taufnamen Maria, Anna und Agnes in den Taufbüchern von Meransen.



Es brauchte also Jahrhunderte, bis der Ritterpatron Georg, gefördert durch die vielen neuen ihm geweihten Kirchen und schließlich durch seine Stellung als Landespatron, auch in der Taufnamengebung volkstümlich wurde. Im Laufe des 19. Jhts. ging die Beliebtheit dieses Namens wieder stark zurück; um die Jahrhundertwende scheint er sogar in manchen Pfarren überhaupt nicht mehr auf: so wurde zwischen 1896 und 1935 sowohl in Patsch wie auch in Lans kein einziger Bub auf Georg getauft. In den letzten Jahrzehnten begegnen wir diesem Namen in den genannten Pfarren wieder etwas häufiger. In Thaur hingegen scheint er erst zwischen 1935—57 als erster Name überhaupt nicht auf, in den Jahren zuvor allerdings auch nur höchst selten.

Parallel mit dem Rückgang des Namens Georg steigt die Beliebtheit von J o s e f (vgl. Diagramm 2 und 3). Wie S. Sterner-Rainer<sup>18)</sup> zurecht bemerkt, ist dies sicher auf den Wechsel des Landespatrons in Tirol zurückzuführen. Die 1772 erfolgte Bestätigung geht auf jahrzehntelange Bemühungen einflußreicher Persönlichkeiten zurück, welche die Josefsverehrung in jeder Weise förderten.<sup>19)</sup> Dementsprechend finden wir auch bereits in der ersten Hälfte des 18. Jhts. einen sprunghaften Anstieg dieses Namens in der Taufnamengebung.

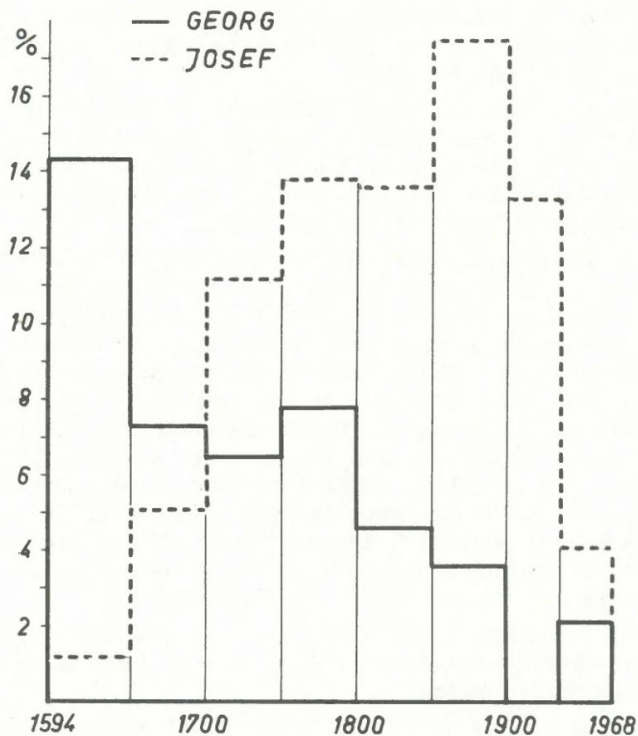
Diagramm 2: Die Tiroler Landespatrone in der Taufnamengebung in Meransen.



Die genauen Untersuchungen in den eingangs genannten Pfarren erbrachten hiefür interessante Aufschlüsse, und zwar im Unterschied zwischen den nahe der Landeshauptstadt gelegenen Pfarren und solchen, die dem städtischen Einfluß weniger ausgesetzt waren. So wurde in Axams und den ehemals dazugehörigen Orten bereits im letzten Quartal des 17. Jhts. Georg durch Josef auf den zweiten Platz verdrängt. In Patsch steht Josef im Zeitraum 1701—50, allerdings nur in dieser Zeit, an erster Stelle. Auch in Thaur wurde bereits über ein Jahrhundert vor dem offiziellen Wechsel des Landespatrons häufig auf den Namen Josef getauft.<sup>20)</sup> Eine eigene Un-

tersuchung für das Jahrzehnt von 1721—30 ergab, daß bei insgesamt 132 männlichen Geburten 19mal auf Josef gegenüber nur 13mal auf Georg getauft wurde. In Meransen hingegen tritt Josef als Namenspatron erst in der zweiten Hälfte des 18. Jhts. stärker hervor, in jener Zeit also, in der der hl. Josef Landespatron wurde. Es ist bezeichnend, daß in dieser Zeit auch in den anderen untersuchten Pfarren die Zahl der Kinder, die den Namen des neuen Landespatrons erhielten, stark zugenommen hat.

Diagramm 3: Die Tiroler Landespatrone in der Taufnamengebung in Patsch.



In welchem Ausmaß hierfür auch die Tatsache zu berücksichtigen ist, daß von 1780—90 Kaiser Joseph II. regierte, kann nicht mehr festgestellt werden; Parallelfälle (z. B. der Name Maria-Theresia, siehe oben) lassen es aber zumindest annehmen.

Ähnlich wie Maria ist auch der Name Josef in der letzten Zeit stark zurückgegangen und nur mehr in ländlichen Gemeinden volkstümlich: von 1936—68 in Meransen 12,8%, in Thaur 8,8%, in Lans 7,7%. In Innsbruck<sup>21</sup>) erhielten im Jahre 1937 noch 4,5% aller hier Geborenen diesen Namen, 1954 waren es nur mehr 2,8% (unter Einbeziehung des zweiten Vornamens jedoch noch 8,0%); 1963 — bezogen nur auf die auch in Innsbruck Wohnhaften — waren es 1,6%, im folgenden Jahre nur 0,7%.

Zu den beliebtesten Namen gehört weiters J o h a n n . Schon in den erwähnten Listen aus dem 14. und 15. Jht. scheint er im Spitzenfeld auf, so 1497 in Westendorf mit 16,6%, und das bei 36 verschiedenen Namen.

Wie die Untersuchungen in den eingangs erwähnten Pfarren ergab, dürfte im 16. Jht. Johann vom älteren Landespatron verdrängt worden sein: in Patsch wurden von 1594—1650 nämlich 14,3% auf Georg, aber nur 5,6% der Knaben auf Johann getauft; in Axams ist dieser Unterschied nicht so stark, was hier auf den Einfluß des Kirchenpatrons zurückführbar ist. Ein starker Anstieg des Namens Johann ist wieder allgemein ab ungefähr 1700 zu verzeichnen, und zwar in einer solchen Intensität, daß gelegentlich sogar Josef etwas abgedrängt wurde. Selbst in den letzten Jahrzehnten ist dieser alte Name noch stark vertreten, so von 1936—68 in Patsch mit 11,0% (!), in Meransen mit 4,1%, was in diem Fall immer noch den fünfthäufigsten Namen bedeutet, und in Rietz 5,6%.

Dabei muß aber berücksichtigt werden, daß bei Josef in den letzten Jahrhunderten fast durchwegs nur der Nährvater und bei Georg ebenfalls nur einer, der hl. „Ritter“, gemeint ist. Bei Johannes hingegen sind es zunächst der Täufer und der Evangelist, zu denen sich im 18. Jht. vor allem Joh. Nepomuk — in Lans erstmals 1735 — und andere Heilige dieses Namens gesellen.

Leider wird in den Taufbüchern nicht immer der jeweilige Beiname angeführt, so daß dann nicht unterschieden werden kann, welcher hl. Johannes gemeint ist. In Patsch, ähnlich in Lans, Sistrans und Meransen, wurden folgende hl. Johannes — in der Reihenfolge ihrer Häufigkeit — genannt (in Klammer das Jahr der Kanonisierung<sup>22</sup>) und der Festtag): Joh. Baptist (24. Juni), Joh. Evangelist (27. Dezember), Joh. Nepomuk (1729; 16. Mai), Joh. von Gott (1714; 8. März), Joh. v. Capistrano (1690; früher 28. März, jetzt 23. Oktober), Joh. Chrysostomus (früher 27. Jänner, jetzt 13. September), Joh. vom Kreuz (1738; früher 24. November, jetzt 14. Dezember), Joh. von Matha (1694; 8. Februar); in Axams wurden noch einige wenige Knaben auf den hl. Joh. Martyr (Joh. und Paulus, 26. Juni) und in Thaur als Einzelfall ein Bub auf den hl. Joh. Eudes (1925; 19. August) getauft. Auf das Kanonisierungsjahr und auf die Streuung der Heiligen über das ganze Jahr hin wird am Schluß dieser kurzen Abhandlung noch zu verweisen sein.

Mit dem Unterschied, daß der Name F r a n z erst ab etwa 1700 einigermaßen volkstümlich wurde, ist in diesem Fall eine ähnliche Entwicklung zu beobachten, wie sie eben geschildert wurde.

Neben Franz v. Assisi (kanonisiert 1228; Fest am 4. Oktober) tritt im Laufe des 18. Jhts. eine Reihe anderer Heiligen dieses Names: Franz Xaver (1622; 3. Dezember), Franz de Paula (1519; 2. April), Franz v. Sales (1665; früher am 29., jetzt am 24. Jänner), Franz Régis (1737; 16. Juni) und Franz de Borgia (1671; 10. Oktober). Bezüglich der beiden spanischen Jesuitenheiligen Franz Xaver und Franz de Borgia, wobei vor allem der erste ganz allgemein in der Volksfrömmigkeit bedeutend wurde, sei insbesondere auf die Arbeiten von G. Schreiber<sup>23</sup>) verwiesen.

Starken lokalen Einfluß auf die Taufnamengebung hatte z. B. die Gründung der Franz-Xaver-Bruderschaft 1733 in Götzens.<sup>24</sup>) In den folgenden Jahren war dort dieser Heilige mit Abstand der beliebteste Taufpatron. Wie stark sich dies auf die ganze Pfarre Axams auswirkte, sei durch die Prozentzahlen des Namens Franz in den Quartalen von 1701—1800 angedeutet: 3,1 — 25,4 (!) — 14,8 — 12,6%; von 1726—50 wurde in Axams 240mal auf den Namen Franz getauft, an zweiter Stelle

folgt mit nur 90 Fällen Josef. In Patsch und Meransen hingegen zeigt der Name Franz eine andere Häufigkeitskurve: sind es in Patsch von 1594—1650 nur 0,9%, so im nächsten halben Jahrhundert bereits 3,5%, während in den Taufbüchern von Meransen vor dem 18. Jht. überhaupt noch kein Franz aufscheint; dafür liegt dieser Name — im Vergleich zu Axams stark retardierend — seit 1900 dort an der Spitze vor Josef (vgl. die Werte für Johannes). Die Verteilung in beiden Pfarren seit 1700 ist auf Tabelle 3 dargestellt.

**Tabelle 3:** Häufigkeit des Namens *F r a n z* von 1700 bis in die Gegenwart in Prozenten

	1701—1750	1751—1800	1801—1850	1851—1900	1901—1935	1936—1968
Patsch	4,2	3,9	8,5	8,8	9,0	2,1
Meransen	2,7	7,1	6,7	9,9	13,5	10,3
Rietz				8,6	10,7	3,0

Der häufig vorkommende Doppelname *F r a n z - J o s e p h* — erstmalig, aber bis 1848 auch einmalig, in Patsch bereits 1784 — in der zweiten Hälfte des 19. und anfangs dieses Jahrhunderts läßt wiederum eine stärkere Anlehnung an Namen der österreichischen Kaiserfamilie annehmen. Als besonders auffallend ist in diesem Zusammenhang das erstmalige Vorkommen des Namens *Z i t a* in Meransen im Jahre 1918 erwähnenswert.

Ähnlich wie Franz Xaver wurde auch der Jesuitenheilige *A l o i s* nach seiner Kanonisierung (1726) ein überaus beliebter Namenspatron. Im Gebiet der Altpfarre Axams scheint er bis 1750 bereits dreimal auf, im Quartal darauf 9mal, aber von 1776—1800 in Axams allein 52mal (!), und zwar nach Josef, Johann und Franz; in Lans erstmals 1758 und in Patsch 1775. Zwischen 1851 und 1935 war Alois in Meransen der dritthäufigste Name, während in Patsch und Lans bereits um 1800 eine stärkere Häufigkeit einsetzte, desgleichen in Rietz, wo zwischen 1801—50 von insgesamt 852 Knaben 130, das sind 15,3%, auf Alois getauft wurden. Während in Patsch und Lans nach 1900 dieser Name wieder stark zurückging, betrug sein Anteil in Rietz von 1901—35 noch 12,0%, in den folgenden drei Jahrzehnten allerdings nur mehr 2,4%.

Zu jenen Namen, die erst im 18. Jht. eine ganz große Beliebtheit erlangten<sup>25)</sup>, zählt auch *A n n a*. Dieser Name konnte zwar nie die Häufigkeit von Maria auch nur annähernd erlangen, rangiert aber z. B. in Meransen von 1800 bis zur Gegenwart immer an zweiter Stelle. Die Gegenüberstellung dieses Anstieges mit der Abnahme des noch im 18. Jhts. so beliebten Namens *A g n e s* ist auf Diagramm 1 veranschaulicht.

Auch hierbei ist wiederum festzustellen, daß in den unweit von Innsbruck gelegenen Pfarren Axams, Lans oder auch Patsch der Name Anna um ungefähr ein halbes Jahrhundert früher als in Meransen starke Verbreitung fand und auch in den letzten Jahrzehnten wieder wesentlich stärker zurückgegangen war als im abgelegenen Südtiroler Bergdorf.

Besonders hervorzuheben ist noch die oftmalige Verbindung der beiden seither häufigsten weiblichen Vornamen als Anna-Maria — so in Sistrans bereits 1648 — und Maria-Anna, wobei die heute geläufige Zusammenschreibung als *A n n e - m a r i e* bzw. *M a r i a n n e* in den Taufbüchern als ziemlich junge Form aufscheint.

Die Tabelle 4 gibt zunächst eine Übersicht über die je zehn häufigsten männlichen und weiblichen Vornamen um 1800 in Landeck, wie sie in den Verfachbüchern dieser Zeit zu finden sind<sup>26)</sup> (in Klammer die Zahl der damit zusammengesetzten Namen):

Tabelle 4:

Josef .....	93 (+ 9)	Maria .....	58 (+ 107)*
Johann .....	70 (+ 27)	Anna .....	21 (+ 46)**
Franz .....	54 (+ 10)	Katharina .....	49
Martin .....	35	Elisabeth .....	28
Anton .....	31	Magdalena .....	25
Matthias .....	21	Theresia .....	16
Jakob .....	18 (+ 2)	Ursula .....	15
Alois .....	15	Barbara .....	13
Michael .....	13	Kreszentia .....	12
Thomas .....	12	Rosina .....	9

\*) davon Maria-Anna 45

\*\*) davon Anna-Maria 35

Nachstehend eine Gegenüberstellung der je fünf häufigsten Taufnamen in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts für drei Pfarren im Raume Pustertal<sup>27)</sup>:

Mühlwald		Niederolang*)		Meransen	
Josef	Maria	Josef	Maria	Franz	Maria
Alois	Anna	Johann	Anna	Josef	Anna
Anton	Aloisia	Peter	Aloisia	Alois	Paula
Johann	Agnes	Anton	Rosina	Johann	Katharina
Peter	Gertrud	Franz		Peter	Frieda

\*) 1911—1936

Der Vergleich z. B. mit den im Jahre 1497 im Brixental häufigsten Namen (siehe S. 21) ergibt ein völlig anderes Bild. Abgesehen von den beiden dominierenden Namen Maria und Anna herrscht nunmehr bei den weiblichen Taufnamen eine viel größere Unterschiedlichkeit und Vielfalt.

So interessant es sicher wäre, nun noch weiter jeden einzelnen Heiligen im Spiegel der Taufnamengebung zu untersuchen, so würde dies doch den Rahmen dieser Arbeit zu sehr sprengen, so daß im folgenden nur mehr ein Überblick über die verschiedene Anzahl der Namen sowie einige regionale und lokale Besonderheiten berücksichtigt werden können.

Was die Verschiedenheit der Namen betrifft, so zeigt Tabelle 5 am Beispiel Meransen deutlich, daß bis ins 19. Jht. bei den männlichen Taufnamen eine größere Vielfalt herrschte als bei den weiblichen, zweitens aber, daß die Auswahl der Namen früher allgemein wesentlich geringer war. In Rietz z. B. wurden von 1851—1900 mehr als zwei Drittel der in diesem Zeitraum geborenen 545 Knaben auf die folgenden fünf Namen getauft: Josef, Johann, Alois, Anton und Franz. Dazu als weiteres Beispiel die Anzahl jener weiblichen Namen, die jeweils nur einmal vorkommen; dabei waren es von 1646—1700 nur 5, von 1936—68, also in einer kürzeren Zeitspanne, hingegen 33 verschiedene Namen! In ähnlicher Weise finden wir dies auch in den anderen untersuchten Pfarren bestätigt. Besonders krass war der Unterschied der Vielfalt der männlichen gegenüber der Eintönigkeit der weiblichen Taufnamen im Gebiet der Urfarre Axams zwischen 1676 und 1700, in welcher Zeit das Verhältnis 72 zu 38 betrug.

Tabelle 5: Anzahl der verschiedenen Taufnamen in Meransen

	männlich		weiblich	
	Zahl der Taufen	verschiedene Namen	Zahl der Taufen	verschiedene Namen
1646—1700	256	38	205	23
1701—1750	339	40	304	23
1751—1800	282	41	239	25
1801—1850	405	47	339	36
1851—1900	443	62	410	54
1901—1935	267	54	235	59
1936—1968	243	65	249	75

Hinsichtlich der **Modenamen** schreibt A. Bach<sup>28)</sup>: „Im allgemeinen zeigt sich, daß die Rufnamen der Frauen zu allen Zeiten von den Strömungen der Mode leichter erfaßt werden als die der Männer.“ Sie sind keineswegs eine Erscheinung unserer Zeit; auf den Einfluß der Taufnamen im österreichischen Kaiserhaus wurde bereits mehrmals hingewiesen. Ein besonders prägnantes Beispiel ist die schnelle Verbreitung von Femininformen männlicher Namen insbesondere im 19. Jht, wie vor allem Aloisia, Franziska, Friederike, Johanna, Paula, Stephanie. Aus der Fülle der sonst noch im 19. Jht. ziemlich plötzlich aufgekommene und rasch „modisch“ gewordenen weiblichen Taufnamen seien Rosa, Kreszentia, Klara, Philomena herausgegriffen, bei den männlichen z. B. Gottfried und Vinzenz. Der wesentliche Unterschied zur Gegenwart liegt darin, daß früher auch bei den Modenamen zumeist ein volkstümlich gewordener Heiliger die Namenswahl beeinflusste. Wie am Beginn dieses Kapitels aufgezeigt, beschränkt sich die enge Verbindung von Taufname und Heiligenverehrung im wesentlichen auf den Zeitraum zwischen dem 15. und dem 19. Jht.

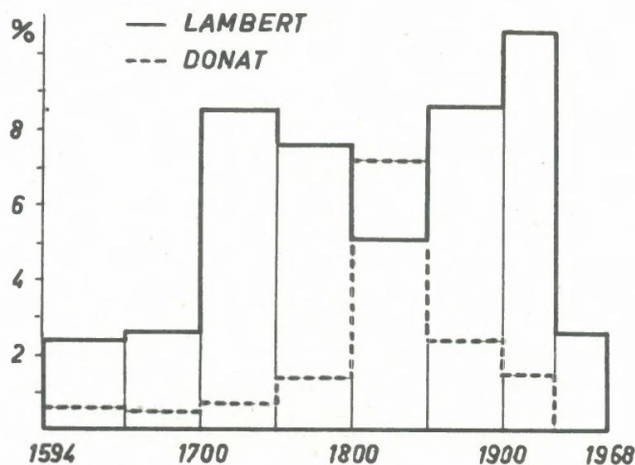
Ein nicht uninteressantes Namensverzeichnis stellte H. Bahlow<sup>29)</sup> zusammen, in welchem bei den einzelnen Namen jeweils hervorragende Vertreter aus den verschiedensten Epochen angeführt und damit Rückwirkungen auf die allgemeine Taufnamengebung angedeutet werden, worauf bereits mehrmals hingewiesen wurde.

Eine noch viel zu wenig genau untersuchte Frage ist jene nach dem Einfluß der **Kirchenpatrone** auf die Taufnamengebung. Ein erster Eindruck ergibt sich bereits beim Lesen der Namen auf Grabinschriften, bei denen nicht selten der Kirchenpatron aufscheint, vor allem wenn es sich dabei um einen „gängigen“ Namen handelt. Es ist leider hier nicht möglich, ausführlicher darauf einzugehen, doch sei wenigstens kurz aus den gesammelten Unterlagen einiges statistisches Material vorgeführt.

Die Bemerkungen hiezu in der Literatur sind ziemlich unterschiedlich, die Begründung hiefür ist oft sehr spärlich. Zumeist wird den Kirchenpatronen keine Bedeutung als Namenspatron zugesprochen<sup>30)</sup>. K. Finsterwalder<sup>31)</sup> hingegen schreibt: „Andererseits ist der Einfluß örtlicher Patrozinien auf die Verbreitung der Heiligennamen manchmal doch unverkennbar.“ Als Beispiele bringt er die Ausstrahlung der **M a g n u s** verehrung von Füssen nach Westtirol, **Q u i r i n u s** im Sellrain, **C a n d i d u s** in Innichen und **F l o r i n u s** im Vintschgau. Was den hl. Quirinus betrifft, so scheint er mehrmals in den alten Taufbüchern von Axams als der zuständigen Urfparre für das Sellraintal auf, zwischen 1676—1750 immerhin 22mal.

So wie dieses Beispiel sind auch die Namen *Donatus* in Patsch und *Lambert* in Lans besonders aufschlußreich: Patsch ist die einzige Kirche Tirols mit diesem Patrozinium, Lambert ist nur noch in Steinberg/Rofan, auf der Lambrechtsburg/Bruneck und als Nebenpatron in Gerlos vertreten; eine Quirinuskapelle gab es einst noch in Gries/Bozen<sup>32</sup>). Diagramm 4 zeigt die Häufigkeit der Kirchenpatrone von Patsch und Lans in der Taufnamengebung. (Falls der Name des Kirchenpatrons bei Doppelnamen als zweiter Name aufscheint, was mehrmals der Fall ist, wurde er dabei nicht berücksichtigt.) Daraus ist ersichtlich, daß der hl. Lambert allgemein häufiger vertreten ist als der Patscher Kirchenpatron; auf ihn wurde auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg, und zwar zweimal 1957 und einmal 1965 getauft. In beiden Orten tritt, was beachtenswert ist, erst ab 1700 die Taufnamengebung auf den Kirchenpatron stärker hervor, zu einer Zeit also, in der überhaupt eine größere Auswahl an Namen einsetzt. Während die absoluten Zahlen für den gesamten Zeitraum in Patsch und Lans annähernd gleich hoch sind, ergeben die relativen Werte infolge der geringeren Anzahl der Geborenen in Lans für Lambert viel höhere Werte. Dies ist sicher darauf zurückzuführen, daß die Lambertus-Statue (um 1500) am Hochaltar der Pfarrkirche Lans einst ein vielbesuchtes Wallfahrtsziel aus der Umgebung war<sup>33</sup>), was die Stellung des Kirchenpatrons natürlich wesentlich erhöhte.

Diagramm 4: Die Häufigkeit der Kirchenpatrone bei den Taufnamen von Lans (Lambert) und Patsch (Donat).



Ein weiterer Beweis für den Einfluß des Kirchenpatrons auf die Taufnamengebung ist — um auch ein Beispiel eines wesentlich geläufigeren Namens zu bringen — die auffallende Häufigkeit des Namens *Gertrud* im Pfarrgebiet von Sistrans. Während noch im 17. Jht. dieser Name allgemein sehr häufig war — so an vierter Stelle in der Großpfarre Axams sowie im heutigen Bereich der Pfarre Patsch und von 1646—1700 am dritthäufigsten in Meransen —, wurde er im Laufe des 18. Jhdts. immer mehr verdrängt, einerseits durch den starken Anstieg des Namens Maria und andererseits durch das Aufkommen neuer Namen. Anders in Sistrans, wo selbst noch in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts ein besonders hoher

Wert erreicht wurde; der relativ geringe Prozentsatz in den drei letzten Jahrzehnten beruht darauf, daß zwischen 1935 und 1946 auch in Sistrans keine „Traudeln“ getauft wurden, erst wieder ab 1947. Also auch politische Einflüsse sind in der Taufnamengebung unverkennbar. Da der Unterschied gegenüber anderen Pfarren erst im 18. Jht. bedeutender wird, sind auf Tabelle 6 die Werte für 1751—1968 im Vergleich angeführt.

**Tabelle 6:** Häufigkeit des Namens *Gertrud* von 1751 bis in die Gegenwart in Prozenten

	1751—1800	1801—1850	1851—1900	1901—1935	1936—1968
Sistrans	18,3	15,8	8,8	16,5	3,2
Lans	9,5	6,8	1,8	7,7	1,8
Patsch	9,6	4,2	1,3	0,6	2,8
Meransen	5,4	5,3	1,2	0,0	0,4

In Rietz im Oberinntal befindet sich neben der Pfarrkirche, die dem hl. Valentin geweiht ist, noch die Wallfahrtskirche zum hl. Antonius v. Padua. Im Vergleich dieser beiden Namen, die auf Tabelle 7 der Häufigkeit in Meransen gegenübergestellt werden, ergibt sich eindeutig nicht nur ein stärkeres Vorkommen beider Namen in Rietz, sondern zeigt sich auch der äußerst starke Einfluß des Wallfahrtsheiligen in der Taufnamengebung, die geradezu ein Spiegelbild der Wallfahrt selbst ist<sup>34</sup>).

**Tabelle 7:** Häufigkeit der Namen *Valentin* und *Anton* von 1701 bis in die Gegenwart in Prozenten

	1701—1750	1751—1800	1801—1850	1851—1900	1901—1935	1936—1968
<b>V a l e n t i n</b>						
Rietz	2,9	5,4	6,2	1,5	0,9	0,0
Meransen	2,1	0,7	0,5	0,5	0,4	0,0
<b>A n t o n</b>						
Rietz	9,4	19,7	13,1	10,1	14,5	3,8
Meransen	1,8	4,6	3,2	2,2	2,3	3,7

Hinsichtlich des Namens *Valentin* ist noch zu bemerken, daß seine relative Häufigkeit in Rietz um so auffallender ist, als z. B. in der ganzen Großpfarre Axams seit Beginn der Taufbücher bis nach 1800 kein einziger Knabe auf diesen Namen getauft wurde. Meransen hingegen liegt in einem Gebiet, in dem der hl. Valentin insbesondere als Viehpatron ziemlich volkstümlich ist. Berücksichtigt man auch die zweiten Namen, so ergeben sich für *Valentin* in Rietz zwischen 1901 und 1935 immerhin 2,5% und von 1936—1968 0,3% und für *Anton* in den gleichen Zeiträumen 20,3% bzw. 10,5%.

In ähnlicher Weise findet man in Meransen häufiger als anderswo den Namen *J a k o b*. Aus der Abnahme der Häufigkeit bestimmter Namen in den Taufbüchern der Urschule Axams läßt sich die Errichtung der Tochterpfarren erkennen: so wurde z. B. auf den in Tirol sehr seltenen Namen *L u c i a* (KP: Völs) zwischen 1701 und 1750 12mal, zwischen 1751 und 1800 jedoch nur noch dreimal getauft; der Name *P e t e r* (KP: Götzens) scheint in der ersten Hälfte des 18. Jhts. 92mal, in der zweiten nur noch 49mal; bei *B l a s i u s* (KP der Wallfahrtskirche bei Völs) ist das Verhältnis 32 zu 11; bezüglich *Quirin* (KP der Filialkirche im Sellrain) siehe oben.

In den schon erwähnten Brixentaler Steuerlisten von 1497 (siehe S. 21) finden wir wohl in allen drei Sprengeln ziemlich häufig den Namen *N i k o l a u s* (KP: Westendorf), jedoch *M a r t i n* (ehem. KP von Brixen/Tal) am häufigsten in Brixen, *U l r i c h* (seit 1429 erster KP von Kirchberg) zwar dort und, bereits weniger oft, im benachbarten Brixen, nicht aber in Westendorf.

Ergänzend sei nochmals J. Baur<sup>35)</sup> zitiert, der aufgrund von Fragebogenmaterial 1938 schrieb: „Mancherorts muß ein Kind den Namen des Kirchenpatrons bekommen (Toblach, Enneberg, Matsch, Völs/Schlern, Naturns, Ritten, Lappach u. a.), doch nimmt dieser schöne, christliche Brauch leider immer mehr ab.“ In den Antworten auf die Frage 103d des ADV ist zweimal als Spontanangabe zu finden „gelegentlich nach dem Kirchenpatron“ (Kals — KP Rupert, Großdorf — KP Petronilla, Strengen — KP Martin).

Wenngleich im lokalen Bereich der Einfluß der *D i ö z e s a n p a t r o n e* zumeist geringer ist als jener des Kirchenpatrons, so darf er infolge der großen Streuung doch nicht außerachtgelassen werden. Auf *F l o r i n u s* im Vintschgau wurde bereits hingewiesen. Für Hippach im Zillertal wies Sterner-Rainer<sup>36)</sup> nach, daß *R u p e r t* zwischen 1602—1932 der weitaus häufigste Männername war. Hinsichtlich der Brixner Bistumspatrone *Alb u i n* und *I n g e n u i n* heißt es hingegen, sie hätten „ziemlich selten Pate gestanden“<sup>37)</sup>. Im Bischofssitz selbst scheinen sie zumindest vorübergehend einmal bedeutend gewesen zu sein, denn J. Baur<sup>38)</sup> zählt sie für die Pfarre Brixen zwischen 1572 und 1600 zu den „sehr beliebten Namen“.

Wenngleich das für die eigenen untersuchten Pfarren für keinen Zeitraum gesagt werden kann, so sind sie doch auch nicht gerade sehr selten Namenspatron geworden. Auffallend dabei ist, daß in den jeweiligen Pfarren jeweils einer der drei Brixner Diözesanpatrone bevorzugt wurde.

In Meransen scheint bis zur letzten Jahrhundertwende der Name *K a s s i a n* regelmäßig sogar unter den häufigeren Namen auf, insbesondere in der ersten Hälfte des 19. Jhts. Auf *Alb u i n* hingegen wurde erst nach 1850, und zwar insgesamt nur siebenmal getauft, auf *Ingenuin* nur zweimal (zwischen 1800 und 1850).

Wesentlich weniger oft findet sich der Name *Kassian* hingegen in Patsch und seinen ehemaligen Filialen. Dafür scheint hier bis zu Beginn des 19. Jhts. ziemlich regelmäßig, wenngleich auch nur selten, der Name *I n g e n u i n* auf. In der Form „Jenewein“ wurde dieser Personennamenname übrigens im Wipptal und mittleren Inntal zum Familiennamen<sup>39)</sup>. In der Ursprache Axams wiederum war der Name *Alb u i n*, allerdings nur in den Jahren um 1700, häufiger. Gelegentlich wurden Zwillinge *Ingenuin* und *Alb u i n* getauft, einige Male in Axams, aber auch noch 1840 in Lans. Noch im Jahre 1949 wurde ein Kind in Sistrans auf den Namen *Alb u i n* getauft, und zwar, wie ausdrücklich gesagt wurde, in Erinnerung an den Brixner Diözesanpatron.

In aller Kürze sei noch auf den Einfluß von *L o k a l h e i l i g e n* hingewiesen. Hier ist an erster Stelle der Name *R o m e d i u s* im Umkreis von Thaur zu erwähnen. In der Pfarre Thaur wurden von 1938—1968 45 Knaben auf *Romed* getauft, was 8,0% entspricht! Rechnet man das Vorkommen von *Romed* als zweiten oder dritten Vornamen hinzu, ergibt das sogar 12,6%. Allein im Jahre 1964 wurden von den 39 in diesem Jahr geborenen Knaben 10 nach dem Thaurer Ortsheiligen benannt. 1956 scheinen sogar zwei *Romed* auf. Wahllose Stichproben aus früherer

Zeit ergaben für das Jahrzehnt von 1875—1884 10,0% (inklusive 2. oder 3. Name 12,1%), 1830—1839 8,3% (9,9%) und für den Zeitraum von 1721—1730 sogar nur 6,8%. Die lokale Verehrung des hl. Romedius in „seinem“ Ort drückt sich auch in vielen älteren sowie neuen Bildzeugnissen, in lokalen Wallfahrten zum Romedikirchl ober Thaur und sogar in Darstellungen von Weihnachtskrippen aus<sup>40)</sup>.

Eine ähnliche Ausstrahlung hatte im Umkreis von Judenstein-Rinn die Verehrung des sel. Kindes *A n d e r l v. R i n n*, insbesondere seit 1753, als Papst Benedikt XIV. für das Bistum Brixen die Festfeier dieses Lokalheiligen gestattete. Sie wirkte auch auf die Taufnamengebung vor allem in den Orten auf dem „Mittelgebirge“ östlich von Innsbruck ein. So wurden in Sistrans zwischen 1801 und 1816 von 113 Knaben zehn auf den Namen dieses heiligen Kindes getauft. In Lans waren es von 1801—1850 immerhin 4,1%; das letzte Mal scheint dieser Name hier im Jahre 1953 auf, wobei wiederum die Frage zu berücksichtigen ist, ob auch immer in den Taufbüchern genau unterschieden wurde zwischen dem Rinner Lokalheiligen und dem Apostel Andreas.

Besonders auffallend sind die „hll. Drei Jungfrauen“ von Meransen, die trotz ihrer mehr als seltsam klingenden Namen im lokalen Bereich gar nicht selten als Namenspatroninnen fungierten: *A u b e t* finden wir in den Taufbüchern 1743, 1767, 1780, 1784, 1786, 1810, 1812, 1836, zweimal 1845, 1869, 1904, 1926 und 1932; *G u e r r e* hingegen erst später, und zwar 1853 (zweimal), 1864, 1871, 1888, 1895, 1901, 1938 und noch 1944 als zweiten Namen zusammen mit *Hazinta*; *C u b e t* scheint nur einmal auf, im Jahre 1933. Wenngleich der Prozentsatz, jeweils auf ein halbes Jahrhundert berechnet, nie 2% überschreitet, so ist doch bemerkenswert, daß *Aubet* zwischen 1801 und 1850 bei insgesamt 36 Namen den 14. Rang und *Guerre* zwischen 1851 und 1900 unter 54 Namen den 15. Rang einnimmt. Eine große neu-erbaute Pension in Meransen führt den Namen „Ambet“, wie die erste dieser Jungfrauentrinität gelegentlich genannt wird.

Die Frage nach der Veranlassung zur Namenswahl in älterer Zeit hat S. Sterner-Rainer<sup>41)</sup> für Tirol kurz behandelt. Neben den bereits genannten Faktoren spielt der Name des Paten, eines Elternteiles oder auch Großelternteiles ebenso eine Rolle wie die Namenswahl *n a c h d e m T a g e s h e i l i g e n* oder eines Heiligen, der in unmittelbarer Nähe des Tauftages im Kalender steht.

Für Matri/Brenner errechnete Sterner-Rainer zwischen 1594—1591 33% der Taufnamen nach dem Tagesheiligen und in Hippach zwischen 1602—1632 über 38%.

Eigene Untersuchungen ergaben, daß z. B. in Axams zwischen 1731—1740 ungefähr zwei Drittel der Namenstage auf den Tauftag selbst oder gleich hernach — ganz selten vorher, da dies nach alter Volksmeinung dem Kind abträglich wäre<sup>42)</sup> — fällt, zwischen 1781—1790 waren es immer noch mehr als die Hälfte. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß insbesondere bei volkstümlichen Namen diese häufig auch zufällig in diese Zeit fallen können und dabei dann nicht der Kalenderheilige, sondern der Name eines Elternteiles oder Paten ausschlaggebend war. Bei dem vor allem früher so häufigen Namen *Maria* sind die vielen Marienfeste mit einbezogen. Von *Genovefa* bis *Silvester* bleibt aber trotzdem die häufige Übereinstimmung des Namens des Täuflings mit dem jeweiligen Heiligenfest auffallend. Sicher zur Freude der Eltern konnte man ja in vielen Fällen auf einen Namen ausweichen, der volkstümlich war, wenn auch dann nicht gerade dieser, im Kalender vielleicht gerade weit

abliegende Heilige, sondern ein anderer gleichen Namens herangezogen wurde (z. B. Katharina v. Alexandria am 25. November, jene von Siena früher am 30., jetzt am 29. April; die vielen Johannes oder Franz wurden bereits erwähnt). — Auch in Patsch lagen die Werte in den berechneten Zeiträumen im 17. und 18. Jht. immer um 60 bis 70%.

Aufschlußreich dazu ist die Aufnahme für den ADV anfangs der dreißiger Jahre, und zwar die Frage (103 d), ob die Kinder „nach dem Kalenderheiligen des Geburtstages oder Taufdates“ genannt werden. Bei positiven Antworten, die sich dann fast durchwegs auf den Tauftag bezogen, hieß es nicht selten „nur von ortsüblich bekannten Heiligen“ und „auch Festtag kurz hernach“.

Während die „Kalenderbezogenheit“ in Nordtirol zu dieser Zeit bereits ziemlich gering war — 40 negativen Antworten stehen 32 „selten“ und nur 9 „ja“ gegenüber —, war diese Sitte in den südlichen Landesteilen noch verbreiteter: in Osttirol entfielen auf nur 4 negative 6 positive Antworten; in Südtirol kamen auf 24 „nein“ 3 „selten“ und 17 „ja“, wobei sich die positiven Antworten fast nur auf das Niederpustertal, das mittlere Eisacktal, den Ritten und den Obervintschgau beschränken. Die gelegentliche Bemerkung „früher oft, heute selten“, wie sie insbesondere mehrmals aus Orten des Unterinntals stammt, kann man sicher verallgemeinern. In der Gegenwart spielen die Kalenderheiligen bei der Taufnamenwahl einer sehr untergeordnete Rolle.

Zum Abschluß dieses Kapitels sei nochmals die persönliche Beziehung zu seinem Namenspatron erwähnt und in einigen Beispielen dokumentiert. Als erstes sei auf Motivbilder verwiesen, auf denen gelegentlich neben dem eigentlichen Kultobjekt auch der Namenspatron des Votanten dargestellt ist<sup>43</sup>).

Desgleichen beziehen sich auch andere, größere Stiftungen manchmal auf den Namenspatron des Stifters, der damit geehrt und der Allgemeinheit präsentiert wird. Hier wäre in erster Linie auf die Wahl des Titelheiligen einer Kirche oder Kapelle zu verweisen. Da m. E. auf diese Beziehungen etwas zuwenig geachtet wird, seien dazu einige Beispiele angeführt:

Das Patrozinium des Margarethenkirchleins in Wenus im Pitztal ist auf eine Stiftung des Edelfräuleins Margarete von Niederhof in der zweiten Hälfte des 14. Jhts. zurückzuführen<sup>44</sup>).

Während die alte Kapelle der Churburg nach der erhaltenen Weiheurkunde von 1334 dem hl. Nikolaus geweiht war, erhielt die neue, 1561 von Jakob (VII.) Graf von Trapp erbaute Kapelle den hl. Jakobus als Patron<sup>45</sup>).

Herzog Siegmund (1439—1490; seit 1477 Erzherzog) ließ anstelle des kleinen Kirchleins zu den hll. Jakob und Sigmund in St. Sigmund im Pustertal — vor dem Beuern genannt — die nunmehrige prächtige Kirche errichten, die 1489 vollendet wurde und seither nur noch dem hl. Sigmund geweiht ist<sup>46</sup>).

Die Annakapelle zu Lengau bei Söll war ursprünglich dem hl. Johannes Bapt. geweiht. M. Mayer<sup>47</sup>) bringt das alte Patrozinium in Zusammenhang mit dem ehemals dort befindlichen Bad und mit der Nähe des Johanneskirchleins auf der Hohen Salve. Da der Stifter der Lengauer Kapelle (1664) Johannes hieß (Johann Christoph Layhartinger) und — wie oben ausgeführt — damals häufiger auf den hl. Täufer als auf den Evangelisten getauft wurde, ist auch in diesem Falle eine Beziehung zum Namenspatron gegeben.

Der Wiener Erzbischof Kardinal Christoph v. Migazzi stiftete 1765 im Dom zu Brixen einen Seitenaltar und weihte ihn den hll. Johannes Nepomuk, Christoph und Oswald<sup>48</sup>).

Schon 1407 ließ der Minnesänger Oswald v. Wolkenstein zwischen den beiden Türmen des alten Brixner Domes die „Oswald-Kapelle“ errichten<sup>49</sup>).

Nicht zuletzt — um noch ein Beispiel aus der Gegenwart zu nennen — ist auch auf den Zusammenhang zwischen dem Patrozinium der Pauluskirche in der Reichenau/Innsbruck (eine der „Landesgedächtniskirchen“, 1959 erbaut) und dem Weihenden Bischof, DDr. Paulus Rusch, zu verweisen.

Sehr anschaulich wird die Beziehung zum Namenspatron in Stiftungen von Kirchenfenstern insbesondere aus dem vorigen und der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts dokumentiert. Indem in den meisten Fällen der Stifter namentlich genannt wird, läßt sich aus der Übereinstimmung des dargestellten Heiligen mit dem Vornamen des Stifters ein derartiger Bezug leicht erkennen.

Die Auswahl der Taufnamen ist nach den vorliegenden Untersuchungen in mehreren Orten Tirols durchaus als eine von vielen Auswirkungen der volkstümlichen Heiligenverehrung anzusehen. Daß nicht allein die Heiligen für die Auswahl der Namenspatrone ausschlaggebend sind, ist nicht erst eine Erscheinung der Gegenwart. Soweit uns die Taufbücher Auskunft geben können, sind Heiligengestalten allerdings bis weit in unser Jahrhundert hinein die weitaus wichtigsten Namengeber. Die Auswahl der Heiligen richtet sich dabei in zeitlich und landschaftlich manchmal höchst unterschiedlicher Weise nach der jeweils volkstümlichen Heiligenverehrung, in der die verschiedensten Einflüsse nach einem bestimmten, im letzten aber nicht ganz erfäßbaren Auswahlvorgang wirksam werden.

### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Jakob T o r s y (Hg.), Der große Namenstagskalender, 3550 Namen und 1540 Lebensbeschreibungen unserer Heiligen, Freiburg i. Br. 1975.

<sup>2)</sup> Fragebogenerhebung zur volkstümlichen Heiligenverehrung in Tirol, 1968—1970; Institut für Volkskunde der Univ. Innsbruck (Vorstand: Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg).

<sup>3)</sup> Atlas der deutschen Volkskunde, 2. Lfg. (1937), Karte 35. Südtirol ist darin nicht berücksichtigt. Die Signatur „Geburtstag“ für Kauns ist aufgrund des Atlasmaterials unrichtig, es muß „weder noch“ heißen.

<sup>4)</sup> Fritz B o e h m, Geburtstag und Namenstag im deutschen Volksbrauch (= Hort dt. Vkde., 4), Berlin-Leipzig 1938, S. 20.

<sup>5)</sup> Johannes B a u r, Die Spendung der Taufe in der Brixner Diözese in der Zeit vor dem Tridentinum (= Schlern-Schr. 42), Innsbruck 1938, S. 33.

<sup>6)</sup> Ebenda, S. 116.

<sup>7)</sup> Engelbert A u c k e n t h a l e r, Ueber die Taufnamen aus der Zeit von 982—1500. (Der Schlern, 14. Jg., 1933, S. 169—171).

<sup>8)</sup> Karl S c h a d e l b a u e r, Die Ruf- oder Taufnamen im Inntaler Steuerbuch von 1312. (Redlich-Festschrift (= Schlern-Schr. 44), Innsbruck 1939, S. 26 f.)

<sup>9)</sup> Adolf B a c h, Die Deutschen Personennamen (= Grundriß d. germ. Phil., 18), Berlin 1943, S. 344 ff. — Zum selben Ergebnis, um nur eines von vielen weiteren Beispielen zu nennen, kommt aufgrund der Schauburger Urbare J. O b e r n h u m e r, Ulrich und Hans. Ein Beitrag zur Geschichte der Vornamen. (OÖ. Heimatblätter, 1. Jg., 1947, S. 162 ff.)

<sup>10)</sup> Ignaz v. Z i n g e r l e, Die Personennamen Tirols im Mittelalter. Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Sage und Literatur. (Tiroler Bote 1857, S. 57, 65, 69).

<sup>11)</sup> Karl F i n s t e r w a l d e r, Die Ruf- oder Taufnamen nach dem Tiroler Untertanenverzeichnis von 1427 (Redlich-Festschrift, vgl. Anm. 8, S. 27—33). — D e r s., Die Familiennamen in Tirol und Nachbargebieten und die Entwicklung des Personennamens im Mittelalter (= Schlern-Schr. 81), Innsbruck 1951, S. 8 ff., 21 ff. — D e r s., Tiroler Namenkunde. Sprach- und Kulturgeschichte von Personen-, Familien- und Hofnamen (= Innsbr. Beiträge z. Kulturwiss., Germ. Reihe, Bd. 4), Innsbruck 1978, S. 9 ff.

<sup>12)</sup> Jakob T o r s y (Hg.), Lexikon der deutschen Heiligen, Seligen Ehrwürdigen und Gottseligen, Köln 1959, Sp. 107: „Diemut, sel. Reklusin in Wessobrun, +30. März 1130 (?)“ — In seinem neuesten Werk, vgl. Anm. 1, in dem er nicht zwischen Heiligen, Seligen etc. unterscheidet, führt er zudem eine Reklusin Diemut aus St. Gallen, 12. Jht., an.

<sup>13)</sup> Matthias M a y e r, Der Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg, Bd. 2 (Westendorf; 1940), S. 60; Bd. 1 (Brixen, Kirchberg, Aschau; 1936), S. 123 und 210 f.

<sup>14)</sup> Siehe Anm. 7, S. 171.

<sup>15)</sup> Siehe Anm. 9, S. 350 f., 562.

<sup>16)</sup> Sylvia S t e r n e r - R a i n e r, Zur Wahl der bäuerlichen Taufnamen in Tirol. (Tiroler Heimat, 19. Bd., 1955, S. 161 f.).

- <sup>17)</sup> Walter D e l i u s, Geschichte der Marienverehrung, München-Basel 1963, S. 238 f.
- <sup>18)</sup> Siehe Anm. 16, S. 165.
- <sup>19)</sup> Hans H o c h e n e g g, Heiligenverehrung in Nord- und Osttirol (= Schlern-Schr. 170), Innsbruck 1965, S. 29—43.
- <sup>20)</sup> Ebenda, S. 35.
- <sup>21)</sup> Aus Zeitungsberichten von Herbert B u z a s in der „Tiroler Tageszeitung“ vom 17. 3. 1955 („Sankt Josef auf der Flucht aus den Taufregistern“) und vom 23. 1. 1965.
- <sup>22)</sup> Nach den Angaben bei Otto W i m m e r, Handbuch der Namen und Heiligen, 3. Aufl., Innsbruck 1966.
- <sup>23)</sup> Georg S c h r e i b e r, Deutschland und Spanien — Volkskundliche und kulturkundliche Beziehungen (= Forsch. z. V k d e., H. 22/24), Düsseldorf 1936, S. 166 ff. und 232 ff.
- <sup>24)</sup> Georg T i n k h a u s e r — Ludwig R a p p, Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Diözese Brixen, Bd. II, Brixen 1891, S. 312.
- <sup>25)</sup> In anderen Gebieten hingegen — so in Württemberg, Baden, Franken — ist Anna schon ab dem 14. Jht. ein sehr beliebter Vorname. Vgl. B e d a K l e i n s c h m i d t, Die heilige Anna. Ihre Verehrung in Geschichte, Kunst und Volkstum (= Forsch. z. V k d e., H. 1—3), Düsseldorf 1930, S. 146.
- <sup>26)</sup> Zusammengestellt nach den Angaben bei S. S t e r n e r - R a i n e r, siehe Anm. 16, S. 163.
- <sup>27)</sup> Nach dem erwähnten Material von J. B a u r, siehe Anm. 5, S. 116, und eigenen Untersuchungen.
- <sup>28)</sup> Siehe Anm. 9, S. 535.
- <sup>29)</sup> Hans B a h l o w, Unsere Vornamen im Wandel der Jahrhunderte (= Grundriß d. Genealogie, 4), Limburg a. d. Lahn 1965.
- <sup>30)</sup> Z. B. A. B a c h, siehe Anm. 9, S. 458; S. S t e r n e r - R a i n e r, siehe Anm. 16, S. 165.
- <sup>31)</sup> Siehe Anm. 11, Familiennamen, S. 28.
- <sup>32)</sup> Hans F i n k, Die Kirchenpatroninnen Tirols (= Veröff. d. Inst. f. ostbair. Heimatforschung, Bd. 6), Passau 1928, S. 224.
- <sup>33)</sup> Gustav G u g i t z, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 3, Wien 1956, S. 88.
- <sup>34)</sup> Vgl. Dietmar A s s m a n n, Die Wallfahrt zum hl. Antonius in Rietz. (Volkskunde / Fakten und Analysen (= Schmidt-Festschrift), Wien 1972, S. 343 f.).
- <sup>35)</sup> Siehe Anm. 5.
- <sup>36)</sup> Siehe Anm. 16, S. 161 f.
- <sup>37)</sup> Ebenda, S. 165.
- <sup>38)</sup> Siehe Anm. 5, S. 115.
- <sup>39)</sup> Vgl. K. F i n s t e r w a l d e r, Familiennamen, Anm. 11, S. 262 u. 80.
- <sup>40)</sup> Vgl. Wolfgang P f a u n d l e r, Sankt Romedius. Ein Heiliger aus Tirol, Wien 1962. — Der hl. Romedius mit seinen Gefährten als Figuren einer Thaurer Weihnachtskrippe ist abgebildet bei Dietmar A s s m a n n, Hl. Florian bitte für uns. Heilige und Selige in Österreich und Südtirol, Innsbruck 1977, Farbtafel 5.
- <sup>41)</sup> Siehe Anm. 16, S. 164 ff.
- <sup>42)</sup> Vgl. Friedrich H a i d e r, Tiroler Volksbrauch im Jahreslauf, Innsbruck 1968, S. 211.
- <sup>43)</sup> Vgl. Dietmar A s s m a n n, Grundzüge einer Wallfahrtskunde von Tirol (Mannus. Dt. Ztschr. f. Vor- u. Frühgesch., 42. Jg., 1976 H. 2; = Burgstaller-Festschrift, S. 85). — Beispiele hierfür bringt Nikolaus Chr. K o g l e r, Votivbilder aus dem östlichen Nordtirol (= Schlern-Schr. 242), Innsbruck 1966, S. 86 f.
- <sup>44)</sup> T i n k h a u s e r, siehe Anm. 24, Bd. III, S. 631.
- <sup>45)</sup> Oswald Graf T r a p p, Churburg (= Kleiner Kunstführer Nr. 779), München 1963, S. 19. — F i n k, siehe Anm. 32, S. 171.
- <sup>46)</sup> T i n k h a u s e r, siehe Anm. 24, Bd. I, Brixen 1855, S. 359.
- <sup>47)</sup> M a y e r, siehe Anm. 13, 10. Heft (Sölland; 1948), S. 95.
- <sup>48)</sup> Karl W o l f s g r u b e r, Kirchen-, Kapellen- und Altarweihen zur Barockzeit in der Diözese Brixen (1648—1811); S. 30.
- <sup>49)</sup> D e r s., Der Dom zu Brixen (= Kl. Kunstführer Nr. 625), 3. Aufl., München 1961, S. 3.

# Zum bäuerlichen Gerätebestand im Salzkammergut

Ein Vergleich 1789—1977

Von Elisabeth und Olaf B o c k h o r n

## 1. Entwicklung der Landwirtschaft

„ . . . für sehr reich gilt hier schon der Bauer, der so viel Getreide erbaut, als er für sein Haus bedarf“ . . . (1809).

Mit diesen Worten charakterisierte der Reiseschriftsteller J. E. Mader zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Landwirtschaft im oberösterreichischen Salzkammergut<sup>1</sup>). Typische Form war die der halbbäuerlichen Kleinwirtschaft, das „Gütl“ genannte salinenbäuerliche Anwesen. Bereits in den das gesamte Salzwesen dieses Gebietes reglementierenden Reformationslibellen von 1524, 1563 und 1656 stand man den Arbeitern des Kammergutes ein kleines Grundstück für Haus und Hausgarten zu<sup>2</sup>). Zum einen mußte man ja trachten, stets genügend Arbeitskräfte für Abbau, Verarbeitung und Transport des Salzes<sup>3</sup>) sowie die damit verbundene Forstwirtschaft<sup>4</sup>) zur Verfügung zu haben, zum anderen boten Grund und Boden die Möglichkeit landwirtschaftlichen Zuerwerbs als Ergänzung der gelenkten Viktualienzuteilung durch das Salinenamt (das Getreide dafür, das sogenannte „Hofkorn“, kam aus der Kornmark, dem diesbezüglichen Widmungsbezirk zwischen Traun und Krems, das Fleischvieh aus der Steiermark und dem dafür reservierten „Gey Viechtau“<sup>5</sup>)). Die Bewirtschaftung der „Gütl“ war diesem Zwecke angepaßt und entsprechend vielseitig: man betrieb Getreidebau, pflanzte Gespinst- und Futterpflanzen, Kartoffeln<sup>6</sup>) und Kraut und hielt eine geringe Anzahl von Vieh. Die Bearbeitung erfolgte weitgehend durch die Frauen und Kinder der Kameralarbeiter, die ja einer geregelten Arbeitszeit unterworfen waren. Daneben existierten — schon wegen der natürlichen Gegebenheiten — nur wenig reine Bauerngüter. In größerer Zahl gab es sie praktisch nur in den dafür geeigneten Talsohlen von Aussee, Goisern sowie im Gosautal. In der gesamten Herrschaft Wildenstein, die seit 1773 ihren Sitz in Goisern hatte<sup>7</sup>), standen in 30 Ortschaften den 132 Bauern 1300 „Häusler, Gärtler und sonstige beim Nährstand“ gegenüber<sup>8</sup>). Aber auch diese Bauern waren in Hinblick auf den Absatz von Getreide und Milchprodukten vom Versorgungssystem des Salzkammergutes abhängig (und richteten ihre Produktion darauf aus). Da ausreichende Weideflächen im Tal sowie eigener Waldbesitz fehlten, regelten Servitute Wald- und Almweide. Die zahlenmäßigen Beschränkungen, durch Waldordnungen<sup>9</sup>) auferlegt (im Vordergrund stand ja der Schutz des Waldes als Holzlieferant für den Salzbergbau), verstärkten diese schon erwähnte Abhängigkeit. Die Produktionsflächen und -mengen waren natürlich größer als die der — die Landwirtschaft als Nebenerwerb betreibenden — „Arbeiterbauern“ (dieser Ausdruck wird im Salzkammergut heute noch allgemein verwendet), doch sind in Hinblick auf Arbeit und Geräte sowie auf die sozio-kulturellen Verhältnisse Vergleiche durchaus zulässig.

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts trat ein einschneidender Wandel in der Landwirtschaft des Salzkammergutes ein, den W. Kunze ausführlich dargelegt hat<sup>10</sup>). Mit dem Ende der grundherrschaftlichen Verwaltung und der endgültigen Auflösung der alten Kammergutsverfassung, abgeschlossen mit der Auflösung der Salinen- und Forstdirektion im Jahre 1869<sup>11</sup>), brach eine neue Zeit an, geprägt durch den Fremdenverkehr, welcher durch die damals einsetzende verkehrsmäßige Erschließung<sup>12</sup>) begünstigt, bzw. in größerem Rahmen ermöglicht wurde. Insbesondere für jene Kleinlandwirtschaften, die nun auf Haupterwerb umgestellt wurden, war der Fremdenverkehr eine große Hilfe<sup>13</sup>). Getreidebau ging zurück und deckte letztlich nur noch den Eigenbedarf, die Viehwirtschaft (mit Stallfütterung) nahm an Bedeutung zu. Heute ist das Kleinproduktionsgebiet „Inneres Salzkammergut“ durch das Überwiegen von Wald und Dauergrünland geprägt, während Acker- und Ackergrünlandwirtschaften fehlen<sup>14</sup>).

## 2. „Ertrag und Bewirtschaftung der kleineren Grundbesitzungen im Salzkammergute“

So betitelt J. A. Schultes den IX. Brief im 1. Teil seiner 1809 erschienenen „Reisen durch Oberösterreich . . .“<sup>15</sup>). Dieses Werk, das ein genaues Bild des Salzkammergutes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gibt, stellt eine wichtige Quelle für Landeskunde, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bergbautechnik und Volkskunde dar. Sein Verfasser, der Arzt und Naturforscher Joseph August Schultes<sup>16</sup>), war zum Zeitpunkt des Erscheinens „Professor an der k. bairischen Universität zu Innsbruck“, wo er sich als Kritiker der österreichischen Verhältnisse größere Freiheit erhoffte. — Der zweite Band ist als technisch-statistische Beschreibung des Salzwesens angelegt und kritisiert die wirtschaftlichen, insbesondere aber die sozialen Zustände, der erste hingegen ist als Wegweiser durch das auch die „oberösterreichische Schweiz“ genannte Gebiet gedacht. Er enthält ebenfalls eine Reihe von Statistiken sozio-ökonomischen Inhalts, denen das besondere Interesse des Verfassers galt, weshalb er die Vernachlässigung der Statistik in der Monarchie in einem „kleinen Exordium“ lebhaft bedauert<sup>17</sup>). So muß er denn Daten aus dem Jahre 1789 heranziehen, um Bewirtschaftung und Ertrag eines der typischen kleineren Bauerngüter zu charakterisieren<sup>18</sup>). Als Ort dafür wählt er das geeignete Goisern, den Sitz der Kammerverwaltung der kaiserlichen Herrschaft Wildenstein. Salinenbäuerliche Streusiedlungen prägten (und prägen) die Talweitung; die natürlichen Gegebenheiten ermöglichten hier auch rein bäuerliche Betriebe sowie nach 1850 eine Umstellung auf diese Wirtschaftsform<sup>19</sup>). Der eigentliche Ortskern war wirtschaftlicher Mittelpunkt und gewerbliches Zentrum mit handwerklichem Charakter<sup>20</sup>). — Die Beschreibung erfolgt in Form einer Wirtschaftsrechnung (den offiziellen Zahlen von 1789 folgend), wobei Erträge (= Einnahmen) und Ausgaben gegenübergestellt und auch die „Erbauung und Unterhaltung der Wirtschaftsbauwerke“ einbezogen werden. Nicht nur die genauen Zahlen lassen darauf schließen, daß Schultes hier einen speziellen Hof im Auge gehabt hat, sondern auch Namen und topographische Nummern der Acker- und Wiesengründe, die er zur Darstellung der Ertragslage heranzieht (141 Hausgarten, 326 Leopoldengrund, 340 Seywalderwiesen, 597 Wasthanslschwörz, 803 Stummerwiesl). Besitzer war dazumals, wie das Josefinische Lagebuch eindeutig ausweist, Joh. Georg Kreutzhuber „auf den Jagerhanßen Wirthshauß“ in Goisern 16<sup>21</sup>). Dieses Haus, direkt neben der Kirche gelegen, war wohl Schultes' Quartier bei seinen Aufenthalten, so daß die Beschaffung der Unterlagen nicht allzu schwer gefallen sein mag.

Da das Schwergewicht dieser Arbeit auf dem bäuerlichen Gerätebestand liegen soll, kann den Schilderungen des Autors nur auszugeweise gefolgt werden: dem Ertrag eines Tagbaus (1200 Klafter) in Hinblick auf Getreide (in Goisern überwog, im Gegensatz zum übrigen Gebiet, der Weizen<sup>22</sup>), Heu und Grummet folgen genaue Berechnungen von Fütterung und Ertrag der Kühe (Milch, Butter, Käse, Schotten) sowie Kosten für Dienstboten und Tagelöhner. Die großteils schlechten Böden erfordern Schlier-Düngung und bedingen „die sogenannte Dreyfelder-Wirtschaft fast allgemein“<sup>23</sup>); Hauptgrund dafür ist der — trotz der Viehwirtschaft — große Düngermangel und die Schwierigkeiten seines Transports. Die Feldbestellung erfolgt mit dem „gemeinen Pfluge“, gezogen von Pferden oder Ochsen, in den „Leiten“ können die Äcker hingegen lediglich geharkt werden<sup>24</sup>). Statt der Egge verwendet man überwiegend Hauen; die Steilheit bedingt auch den Transport der Erde der untersten beiden Furchen nach oben. Das verwendete Saatgut wird dem Ertrag (Getreide, Flachs, Rüben, Kraut) gegenübergestellt, begleitet von einer Aufstellung über den Arbeitsaufwand der Tagwerker und Drescher, die fallweise aufgenommen wurden (Bauer, Bäuerin, ein Knecht und eine Dirn waren die ständigen Arbeitskräfte). Im folgenden geht Schultes ausführlich auf die Bewirtschaftung des Gutes (mit einer reinen Acker- und Wiesenfläche von etwa 6 Joch) ein, wobei Eigenbedarf, Naturalzehent und Grundprodukte zum Verkauf getrennt ausgewiesen werden. Ökonomisch am bedeutsamsten ist die Aufstellung der Geldauslagen sowie die Bilanz, nach der sich ein Gewinn von 50 Gulden ergibt<sup>25</sup>). Den Auslagen für „Feld- und Hausgerätschaften“, auf die noch einzugehen sein wird, folgt abschließend ein „weiterer Ausweis auf Erbauung und Unterhaltung der Wirtschafts-Gebäude“<sup>26</sup>). Ihm ist zu entnehmen, daß es sich hiebei um den für Goisern typischen, vom Süden her vordringenden Paar- oder Zwiehof handelt<sup>27</sup>), wobei das Wohnhaus, wie F. Lipp festgestellt hat, in zwei Grundrißformen (1. Kreuzhaus, 2. durchgängiges dreiteiliges Haus) ausgebildet sein kann<sup>28</sup>). Nach Schultes bestand das eigentliche Bauernhaus aus Stube, Küche, Keller und zwei Kammern, das Wirtschaftsgebäude aus Stadel mit Dreschente, worunter „die Viehstallung für 8 Rinder angebracht ist“ (im beschriebenen Gut wurden ständig 4 Kühe, 2 Galtrinder und 2 Schweine gehalten<sup>29</sup>), wozu sicherlich noch die Arbeitstiere — 2 Ochsen oder Pferde — kamen). Es handelt sich hier nicht um reine Holzbauten, denn bereits in der 2. Libell von 1563 hatte man — aus Gründen der Holzersparnis — vorgeschrieben, zumindest ein Stockwerk hoch zu mauern<sup>30</sup>); für Nutzbauten war der Ständerbau vorgeschrieben, wobei es für Häuser in ungünstiger Hanglage Ausnahmebestimmungen gab. Bis 1868 galt auch der Befehl, die aufgeteilten Dächer mit Brettern statt mit Legschindeln zu decken<sup>31</sup>), hölzerne Rauchfänge wurden immer wieder (1563, 1802) verboten<sup>32</sup>).

### 3. Zum bäuerlichen Gerätebestand

Im Zuge seiner Kosten-Nutzen-Rechnung bringt Schultes auch einen „Ausweis über die bey einem mittelmäßig großen aus 8 Joch Gründen bestehenden Bauerngute auf Feld- und Hausgerätschaften vorfallenden Auslagen, dem Mittel nach für jedes Jahr bestimmt“<sup>33</sup>), in welchem 89 Posten zahlen- und wertmäßig aufgezählt werden. Im folgenden soll nun — der Reihung von Schultes folgend (Numerierung vom Verf. eingesetzt) — dargelegt werden, was von diesen Geräten noch in unserem Jahrhundert bekannt war bzw. verwendet wurde<sup>34</sup>), wobei auf die jeweilige Anzahl nicht eingegangen werden kann.

1. „Pflug, samt Eisen“: hier waren allgemein die für Berggegenden besonders geeigneten Doppelpflüge mit 2 Kopf- und Sticheisen in Verwendung. Der Grindel lag auf einem zweirädrigen Pflugwagen auf und war dort mit einem Seil („Widn“ genannt) beweglich befestigt<sup>35</sup>). Gepflügt wurde zumeist mit Ochsen. Soferne heute — trotz des Endes des Getreidebaues — noch gepflügt wird, verwendet man natürlich keine Holz-, sondern Eisenpflüge.

2. „Wägen“: je nach Art des Transports gab es leichte und schwere Wagen, die — falls vorhanden — von Pferden gezogen wurden. Es handelte sich um Ansenwagen (Wagen mit zwei seitlichen Stangen als Zugvorrichtung) mit verschiedenem Aufbau (Leitern für Heu und Getreide, Bretter für Mist). Durch den Traktor, bzw. Universalgeräte wurden diese Fahrzeuge überflüssig; es gäbe auch keine geeigneten Zugtiere mehr.

3. „Sense samt Warb“: in Goisern herrscht die Form der Schubsense (mit zwei ungleichen Haken Griffen gegen die Mährichtung) vor. Erst in den letzten Jahrzehnten dringt vom oberösterreichischen Zentralraum die Sense mit zwei gegenständigen (Krücken-)Griffen ein<sup>36</sup>). Eiserne Sensen und Mähmaschinen haben die alte Sense mit hölzernem Stiel (= Warb) noch nicht völlig verdrängt.

4. „Feldrechen“; 5. „Mistrechen“: vom Typ her handelt es sich um Blattrechen mit deutlich verbreitertem, abgesetztem, vielfach auch verziertem Stielblatt, von O. Moser Blattstielrechen genannt<sup>37</sup>). Die Mistrechen hatten einen kürzeren Rechenbalken (Joch); auch ihr Stiel war kürzer, aber stärker (ebenso die Zähne). Heu-rechen stehen heute noch in Verwendung.

6. „Heugabeln“: hier gab es zwei Formen, dreizinkige (zum Streuen) und vierzinkige (zum Aufladen). Sie waren aus Holz; die Holzzinken wurden über Dampf gebogen und dann in eine Form gespannt. Sie wurden zuerst von eisernen Gabeln mit 3 Zinken und dann vom Ladewagen abgelöst.

7. „Eiserne Mistgabel“: leicht gebogene vierzinkige Gabeln, die heute noch verwendet werden.

8. „Misttrage“: der Mist mußte dort, wo man nicht fahren konnte, getragen werden. Die Trage bestand aus zwei Stangen mit darübergelagerten Brettern; trug man Laub- oder Strohstreu, so waren auch Sprossentragen („Sprissln“ statt der Bretter) gebräuchlich. Heute abgekommen.

9. „Misttralle“: wohl fälschlich für Mistkralle. Eine Stange mit zwei (oder drei) rechtwinkelig ansetzenden Zinken („Kräu“) zum Herunterholen des Mistes. Wo kein Miststreuer angeschafft wurde, noch jetzt üblich.

10. „Feldhaue von Eisen“: diese waren notwendig, weil, wie oben schon erwähnt, vielfach nicht geeget wurde. Diese Hauen benötigte man später nur zur Bearbeitung der Feldränder, da man hölzerne, trapezförmige Quereggen einsetzte, die heute auch schon wieder abgekommen sind<sup>38</sup>).

11. „Eisenschaukeln“: darunter sind wohl Grab- und Schotterschaukeln zu verstehen, wobei erstere einen geraden Stiel hatten. Spaten wurden kaum verwendet.

12. „Sicheln“: Getreide wurde bis zum Schluß vorwiegend mit der Sichel geschnitten<sup>39</sup>), mit der Frauen und Männer arbeiteten. Man schnitt im Halbkreis, bildete aus den längsten Ähren das „Bandl“, das man um die „Buschen“ drehte (ohne Knebel). Neben den (oftmals) gezähnten Sichel gab es auch noch flache, die man zum Futterschneiden auf den Almen verwendete.

13. „Eiserner Thorstecken“: man braucht (und brauchte) sie zum Schlagen der Löcher für die „Hiefler“.

14. „Hüfler“: die Getreidegarben wurden nie „gemandelt“, sondern um einen Pfahl (mit Aststummeln oder Querhölzern) geschichtet sowie auf diesen gehängt<sup>40</sup>). Ein „Hiefler“ (bis 2 m hoch) trug bis zu 20 Garben; als Regenschutz diente ein Brett, das man oben befestigte. Diese Schoberung hat mit dem Getreidebau geendet, das Heu wird aber noch heute „geschiebert“, so daß „Hiefler“ neben „Schwedengereutern“ noch immer in Verwendung stehen<sup>41</sup>).

15. „Tragtücher“: in diesen trug man die Garben zum Wagen (z. T. händisch gezogene Hörnerwagen). Zusätzlich spannte man diese Tücher über die Ladefläche, damit während des Transportes nichts verloren gehen konnte.

16. „Maißhacken“: mit Maishacken (ohne Schlagfläche, mit rundem oder schmalkantigem Oehr = Haus, 18 bis 20 cm langem Eisen, 6 bis 7 cm schmaler Schneide) fällt man bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Bäume und teilt sie in Bloche. Wegen des „Span“-verlustes waren ab 1759 mehr und mehr Baum- oder Langsägen in Gebrauch, die sich aber nur langsam durchsetzten<sup>42</sup>). Zuletzt verwendete man sie nur noch im Jungwald (= „Moaswald“); im Zeitalter der Motorsäge sind sie nicht mehr nötig.

17. „Asthacken“: sie sind kürzer im „Wecken“ und breiter in der Schneide; ähnliche Werkzeuge hat auch heute noch jeder Holzarbeiter zum Abhacken der Äste<sup>43</sup>).

18. „Kleibhacken“: schwere Hacke zum Spalten der Drehlinge auf der „Paan“, dem Holzplatz<sup>44</sup>). Dazu waren auch eiserne Keile und Holzschlägel nötig, die heute noch auf den Almen üblich sind. Zu ihrer Ergänzung dient jetzt der „Schoan“, eine Eisenschneide mit hölzernem, von einem Eisenring zusammengehaltenen Oberteil.

19. „Grashacken“; 20. „Schnaithackeln“: unter „Grassen“ oder „Schnaiteln“ versteht man das Ab- bzw. Aushacken der Äste bei Nadelbäumen. Man verwendete diese Äste primär als Unterstreu, zur Vermehrung des Düngers. Wegen der Holzschäden war das „Grassen“ immer wieder verboten, so in der Waldordnung von 1802<sup>45</sup>). Ausnahmen gab es nur für Untertanen mit wenig Streu — und dann nur zwischen September und Dezember. Steigeisen waren verboten, wurden aber dennoch immer verwendet, denn mit Leitern erreichte man nur eine Höhe von ca. 6 Metern. Erfahrene Holzarbeiter behaupten, daß bei richtigem „Schnaiteln“ (schräg nach innen) keine Schäden entstünden. Die „Hackeln“ waren klein und mußten eine extrem scharfe Schneide haben. — Daneben brachte man noch Laubstreu ein, wobei aber Rechen wegen der Schädigung des Waldbodens verboten waren<sup>46</sup>). — Beide Formen der Streugewinnung sind abgekommen.

21. „Zimmersäge“: die von zwei Personen bediente Waldsäge mit kurzen, feinen Zähnen (vgl. „Maißhacken“).

22. „Griedpeil“: das heute noch verwendete „Beil“ oder „Griesbeil“ besteht aus Stecher und Hauer an einem runden, zumeist 1,5 m langen Stiel. Es ist unentbehrlich zum Umkehren des Holzes, zum Walgen der Drehlinge; früher ließ man damit die Bloche in die Riesen<sup>47</sup>).

23. „Sebin“: das „Zapl, Sapl“ ist heute noch bei der Holzarbeit vonnöten (zum Rollen der Stämme etc.).

24. „Steckhaue“: diente früher zum Öffnen der Erde für die Setzlinge.

25. „Kailhaun“: dieser Ausdruck ist heute unbekannt und konnte daher nicht identifiziert werden.

26. „Handschlitten“: kleinere Handschlitten zum Transport von Meterholz etc. sind heute noch in Verwendung. Mit den schweren Hörnerschlitten transportierte man früher ganze Bloche auf eigenen Schlittenbahnen. Gebremst wurden sie mittels Sperrketten oder in den Boden greifenden „Sperrtätzen“. Diese Handschlitten waren vielfach Halbschlitten mit nur einem Ebel und einem Sattel<sup>48</sup>); daneben gibt es noch eine Reihe anderer winterlicher Transportgeräte (Mühlschlitten, Schloapfn etc.), die man allenthalben noch verwendet.

27. „Bind und Häft-Seiler“: bei allen Transportarten zur Befestigung der Ladung gebraucht.

28. „Getreideputzmühle“; 29. „Reutere (grobe Siebe)“: bis zum 2. Weltkrieg waren handbetriebene Getreideputzmühlen in Gebrauch. Es handelt sich hier um einen äußerst frühen Beleg für dieses Gerät. Bevor das Getreide in die Putzmühle kam, wurde es mit den groben Sieben („Reitern“) gereinigt; für Weizen und Roggen waren sie fein, für Hafer und Gerste gröber.

30. „Dreschflegel“: nach der Einführung der Dreschmaschine (die bis zum 2. Weltkrieg im Einsatz stand) benützte man Dreschflegel nur noch zum Ausdreschen der Schab (zum Einwintern der Bäume; für das Bettstroh auf den Almen; zur Herstellung von Strohshuhen). Gedroschen wurde zu viert („Stich d' Kätz gschwind ä“) auf der „Drischtenn“, wobei die Garben in zwei Reihen mit den Ähren nach innen aufgelegt wurden. Neben dem leichten Dreschflegel („Drischel“) verwendete man auch den s-förmigen Dreschstecken, wobei dieser hier ausnahmsweise die jüngere Form darstellt<sup>49</sup>). Bis um 1900 waren Wanderdrescher (Saisonarbeiter) tätig, die ab Allerheiligen arbeiteten und nach dem Gerät „Steckendrescher“ hießen<sup>50</sup>).

31. „Windschaufel“: der Name besagt, daß das Getreide vor Einführung der Putzmühle geworfelt wurde. Daran erinnert man sich nicht mehr; Holzschaufeln nahm man allerdings, wenn man die ausgedroschenen Körner von der Tenne schaufelte.

32. „Schaubstock samt Messer“; 33. „dito zum Heuschneiden“: damit schnitt man Stroh und Heu zur Fütterung; letzteres wurde länger belassen.

34. „Heutreter“: heute unbekannt; es handelt sich um ein Gerät zum Abstechen des Heus vom Stock<sup>51</sup>).

35. „Heuraufel“: anderswo „Heuhakler“ genannt<sup>52</sup>); besteht aus Spitz und „Hachel“ und dient zum Herausreißen des Heus.

36. „Flachsbreche“: bis etwa 1920 wurden in der Gegend Flachs und Hanf angebaut und verarbeitet, wobei verschiedene Spinnräder in Verwendung standen. Getrocknet wurde zumeist in eigenen „Brechlstubn“ oder „Badln“, gebrechelt im Freien (bei den Brechellöchern<sup>53</sup>). Oftmals arbeiteten bis zu sechs Frauen gleichzeitig, um die Fasern vom Holz zu trennen<sup>54</sup>).

37. „Leiter“: noch heute nötig.

38. „Tanglzeug“: wo Sensen verwendet werden, sind heute noch Dengelstock und -hammer nötig. Zum Schärfen während der Mahd dient der Wetzstein, der im hölzernen oder „Hörndl“kumpf mitgetragen wird.

39. „Kuhkette“; 40. „Kalbkette“: größere und kleinere Ketten zum Anhängen der Tiere im Stall; unentbehrlich bei Viehhaltung.

41. „Streugabel von Eisen“: insbesondere zum Aufstreuen des in Tragtüchern eingebrachten Laubstreu verwendete man schon früh Eisengabeln (entsprechend den heutigen Mistgabeln).

42. „Gsöderschaff (Sodkufen)“: zum Mischen von Rüben, Erdäpfeln, Speiseresten und warmem Wasser als Futter für die Milchkühe. Behältnisse wie „Sechter“ und „Schaffeln“ wurden selbst hergestellt und waren daher wenig wert; dies ist wohl der Grund, daß Schultes das hier übliche Säschaff<sup>55)</sup> bei den „Geräthen zur Bearbeitung der Gründe“ nicht erwähnt.

43. „Milchschäff (Milchkufen)“; 44. „Milchsieb“; 45. „Rührkübel (Rührkufen)“: vor Einführung der Zentrifugen waren diese Geräte zum Absetzen, Reinigen und Bearbeiten des Rahms unbedingt notwendig.

46—67; 73—75: auf die folgenden Geräte (Küche und Kochen, Möbel, Bett- und Tischwäsche) kann hier nicht eingegangen werden. Bis in unser Jahrhundert waren Rauchkuchen (und deren Inventar) bekannt<sup>56)</sup>, wobei aufgrund behördlicher Vorschriften Rauchfänge schon sehr früh gemauert werden mußten (und ab 1808 erste Sparherde nachweisbar sind<sup>57)</sup>). In Verbindung damit standen die Backöfen in der Küche (im Raum von Goisern gab es aber auch Backöfen außerhalb des Wohngebäudes), in denen man z. T. bis 1945 das Brot buk.

68. „Schottentuch“: da heute noch vereinzelt „Schotten“ (= Topfenkäse) hergestellt wird, braucht man auch noch die Tücher dafür. Waren diese früher aus grob gewebtem Stoff, so verwendet man jetzt Windeln, welche die Feuchtigkeit besser aufnehmen.

69. „Getreidesäcke“: solange Getreide gebaut wurde, unbedingt notwendig. Früher mit eingesticktem Monogramm.

70. „Spinnräder“; 71. „Haspel“: hier gab es unterschiedliche Formen in Hinblick auf die Spindel. Man verwendete je eines für Wolle, Flachs und Hanf. Wenn überhaupt, wird heute nur noch Wolle versponnen.

72. „Haarhechel“: solange Flachs und Hanf angebaut wurden, benötigte man Hecheln zur Trennung von langen und kurzen Fasern mittels unterschiedlich feiner Stacheln<sup>58)</sup>.

76. „Krauthobel samt Messer“; 77. „Krauthackmesser“; 78. „Krautbottich“: wenn auch der Krautanbau zurückgegangen ist, sind alle drei Geräte bekannt und in Verwendung: das Hackmesser bei der Ernte, der Hobel zur Zerkleinerung und der Bottich zur Aufbewahrung. Letzterer sollte Holzreifen haben, da die Säure Eisenreifen zu schnell zerstört.

79. „Körbe“: aus Weiden geflochtene Körbe (zu Transporten aller Art) werden zwar noch genommen, aber nicht mehr selbst angefertigt.

80. „Getraidmaß, von einem halben Metzen“: ein Metzen, 62 Liter fassend<sup>59)</sup>, war das für Getreide verwendete und heute völlig abgekommene Hohlmaß. Ältere Bauern vermögen sehr wohl zu sagen, wieviel Kilogramm ein Metzen war (36 kg Weizen, 28 kg Roggen . . .).

81. „Kerzenleuchter“; 82. „Laternen“: neben Spanleuchten waren Unschlittkerzen und Laternen für diese gebräuchlich. Es folgten Glaskugeln und Blechlampen für Öl und schließlich die bis zur Elektrifizierung übliche Petroleumlampe<sup>60)</sup>.

83—89: Am Ende der Aufzählung stehen Werkzeuge wie Säge, Bohrer, Reifmesser, Klampfen, Ketten und Hacken, die alle heute noch gebraucht werden.

Wenn man abschließend die gewiß nicht vollständige, aber doch recht aufschlußreiche Aufzählung von Schultes überblickt, so kann man feststellen, daß trotz aller Änderungen (die H. Pramesberger für Goisern eindrucksvoll dargestellt hat<sup>61)</sup>) fast sämtliche Geräte in unserem Jahrhundert noch verwendet wurden und — sofern sie nicht überhaupt noch in Gebrauch stehen — zumindest älteren Gewährsleuten

durchaus bekannt sind. Die eingangs erwähnte Entwicklung bzw. Stagnation der Landwirtschaft hat zur Bewahrung dieses konservativen Bildes das Ihre beigetragen. — Möge dieser Überblick Anstoß und Anreiz zu einer intensiveren monographischen Erforschung des bäuerlichen Gerätebestandes im Salzkammergut bieten.

### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> J. Eduard M a d e r, Reise von Boehmisch-Krumau durch das Oberennsische Salzkammergut nach Salzburg und Berchtesgaden. Im Herbste 1807. Prag 1809, S. 95.

<sup>2)</sup> Hubert K r a u s, Studien zur Sozialgeschichte des oberösterreichischen Salzkammergutes. Phil. Diss. Wien 1965, S. 42 ff., hier S. 45.

<sup>3)</sup> Zum gesamten Salinenwesen im oberösterreichischen Salzkammergut siehe:

Carl S c h r a m l, Das oberösterreichische Salinenwesen . . . (Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, hg. v. d. Generaldirektion der österr. Salinen, 1—3). 3 Bde., Wien 1932—1936.

<sup>4)</sup> Diese unterstand nahezu ausschließlich dem Salzoberamt, da das Gebiet Holzwidmungsbezirk war; vgl.:

Engelbert K o l l e r, Forstgeschichte des Salzkammergutes. Wien 1970.

<sup>5)</sup> Walter K u n z e, Die kulturgeographische Wandlung des Salzkammergutes. Phil. Diss. Wien 1947, S. 53 ff.

<sup>6)</sup> Deren Anbau hatte der ab 1746 wirkende Salinenphysikus Dr. Lebzelter aus gesundheitlichen Gründen stark gefördert (K u n z e, Wandlung, S. 74).

<sup>7)</sup> Alfred H o f f m a n n, Geschichte des Salzkammergutes. (Der Heimatgau, 3. Jg., 1941/42, Linz o. J., S. 36).

<sup>8)</sup> J. A. S c h u l t e s, Reisen durch Oberösterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808. 2 Bde., Tübingen 1809 — die angeführten Zahlen finden sich in der Tabelle „Summarium über die Pfarreyen“ im 1. Teil (nach S. 30).

<sup>9)</sup> K o l l e r, Forstgeschichte, bringt eine große Zahl solcher Waldordnungen.

<sup>10)</sup> K u n z e, Wandlung, s. Anm. 5.

<sup>11)</sup> H o f f m a n n, Geschichte, S. 39.

<sup>12)</sup> 1856/59 wurde die Straße Traunkirchen—Ebensee gebaut, 1877 die Kronprinz-Rudolf-(bzw. Salzkammergut-)Bahn eröffnet (K u n z e, Wandlung, S. 176 f.).

<sup>13)</sup> K u n z e, Wandlung, S. 66, S. 75 ff.

<sup>14)</sup> Über 40% Waldwirtschaften (begründet durch zahlreiche Nutzungsrechte und Anteile an gemeinschaftlichem Waldbesitz), 25% Grünland-Waldwirtschaften und 18% Grünlandwirtschaften kennzeichnen das Gebiet. Vgl. dazu:

Alfred H o f f m a n n (Lt.), Bauernland Oberösterreich. Entwicklungsgeschichte seiner Land- und Forstwirtschaft. Linz 1974, S. 230 f.

<sup>15)</sup> S. Anm. 8. — Die reiche Literatur über das Salzkammergut greift immer wieder auf Schultes' Schilderungen zurück; vgl. zuletzt:

Wolfgang P f a r l, Das Salzkammergut. Wien-München 1975.

<sup>16)</sup> Zur Biographie des Verfassers: Constant v. W u r z b a c h, Biographisches Lexikon des Kaiserthumes Oesterreich . . . 32. Tl., Wien 1872, S. 171 ff.

Robert Z a h l e r: Wie das Salzkammergut einst erforscht worden ist. Zum Gedenken der Wiederkehr des 200. Geburtstages des Wiener Mediziners und Botanikers Joseph August Schultes (1773—1831). (Salzkammergut-Zeitung, Nr. 14 v. 5. 4. 1973, S. 17).

<sup>17)</sup> S c h u l t e s I, S. 2 f.

<sup>18)</sup> S c h u l t e s I, S. 149 ff.

<sup>19)</sup> K u n z e, Wandlung, S. 144 ff.

<sup>20)</sup> Damit ist das alte Dorf Goisern gemeint; erst im Jahre 1851 wurde die politische Gemeinde G. mit insgesamt dreißig umliegenden Ortschaften gegründet; vgl.:

Karl P i l z, Die Geschichte des Heilbades und Luftkurortes Bad Goisern (= Heimatgeschichtl. Schriftenreihe, 1. Bd.). Bad Goisern (1976), S. 6.

<sup>21)</sup> OÖ. Landesarchiv: Josef. Lagebuch (Traunkreis), Bd. T, Goisern, HS Nr. 96 („Fassions Buch Kreis Traun Viertel Nro 133, Herrschaft Wildenstein Nro III, Gemeinde Goisern . . . im Jahre 1785). Die Gründe erstreckten sich in Richtung Lasern und werden heute von der Umfahrungsstraße durchschnitten. Goisern 16 war bis in die Mitte unseres Jahrhunderts ein Gasthaus, hatte aber keine landwirtschaftlichen Gründe mehr (frdl. Mitt. v. Herrn Gregor Retsch).

<sup>22)</sup> K u n z e, Wandlung, S. 61.

- <sup>23)</sup> Schultes I, S. 151.  
Vgl dazu:  
F. C. Weidmann, Darstellungen aus dem steiermärkischen Oberlande. Wien 1834, S. 201.
- <sup>24)</sup> Schultes I, S. 152.
- <sup>25)</sup> Schultes I, S. 156 ff.
- <sup>26)</sup> Schultes I, S. 162.
- <sup>27)</sup> Rudolf Heckl, Oberösterreichische Baufibel I. Salzburg (1949), S. 138.
- <sup>28)</sup> Franz Lipp, Oberösterreichische Stuben. Linz 1966, S. 79 ff.
- <sup>29)</sup> Schultes I, S. 154.
- <sup>30)</sup> Engelbert Koller, Beiträge zur Geschichte des Bauwesens im Salzkammergut (= Schriftenreihe d. Inst. f. Landeskunde v. Oberösterreich, Bd. 20). Linz 1968, S. 12 ff.
- <sup>31)</sup> Koller, Bauwesen, S. 27.
- <sup>32)</sup> Koller, Bauwesen, S. 37 f. — Allerdings sind manche dieser Vorschriften nicht immer strikt eingehalten worden, zudem wurde 1853/61 die Zuweisung von Bauholz, wodurch vorher natürlich ein gewisser Zwang ausgeübt werden konnte, zu einem grundbücherlichen Recht.
- <sup>33)</sup> Schultes I, S. 159 ff.
- <sup>34)</sup> Für diesbezügliche Auskünfte sei insbesondere Herrn Konrad Greunz, Ramsau 16, herzlich gedankt.
- <sup>35)</sup> Vgl.: Olaf Bockhorn, Alte Geräte und Arbeitsmethoden. (Bauernland Oberösterreich, S. 528).
- <sup>36)</sup> Oskar Moser — Franz Grieshofer, Grassense I, II (Österreichischer Volkskundeatlas (= ÖVA), 5. Lfg. (1974), Bl. 79, 80).
- <sup>37)</sup> Oskar Moser, Grasrechen I, II, III, IV (ÖVA, 4. Lfg. (1971), Bl. 61—64).
- <sup>38)</sup> Heinz-Christian Dosedla, Ackeregge I, II, III (ÖVA, 4. Lfg. (1971), Bl. 56—58).
- <sup>39)</sup> Ernst Burgstaller, Erntegeräte und Arbeitsmethoden. (Jahrbuch des Musealvereines Wels 1956, S. 93).
- <sup>40)</sup> Burgstaller, Erntegeräte, S. 100;  
derselbe: Sommer- und Erntebrauchtum (Atlas von Oberösterreich, 3. Lfg. (1966), Bl. 53).
- <sup>41)</sup> Ingrid Kretschmer — Othmar Nestroy, Trocknungsgestelle für Futtergras (ÖVA, 5. Lfg. (1974), Bl. 78).
- <sup>42)</sup> Zur Handhabung der Maishacke vgl.: Koller, Forstgeschichte, S. 300 ff.;  
derselbe: Maishacke und Baumsäge. (Oberösterreichische Heimatblätter, 7. Jg. 1953, S. 78 ff.).
- <sup>43)</sup> Koller, Forstgeschichte, S. 301.
- <sup>44)</sup> Koller, Forstgeschichte, S. 301.
- <sup>45)</sup> Koller, Forstgeschichte, S. 76 ff., hier S. 84 f. (§ 49).
- <sup>46)</sup> Ebinda, § 48 u. S. 446.
- <sup>47)</sup> Koller, Forstgeschichte, S. 301 f.
- <sup>48)</sup> Olaf Bockhorn: Wagen und Schlitten im Mühlviertel I. (= Beiträge z. hist. Landeskunde von OÖ. Hist. Reihe I/2), Linz 1973, S. 58 ff.
- <sup>49)</sup> Burgstaller, Erntegeräte, S. 108.
- <sup>50)</sup> Ebinda, S. 115.
- <sup>51)</sup> Gilbert Trauthnigg, Zur Geschichte des Welser Museums II. Das Landwirtschaftsmuseum Wels. (5. Jahrbuch des Musealvereines Wels 1958/59, S. 183 und T. III, 14).
- <sup>52)</sup> Ebinda, S. 183.
- <sup>53)</sup> Koller, Bauwesen, S. 54 ff.
- <sup>54)</sup> Zur Flachsarbeit in OÖ. vgl.:  
Webereimuseum Haslach — OÖ. Katalog d. Heimatvereines Haslach, 1970.
- <sup>55)</sup> Zur Verbreitung des Säscaffes vgl.:  
Leopold Schmid, Volkskunde von Niederösterreich. 1. Bd., Horn 1966, S. 187 ff.
- <sup>56)</sup> Vgl.: Friedrich Morton, Die alte Küche des Hallstätter Museums. (Völkerkunde, 4. Jg., H. 4—6, (Wien) 1928, S. 76 f.).
- <sup>57)</sup> Koller, Bauwesen, S. 36 ff.
- <sup>58)</sup> Bockhorn, Alte Geräte, S. 532.
- <sup>59)</sup> Kraus, Sozialgeschichte, S. 247.
- <sup>60)</sup> Friedrich Morton, Vom Spanleuchter zur elektrischen Glühbirne. (Heimatgaur, 7. Jg., 1926, S. 66 ff.).
- <sup>61)</sup> Hans Pramesberger, Eine ganze, runde und unversehrte Welt aus dem Leben meiner Ahne Elisabeth, Sennerin, Müllerin, Wirtin und Bäuerin in Goisern von 1830 bis 1911. Bad Goisern o. J.



## Das weihnachtliche „Untersetzen“ im oberen Mühlviertel und seine Stellung innerhalb der Rauhachts-Maskenbräuche im westlichen Oberösterreich

Von Ernst Burgstaller

In dem klimatisch wenig begünstigten, an landwirtschaftlichen Ertragnissen kargen und erst in unseren Tagen verkehrsmäßig besser erschlossenen nordwestlichen Teil des Mühlviertels, dort, wo an der Dreiländerecke Österreich, Bayern und die CSSR aneinander grenzen, erhielten sich um die Orte Julbach, Klaffer, Kriegswald, Öpping, Peilstein, Sonnwald und Ulrichsberg vielfach bis zum Zweiten Weltkrieg einige Bräuche, die zu den eigenartigsten Oberösterreichs gehören.

Über das lärmvolle „Wolfablassen“ am Martiniabend, mit dem der Weidegang endete, und über die schönen, meist als Patengeschenke verwendeten „Neujahr“ genannten, radförmigen Spiralgebäcke wurde bereits mehrfach berichtet<sup>1)</sup>, von dem köstlichen, die schauspielerische Begabung der dortigen Bevölkerung in fröhlicher Weise offenbarenden „Untersetzen“ („Unterspreizen“) wurde indes bisher noch wenig Notiz genommen.<sup>2)</sup>

Der Brauch bildete einst den Abschluß der sogenannten „Werg-“ oder „Durchspinnwoche“, jener „Woche vor Weihnachten, in die kein Feiertag fiel“ (Dietrichschlag), in der sich alle Familienmitglieder — die Männer konnten das Spinnrad genau so gut bedienen wie die Frauen — bemühten, soviel Garn wie möglich zu spinnen, das dann vor der Weiterverarbeitung durch die Hausweberei gewaschen und in nassen Strähnen auf den Trockenstangen um den Stubenofen aufgehängt wurde. Die dadurch angeblich entstehende Gefahr des Zerbrechens dieser Trockenanlage durch die schwere Last des nassen Garns rief nun die „Untersetzer“ auf den Plan, die, gewöhnlich in einer Donnerstagnacht, in die Häuser kamen und unter Entfaltung eines reichen Gebärdenspiels begannen, die Ofenstangen mit völlig unzulänglichen Geräten abzustützen. Begreiflich, daß der Brauch, den der Verfasser 1941 in Klaffer noch in seiner Vollform aufnehmen konnte, mit dem allgemeinen Rückgang des Flachsangebäudes und des im Heimwerk betriebenen Spinnens und Webens seine Grundlage weitgehend verlor und jetzt nur mehr selten oder, weil funktionslos geworden, mitunter sogar zu einer untypischen und auch an den seinerzeitigen Termin nicht mehr gebundenen Faschingsunterhaltung geworden ist.

Dementsprechend lauten auch die Auskünfte der Gewährsleute, die vom Verfasser zwischen 1950 und 1954 befragt wurden, sodaß aus ihnen auch ein verhältnismäßig guter Einblick in die „Biologie“ eines Brauches ersehen werden kann, der in seine Endphase geraten war.

„Unterspreizen war bekannt. Heute treten keine Masken mehr auf“ (Peilstein 1950);

„Untersetzen war in der Zeit, in der noch gesponnen wurde. Damals wurde der Brauch fleißig geübt. Jetzt sehr selten“ (Kriegswald 1951);

„Untersetzer kommen noch, aber sehr selten und nicht mehr schön“ (Klaffer 1951).

Dagegen war der Brauch in Dietrichschlag 1952 noch üblich: „Untersetzer kommen in einer Woche vor Weihnachten, in die kein Feiertag fällt“. Aus den Orten, die ihn noch kennen, werden indes gewisse Verfallserscheinungen gemeldet:

„Als Untersetzer kommen noch alle möglichen Masken“ (Sonnwald 1954);

„Untersetzer kommen noch. Aber sie kommen jedesmal anders. Jetzt in den Fasching versetzt“ (Schönen 1952);

„Untersetzen vereinzelt. Sie versuchen verwegen, ja herabgekommen auszusehen, wenn sie in die einzelnen Häuser stürmen“ (Julbach 1952).

Damit hat sich dort aber auch schon der Schritt zu einer Form des Heischebrauches vollzogen, der in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg auch bei den hier sonst recht bescheiden auftretenden „Armenseelengehern“ („Armenseelenweckengeher“ u. ä.) zu beobachten war, wenn sie mitunter recht stürmisch die für die „Armen Seelen“ gespendeten Brote und andere Lebensmittel forderten. Dabei wird aber auch für Öpping als Zweck des Untersetzens das „Lebensmittelsammeln“ angegeben, sodaß es nicht verwundert, wenn aus Dietrichschlag berichtet wird, daß man einmal eine solche Gruppe von Untersetzern verhaftet habe, weil sie „um Gaben bettelten“.

Der Personenkreis, aus dem sich die Untersetzer rekrutierten, entstammte meist der männlichen Dorfjugend (Frauenrollen wurden grundsätzlich auch von Burschen dargestellt), denen sich manchmal auch verheiratete Männer zugesellten. Mitunter kamen die Gruppen auch aus weiter entfernten Ortschaften, zogen von Dorf zu Dorf und hatten dabei den Vorteil, von Neugierigen weniger erkannt zu werden als Einheimische:

„Untersetzer sind einheimische junge Leute, aber auch einige Verheiratete“ (Klaffer);

„Junge Burschen aus Seitelschlag“ (Julbach);

„Burschen, die von Aigen oder Schlägl herbeizogen“ (Öpping);

„Meist waren auch einige Ältere dabei, die dies veranstalteten. Sie zogen von Dorf zu Dorf“ (Guglwald);

„1951 kamen fünf Vermummte aus Aigen, die in dem Ort das Untersetzen durchführten“ (St. Oswald).

Der Besuch der „Untersetzer“ kündigt sich durchwegs recht geheimnisvoll an: Mit Einbruch der Dunkelheit, wenn sich die Hausleute bereits in der Stube zusammengefunden haben, kommt lautlos das „Spinnweibl“ herein, setzt sich ohne Gruß stumm an den Stubentisch oder in eine Zimmerecke und beginnt auf einem mitgebrachten Spinnrad eifrig zu spinnen. Niemand kennt den merkwürdigen Gast, doch alle wissen, daß in absehbarer Zeit auch die übrigen Untersetzer ins Haus kommen werden. Es dauert aber oft noch bis zu einer halben Stunde, bis plötzlich mit Gepolter der „Zwickeltrager“ über die Türschwelle stolpert und der Länge nach in die Stube fällt. Dabei kollern aus seinem Korb unzählige „Zwickel“, d. s. kleine flache Holzstückchen verschiedener Größe, auf den Boden. Während sich der nur durch einen aufgemalten Bart, manchmal zusätzlich mit aufgesetzter langer Faschingsnase unkenntlich gemachte „Zwickeltrager“ in seiner gewöhnlichen, aber wie einige andere Masken auch mit einem Strohseil um die Lenden gegürteten Arbeitskleidung mühsam aufrichtet und heftig gestikuliert — denn er wie alle übrigen Masken bleiben entweder völlig stumm und verständigen sich nur mit bewegtem Gebärdenspiel, oder sie sprechen in unverständlichem „Hölzeln“ oder mit kreischender Fistelstimme —, verschwindet unbemerkt und ebenso lautlos wie es gekommen war, das „Spinnweibl“ hinaus in die Winternacht, um im nächsten Haus durch ihr Erscheinen die baldige Ankunft der Untersetzer anzuzeigen.

Die Hausleute hätten aber auch gar nicht Zeit gehabt, sich um den Verbleib der geheimnisvollen Spinnerin zu kümmern. Denn gleich hinter dem „Zwickeltrager“

fällt, genau so ungeschickt stolpernd, ein „Wurstl“ („Kasperl“) in die Stube herein, dem man zunächst seinen aus einem kleinen Stäbchen hergestellten Phallus gar nicht anmerkt, reibt sich mit Gebärden, die heftig Schmerzen andeuten, Arme und Beine und beginnt schließlich, ungeschickt auf dem Boden umherkrabbelnd, dem „Zwickeltrager“ beim Einsammeln seiner Hölzchen zu helfen. Aber schon folgt den beiden ein schneidig auftretender Zimmermann, der „Stangltrager“, der in seiner Butte und in seinen Händen eine Menge Holzstäbe trägt und auf den Boden wirft. Inzwischen sind die eigentlichen „Anschaffer“, nämlich „Meister“ und „Meisterin“ erschienen, die sogleich beginnen, die Ofenstangen auf ihre Belastungsfähigkeit zu untersuchen. Natürlich hapert es hin und hin, sodaß sie unterstützt werden müssen. Mit hölzerner Stimme erteilen die sich auch nicht immer einigen Anschaffer dem „Stangltrager“ den Befehl, aus seinem Vorrat von Stützstäben geeignete Hölzer auszusuchen, die dann auch sofort angepaßt werden. Aber siehe da: Die angeblich passenden „Stangln“ sind zu lang. Da muß der inzwischen eingetroffene „Abschneider“ her. Es wird sorgfältigst gemessen, oben und unten, bis das richtige Maß endlich feststeht, und dann der Stab abgeschnitten. Aber jetzt ist dieser auf einmal zu kurz, und der „Zwickeltrager“ muß eingreifen, um passende Holzstückchen zum Anstückeln und Unterlegen ausfindig zu machen. Aber kaum glaubt man, daß die mit geradezu rührendem Eifer aufgestellte Stützstange nun fertig ist, fällt sie um und das Werk muß von neuem beginnen, bis sich als Lösung eine neue, noch nicht gekürzte Stange anbietet. Leider hat's jetzt einen anderen Haken, weil auch sie zu lang ist, ohne daß man dagegen etwas tun könnte. Denn die Säge, ein uraltes verrostetes Instrument, ist inzwischen unbrauchbar geworden und muß dem „Sagfeiler“ überantwortet werden, der sich, ebenfalls mit untauglichem Werkzeug, umständlich an die Arbeit macht. Inzwischen kamen aber ein „Bauer“ und eine „Bäuerin“ in die Stube. An „sie“ macht sich sofort der „Wurstl“ heran und führt mit ihr mit aufgestelltem Stäbchen eine Coituszene durch, die bald zu einer recht drastisch gemimten Geburt eines Fetzenkindes führt. Aber da tänzelt auch schon der „Rauchfangkehrer“ mit einer einem Kinderbett entnommenen kleinen Leiter in die Stube, beginnt die Mädchen anzuschwärzen und den Ruß aus dem Ofen auszuräumen, um ihn im Zimmer zu verstreuen. Für diese Tätigkeit will er außerdem noch bezahlt werden. Im Geldeinfordern ist er freilich nicht allein. Da versucht auch der „Samenkramer“ den Weiberleuten einen „Kindersam“ anzudrehen, und ein „Wahrsager“ (oder eine „Wahrsagerin“) den Hausleuten aus der Hand zu lesen. Eine in ein Getreidebündel eingehüllte „Habergeriß“ kriecht auf allen Vieren auf dem Stubenboden umher und belästigt die Leute, bis ein „Gendarm“ überall am unrechten Ort eingreift und Ordnung zu machen sucht. Endlich spielt ein „Spielmann“ ein paar Takte lang mit seiner Zieh- oder Mundharmonika zu einem kurzen Tanz der Masken mit den Hausleuten auf, die dann dem „Bettelmandl“ und „Bettelweibl“ die vorbereiteten Gaben (Brot, Krapfen, Speck, Eier) in die Körbe legen und anscheinend gar nicht bemerken, daß inzwischen ein paar Masken in Küche und Keller ausgeschwärmt sind und alles mitnehmen (dürfen), was sie finden und dabei stehlen „wie die Zigeuner“. Die Lebensmittel werden nach dem Umzug im letzten besuchten Haus oder in einem Gasthaus zu einem kräftigen Mahl verkocht, mit dem dann der Abend auch für die Untersetzer selbst seinen fröhlichen Ausgang nimmt.

Wie in den hier geschilderten Szenen verlief das „Untersetzen“ vor dem und während des Zweiten Weltkrieges auch in den anderen Belegorten. Nur in Dietrichschlag war noch 1952 außer dem alten Bauernpaar, das hier die Gruppe von „Mei-

ster“ und „Meisterin“ ersetzte, auch ein junges städtisch gekleidetes „Brautpaar“ dabei, das bereits höchste Eile zum Traualtar hatte, denn die Braut fiel gleich nach dem Eintreten in die warme Stube in die Wehen, um nach einiger Zeit unter recht naturgetreu nachgeahmten Umständen so wie in Klaffer ein Fetzen-Puppenkind zur Welt zu bringen.

Wie eigenständig das mit soviel Situationskomik verbundene „Untersetzen“ dem Beobachter auch erscheinen mag, ist es doch nur eine Variante der in derselben Mittwinterzeit im westlichen Oberösterreich üblichen Maskenzüge, deren Wesen wir am besten mit dem Terminus „Besucherbräuche“ charakterisieren. Es handelt sich dabei primär um die erwartete Einkehr von unsichtbaren oder als Masken verkörperten Wesen aus einer anderen Welt, die dem Volksglauben nach an bestimmten Terminen — in Österreich vorzüglich zu Allerheiligen und während der Rauhnachtszeit — in die Häuser kommen, um hier zu tanzen, die für sie aufgestellten Speisen(opfer) in Empfang zu nehmen und durch ihre Anwesenheit und ihr Verhalten das Schicksal der besuchten Familien im nächsten Jahr anzuzeigen. Weiterhin verbindet das Volk mit ihrem Besuch auch selbst Orakel über Besitzveränderungen, Heirat und Tod von Familienmitgliedern, vorzüglich aber auch über den Ausfall der künftigen Ernte, wobei, wie bei den „Armenseelengehern“ oder den Perchten und Glöcklern, ein großer Zuspruch dieser Gäste besonders bewertet wird, weil er ein erfolgreiches Jahr anzeigt, ihr Ausbleiben oder ihre geringe Anzahl indes als schlechtes Vorzeichen gilt. Es ist natürlich nicht zu übersehen, daß sich an diese Kristallisationsherde der Mittwinter-Umzüge vielfach auch noch diverse andere Maskeraden anschließen, wie sie allenthalben auch sonst das Jahr über zu sehen sind.

Die Karte „Die Große Rauhnacht. Masken- und Opferbrauchtum“ im „Atlas von Oberösterreich“<sup>3)</sup> hält die Verteilung dieser Bräuche während der Weihnachtszeit fest, wobei sich, entsprechend der auch auf zahlreichen anderen volkskundlichen Karten zum Ausdruck kommenden kulturgeographischen Gliederung dieses Bundeslandes<sup>4)</sup> in den östlichen Randgebieten die Belege für die Opferbräuche für die geisterhaft gedachten Wesen („Arme Seelen“, „Bermuada“ und ihr Gefolge usw.) massieren, während sich durch den Westen Oberösterreichs ein dicht belegtes Verbreitungsgebiet für die gleichzeitigen Maskenumzüge abzeichnet. Dabei ergeben sich in diesem westlichen Teil Oberösterreichs Einsichten in drei markant voneinander abgesetzte Verbreitungszonen, nämlich die des sogenannten „Maschkerergehens“, das in allen Bezirken des Innviertels von der Grenze gegen Salzburg und Bayern bis zur Donau im Norden und dem Hausruck im Osten von den bäuerlichen Burschenschaften, den berühmten Zechen, in der Silvester- und Dreikönigsnacht durchgeführt wurde, weiters der sich nördlich der Donau anschließende Bereich der „Rauhnachtsinger“<sup>5)</sup> im westlichen Mühlviertel zwischen der Landesgrenze und dem Tal der Mühl und schließlich das an deren Nordgrenze anrainende Gebiet der „Untersetzer“, das sich an der Nahtstelle mit dem der Rauhnachtsinger stellenweise verzahnt, sodaß manchmal, wie um Peilstein, beide Brauchformen, wenn auch in dem gebotenen zeitlichen Abstand, nebeneinander geübt wurden. Organisatorisch unterscheiden sich die Aufzüge der „Rauhnachtsinger“ von jenen der anderen durch den Modus des „Hereinrufspiels“, bei dem jede der Hauptpersonen sich in einer eigenen Strophe vorstellt, ihre Funktion und ihre Wünsche hinsichtlich der zu erwartenden Lebensmittelspende angibt und den nachfolgenden Spieler ankündigt. Gemeinsam singen dann alle ein Lied, in dem sie den besuchten Hausleuten ihre Glückwünsche zum Neujahr darbringen. Bei den „Untersetzern“ bildet, wie wir sa-

hen, die Aufgabe, die überbelasteten Ofenstangen abzustützen, das Rahmenthema für die wichtigsten Masken, während für die restlichen Teilnehmer ebenso wie für die Innviertler „Maschkerer“ (abgesehen von dem Eintrittsritual) keine Beschränkungen ihrer Aktionsfreiheit nach ihrer Geschicklichkeit und ihrem Einfallsreichtum besteht. Doch fällt auf, daß beide Gruppen sich bemühen, sich entweder völlig stumm zu verhalten und ihre Wünsche und Meinungen nur durch heftige Gesten bekannt zu geben oder ihre Stimme durch „Hölzeln“ und „Fisteln“ so zu verstellen, daß sie dadurch sowohl ihre Identifizierung durch Neugierige erschweren, als auch bekannt geben, daß sie keineswegs gewöhnliche Sterbliche, sondern mit „Geisterstimmen“ handelnde Gäste aus einer anderen Welt sind.

Auf ihre außerirdische Herkunft wissen einzelne Masken auch noch auf manche andere Weise sehr eindrucksvoll aufmerksam zu machen, wie etwa der meist als „Wurstl“ (Kasperl) kostümierte „Vorangeher“ der „Maschkerer“, der als erster in das Haus eintritt, mit einem Purzelbaum in die Stube springt und damit den Einzug der Masken eröffnet, oder die zuerst eintretenden Akteure der „Untersetzer“, die sich mit einem gut gemimten Stolpern über die Schwelle in die Stube fallen lassen.

R. Christinger<sup>6)</sup> hat erst jüngst in einem gehaltvollen Aufsatz die erstaunliche Tiefe dieses merkwürdigen Rituals bis zu den bronzezeitlichen skandinavischen Felsbildern und die mesopotamischen Sakralbräuche verfolgt und als ein sichtbar gemachtes Eindringen von außerirdischen Personen in die ganz anders geartete Welt der besuchten Menschen identifiziert.

Einen deutlichen Hinweis auf ihren transzendenten Charakter strahlen auch die meist in Weiß gekleideten, mit Flitterglanz behängten, in goldenen Kronen und Gürteln auftretenden „Tänzer“ aus, die im Innviertel hinter dem Purzelbaum schlagenden Anführer wortlos und in feierlichem Ernst die Stube betreten, um ein paar Takte zu tanzen. Unschwer ist zu erkennen, daß sie im Kontrast zu dem bunten anderen Volk, das ihnen nachströmt, dieselbe Stellung einnehmen wie die berühmten „Schönen“ gegenüber den „Schiachen Perchten“ im Salzburger Maskenbrauchtum.

Mitunter zeigen die Masken ihre „Macht“ auch in Worten und Gebärden, so, wenn der in dichter Bartmaske oder sonstiger Hauptverhüllung unkenntlich gemachte „Vorangeher“ der „Rahnahtsinger“ in großartiger Gebärde mit erhobener Axt über die Schwelle tritt und sein befehlendes „Glück herein, Unglück hinaus!“ in die Stube ruft.<sup>7)</sup>

Ihre Bedeutung als Glück- und Segenbringer dokumentieren auch einige Masken, die, wenn wir den allgemeinen religionsethnologischen Erkenntnissen von M. Eliade<sup>8)</sup> folgen, uranfängliche, von den Göttern selbst vollbrachte Handlungen wiedergeben und durch ihre zu den heiligen Terminen immer wieder wiederholte Nachahmung ihre Wirksamkeit durch die Zeiten hindurch erhalten. Das bekannteste Beispiel dafür ist das wie in unzähligen Winter- und Frühlingsbräuchen der europäischen Völker auch in allen drei Typen unserer mittwinterlichen Aufzüge im westlichen Oberösterreich auftretende festlich gekleidete „Brautpaar“, das bei den meisten Maschkerer-Zügen „nur mitgeht“, bei den „Rahnahtsingern“ von einem komischen „Schulmeister“ kopuliert und bei den „Untersetzern“, wie wir sahen, in einer an drastischer Realistik nichts zu wünschen übrig lassenden Geburtsszene mit einem neugeborenen (Puppen)kind beglückt wird. Kein Zweifel, daß das Motiv der wiederholten „Heiligen Hochzeit“, mit der „in illo tempore“ die Götter das Leben begründeten, als eine Vorbildhandlung zur Regeneration der menschl-

chen Vitalkraft anzusehen ist, wenn es sich manchmal auch unverkennbar mit einer Allegorie auf das Urgesetz des ununterbrochenen Vergehens und Wiederaufstehens verbindet, indem (wie bei den „Rauhnahtsingern“ und „Untersetzern“) dem jungen, lebensvollen Brautpaar ein schon recht gebrechliches altes Bauernpaar voranzieht.

Nicht weniger bedeutend als Vorbildhandlung erscheint im oberösterreichischen Maskenbrauchtum der heute freilich zu einem lärmvollen Spektakel gewordene Bezug auf die Förderung der kommenden Ernte. Von hier aus erhält das sonst kaum verständliche Auftreten von vier oder sechs als Drescher verkleideten Personen beim Maschkererzug seinen Sinn, die gleich nach den „Tänzern“ beginnen, auf dem Stubenboden wie auf einer Tenne eine Lage imaginärer Garben auszuschlagen. Im Personenregister der „Rauhnahtsinger“ wird der Bezug zur Getreidefruchtbarkeit noch deutlicher. Dort treten, fast als die Hauptfiguren des gesamten Geschehens, zwei geradezu monumental wirkende, in ganz mit Ähren behängten Mänteln und mit Ähren besteckten Hüten gekleidete und mit einem mit Stroh umwundenen derben Wurzelstab ausgestattete Masken auf, die schon durch den Namen einer der beiden Gestalten: „Hans von Fesakern“ (Fesel = eine abgekommene alte Weizensorte, also analog zu dem bekannten schottischen „Hans Gerstenkorn“<sup>9)</sup>) eigentlich: „Hans von Weizenkorn“ ihre Identität mit der Wachstumskraft des Getreides zum Ausdruck bringen.

In dem witterungsmäßig so ungünstig gelegenen Verbreitungsgebiet der „Untersetzer“, von dem der Volkswitz etwas übertrieben sagt, daß es dort dreiviertel Jahr lang Winter und einviertel Jahr lang kalt sei, und die Erträgnisse des steinigen Bodens einst nur knapp für die Ernährung der bäuerlichen Familien reichten, wird es verständlich, daß sich die machtvolle Erscheinung der Getreidegestalten hier bis auf das nur andeutende Requisite der Strohummürtung einiger Masken reduziert hat und ihr Benehmen gar nicht mehr auf den Getreidebau ausgerichtet ist, sondern auf die für die hiesige Bevölkerung zur wichtigsten Einnahmequelle gewordene Leinenproduktion und als Zeitpunkt ihres Auftretens das wichtige Stadium zwischen dem Abschluß der Garnherstellung und dem Beginn der Webarbeiten gewählt wurde.

Bezeichnend genug auch, daß der Besuch der Masken hier von dem geheimnisvollen „Spinnweibel“ eingeleitet wird, das die Volkskunde längst aus anderen Teilen Österreichs als weitverbreitete Manifestation der Percht als „Spinnstubenfrau“ kennt, die, wie die christlich umgefärbte „Nikolausfrau“ im Stodertal, in die Häuser kam, um dort die Qualität der Spinnarbeiten der Mägde zu prüfen<sup>10)</sup>.

Möge dieser kleine Rundgang durch die im westlichen Oberösterreich verbreiteten mittwinterlichen Maskenbräuche mit der Erörterung einiger wesentlicher Einzelfiguren dem verehrten Jubilar und profunden Kenner der heimischen Volkskultur ein wenig Freude bereiten und gleichzeitig auch den für Außenstehende so lapidar-komisch erscheinenden Brauch des Mühlviertler „Untersetzens“ in ein anderes Licht rücken, mit dem auch ein Strahl auf die ihm zugrunde liegende archaische Weltanschauung fällt, ehe diese in unseren Tagen vollständig verklingt.

### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Ernst B u r g s t a l l e r, Die brauchtümliche Begehung des Martinstages in Österreich. Hess. Bl. f. Vkd. 1965, Bd. 56, S. 55 ff.); d e r s., Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen. Ein Beitrag zur österreichischen Kulturgeographie. Linz 1957, S. 66; d e r s., Österreichisches Festtagsgebäck. Wien 1958, S. 54 ff.

2) Wer- oder Ploadawoche (Mühlviertler Nachr., 1951. Nr. 5). Der Name der Veranstaltung lautet in allen vom Verf. erfaßten Belegorten „Untersetzen“ oder „-spreizen“ (mundartl. Intaspreizn) entsprechend dem Hauptinhalt des Brauches, die vom nassen Garn belasteten Ofenstangen durch Stützhölzer zu unterfangen. Abweichend davon ist aus Kirchberg a. d. D. die Bedeutung von „Untersetzen“ als „Aufstellen von Tellern durch die Kinder zum Einlegen durch den Heimlichen Nikolaus oder das Goldene Röschen“ bekannt.

Die Bezeichnung „Ploadawoche“ wurde bisher nur aus Lacken (Mühlv. Nachrichten, 1951, Nr. 5) für die Zeitperiode bekannt. Nach J. A. S c h m e l l e r, Bayr. Wörterbuch. Leipzig 1939, I, 456: Ploada = Streit, Prozeß; s. mittellat. placitare, frz. plaider, engl. plead.

3) Atlas von Oberösterreich, hrsg. im Auftrag der oberösterreichischen Landesregierung vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Linz 1958 ff., Bl. 40 d.; Erläuterungsband II, 165 ff.

4) Ernst B u r g s t a l l e r, Zur Kulturgeographischen Brückenstellung des Zentralraumes von Oberösterreich (Festschrift f. Matthias Zender). Bonn 1972, 106 ff. und d e r s., Brauchtumsgebäude, S. 95 ff. (Kapitel „Kulturgeographische Ergebnisse“).

5) A. D e p i n y, Das Rauhnahtsingen im oberösterreichischen Mühlviertel. (Heimatgau XVI, S. 201 ff. — E. B u r g s t a l l e r, Das Mühlviertler „Rauhnahtsingen“. Festschrift für G. Grober. Bonn 1978, im Druck).

6) R. C h r i s t i n g e r, Vorgeschichtliche Quellen und Entwicklung der lustigen Person „Wurst“. (Festgabe f. Ernst Burgstaller II. Teil. Bonn 1976. Mannus 42. Jg. H. 3, S. 129 ff.)

7) Diese Eintritt-Grüßformel ist auch sonst im österreichischen Umzugsbrauchtum (z. B. der Armenseelengeher und dem Martinisegen der Hirten) verbreitet. Auffallend ist indes bes. die Gebärde mit der erhobenen Axt. Sollte sich durch sie ein Zugang zur Bedeutung der Darstellung großer menschlicher Figuren mit hoch erhobenen Äxten z. B. in den skandinavischen (Simrislund) und südeuropäischen (Monte Bego, Val Camonica) bronze- u. eisenzeitl. Felsbildern ergeben? S. E. B u r g s t a l l e r, Felsbilder in Österreich. Linz 1972, S. 61 f.

8) Mircea E l i a d e, Die Religionen und das Heilige. Salzburg 1954; d e r s., Kosmos und Geschichte. Düsseldorf 1966, passim.

9) The Poems and Songs of Robert Burns. London 1925, S. 226 f. („John Barleycorn“).

10) A. B a u m g a r t e n, Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat. Neudruck herausgegeben von A. Depiny. Linz 1927, S. 8. Zur Percht als „Spinnstubenfrau“, s. V. W a s c h n i t t i u s, Perht, Holda und verwandte Gestalten. Ein Beitrag zur deutschen Religionsgeschichte. Wien 1914, S. 164 ff. — E. B u r g s t a l l e r, Nikolausbrauchtum. (Atlas von Oberösterreich. I. Lfg. Bl. 19 c, Erläuterungsband I, 154 ff.)



# Die Landschaft als Spiegelbild der Volkskultur

## Gedanken über Volkskunde und Landschaft

Von Kurt Conrad

Wer sich, wie der Schreiber dieser Betrachtung, in den entscheidenden Jahren, die dem beruflichen Wirken eines Mannes gegönnt sind, dem Schutz und der Pflege der Landschaft zu widmen hatte, den wird als gelernten Volkskundler besonders die Frage bewegen, wie weit gerade die Volkskunde zur Erkenntnis des Wesens einer Landschaft beitragen kann. Diese Frage ist wissenschaftstheoretisch von Bedeutung, weil sie dazu zwingt, die Raumbindung der Kulturgüter im Zusammenhalt mit ihrer Sozialbindung neu zu durchdenken oder, vereinfacht gesagt, zu fragen, inwiefern das Landschaftsbild tatsächlich ein Spiegelbild der Volkskultur sei. Die Frage ist aber auch praktisch bedeutsam, weil sie Möglichkeiten zur Erfassung des Kulturerbes eines Landschaftsraumes und damit Ansätze zur Quantifizierung seines Kulturpotentials eröffnet. Solche Ansätze sind vor allem für die Landespflege und Landesplanung wichtig, die längst erkannt haben, daß eine sinnvolle Raumordnung ohne Erhebung und Bewertung der Kulturausstattung der Landschaft nicht möglich ist. Soweit es sich dabei um Erscheinungsformen der Volkskultur handelt, kann ihre Feststellung nur mit Hilfe der Volkskunde erfolgen, die hier als „angewandte Wissenschaft“<sup>1)</sup> für viele junge Fachkollegen ein neues, befriedigendes Tätigkeitsfeld eröffnen könnte. Im Salzburger Institut für Raumforschung wird derzeit an einem Kulturwertekatalog der Salzburger Landschaft gearbeitet. Die bisher durchgeführten Probeerhebungen haben bereits gezeigt, wie wichtig, ja geradezu unerlässlich, die Mitarbeit wissenschaftlich ausgebildeter Volkskundler ist.<sup>2)</sup>

Nun scheint für den Volksforscher, der im Umgang mit Volkskundeatlanten geschult ist, nichts leichter zu sein, als den Gehalt einer Landschaft an Erscheinungsformen der Volkskultur zu erfassen. Er wird die kartographischen Verbreitungsbilder bestimmter Traditionsgüter, etwa einer Hausform, eines Trachtenstückes, eines Brauches oder einer Liedform, übereinanderlegen und die für den betreffenden Landschaftsausschnitt typischen Erscheinungsformen herausheben und zusammenzählen. Je größer die Zahl der Traditionskreise, die sich in einer Landschaft überschneiden und daher teilweise decken, desto traditionsreicher, desto kulturträchtiger ist die betreffende Landschaft. Diese Folgerung ist einleuchtend, wengleich sie die Qualität und Intensität der beobachteten Erscheinungsformen vernachlässigt. Obwohl nun diese und ähnliche Überlegungen z. B. von Richard Weiß auf die Häuser und Landschaften der Schweiz angewendet wurden<sup>3)</sup>, obwohl sie Bruno Schier eigentlich schon in der Volkskunde von Friedland<sup>4)</sup> und natürlich in den Hauslandschaften und Kulturbewegungen vorweggenommen hat<sup>5)</sup> und obwohl sie einen Grundtenor des umfangreichen Abschnittes bilden, den Adolf Bach der geographischen Verbreitung des kulturellen Gemeinschaftsbesitzes widmet<sup>6)</sup>, sind der Landschaftsbegriff und damit die Raumbindung der Kulturgüter noch kei-

neswegs in ihrer ganzen Tragweite volkskundlich durchdacht. Ja, selbst die Begriffsdefinition „Landschaft“ ist in den Kreisen der Volkskunde noch nicht selbstverständliches Allgemeingut, wie überhaupt die Übereinkunft über die täglich gebrauchten Begriffe in unserer Wissenschaft auf manchen Gebieten zu wünschen übrig läßt. Bevor wir daher im folgenden einige kritische Gänge in die Landschaft als Gefäß der Volkskultur tun, müssen wir uns über den Landschaftsbegriff einigen, wobei wir am besten von der geographischen Landschaft ausgehen, die Joachim Heinrich Schultze im Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung wie folgt definiert hat:

„Eine geographische Landschaft ist ein Teil der Erdhülle (Geosphäre), der durch das Wirkungsgefüge qualitativ und quantitativ bestimmter Geofaktoren von geringer Schwankungsbreite gebildet und räumlich begrenzt wird. Damit stellt sich eine Landschaft als ein Raumgebilde dar, das

als ein relativ selbständiges Teilsystem der terrestrischen Wirklichkeit Objekt einer speziellen Wissenschaft, der Geographie, ist,  
ein besonderes Aussehen (Physiognomie) hat,  
eine spezifische innere räumliche Struktur besitzt,  
einen Haushalt (materieller Art) hat,  
eine bestimmte Lage auf der Erdoberfläche einnimmt  
und wegen der Veränderlichkeit der physisch- und anthropogeographischen Geofaktoren räumlich und zeitlich begrenzt ist.“<sup>7)</sup>

Nun kann eine Landschaft natürlich nicht nur Objekt der Geographie, sondern auch Objekt der Volkskunde sein, genauso wie sie Objekt der Geschichte sein kann, was Karl Lechner in seinem großartigen Vortrag „Die geschichtliche Landschaft und ihre Erforschung“ auf dem österreichischen Historikertag 1960 in Salzburg dargelegt hat, dessen Lektüre man allen Volkskundestudenten zur Pflicht machen sollte.<sup>8)</sup> Wenn wir die Landschaft vom Standpunkt der Volkskunde (oder der Geschichte) betrachten, können wir ihren Haushalt allerdings nicht nur auf materielle Güter beschränken, sondern müssen ihn auf geistige und soziale Güter erweitern. Die volkskundliche Landschaft hat einen materiellen, einen geistigen und einen sozialen Haushalt, dessen Inhalt und Umfang in den Erscheinungsformen der Volkskultur zutage tritt. Die volkskundliche Landschaft ist stets eine Kulturlandschaft, also eine vom Menschen genutzte, bewirtschaftete, gepflegte und — bewußt oder unbewußt — geordnete Landschaft, wenn wir „Kultur“ als die Summe aller geistigen und dinglichen Leistungen und Erzeugnisse des Menschen verstehen wollen, soweit sie von bestimmten Ordnungsgrundsätzen getragen sind.

Die Verknüpfungsmuster der Kulturlandschaft sind bekanntlich ungemein vielfältig. Ihre Auflösung erfordert das Zusammenwirken vieler wissenschaftlicher Disziplinen, vor allem der Geschichte, der Geographie, der Philologie und eben der Volkskunde. Bei der Erfassung der „Wesensmerkmale“ einer Kulturlandschaft kommt sicher der Geschichte und der Volkskunde der höchste Rang zu, die sich gerade in der Anwendung auf den Raum, auf die Landschaft als Grunddisziplinen der Geisteswissenschaften<sup>9)</sup> erweisen. Alle wesentlichen Landschaftsmerkmale, mögen sie der Volkskultur oder der Hochkultur entstammen, spiegeln ja stets die geistigen Kräfte, die im Raume wirksam sind. Das Raumbild der Gegenwart ist ein Spiegelbild der Kräfte, die in der Vergangenheit wirksam waren. Das Raumbild der Zukunft wird die in der Gegenwart wirkenden (kulturschöpferischen oder kulturzerstörenden) Geisteskräfte spiegeln.

Uns geht es hier um die Frage, wie sich die Volkskultur im Landschaftsbild spiegelt. Unter „Volkskultur“ verstehen wir alle jene geistigen und materiellen Erscheinungsformen, die für das Volk im Sinne der Volkskunde, also für jene Sozialgebilde und Lebensgruppen eines Kulturvolkes kennzeichnend sind, deren Leben, Denken und Handeln nicht oder nicht vorwiegend von rationalen, intellektuellen, logisch-diskursiven Überlegungen, sondern mehr oder weniger von überlieferten Bildungsinhalten getragen werden. Als „Landschaftsbild“ begreifen wir die Summe aller optisch wahrnehmbaren Bestandteile der Landschaft, gewissermaßen das optische Protokoll eines bestimmten Raumes, das zugleich einen Indikator der kulturellen Ordnungssysteme darstellt, die in der Landschaft wirken. Dieses Protokoll kommt einer Urkunde, einer Zeugenaussage gleich, die von niemandem bestritten werden kann, die aber einer überlegten Interpretation bedarf, weil sie optisch Zeugnis von kulturellen und sozialen Zuständen gibt, die möglicherweise in der Landschaft gar nicht mehr vorhanden sind.

Betrachten wir zunächst die sichtbaren Bestandteile der Landschaft. Da stehen an erster Stelle alle jene Merkmale, die der Auseinandersetzung des Menschen mit dem Boden entstammen, die also verschiedene Formen der Seßhaftigkeit, des Siedelns betreffen, wie die Flur-, Haus-, Gehöft- und Ortsformen. Ich möchte diese der Bodenkultur entstammenden Merkmale als „primäre Merkmale“ der Kulturlandschaft bezeichnen, nicht nur weil sie historisch die ältesten sind, sondern weil sie jederzeit wahrnehmbar, von großer Beständigkeit und daher von stärkster landschaftsbildender Prägekraft sind.<sup>10)</sup> Als ständig sichtbare Merkmale eignen sie sich am besten zur Abgrenzung von Kulturlandschaften und erlauben zugleich weitreichende Aussagen über die Sozialgebilde, deren Lebens- und Wirtschaftsformen sie anzeigen. Es sind Merkmale der materiellen Kultur, deren geistigen Hintergrund zu erhellen ebenfalls Aufgabe der Volkskunde ist. Neben diesen aus der Bindung des Menschen an den Boden kommenden Merkmalen können als dauernde, beständig sichtbare Male eigentlich nur noch jene genannt werden, die die Bindung des Menschen an das Heilige, an das Numinose, an Gott bezeugen, also jene Sakralgebilde, die man mit Richard Weiß von der Kirche über Kapelle und Bildstock bis zum Martel als Kennzeichen der „Sakrallandschaft“ auffassen darf. Es sind ebenfalls „primäre“ Merkmale, sie sind in der landschaftlichen Prägekraft außerordentlich stark, jedoch nicht mehr so ursprünglich wie die Merkmale der Bodenkultur — es sind eben Merkmale des Kultes und sie entstammen vielfach nicht der Geistigkeit der Seßhaften, sondern der Geistlichkeit der religiösen Betreuer, die, wie die Reformorden der Gegenreformation, das sakrale Gesicht der Landschaft entscheidend geprägt haben.<sup>11)</sup>

Die nicht ständig sichtbaren Merkmale der Kulturlandschaft möchte ich als „sekundäre Merkmale“ bezeichnen. Zu ihnen gehören viele Formen des Brauchtums, die ja nur in actu, also während des Brauchvollzuges, z. B. während des Perchtenlaufes, oder in statu, als längere Zeit dauerndes Brauchrequisit, z. B. als Maibaum, in der Landschaft sichtbar sind. Natürlich gibt es auch sichtbare Dauermerkmale, wie Spielstätten, Tanzlauben und dergleichen, die ständig von den Möglichkeiten des Brauchvollzuges Kunde geben, was übrigens auch für Rechtsaltertümer, wie Schrantentische, Grenzzeichen usw., gilt, die vom volkstümlichen Rechtsleben vergangener Zeiten künden. Auch die Volkstracht, früher Dauermerkmal einer Landschaft, muß heute zu den sekundären Merkmalen gezählt werden, da sie — außer in wenigen europäischen Trachten-Reliktlandschaften — nur noch zu be-

stimmten Festzeiten angelegt wird. Ebenso ist die Sprache ein sekundäres Landschaftsmerkmal, da sie sich im Landschaftsbild kaum manifestiert, es sei denn in Aufschriften, wie in den Spruchbalken niederdeutscher Hallenhäuser, oder in Inschriften auf Grabsteinen. Das Namensgut der Siedlungen, Fluren, Gewässer und Gebirge ist nur aus dem Munde der Bewohner oder aus der Landkarte erfahrbar, in der Landschaft selbst ist es nicht sichtbar. Ebenso unsichtbar ist das Erzählgut oder Liedgut der Landschaft, das ja nur fallweise, wie etwa in der Begegnung mit einem Märchenerzähler, einer Singgruppe oder einem Hirtenruf erlebbar wird, während andere tönende Volksaltertümer, wie Kirchenglocken oder Eßglocken auf Bauernhäusern, wenigstens ständig sichtbar sind. Halten wir also fest, daß es neben dem optischen Protokoll der Landschaft auch ein akustisches Protokoll gibt, dem alle in einer Landschaft erlebbaren Klanggebilde, wie die Sprache, das Lied, die Musik, zuzuordnen sind. Die für das akustische Protokoll kennzeichnenden Merkmale sind, wie gesagt, nicht ständig wahrnehmbar, es sind daher sekundäre Merkmale, deren landschaftsbildende Prägekraft weitaus geringer ist, als die der primären Merkmale.

Hier zeigt sich nun der Wert der thematischen volkskundlichen Kartographie, die aus der Verbreitung sowohl der primären als auch der sekundären Merkmale Überlieferungsbilder gewinnt, die aus dem Landschaftsbild allein nie abgelesen werden könnten. Hier liegt aber auch der eigentliche Sinn der volkskundlichen Museen: Sie haben als Mittel der „angewandten Volkskunde“ die Aufgabe, auch die sekundären Merkmale der Landschaft zu zeigen und das verborgene Kulturinventar eines Raumes sichtbar und erlebbar zu machen. In dem gleichen Bemühen findet auch die Heimatpflege, soweit sie Brauchtums-, Volkslied-, Volkstanz-, Volksmusikpflege oder Trachten- und Hauslandschaftspflege ist, ihren tiefsten Sinn. Als „darstellende Volkskunde“ macht sie die der Landschaft inwohnenden historischen Erscheinungsformen der Volkskultur sichtbar und trägt damit in bewußter Lenkung zu ihrer Weitergabe bei. Wer um die Lenkungsprozesse früherer Jahrhunderte weiß, denen ein Großteil jener Kulturgüter entstammt, die heute ein bevorzugtes Forschungsfeld der Volkskunde bilden, der wird gegen die zeitgenössische Volkskulturpflege, solange sie nicht in einen platten Folklorismus mündet, nichts einzuwenden haben.

Wir könnten nun diese Betrachtung fortsetzen und bestimmte Traditionsgüter geistiger oder dinglicher Art in ihrer Auswirkung auf das Landschaftsbild untersuchen. Dazu fehlt hier der Raum. Dagegen soll die Frage nach der landschaftsbildenden Prägekraft der Kulturgüter noch einmal angeschnitten werden: Die Prägekraft, also jenes dem Kulturgut inwohnende Gestaltungsvermögen, das der Landschaft ein bestimmtes Aussehen verleiht, hängt zunächst vom Grade der Sichtbarkeit des Kulturgutes ab. Unter den sichtbaren Kulturgütern kommt jenen die größte Prägekraft zu, die durch die längste Dauer ausgezeichnet sind. Die Eigenschaft der Dauer ist besonders für Baulichkeiten kennzeichnend. Den historischen Formen der Bauernhöfe mißt die Hausforschung eine Umtriebszeit von 200 bis 300 Jahren zu.<sup>12)</sup> Hier läßt sich die Frage anschließen, ob diese Prägekraft auch dann erhalten bleibt, wenn sich die Funktion des Gegenstandes ändert oder wenn er gänzlich funktionslos wird, wie dies etwa bei den Wohn- und Bergeräumen vieler oberösterreichischer Vierkanter der Fall ist, deren Fensterfluchten an den einstigen Bedarf gesinde- und kinderreicher bäuerlicher Großfamilien erinnern. Die Antwort kann nur lauten, daß die landschaftsbildende Kraft trotz des Funktionswandels selbstverständlich erhalten bleibt. Das Objekt gibt über den Vollzug der zeitgleichen Volkskultur zwar bild-

lich keine unmittelbare Auskunft: Die Zimmer stehen ja in Wirklichkeit leer und in der Scheune liegen keine Garben, weil der Drusch bereits auf dem Felde erfolgt. Es gewinnt aber eine neue Funktion als ästhetisch-bildhafter Bestandteil der Landschaft, es gewinnt diese neue Funktion in den gebildeten Schichten des Volkes, es tritt als Denkmal in den Denkbereich der Hochkultur ein.

Neben der Dauer sind die Anzahl und Dichte eines Merkmales ein sicheres Auskunftsmittel über seine landschaftsbildende Kraft. Je häufiger ein Merkmal in einem begrenzten Raum auftritt, desto größer ist seine Aussagekraft über die kulturellen und sozialen Kräfte, die es bedingen. Ohne in die von Wilhelm Heinrich Riehl mit Recht gerügte statistische Krankheit zu verfallen, könnte man z. B. die Häufigkeit religiöser Bekundung, wie sie sich in Kapellen, Bildstöcken und Marterln innerhalb eines bestimmten Ausschnittes der Agrarlandschaft darstellt, mit ähnlichen Bekundungsformen in dem flächengleichen Ausschnitt einer Großstadtlandschaft vergleichen. Bei aller Problematik eines solchen Vergleiches würde man doch recht aufschlußreiche Ergebnisse über die Volksreligiosität gewinnen, wenngleich die Zahl allein über die Tiefe religiösen Erlebens nichts aussagt. Die Dichte und Eigenart der Landschaftsmerkmale lassen aber auch Aussagen über Beharrungs- und Bewegungslandschaften zu, und zwar insofern, als statische Landschaften durch eine große Häufung gleichartiger Merkmale, dynamische Landschaften durch Häufung verschiedenartiger Merkmale bzw. durch einen raschen Wechsel von Merkmalen ausgezeichnet sind, die auf häufige Innovationen schließen lassen.

Ich möchte diese Überlegungen nun nicht weiter ausspinnen, sondern zu einigen abschließenden Feststellungen kommen: Das optische Gefüge der Landschaftsmerkmale ist in Wirklichkeit ein Abbild des Sozialgefüges der betreffenden Landschaft, d. h. der in der Landschaft tätigen Lebensgruppen und Gemeinschaften. Wir können daher die Landschaft auch als ein soziales System auffassen, gleichgültig ob wir eine Hauslandschaft oder eine Sakrallandschaft betrachten — denn auch die Sakrallandschaft ist nur denkbar als Ergebnis verschiedener Kultformen und Kulturhandlungen von der Familie bis zur Pfarrgemeinde. Vergleicht man nun landschaftsprägende Kulturgüter, so ergibt sich die nur scheinbar verblüffende Feststellung, daß die Eigenart und Besonderheit eines Kulturgutes um so größer sind, je kleiner die Sozialgruppe ist, die dahinter steht. Es ist wie mit dem Eigennamen, der nur eine ganz bestimmte Person bezeichnet. Der Bauernhof einer bestimmten Familie ist in seiner Struktur gänzlich einmalig. Je größer das Sozialgebilde wird, dessen Traditionsgüter wir untersuchen, desto mehr müssen wir vom einzelnen auf das allgemeine schließen, desto öfter müssen wir abstrahieren, desto farbloser wird der Typus, desto inhaltsleerer wird die Form, desto umfangreicher jedoch der Begriff, in den nun viele Inhalte passen, wie jeder Hausforscher weiß, der die Häuser eines Dorfes untersucht. Die farbloseste, identitätsloseste Form eines Gehäuses, in dem sich Volksleben abspielt, ist dann die Großwohnanlage der Großstadt, die dem anonymen Sozialgebilde der Masse entspricht.

Hier kann man nun die Frage anschließen, wodurch die Raumbindung der Sozialgruppen, die in einer Landschaft leben, bewirkt wird. Ich glaube, daß die Raumbindung um so stärker ist, je mehr Haltepunkte geistiger und dinglicher Art der Mensch im Raum vorfindet. Diese Haltepunkte werden um so wichtiger, je geringer die sozialen Kontakte sind und je unverbindlicher die Gemeinschaften werden, denen der einzelne angehört. Die sichtbaren Landschaftsmerkmale sind solche Haltepunkte. Sie vermögen den Menschen um so mehr zu beheimaten, je mehr er sie als

Eigenart und Besonderheit seiner Umwelt erkennt, je mehr er sich mit ihnen identifiziert. Insofern besteht zwischen den kulturell determinierten Landschaftsmerkmalen und den Sozialgruppen, denen sie entstammen, ein echter Rückkoppelungseffekt, und zwar in positiver Hinsicht, wie z. B. in einer naturnahen Agrarlandschaft, und ebenso in negativer Hinsicht, wie etwa in einer großstädtischen Industrielandschaft.

Die Feststellung und Anerkennung der Eigenart und Besonderung ist weder ein Rückfall in nationalistische Tendenzen, noch ist sie undemokratisch, sie ist vielmehr ein Prüfstein der Demokratie, die — recht verstanden — Toleranz und Anerkennung auch des anderen bedeutet.

Es mag nun den Anschein haben, als ob wir uns allzusehr vom Thema entfernen. Aber die Landschaft ist sowohl als Agrarlandschaft als auch als Industrielandschaft Forschungsfeld der Volkskunde. Wir wissen, daß die Volkskunde eines der vielseitigsten Instrumente ist, die Verknüpfungsmuster der Kulturlandschaft zu erkennen und aufzulösen. Trotz aller theoretischen Konzepte ist die Volkskunde eine höchst praktische Wissenschaft, weil sie vieles von dem aufarbeiten kann, was zwischen den anderen Geisteswissenschaften liegenbleibt. Die Volkskunde ist daher vielleicht mehr noch als Geschichte, Sprachforschung und Poesie, von denen Jacob Grimm dies einmal behauptet hat, eine „ungenauere Wissenschaft“. <sup>13)</sup> Aber liegt nicht gerade darin ihre Stärke?

Wer das in der Landschaft ausgebreitete Erbe erkennt und bekennt, der kann letztlich auch am Wertwandel der Landschaft nicht teilnahmslos vorübergehen. Daher wird gerade der Vertreter der Volkskunde alles daransetzen, damit jenes natürliche Licht in der Landschaft erhalten bleibt, das Theophrastus Paracelsus, der große Arzt und Mensch an der Wende zweier Zeiten, als Voraussetzung für das Licht des Geistes erkannt hat: „Denn die Natur gibt ein Licht, dadurch sie mag erkannt werden, aus ihrem eigenen Schein. Aber im Menschen ist auch ein Licht, außerhalb dem Licht, so in der Natur geboren ist . . . Darum, obgleich wohl mit der Natur angefangen wird, so folgt doch nicht aus dem, daß in der Natur soll aufgehört werden und in ihr bleiben. Sondern weitersuchen und enden in dem Ewigen, das ist im göttlichen Wesen und Wandel!“ <sup>14)</sup>

### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Franz L i p p, Angewandte Volkskunde als Wissenschaft. (Volk und Heimat. Festschrift für Viktor von Geramb, Graz 1949, Seite 307ff.)

<sup>2)</sup> Kurt C o n r a d, Probleme des Schutzes der Kulturlandschaft im Lungau. Ein Beitrag zur Entwicklungsplanung des Lungaus. (Mitteilungen und Berichte des Salzburger Institutes für Raumforschung, Heft 3/1976, Seite 47ff.)

<sup>3)</sup> Richard W e i ß, Häuser und Landschaften in der Schweiz. Zürich 1959.

<sup>4)</sup> Bruno S c h i e r, Flur und Siedlung. (Die Friedländer Volkskunde, Teil II, Friedland 1927, Seite 65ff., Neudruck der Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen, Kevelaer 1963.)

<sup>5)</sup> Bruno S c h i e r, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa, 2. Auflage, Göttingen 1966.

<sup>6)</sup> Adolf B a c h, Deutsche Volkskunde. 3. Auflage, Heidelberg 1960, Seite 315ff.

<sup>7)</sup> Joachim Heinrich S c h u l t z e, Artikel „Landschaft“ im Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung, herausgegeben von der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, 2. Auflage, Hannover 1970, Band II, Spalte 1821.

<sup>8)</sup> Karl L e c h n e r, Die geschichtliche Landschaft und ihre Erforschung. (Bericht über den 6. österreichischen Historikertag in Salzburg. Herausgegeben vom Verband Österreichischer Geschichtsvereine 1961 = Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine 14, Seite 43ff.)

<sup>9)</sup> Leopold S c h m i d t, Volkskunde als Geisteswissenschaft (= Handbuch der Geisteswissenschaften, Bd. 2), Wien 1948, S. 12f.)

<sup>10)</sup> Kurt C o n r a d, Bäuerliche Kultur als landschaftsbildendes Element am Beispiel des Lungaues. (Natur und Land, Zeitschrift des österreichischen Naturschutzbundes, Heft 2/3, 1975, Seite 47 ff.)

<sup>11)</sup> Vgl. dazu: Leopold K r e t z e n b a c h e r, Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Südstalpenländern. Klagenfurt 1961, Seite 6f.

<sup>12)</sup> Torsten G e b h a r d, Wegweiser zur Bauernhausforschung (= Bayerische Heimatforschung, Heft 11), München 1957, Seite 203.

<sup>13)</sup> Jacob G r i m m, Über den Wert der ungenauen Wissenschaften. Kleinere Schriften, 7. Band, Berlin 1884, Seite 563 ff.

<sup>14)</sup> P a r a c e l s u s, Vom Licht der Natur und des Geistes. Eine Auswahl. In Verbindung mit Karl-Heinz W e i m a n n mit einer Einführung herausgegeben von Kurt G o l d a m m e r. Reclams Universal-Bibliothek 8448/49, Stuttgart 1960, Seite 186.



# **Eine Haus- und Wohnform des 17. Jahrhunderts im Bereich des oberösterreichischen Ennstales**

Von Gunter D i m t

„Jede Typisierung setzt bekanntlich Abstraktion voraus. Das Leben selbst kennt den Typus nur näherungsweise als Strebung, der Einzelfall erreicht ihn nie oder selten ganz vollkommen.“

Diese im Vorwort seines „Stubenbuches“<sup>1)</sup> vorausgesetzten Worte F. C. Lippis wirken — auf große Kulturlandschaften angewandt — einengend und könnten als Resignation vor der Fülle empfunden werden. Kulturlandschaften ihrerseits sind aber nur die Summe kleinerer Teillandschaften, die wiederum eigene, in sich geschlossene Systeme darstellen. Und wenn F. C. Lipp mit den „Oberösterreichischen Stuben“ erstmals die Kenntnis um die bäuerlichen Innenräume zusammengefaßt und erweitert hat, dann in dem Wissen, nur die neun „großen“ Kulturlandschaften Oberösterreichs berücksichtigen zu können.

So sei es mit gestattet, dem Kapitel über die „Eisenwurzten“ ein Unterkapitel hinzuzufügen und — auf die eingangs zitierten Sätze zurückkommend — den Versuch zu unternehmen, die frühneuzeitliche Schichte der Haus- und Hofform einer kleinräumigen Kulturlandschaft als eigenständigen und für die Hausforschung besonders bemerkenswerten Typus herauszustreichen.

## **Der Natur- und Kulturraum**

Die Eigenart des Landes um Maria Neustift liegt bereits in der geomorphologischen Situation: die von West nach Ost streichenden Mittelgebirgszüge zwischen Enns und Ybbs, die Höhen bis 1100 m erreichen, bilden geologisch den Übergang von der Flysch- und Klippenzone zu den nördlichen Kalkvoralpen. Die Überschiebung verschiedener Decken bewirkte das Entstehen einer markanten Hügellandschaft mit oft steilflankigen Kuppen und tief eingeschnittenen Bachläufen. Besonders der von Weyer an der Enns bis Waidhofen an der Ybbs reichende Höhenzug mit „Stubauer“, „Lindauer“, „Retten“- und „Schnabelberg“, der zugleich auch die scharfe Abgrenzung der Kulturlandschaft nach dem Süden bildet, wird in der Folge immer wieder als Standort für altartige Wohn- und Wirtschaftsformen zu beachten sein. Ein wesentliches Merkmal des Landschaftsbildes, die Verteilung von Wald- und Ödland, Feldern, Wiesen und Weiden, ist in der Besiedlungsgeschichte fundiert. Das Streusiedlungsgebiet mit seinen über 800 m hinaufreichenden Einzelhöfen inmitten der Einöd-Blockfluren ist das Ergebnis einer planmäßigen, spätmittelalterlichen Rodokolonisierung.<sup>2)</sup> Flurbezeichnungen und Hofnamen spiegeln nicht nur die Art der Besiedlung, sondern zuweilen auch indirekt die Zeit wider. So ist in einem schmalen Verbreitungsgebiet entlang des Überganges vom Alpenvorland zu den Voralpen die Häufigkeit von Namen mit der Silbe „Pyr“- „Pier“- oder

„Pieher“ (= Birke)<sup>3</sup>) relativ groß. Sie steckt auch im Hofnamen „Pierreith“, der in der Folge immer wieder erwähnt wird. Daß zur Zeit der Namensgebung, das heißt zur Zeit der Rodesiedlung, so oft Birkenstandorte genannt werden, gibt doch zu denken; um so mehr, weil die Birke heute im Untersuchungsgebiet ein eher selten anzutreffender Baum ist. Berücksichtigt man aber den Standort der Birke in der Kampfzone des Waldes oder als eher kälteverträglichen Baum, gewinnt die häufige Nennung von Birken in Rodungsnamen doch einen ganz anderen Stellenwert. Die aus Moorprofilen gewonnenen Baumpollendiagramme lassen für den Zeitraum von etwa 1150 bis 1250 oder 1300 eine deutliche Klimaverschlechterung und Gletscherhochstände erkennen<sup>4</sup>) und unterstreichen die schwierige Situation, in der sich die ersten Rodungsbauern befunden haben.

Indirekte Nachrichten über Boden, Klima und Ernteertrag enthält auch die im Jahre 1679 abgefaßte Güterbeschreibung der Herrschaft Steyr<sup>5</sup>); so etwa, daß nur kalter und lehmiger Grund vorhanden ist, oder daß es keine Obstfechtung gäbe „umb der allda gehendten Windt halben“. Auch Schwierigkeiten bei der Wasserversorgung werden aufgezeigt: . . . „Wasser ist zwar sovill die Notturfft beim Haus, wannß ein naßer Sommer undt lindter Winter hat, ist aber der Winter khalt undt der Sommer dier, muß manß 2 feldts wögs zum hauß führen“ . . .

Interessant und aufschlußreich sind ferner Nachrichten über bäuerliche Neben-erwerbe, wenn die Erträge von Grund und Boden für die Versorgung nicht ausreichen: . . . „ernehrt sich theils von grundt, undt theils von Rechen machen, wie auch thails im herbst von dem Vögel fangen“ . . .<sup>6</sup>)

Durch die Lage des Untersuchungsgebietes im Bereich der ersten, die 1000-m-Höhengrenze überschreitenden Bergzüge sind extreme Niederschlagssituationen mit schneereichen Wintern und regenreichen Sommern durchaus nicht ungewöhnlich.

Diese geologischen und klimatischen Bedingungen haben die Wirtschaftsstruktur entsprechend vorgeformt, und man erkennt, im nach neuzeitlichen Gesichtspunkten ausgerichteten Landwirtschaftswesen, allgemein den Übergang vom Acker-Wiesenwirtschaftstypus im Alpenvorland zum Typus der Viehwirtschaft auf Grünlandbasis mit Getreideanbau im Voralpenland. Daß trotz dieser, die Viehwirtschaft begünstigenden Flurverteilung die Viehhaltung bis in die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts nur unbedeutend war, hat historische Wurzeln. Nicht nur die bevorzugte Stellung des Getreidebaues in früheren Jahrhunderten, sondern auch die drückenden Abgaben machten den Bauern eine intensive Viehwirtschaft nahezu unmöglich.<sup>7</sup>)

Auch die verkehrsferne Lage des hoch über der Enns gelegenen Berglandes war für die wirtschaftliche Entwicklung hemmend. Beispielsweise wurde den Bauern am Bischofberg „umb der entlegenheit willen“ die Eigenjagd gestattet, allerdings gegen jährliche Ablieferung eines Fuchs- und eines Hasenbalges für den Amtmann.<sup>8</sup>)

### Die Haus- und Hoflandschaft

Entlang des gesamten Voralpenlandes von Salzburg bis Wien reihen sich zahlreiche Hofmischformen in einem bandartigen Verbreitungsgebiet aneinander.<sup>9</sup>) Innerhalb dieser Mischzone ist nun das den Eisenwurzeln vorgelagerte Gebiet besonders reich an Hofformen, die oft nur sehr kleinräumig verbreitet sind.<sup>10</sup>)

Bereits A. Klaar hat auf die Existenz eines Streckhofvorkommens im Bereich von Maria Neustift hingewiesen und hat auch als erster das Vorkommen eines Typus

„mit Wohnhof und Scheune im Obergeschoß und Stall im Untergeschoß des hangseitig errichteten Baues“<sup>11)</sup> erkannt, und F. C. Lipp war es, der die Sonderform jener Streckhöfe mit Hocheinfahrt und daraus resultierendem Querfirst als „Kreuzhof“ bezeichnet hat.<sup>12)</sup> Schließlich blieb es dem Verfasser vorbehalten, das Bergland zwischen der Enns im Westen und der Ybbs im Osten systematisch zu durchforschen.

Bei einer Vielzahl von Begehungen konnte die Ausdehnung des gesamten Streckhofgebietes abgegrenzt und kartiert werden (siehe Verbreitungskarte). Gleichzeitig erfolgte eine Aufgliederung des Baubestandes im Sinne der hauskundlichen Schichtenforschung.<sup>13)</sup> Hierbei wurden altartige Anlagen ermittelt, die sowohl von der Bau- und Raumstruktur, als auch von der Funktions- und Sozialstruktur her wesentliche Unterscheidungsmerkmale zu vergleichbaren Objekten benachbarter Hauslandschaften aufwiesen und die daher als eigenständige Typen zu bezeichnen sind. Diesen, nunmehr endgültig historischen Höfen des Maria Neustifter Berglandes soll dieser Beitrag gewidmet sein.

### **Die Höfe des 17. Jahrhunderts in Beispielen**

Eine Zusammenstellung aller heute noch erreichbaren Unterlagen hinsichtlich der Schicht des 17. Jahrhunderts ergab für 11 Häuser Anhaltspunkte, die für eine Zuweisung zum gesuchten Typus ausreichten. Diese Dokumente setzen sich aus Fotoaufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen zusammen, in 3 Fällen liegen vollständige Bauaufnahmen vor. Vor allem M. Kislinger war es, der die spezifische Eigenart der Neustifter Bauernhäuser immer wieder in Zeichnungen und Fotos festgehalten hatte. So wurde noch vor dem zweiten Weltkrieg wenigstens ein Teil der damals bestehenden Altbausubstanz dokumentiert. Erst 1971 wurden dann die letzten Reste des einstigen Vorkommens im Sinne einer technischen Hausbauforschung erfaßt und die Höfe „Schmalzleiten“ (von A. Klaar), „Pierreith“ und „Kronkogel“ (von G. Dimt) vermessen und gezeichnet.

Speziell die beiden letztgenannten repräsentieren den gesuchten Typus des 17. Jahrhunderts noch relativ unverfälscht und sollen deshalb hier exemplarisch vorgestellt werden.

„KRONKOGL“, Platten 2, Gem. Maria Neustift. (Alte Schreibweise: Cron Zagl — 1655, Cronzaglueth — 1667, Crankhogl — 1679.)

Der Hof liegt in ca. 700 m über N. N. an der Nordwestflanke des 1018 m hohen Hiebberges. Zur Zeit der Vermessung im Juni 1971 war neben dem Altbau bereits ein neues Wohnhaus errichtet, vom alten Hof war nur mehr der Stallscheunentrakt in Verwendung.

Das Untergeschoß gliedert sich in einen auch von außen zugänglichen Kellerraum unter der talseitig gelegenen Schwarzen Küche, anschließend in einen Stallraum (Letztfunktion Schweinestall) und einen, den Stadel in seiner Gesamtlänge unterfangenden Rinderstall (siehe Abb. 1). Alle Mauern bestehen aus Kalkbruchstein, im Rinderstall wurden bei der Neugestaltung von Tür- und Fensteröffnungen bereits Betonziegel verwendet.

Das Erdgeschoß gliedert sich in den aus Schwarzer Küche und Stube bestehenden Block, ein vollkommen regellos scheinendes Vorhaus mit eingebautem Stübl und den dreiteiligen Stadel. Das Vorhaus nimmt auch noch den Stiegenaufgang zum Dachboden und den Stiegenabgang in den Schweinestall auf (siehe Abb. 2).

Die Planaufnahme läßt klar erkennen, daß der vorliegende Bestand auf einen im Wirtschaftstrakt begonnenen, aber nicht zu Ende geführten Um- bzw. Neubau des Hofes zurückzuführen ist.<sup>14)</sup> Vom Altbau des 17. Jahrhunderts ist jedoch der ursprüngliche Wohntrakt mit Schwarzer Küche, Stube und darunterliegendem Keller erhalten geblieben. Der talseitig angelegte Stiegenaufgang zur einstigen „Labm“<sup>15)</sup> ist noch im Ansatz erkennbar. Die zum Zeitpunkt der Aufnahme nicht mehr ständig benützte Schwarze Küche (es wurde nur mehr an der Decke geselcht) hatte allerdings einen wegen des bereits veränderten Vorhauses modifizierten Rauchabzug. Die ursprüngliche Abzugsöffnung über der Türe zum Vorhaus war mit einem Brett verschlossen, vor der Türe war in der Decke eine viereckige Öffnung ausgesägt worden, über der ein Bretterkamin angebracht war. Die Öffnung in der Decke war mit einem Türl samt „Spreizn“ verschließbar.

Der Dachstuhl wurde — bereits für den völligen Neubau vorgerichtet — als „Bockstuhl“<sup>16)</sup> abgebunden und im Bereich der einstigen Labm auf „Rösseln“ gestellt.

Trotz der fehlenden Datierung des Rüstbaumes ist die Erbauungszeit für den verbliebenen Küche-Stube-Komplex ziemlich genau einzugrenzen. Da in der Güterbeschreibung von 1679 vermerkt ist, daß das Haus „gar bei schlechtem Bau“ ist (siehe Anhang 2), wird die Erbauungszeit in die achtziger Jahre des 17. Jahrhunderts einzuordnen sein. Somit entspräche das System auch altersmäßig dem folgenden Beispiel.

„PIERREITH“, Ertl 116, Gem. Ertl, NÖ. (Alte Schreibweise: Püherer Reuth — 1655, Piereuth — 1667) gehörte im 17. Jahrhundert zur „Voggthey Neustüfft“. An die Pfarre Neustift war zu entrichten: der Grunddienst (jährlich, am Sonntag vor St. Thomas) und die Robot. An die Herrschaft Steyr waren zu entrichten: Landsteuer und Landesanlagen, ihr waren die Untertanen auch in der Zivil- und Kriminaljurisdiktion, sowie bei Musterungen unterstellt.

Der Hof liegt in ca. 630 m über N. N. auf der Schattenseite des 751 m hohen Bischofberges. Zur Zeit der Vermessung im August 1971 war der ursprüngliche Stadel durch einen Neubau ersetzt (bereits seit 1962), der in seinen Dimensionen für einen vollständigen Neubau der Hofanlage vorgerichtet wurde.

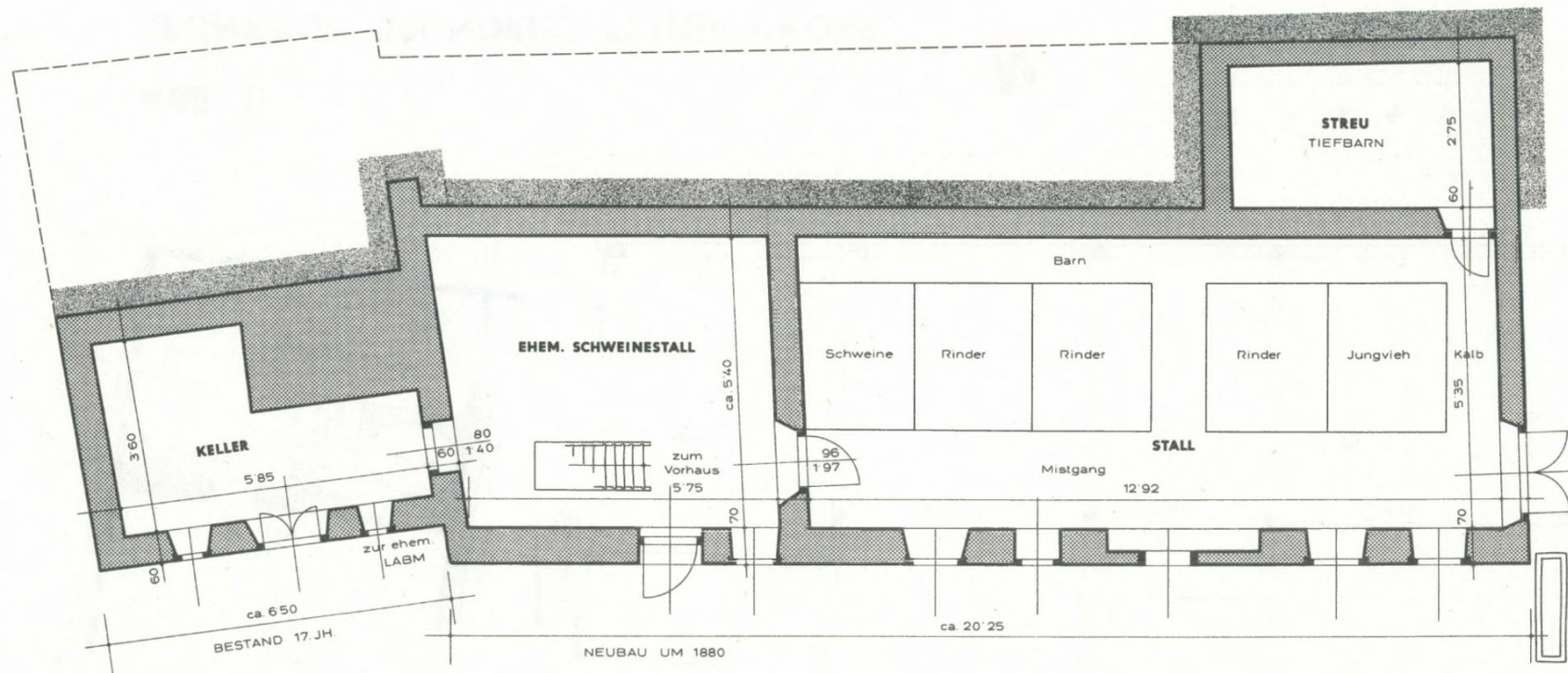
Das Untergeschoß gliedert sich in einen nur vom Stall aus zugänglichen Kellerraum unter der Schwarzen Küche, einen Stall für Rinder und Schweine unterhalb des talseitigen Stübls, sowie das vom Stall aus zugängliche Stadeltiefgeschoß, in das ursprünglich ein Tiefbarn eingelassen war (siehe Abb. 4, 5 und 7).

Der Stadelneubau knüpft keinesfalls an traditionelle Bauepflogenheiten an und kann daher in der Folge unberücksichtigt bleiben.

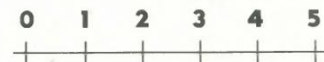
Das gesamte Untergeschoß und die talseitigen Außenwände des Vorhauses und der größeren Kammer sind aus Flyschbruchstein aufgemauert.

Das Erdgeschoß bestand ursprünglich aus dem dreiteiligen Wohnspeicherteil und dem dreiteiligen Stadel. Zum Zeitpunkt der Aufnahme war nur mehr der Wohnhausgrundriß, dieser allerdings in ursprünglicher Erhaltung und Funktion vorhanden.

Schwarze Küche, Stube, Vorhaus und Labm samt dem Stiegenaufgang bilden ein geschlossenes System, dem die beiden Kammern als Schlaf- und Speicherräume angegliedert sind. Das Vorhaus erfüllt nicht nur die Funktion eines Kommunikationsraumes (Durchgang, Eingänge in alle Räume, Abgang zum Stall, Aufgang zum Dachboden), sondern ist überdies auch Träger der Rauchabzugsvorrichtung und

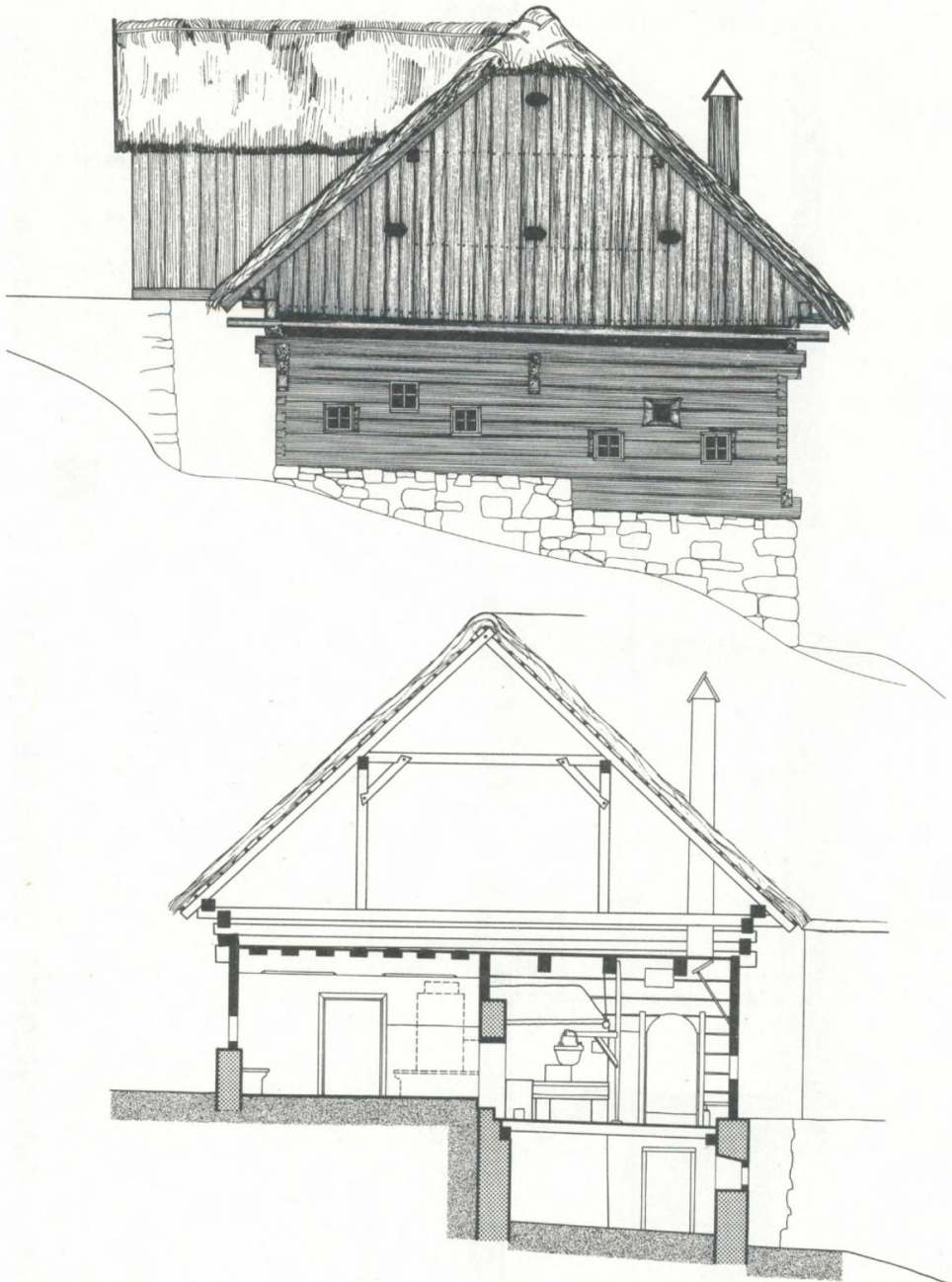


**ABB. 1:**  
**KRONKOGL, GRUNDRISS UNTERGESCHOSS**



AUG. U. GEZ. G. DIMT 1971

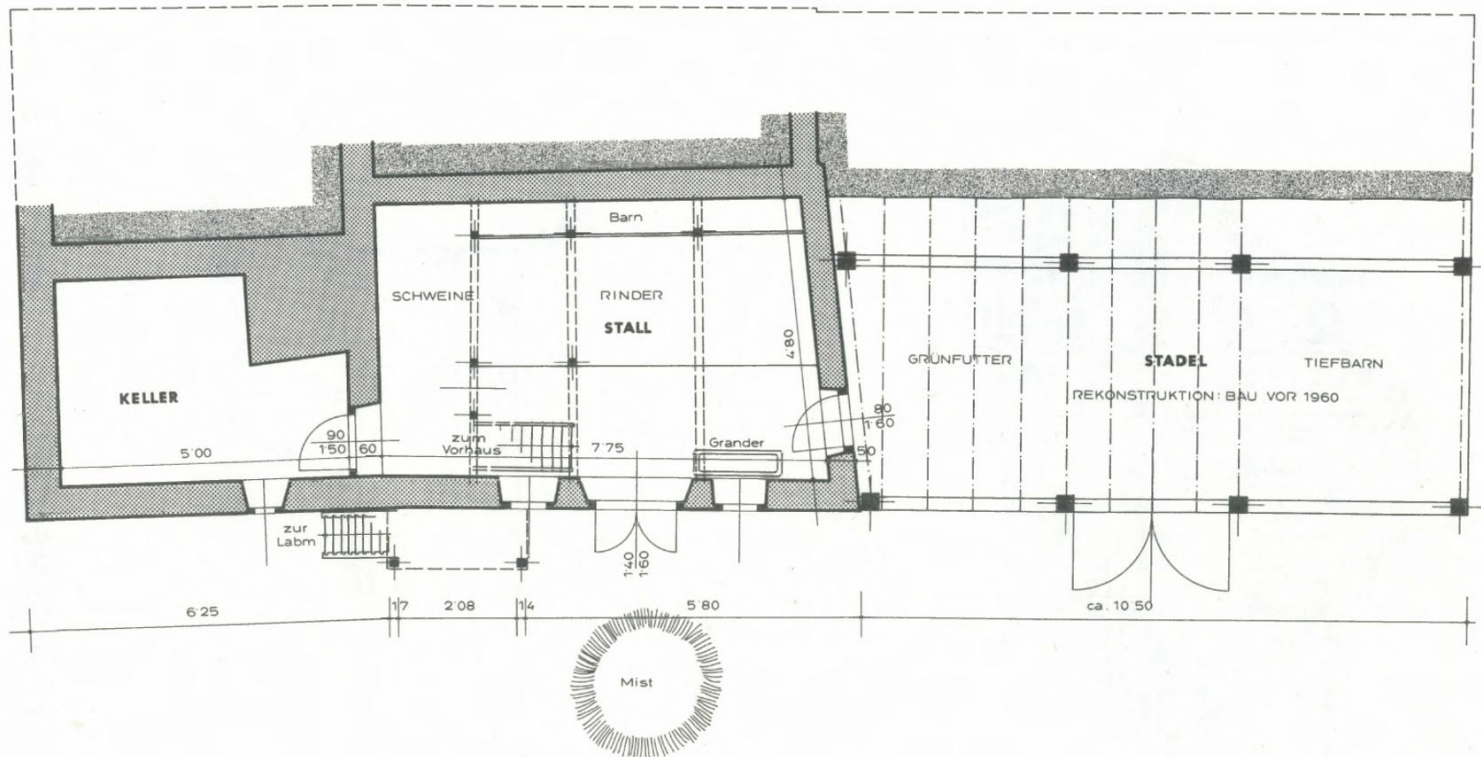




**ABB. 3:**  
**KRONKOGL**  
**SCHNITT UND OSTANSICHT**



**AUG. U. GEZ. G. DIMT**

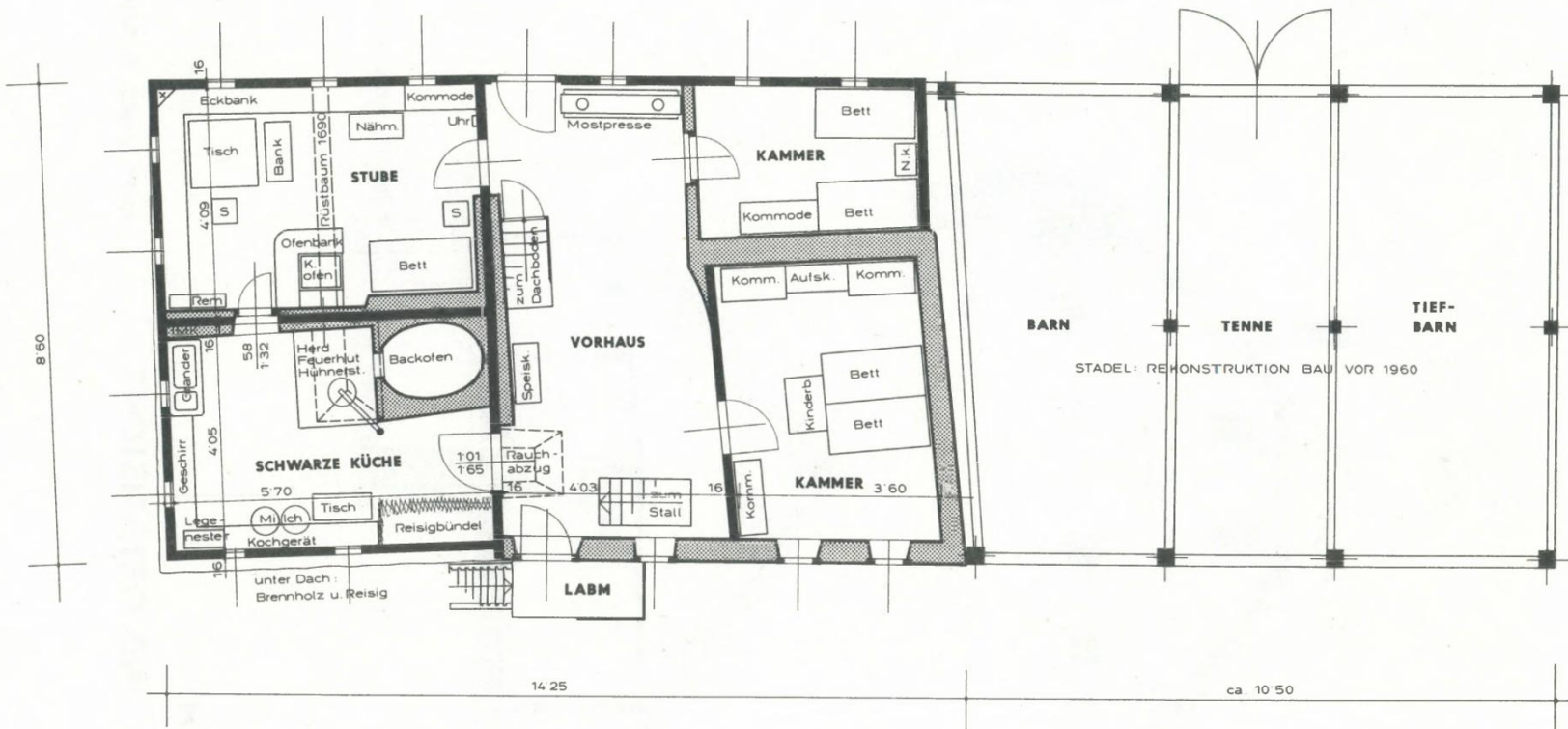


**ABB. 4:**

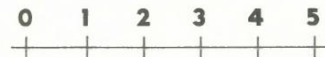
**PIERREITH, GRUNDRISS UNTERGESCHOSS**



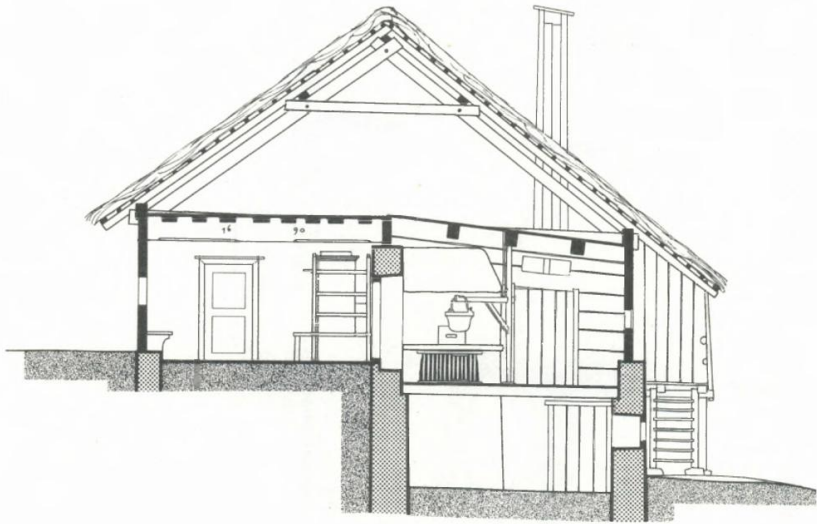
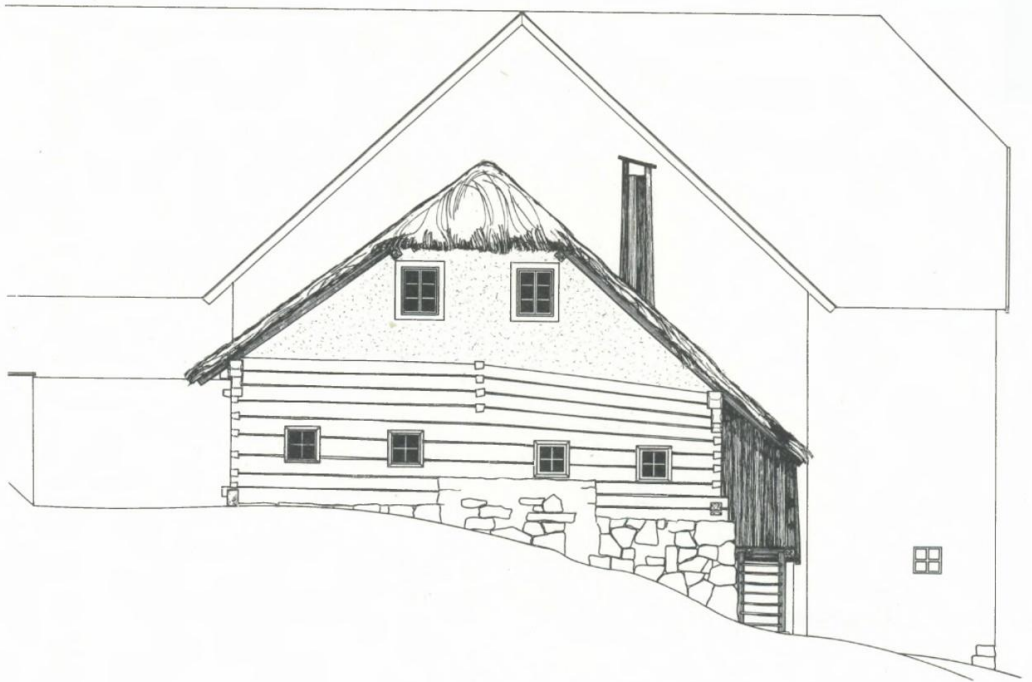
**AUFG.U.GEZ. G. DIMIT 1971**



**ABB. 5:**  
**PIERREITH, GRUNDRISS ERDGESCHOSS**



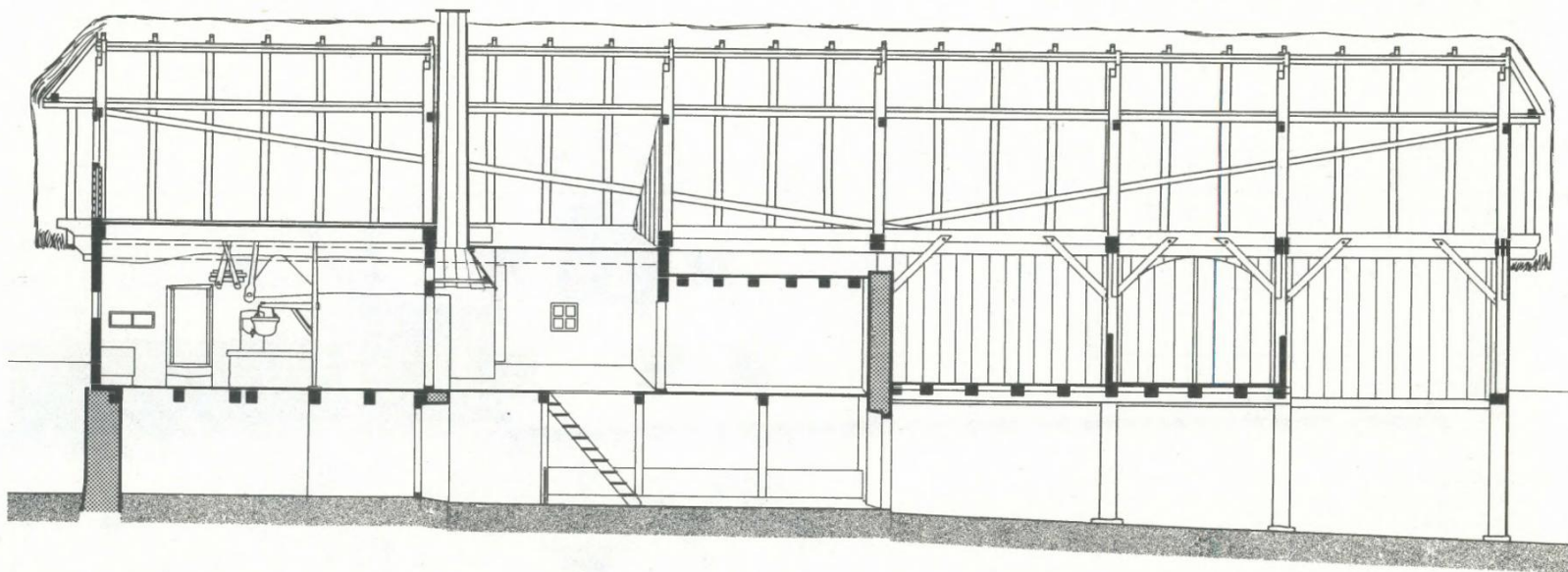
AUFG.U.GEZ. G. DIMT 1971



**ABB. 6:**  
**PIERREITH**  
**SCHNITT UND OSTANSICHT**

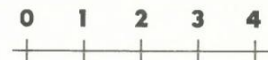


**AUFG.U.GEZ. G. DIMIT**

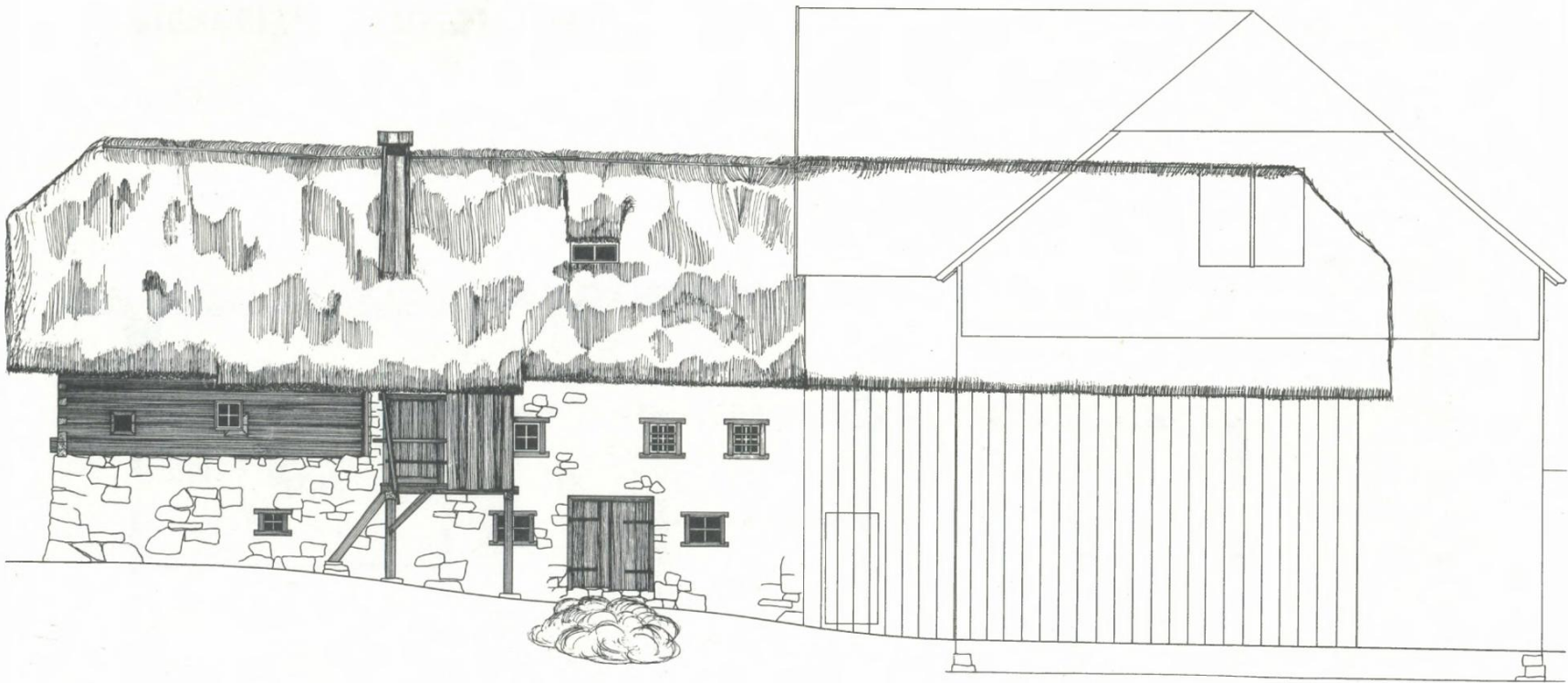


**ABB. 7:**

**PIERREITH, LÄNGSSCHNITT**



**AUFG.U.GEZ. G. DIMT**



**ABB. 8:**

**PIERREITH, NORDANSICHT**



**AUFG.U.GEZ. G. DIMT**

Standort der Mostpresse. Über Küche und Stube befand sich ehemals eine ausgebauten Dachkammer für die Dienstboten.

Im Bereich des Wohnhauses hat sich noch der ursprüngliche „Scha(r)haxenstuhl“ erhalten, der sich, aufgeständert, über dem Stadel fortsetzte. Das Dach war bis 1962 mit Stroh gedeckt und abgeschopft. Der Altbaubestand gehört der Erneuerungsphase des ausgehenden 17. Jahrhunderts an und ist mit 1690 am Rüstbaum der Stube datiert.

### Der Gehöfttypus des 17. Jahrhunderts

Aus dem bis heute zusammengetragenen und gesichteten Material ergibt sich folgende Charakteristik für die Neustifter Höfe des 17. Jahrhunderts:

#### B a u- u n d R a u m s t r u k t u r

Die Hofanlage erfolgt bevorzugt im Steilgelände, so daß bei einer durchschnittlichen Haustiefe von 8 bis 10 m der Höhenunterschied ein Geschloß ausmacht und die zusätzliche Anordnung einer Hocheinfahrt möglich wird. Die West-Ost-Ausrichtung, mit dem Wohnhaus leeseitig im Osten, erklärt sich durch die Hauptwetterrichtung aus West bzw. Nordwest.

Das Untergeschoß wird aus Bruchstein gemauert und nimmt unterhalb der Schwarzen Küche einen Kellerraum auf, unterhalb des Vorhauses und der anschließenden Kammer den Schweine- und Rinderstall, der sich fallweise bis unter den Stadel erstrecken kann. An der Außenseite wird zwischen Keller und Stall der Stiegenaufgang zur Labm angebracht. Das Obergeschoß zeigt den dreiteiligen Wohnspeichergrundriß, wobei jedoch dem Komplex bestehend aus Schwarzer Küche, Stube, Vorhaus und Labm eine gewisse Eigenständigkeit innerhalb der Gesamtstruktur zukommt. Zumindest dieser Baukörper ist auch in Blockbauweise errichtet. Die Anordnung der Schwarzen Küche und der Labm erfolgt immer talseitig. Der ehemalige, an den primären Wohnteil anschließende Speicherraum wurde in der Regel verdoppelt und zumindest der talseitige, über dem Stall gelegene Raum wird bereits im 17. Jahrhundert vornehmlich als Schlafkammer gedient haben.

Der Stadel wird dreiteilig (Barn—Tenne—Barn) als Ständerkonstruktion errichtet. Über Wohnhaus und Stadel ist ein durchgehender, abgeschopfter Satteldachstuhl aufgesetzt, der die volkstümliche Bezeichnung „Scha(r)haxenstuhl“ trägt und in der neueren hauskundlichen Literatur als „Scherenjochdach“ bezeichnet wird.<sup>17)</sup>

Wo die Geländebeschaffenheit es irgendwie zuläßt, wird eine Hocheinfahrt in Höhe der Bundtränke angelegt, um das Einbringen der Rohfuttermittel zu erleichtern. Alle Dachflächen sind mit Stroh gedeckt (Schaubendeckung).

Das Vorhaus ist durchgängig und erfährt talseitig durch die „Labm“ mit Außenstiege eine Fortsetzung. Ebenfalls in der talseitigen Hälfte befindet sich der mittlere Falltüre verschließbare Abgang in den Stall. Der durch einen „Stiegenkobel“ abgeschlossene Aufgang zum Dachraum hingegen ist von der hangseitigen Haustüre aus begehbar. Weiters ist das Vorhaus Standort der Mostpresse.<sup>18)</sup>

#### F u n k t i o n s- u n d S o z i a l s t r u k t u r

Der geschlossene, bereits in der Baustruktur sichtbare Einhauscharakter wird auch in der Funktionsebene offenbar. Die klare Trennung von Wohnen, Wirtschaft-

ten und Bergen ist durch ein äußerst geschicktes System von Raumanordnungen aber auch von kurzen Arbeits- und Verbindungswegen gekennzeichnet. Dennoch muß man sich stets vor Augen halten, daß diese Hofform als Endprodukt einer wahrscheinlich durch drei Jahrhunderte währenden Weiterentwicklung der Bau- und Funktionsstrukturen kein monolithisches Gebilde, sondern ein diffizil aufgebautes System aus vielen ineinandergreifenden Raumelementen — allerdings unter einem Dach — ist.

Ein Vergleich mit datierbaren älteren, aber auch jüngeren Häusern sowohl derselben als auch benachbarter Hoflandschaften läßt erkennen, daß die Streckhöfe<sup>19)</sup> des 17. Jahrhunderts von der Funktionsstruktur her nicht mehr verbesserungsfähig sind. Das ist vor allem auf das durch viele Jahrzehnte hindurch erprobte und absolut einwandfrei funktionierende „Thermosystem“ zurückzuführen. Unter diesem Begriff verstehe ich die technisch und ökonomisch am besten durchdachte Verteilung von temperierten, temperierbaren, nicht temperierten und nicht temperierbaren Räumen im Haus.

Ausgangspunkt der Überlegungen soll zunächst die einzige Feuerstätte im Haus sein, der zu einem Block zusammengefaßte Bereich von Herd, Backofen und Stubenofen, der oft noch durch einen Sechtelherd und einen Futterkessel erweitert wird. Durch die Benützung dieser Feuerstätten wird dieser Raum, die Schwarze Küche, erwärmt, der Rauch aller Feuer entweicht zunächst an die Decke der Küche. Um den warmen Rauch im warmen Raum aber an der Decke zu halten, ist ein entsprechendes Temperaturgefälle von der Decke zum Fußboden notwendig. Das wird primär durch die Situierung des kalten Kellers unter der Küche erreicht. Zusätzlich wird noch der Fußboden der Schwarzen Küche gegenüber dem Stubenboden um zwei Stufen abgesenkt, um so den Rauchpolster ungestört an der Decke halten zu können. Außerdem wird es dadurch möglich, ohne allzu große Rauchbelästigung am offenen Herd zu arbeiten. Um ein Hinüberquellen des Rauches in die Stube zu verhindern, wird der Sturz der Stubentüre stets sehr niedrig gehalten (siehe Abb. 3 und 6) und tiefer angebracht als die über der Türe zum Vorhaus befindliche Rauchabzugsöffnung.

Die durch den Kachelofen von der Küche aus beheizbare Stube wiederum ist nicht unterkellert, das unter den Fußbodenbrettern befindliche Erdreich garantiert im Winter eine gewisse Wärmespeicherung, im Sommer hingegen angenehme Kühle. Über diesen temperierbaren Räumen befindet sich die nicht direkt beheizbare Dachkammer, deren Luftpolster jedoch vom Fußboden her temperiert wird.

Der einstige Speicherteil des dreiteiligen Wohnhausgrundrisses wurde in einen zusätzlichen Wohnbereich mit zumindest einer Schlafkammer umgewandelt, die, noch der ursprünglichen Funktion entsprechend, nicht beheizbar zu sein brauchte. Unter dieser Kammer wurde nun der Stall situiert, um durch die aufsteigende animalische Wärme eine Temperierung des Fußbodens und somit des darüberliegenden Luftraumes zu erreichen. Vielfach blieb der — meist kleinere — hangseitige und nicht unterkellerte Raum in Form der „Speis“ ein nicht temperierter Speicherraum.

Auch die Wirtschaftsräume des Hauses sind genau auf die Erfordernisse abgestimmt. So entsprechen etwa die Abmessungen der Ställe der Zahl der Großvieheinheiten, die günstigstenfalls über Winter gehalten werden können. Daß diese Zahlen im 17. Jahrhundert, gemessen an moderner Viehhaltung, erschreckend gering waren, kann man der Tabelle im Anhang entnehmen. Hier wurden für die zehn Beispielhöfe neben den steuerlichen Belastungen auch die Viehzahlen zusammenge-

stellt, soweit diese erreichbar waren. Diesen Richtzahlen wiederum entspricht die jeweilige Größe des Stadels.

Gleiches gilt auch für die Zahl der Wohn- und Schlafräume. Die Schwarze Küche dient primär nur mehr dem Kochen und Waschen, im Winter auch zur Verrichtung größerer Arbeiten.<sup>20)</sup> Die Stube ist nicht nur Eßraum — in manchen Fällen verblieb diese Funktion sogar noch bei der Schwarzen Küche —, sondern auch Aufenthaltsraum bei feineren Arbeiten<sup>21)</sup> und Schlafraum für die regierenden Bauersleute oder die Auszügler. Die Kammer über dem Stall wird von den „Menschern“ bewohnt, die Söhne und die Diensthöten müssen mit der Dachkammer vorliebnehmen.<sup>22)</sup>

### Zusammenhänge und Vergleiche

Für eine Einordnung in größere Kulturräume wird man eine Differenzierung nach einzelnen Funktionseinheiten vornehmen, das heißt, etwa die Wohnstruktur gleichartigem Material gegenüberstellen. Hierbei wird man feststellen, daß große Übereinstimmungen im gesamten Voralpenland bis zur Traisen vorliegen. Überall ist in diesem Gebiet das Entstehen von Küche und Stube aus einem ursprünglichen Zentralraum in Altbaubeständen immer wieder erkennbar, desgleichen das Anbauen eines primären Speicherraumes an die ursprüngliche Wohnung. Deshalb wird man als hauskundlich übergeordnete Einheit den gesamten Verbreitungsraum des Wohnspeicherhauses mit durchgängigem Vorhaus im Bereich der Eisenwurzten sehen müssen.

Zu einem Zentralthema der österreichischen Hausforschung wurde die Beschäftigung mit den Rauchstuben, einer Problem- und Fragestellung, die auch oder gerade nach V. v. Geramb als durchaus nicht abgeschlossen gelten kann. Besonders die Unsicherheit wegen der flächenmäßigen Ausdehnung im Spätmittelalter und in der Frühneuzeit besteht nach wie vor.<sup>23)</sup> Geramb selbst ging bei der Nordabgrenzung seiner Rauchstubegebiete äußerst behutsam vor und ordnete die Quellgebiete von Ybbs, Erlauf und Traisen, durch Beobachtungen Dachlers dazu angeregt, dem Gebiet einstiger Verbreitung zu.<sup>24)</sup>

Die Ausklammerung der Eisenwurzten nennt Geramb selbst „denkbar unnatürlich“<sup>25)</sup>, fügt gleichzeitig jedoch hinzu, daß in der Zeit vor dem großen Gewerbetrieb (vor dem 14. Jahrhundert) die Grenze vom Pyhrn gerade gegen Lunz verlaufen sein wird. Wie weit Geramb mit dieser Vermutung Recht behalten kann, wird in der Folge noch zu untersuchen sein. Die Einführung des Zeitfaktors macht in den Rand- und Nachbargebieten der Rauchstubenkernverbreitung vieles Verborgene erst sichtbar und nur bei entsprechender Einordnung siedlungstechnischer, wirtschaftlicher und sozialer Elemente in zeitliche Abläufe wird der Zusammenhang zwischen den Rauchstuben des karantianischen Raumes und den Rauchstubenspuren im untersuchten Gebiet logisch und klar erkennbar.

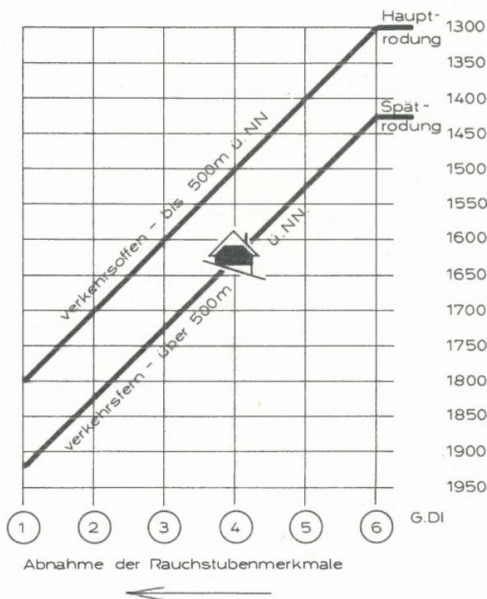
Ganz konkrete Rauchstubenspuren wurden — nicht nur im Untersuchungsgebiet, sondern auch in den Nachbarlandschaften — durch viele Jahre hindurch zusammengetragen.<sup>26)</sup> Bei einer Ordnung all dieser Fakten nach evolutionären Gesichtspunkten ergibt sich folgender Katalog:

1. Aufgabe der „Schwarzen Küche“ zugunsten des Sparherdes, Stube mit Dippelbaumdecke und glattgeputzter Untersicht.

2. Rauchküche mit Schlot, der zumeist als Folge verschärfter feuerpolizeilicher Vorschriften angeordnet wurde. Die Rauchküchen sind vielfach schmale Arbeitsräume, die — vor allem östlich der Ybbs — durch ein in den Dachbodenraum hineinragendes Gewölbe abgeschlossen werden. Aufgabe des Holzblockbaues zugunsten des Massivbaues (allgemein in der Eisenwurzen Bruchsteinmauerwerk, kein Ziegelbau).
3. Rauchküche und Kachelstube sind flächenmäßig ausgewogen, Höhepunkt in der Entwicklung des nachmittelalterlichen Hauswesens. Funktion des „Thermosystems“ im Holzblockbau.
4. Ausbildung einer Kachelstube für Wohn- und Schlaffunktion. Übergang von der Rauchstube zur Rauchküche, die flächenmäßig noch größer ist als die Kachelstube, jedoch nur mehr die Koch- und Eßfunktion behält.
5. Abspaltung eines kleinen Stübls, das vornehmlich zum Schlafen verwendet wird. Die Koch-, Eß- und Wohnfunktion verbleibt bei der Rauchstube.
6. Durch die Feldforschung im Raum Ennstal (um Weyer—Großbraming), Ybbstal, Erlauftal, Pielachtal nicht mehr erfaßbar: Rauchstube im Sinne der Definition A. Haberlandts und V. v. Gerambs.<sup>27)</sup>

Durch eine relativ hohe Zahl erhaltener Datierungen ist es möglich, den Großteil dieser Befunde zeitlich hinlänglich genau zu ordnen, beziehungsweise undatierte Baubestände zeitlich zu interpolieren. Der Versuch, diese Evolutionsreihe graphisch darzustellen, führt naheliegend zu einem Schaubild in Diagrammform:

DIE ENTWICKLUNG VON KÜCHE UND STUBE IM GEBIET DER EISENWURZEN



### Die Entwicklung von Küche und Stube im Gebiet der Eisenwurzten

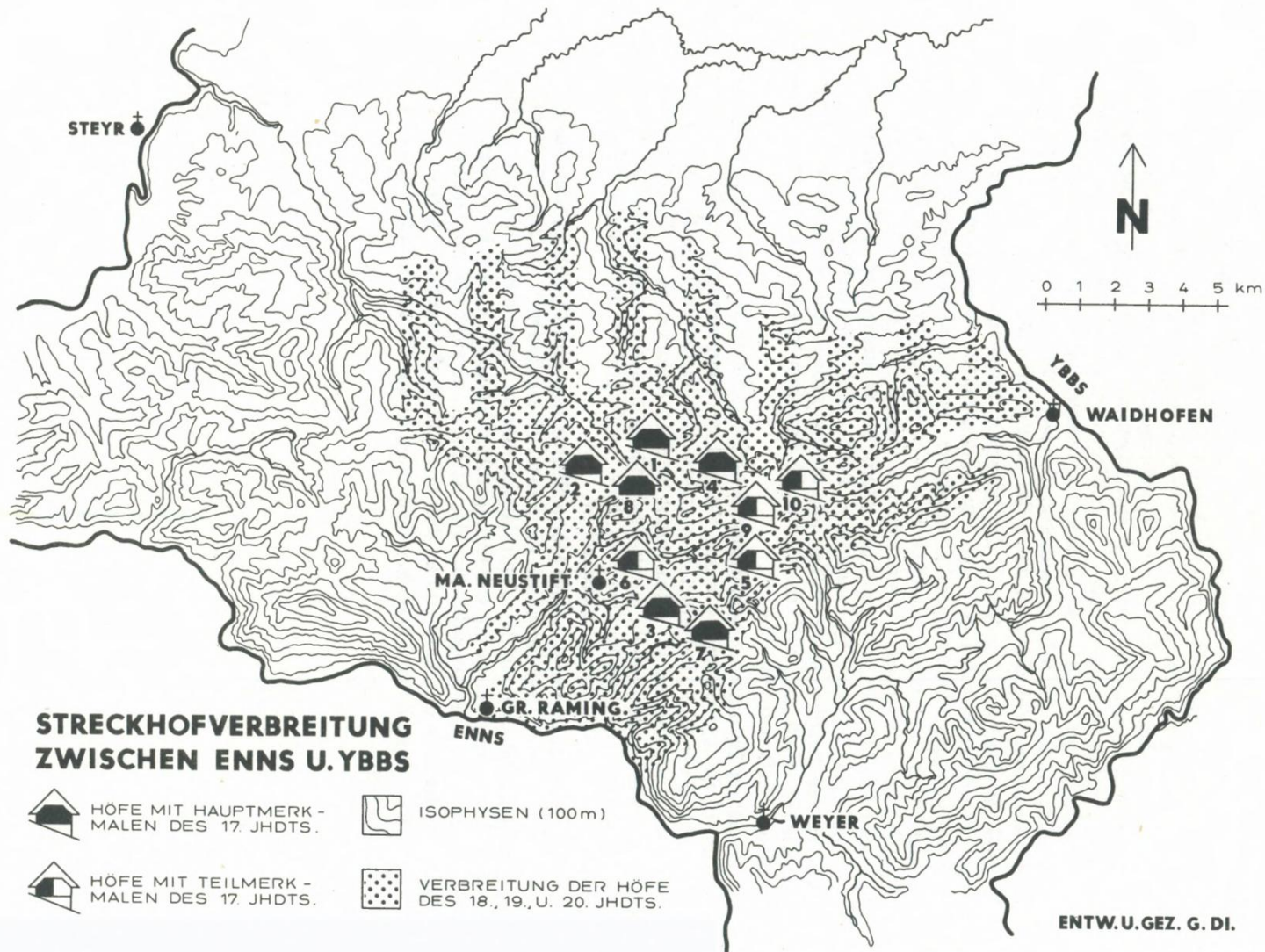
Das Wagnis, aus dem über ein weites Gebiet verstreuten Quellenmaterial, das heute gar nicht mehr repräsentativ sein kann, Schlußfolgerungen über die kulturgeschichtliche Entwicklung von Küche und Stube zu ziehen, birgt naturgemäß so manche Unsicherheit. Um aber auch die zeitliche Bandbreite derartiger Entwicklungen aufzuzeigen, wurden im Diagramm zwei schematisierte Kurven eingetragen, die zugleich auch den Einfluß verkehrsoffener — daher in jeder Hinsicht begünstigter Gebiete, und verkehrsferner — daher in „Rückzugsgebieten“ situierter Landschaften, auf den jeweiligen kulturellen Entwicklungsgrad zeigen. Der Standort der hier zur Diskussion gestellten Wohnform ist durch das Haussymbol markiert.

Obwohl echte Rauchstuben in den gesamten Eisenwurzten in situ nicht mehr festgestellt werden konnten, ist deren Vorhandensein für die vor dem 17. Jahrhundert gelegenen Schichten zwingend anzunehmen. Das gilt nicht nur für die Quellgebiete der bereits mehrmals genannten Flüsse, sondern, über das von Geramb vorsichtig eingegrenzte Gebiet weit hinausgehend, bis zu einer gedachten Linie, die von Steyr über Seitenstetten, Purgstall und Mank bis Wilhelmsburg reicht, die geologisch den Übergang von den voralpinen Lehm- und Schotterböden zum Kreideflysch des Sandsteinberglandes bildet, und die tektonisch mit einer Überschiebungslinie zusammenfällt, durch die das Gebiet der Tertiären Molasse vom mesozoischen Flysch und Kalk getrennt wird.

Soweit die Befunde aus dem gesamten Gebiet der Eisenwurzten heute überblickbar sind, ist die Aufsplitterung in eine Vielzahl von kleinräumigen Hoflandschaften — das Neustifter Streckhofgebiet ist nur eine unter mehreren<sup>28)</sup> — das Produkt einer Entwicklung, die im 16. Jahrhundert bereits nachzuweisen ist. Das Phänomen der neuzeitlichen Hofbildung durch Umformung und Zusammenschluß alter Bau- und Funktionsstrukturen beschert uns dann im 17. und 18. Jahrhundert als Höhepunkt den voll entwickelten Vierkanthof.

Wie die Höfe im Bergland um Maria Neustift vor dem 17. Jahrhundert ausgesehen haben, ist mit letzter Gewißheit nicht mehr zu ergründen<sup>29)</sup>, doch ist die Vermutung naheliegend, daß ein den Zentralalpenraum im Osten hufeisenförmig umfängendes Verbreitungsgebiet mit ringförmigen Hofanlagen<sup>30)</sup> bis zur Enns, oder sogar noch weiter bis in die Gegend östlich des Attersees, gereicht hat, wo jenseits der alten Legdachgrenze der Anschluß an das westliche Einhausgebiet gegeben war.

Doch mit diesen hypothetischen Gedanken ist das 17. Jahrhundert bereits weit zurückgelassen.



## Anhang 1

Nr.	Haus	1667			1679	Ochsen	Kühe	Kälber	Stierl	Schafe	Schweine	Bau	Joch	1826 Grundaumaß	
		Abgaben	fl	ß	d									Kaufrecht fl	Quadrat-
1	Schnabel	5	2	2	200	2	2			4	1	gar schlecht			
2	Oberbram- berg	8	2	13	600	4	4	1		10	4	mittel			
3	Kronkogel	4	6	15	300	2	2			6	1	gar schlecht	27	1262	15,97
4	Pierreith	2	3	24											
5	Stubauer	4	6	10	300	2	2		2	8	2	schlecht	41	789	23,85
6	Unterer Tandlberg	7	7	6	400	4	4	2	2	12	3	mittel	49	514	28,36
7	Platten														
8	Hautzenlehen												59	1222	34,36
9	Schmalzeithen	3	1	16	250	2	2			6	3	schlecht	23	1354	13,71
10	Oberhaunold- stang	3	2	25											

## Anhang 2

OÖLA: Herrschaftsarchiv Steyr, HS Nr. 144  
Grundbeschreibungen 1679, Amt Neustift  
Auszug:

### Wolf Crankhogler

Daß Guetl am Cronkhogel, besitzt aniezt Wolff Vorstenlehner

Hat das khauffrecht p: 300 fl, ist gar bei schlechtem bau, hat 5 felter, helt eines 2 tagwerch seindt mitter trächtiges grundts, undt laimbiges, mueß Yberwinder zuesamb härtes getrait haben, 3½ Mezen, und yber Somer in das andere undt dritte Linß undt Habern, 11 Mezen. Das viert ligt in der tratten, das 5.te tragt graß, hat ein Oxen waitl auf 2 Oxen, undt khein khue waitl, Item ein Urbarschachl undt holzort, in Vorst Obgaflenz in Verlass, zue Hauß Noturfft, Liegt negst den Urbars grundten; khan yber windter hindurch bringen 2 Oxen, 2 Khue, 6 schäffl, 1 schweindl. Und Mäst auch ein par Oxen jährlich auf die fleischbankh, Obstbaum seindt sovill verhandten, wanß Obst wohl gerathen thuet, khan man von 4 biß 5 Emer Most und Essig verkhauffen, undt wan das Getrait geraith, aufs Maiste 6 Mezen Habern, yber die Hauß Noturfft, hat khein hauß Mühl. Zum nachtbarn hat er den Groß: und Clain Lehner, undt Holzner\*), khan ein inman halten. Ligt in der Herrschaft Landtgricht undt Wiltbahn, 3 Meill von Steyr 1 Meill von Weyr, undt 1 Meill von Waithofen, gibt Zehent 18 ß ½ Mezen khorn ¼ Habern pfarliches recht und dem Mössner  $\frac{1}{8}$  khorn, Löbl:Herrschaft 3 Mezen dienst Habern, mueß 1 bueben, undt ein dienst Mensch halten, wasser ist die Noturfft beim Hauß, ernehret Sich von Grundt, und der Vieh zucht, mueß auch hievon seine Steuer bezahlen.

\*) Heute Halsergut.

## Anmerkungen

<sup>1)</sup> F. L i p p, Oberösterreichische Stuben, Linz 1966, S. 5.

<sup>2)</sup> Die frühesten urkundlichen Nennungen lauten (nach K. S c h i f f m a n n, Historisches Ortsnamenlexikon des Landes OÖ.):

Neustift — 1200 Niunstift  
KG Buchschachen — 1395 Puchschachen  
KG Platten — 1460 die Platten  
KG Blumau — 1599 Plumbauer  
KG Dörfl — 1599 Dorff

<sup>3)</sup> Althochdeutsch „piricha“ nach J. A. S c h m e l l e r, Bayer. Wörterbuch, S. 278.

<sup>4)</sup> F. H o l z n e r, Methode zur Eingliederung von postglazialen Moorprofilen ins absolute Zeitsystem. (Linzer biolog. Beiträge 8/1, 1976, S. 91).

<sup>5)</sup> OÖLA, Herrschaftsarchiv Steyr, Hs. 144.

<sup>6)</sup> Wie <sup>5)</sup>, Bauernhaus „Stubau“.

<sup>7)</sup> Im Anhang 1 ist für zehn Beispielshöfe (siehe auch Verbreitungskarte) eine Tabelle zusammengestellt, die Angaben über die zu leistenden Abgaben enthält. Aus Platzgründen mußte eine Aufgliederung entfallen, die Gesamtangaben setzen sich aus folgenden Teilbelastungen zusammen: Dienst, Landsteuer, Robotgeld, Landgerichtssteuer, Rüstgeld und Salzfuhrgeld. Zu diesen ständigen Abgaben kamen bei Besitzveränderungen noch zusätzliche, besonders schwere Belastungen hinzu: Freigeld, Anleit und Ableit und das Sterbehaupt. Hiezu auch: G. G r ü l l, Bauernhaus und Meierhof, Linz 1975.

<sup>8)</sup> OÖLA, Herrschaftsarchiv Steyr, Hs. 98, Haupt- und Grundurbar von 1667.

<sup>9)</sup> Hiezu: A. K l a a r, Die Mischzonen in den Hauslandschaften. (Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Band 2, Wien 1966.)

<sup>10)</sup> Hiezu: G. D i m t, Die Bauernhaus- und Hofformen im politischen Bezirk Waidhofen/Ybbs, phil. Diss. Wien 1974.

<sup>11)</sup> A. K l a a r, Niederösterreich. (Haus und Hof in Österreichs Landschaft, Notring-Jahrbuch, Wien 1973.)

<sup>12)</sup> F. L i p p, Art und Brauch im Land ob der Enns, Salzburg 1952, Kapitel Haus und Hof.

<sup>13)</sup> Hiezu: G. D i m t, Probleme und Methoden der Schichtenanalyse in der Hausforschung am Beispiel der Eisenwurzten. (Mitteilungsblatt des Arbeitskreises der Betreuer volkskundlicher Sammlungen im NÖ. Bildungs- und Heimatwerk, Nr. 5, Mai 1975.)

<sup>14)</sup> Nach Mitteilung der derzeitigen Eigentümer ermöglichte ein Lotteriegewinn den damaligen Eigentümern (ca. um das Jahr 1880) den teilweisen Neubau des Hofes.

<sup>15)</sup> Mit der mundartlichen Bezeichnung „labm“ wird im Untersuchungsgebiet nicht mehr der aus dem einstigen Dachüberstand giebelseitig hervorgegangene Raum belegt — dieser heißt hier „Vorhaus“, sondern nur mehr das abgeschleppte Dachstück samt Stiegenpodest vor der talseitigen Haustüre. Auch die Bezeichnung „Bettellabm“ — weil hier die „Fechter“ ihre Suppe aßen — kommt vor. Hiezu auch: E. K r a n z m a y e r, Die südostdeutschen Namen des Hausflurs. (Bayerisch-Südostdeutsche Hefte für Volkskunde, 13. Jg., Heft 5/6, 1940.)

<sup>16)</sup> Diese neuzeitliche Art des Pfettenstuhldaches wurde bei Um- und Neubauten etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts anstelle des älteren „Scha(r)haxndaches“ vermehrt errichtet.

<sup>17)</sup> Einer einheitlichen Terminologie in der Hausforschung muß unbedingt der Vorzug eingeräumt werden. Wie schwierig jedoch derartige Übereinkommen zu treffen sind, zeigt sich auch im vorliegenden Fall des „Scherenjochdaches“. Diese von O. M o s e r vorgeschlagene Bezeichnung (O. M o s e r, Das Pfettenstuhldach, Wien 1976) ist in der vergleichenden Gefügeforschung sicherlich ein unentbehrlicher Terminus, kann jedoch im speziellen Fall die anschauliche, die Konstruktion zugleich beschreibende mundartliche Bezeichnung kaum ersetzen.

<sup>18)</sup> Denkt man an die als „Preßlabm“ bezeichneten Bewahrorte für die Mostpresse in benachbarten Hoflandschaften, ist der Standort im Vorhaus, der ehemaligen Laube, sicherlich eine bis in die früheste Hausentwicklung hinabreichende Erinnerung.

<sup>19)</sup> Wie angepaßt der Terminus „Streckhof“ im Zusammenhang mit den Hofformen des 17. Jahrhunderts überhaupt ist, soll hier nicht in Frage gestellt werden. Da bereits in der folgenden Schichte auf jeden Fall richtige Streckhöfe zu finden sind, wird man wohl, um weitere Verwirrungen zu vermeiden, die Bezeichnung beibehalten, auch wenn sie sicherlich nicht ganz zutreffend ist.

<sup>20)</sup> Zu diesen zählt etwa das Besenbinden, Körbeflechten, Rechenmachen oder generell das „Schnegerh“, das während der warmen Jahreszeit in einer eigenen „Schnegerhitt“ oder im Stadel verrichtet wird.

<sup>21)</sup> Hiezu gehören vor allem die Handarbeiten der Frauen.

<sup>22)</sup> Diese Dachkammern waren bis in die jüngste Zeit sehr einfache Räume, meist Bretterverschläge, die giebelseitig noch vielfach mit Flechtwänden („Kleesteckenwänden“) ausgestattet waren.

<sup>23)</sup> Die von K. I l g zur Diskussion gestellte Annahme einer Verbreitung der Rauchstuben im gesamten Ostalpenraum wird sicherlich noch eine Vielzahl von Detailuntersuchungen notwendig machen. Die vorliegende Arbeit kann als ein derartiger Baustein aufgefaßt werden.

Hiezu: K. I l g, Ein Beitrag zur Geschichte des Ofens und der Stube. (Volk und Heimat, Festschrift für V. v. Geramb, Graz 1949.) D e r s., Die Entwicklung der Stube unter dem Gesichtspunkt bodenständiger Rauchstuben im Südwesten des deutschen Kulturraumes. (ÖZV, Band 68, H. 3—4, Wien 1966.)

<sup>24)</sup> V. v. G e r a m b, Die geographische Verbreitung und Dichte der ostalpinen Rauchstuben. (Wr. ZV, 30. Jg., H. 3—6, S. 36.)

<sup>25)</sup> wie <sup>22)</sup>.

<sup>26)</sup> Leider konnte dieses Material aus dem Ybbs-, Erlauf- und Pielachtal noch nicht veröffentlicht werden.

<sup>27)</sup> A. H a b e r l a n d t, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs, Wien 1953, S. 111 — Schlagwort „Rauchstube“ (V. v. G e r a m b, wie <sup>22)</sup>, jedoch S. 3, 4.

<sup>28)</sup> Wie die hier behandelte Altform des 17. Jahrhunderts in Richtung auf „echte“ Streckhöfe weiterentwickelt wurde, konnte am Beispiel des Hofes „Tagberg“ gezeigt werden. Hiezu: G. D i m t, Die Renovierung des Hauses „Tagberg“ in Konradsheim, Gem. Waidhofen an der Ybbs. (Waidhofner Heimatblätter 2, 1976, S. 22—35.)

<sup>29)</sup> Eigenartige Parallelen ergeben sich beim Vergleich des Materials aus den östlichen Eisenwurzeln mit den allen Typisierungsversuchen widerstrebenden Häusern Unterkärntens. Der in den St. Pauler Ehrungsbüchern immer wieder auftretende Terminus „stuben mit ainer Vorlauben“, der synonym für „Haus“ steht, gemahnt an die eigentümliche Eigenständigkeit der Küche-Stube-Vorhauskomplexe, die in den Rückzugsgebieten der Eisenwurzeln immer wieder anzutreffen sind. Desgleichen weist das addierende Prinzip bei der Hofbildung — vor allem östlich der Ybbs — überraschende Parallelen zu den Kärntner Beispielen auf. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, daß hier zwei völlig verschiedene Entwicklungsschichten angeschnitten wurden. Aber die „fortschrittlichen“, ringförmigen Hofanlagen der östlichen Eisenwurzeln könnten gerade deshalb auf Vorläuferbauten zurückgehen, die mit den entwicklungs-geschichtlich älteren Kärntner Typen direkt verwandt sind. Hiezu: O. M o s e r, Die Hausangaben in St. Pauler Ehrungsbüchern und die Rauchstuben Unterkärntens. (Carinthia I, 167. Jg., 1977, S. 151—240.)

<sup>30)</sup> Zu denen sich als Vorformen regellose Haufenhofanlagen gesellen.



## Von Jahrtagen und kleinen Festen

### Eine Umschau im Volksleben traditioneller und neuerer Gemeinschaften

Von Rudolf F o c h l e r

„Der Berg prägt den Jäger, den Schützen, den Bergbauern, die Almerin, den Halter und schließlich, in neuerer Zeit, den Berggeher und Bergführer. Die allgemeinen Züge dieser ‚Bergstände‘ ließen sich wohl salzkammergutlerisch abwandeln. Sie sind verklärt von einem gewissen Nimbus, den ihnen die Phantasie des Städters aber auch die Volksmeinung selbst verliehen hat. Gemeinsam ist ihnen, was der Berg erzieht: Ein erhöhtes Freiheitsgefühl, eine gewisse Nachdenklichkeit, die ebenso zur Verslossenheit wie zur Innerlichkeit, ja mitunter zur Romantik neigt, Uner-schrockenheit und Selbstvertrauen. Diese Züge gehören wesentlich zum Bild des Salzkammergutlers.“<sup>1)</sup>

In den mannigfaltigsten Zusammenhängen hat Franz C. Lipp immer wieder versucht, den „Salzkammergutlern“ ins Herz zu schauen und aus Einzelzügen ein Gesamtbild vom Wesen jenes Menschenschlages zu malen, dem er selbst mit allen Fasern angehört. Er kennt die Stärke und Vorzüge seiner engeren Landsleute und weiß um mancherlei Gefahr, die dieser, ihrem Wesen nach beinahe eigenständigen Welt droht. Immer wieder ist er in der beneidenswerten Lage treffsicher zu unterscheiden, was im Volksleben seiner Welt zum „Wohle“ des Fremdenverkehrs bloß gespielt und was gelebt, erlebt oder auch aus Liebe und Achtung zur Überlieferung „nacherlebt“ wird.<sup>2)</sup>

Dem Schreiber des vorliegenden Beitrages geht es deshalb um eine, wenn auch nur äußerst knapp zu bemessende Umschau unter ein paar volkstümlich wahrgenommene Anlässe, die als „Feste kleiner Leute“<sup>3)</sup> alle Kennzeichen eines überlieferten oder sich gerade entwickelnden Brauches tragen. Obendrein sind sie von dem sonst alles erfassenden Folklorismus noch verschont geblieben.

Legt man sich eine Liste der im Ischland bräuchlich begangenen Termine an, dann ist daran unschwer zu erkennen, daß es der Herbst ist, in dem das Volksleben einerseits durch die Häufigkeit der Termine, andererseits durch Eigenart und Innigkeit der Abhaltung merklich hervortritt.

In den Bräuchen dieses Zeitraumes offenbaren sich gleichsam die sie tragenden Gemeinschaften in einem Maße, wie es in anderen Fällen des Jahresablaufes kaum zu beobachten ist. Von ein paar Ausnahmen abgesehen, haben zum Beispiel Mühlviertel oder Innviertel kein so prägnantes Herbstbrauchtum, wie es im Ischland vermerkt werden kann. Das einstmals allerdings auch dort reiche, an Ernte und Herbstanfang gebundene Brauchtum ist so gut wie geschwunden; bestenfalls noch als „historisches Brauchtum“ bekannt, also Erinnerungen „die man jetzt durchwegs nur mehr als ein fast museales Schaustück auf den Heimattagen und Dorfabenden auf-führt.“<sup>4)</sup>

Nicht so das Geschehen an Traun und Ischl. Hier haben die Ereignisse und Vorgänge in den Wochen um den Michelitag immer noch ihre notwendige Aufgabe. Hier ist noch — man gestatte die Übernahme Wioras Überlegung für diesen Bereich — „das erste Dasein“ eines Brauches deutlich zu spüren. Um das Zusammenleben einzelner Gemeinschaften in Fluß zu halten, werden traditionelle Formen im Alltag wie im Festtag tatsächlich „gebraucht“ und nicht im entferntesten schleicht sich der Verdacht ein, es müßten Volks- und Brauchtum gepflegt werden.

Wenn nun im Vergangenen das herbstzeitliche Volksleben der „Salzkammergutler“ an Traun und Ischl seinen Niederschlag in Berichten und Schilderungen, seltener in umfänglicheren Abhandlungen gefunden hat, dann waren es im großen und ganzen nur die „Schützenmahle“, die das Interesse bei Außenstehenden begrifflicherweise immer wieder wachgerufen haben.

Möglicherweise auch noch die farbig gestalteten Almabtriebe, deren es hier immer noch eine beachtliche Anzahl zu sehen gibt. Sie sind ja gewissermaßen aufs „Schauen und Bestauntwerden“ angelegt, so daß den Sennerinnen, die viele Stunden ihrer freien Zeit gerne darauf verwenden, den Aufkranz fürs Vieh herzustellen, Reifbuschen zu binden oder den „Abrausch“ prasselnd herauszubacken, das Recht zusteht, endlich auch einmal mit Beifall und Anerkennung bedacht zu werden. Man hat es demnach doch nicht mit einem vorgeführten, vorgespielten Brauch zu tun. Zweifellos ist es das Attraktive dieses herbstlichen Ereignisses, das über den Kreis der Almleute hinaus zu Bildern, Filmen und Schilderungen angeregt hat.

Auf Schützen und Almsenninnen wird in diesen Zeilen noch einmal zurückzukommen sein. Vorweg muß jedoch auf eine Einrichtung abgezielt werden, die nun seit mehr als einem halben Jahrhundert zum festen, unerläßlichen Bestand lebendiger Bräuche im Salzkammergut gehört und heute so selbstverständlich anmutet, als ob es immer so gewesen wäre. Gemeint ist der Seitlpfeifertag, der seinen festen Termin von allem Anbeginn an am Maria Himmelfahrtstage hat. Erstaunlicherweise wurde m. E. nirgends darüber ausführlich berichtet, wenn man von Zeitungsmeldungen, Rundfunk- oder neuerdings Fernsehberichten absieht. Freilich ist dieses Fest der Pfeifer, die jeweils auf einer anderen Alm zusammenkommen, nicht gänzlich unbeachtet geblieben.

Unter der Überschrift „Ein Pfeifertag in der Obertraun in Oberösterreich“ erscheint 1927 in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“<sup>5)</sup> ein kurzer Beitrag mit folgendem Wortlaut: „Zu den wenigen Volksmusikinstrumenten, die sich seit uralten Zeiten fast unverändert erhalten haben, gehört wohl die Flöte, im Salzkammergut Seitenpfeife genannt. Auf solchen vermögen die Salzkammergütler die wundervollsten Ländler und Lieder zu spielen. Oft zwei-, drei- ja sogar vierstimmig. Auf Anregung des Drechslersmeisters Ganslmayr in Heiden bei Ischl haben sich in den letzten Jahren stets am 15. 8. die Seitelpfeifer des Salzkammergutes zu einem Pfeifertag zusammengefunden, um sich gegenseitig ihre Kunstfertigkeit zu zeigen und der Jugend Anregungen zu bieten. Der heurige Pfeifertag fand in der Obertraun statt und vereinigte wieder eine stattliche Anzahl aus Goisern, Pfandl, Ischl und Aussee“. Die Ausseer hatten eine Franzosentrommel dabei. Das wird ebenso hervorgehoben wie auch die erfreuliche Tatsache, daß unter den Pfeifern auch Nachwuchs festzustellen war. Zwei Jahre später erscheint in der „Wiener Zeitung“<sup>6)</sup> ein Bericht aus der Feder Univ. Prof. Arnolds, der vermutlich durch den Umstand angeregt wurde, daß die Ravag damals mit viel technischem Aufwand eine Übertra-

gung durchgeführt hatte. Immerhin gelangt auf diese Weise das Pfeifertreffen einem größeren Personenkreis zur Kenntnis. Der Berichtstatter merkt in seinen Zeilen unter anderem an, daß durch „Oberlehrer Raimund Zoder und K. M. Klier, ebenfalls Schulmann und in gleicher Richtung arbeitend . . . die fast schon ausgestorbene Kunst des Schwegel- oder Seitelpfeifens im Salzkammergut zu neuem Leben erweckt“ worden sei und somit seit 1925 „am Frauentag (15. August) nach mittelalterlichem Vorbild ein Pfeifertag stattfinden kann.“

Der in geradezu romantischer Begeisterung gehaltene Stimmungsbericht läßt auch nicht unerwähnt, daß dieses Erlebnis auf der Blaa Alm noch verstärkt worden sei „durch die schönen Gestalten und Trachten der aus Bad Aussee und Alt-Aussee, Ischl, St. Wolfgang und Goisern versammelten Pfeifer, Maultrommel-, Gitarre-, Zitherspieler und jodelnder Almerinnen.“

In seiner Schilderung unterstreicht Arnold den Wert und die Bedeutung der Rundfunkübertragung, meint jedoch mit Recht, daß die Stimmung dieses einzigen Nachmittags letztlich nicht „übertragbar“ sei. Diese Beobachtung trifft völlig zu, denn aus der Anregung zum Zusammentreffen der Schwegler, um den Gebrauch des Instrumentes nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, ist tatsächlich ein Fest geworden, dessen Grundstimmung dem Salzkammergutmenschen entspricht. In einem seiner Beiträge über die „Bäuerlichen Volksliedersingen der Ravag“<sup>7)</sup> erwähnt G. Kotek unter anderem auch den Nebeneffekt, der sehr bald zum Kern des neuen Brauches werden sollte, wenn er schreibt: „Es handelt sich hier um ein Fest, zu dem die Seitelpfeifer des Salzkammergutes alljährlich kommen, um ihre Zusammengehörigkeit zu bekunden . . .“ Anregungen zum Spiel an sich hatte es bis dahin ja schon gegeben wie aus einem Aufsatz A. Depinys zum Thema „Volkstumspflege“<sup>8)</sup> ersichtlich wird. „Die Seitelpfeife kam in der Ischler Gegend wieder zur Verbreitung, als der verstorbene Baron Spiegel sich der Sache annahm und die Seitelpfeifer zum Aufgreifen des Brauches anregte.“

Als nun nach einem halben Jahrhundert die Schwegler des Salzkammergutes wieder auf der Blaa Alm zusammenkamen, hielt Hausa Schmidl<sup>9)</sup> ein wenig Rückschau und meinte: „Der Salzkammergut-Pfeifertag wurde im Verlaufe der Jahre von der Zusammenkunft der Salzkammergut-Seitelpfeifer zum großen Treffen, das längst nicht mehr bloß ein Treffen der Schwegler, sondern darüber hinaus ein Stelldichein der Volksmusiker, der Volksliedsänger, der Beamten für kulturelle Aufgaben der Landesregierungen und Behörden, der Schüler der Schwegelpfeifer Schulungswochen, der Leiter der Landesausschüsse des Österreichischen Volksliedwerkes sowie vieler anderer geworden ist.“

In unseren Überlegungen geht es nun vorrangig um Hinweise auf eine diesem Menschenschlag ins Gemüt gelegte Neigung, wenn nicht gar Begabung zum beschwingten, kurzweiligen Gestalten so mancher Anlässe, die im Heimatlichen und Überlieferten gründen und Gemeinsames festigen. Der gelegentliche Verdacht, es gäbe gar kein Volk mehr, wird besonders durch derartige junge Bräuche — auf die es uns hier vorwiegend ankommt — glatt widerlegt. Wie stark „Erbe und Neuwuchs“ (L. Schmidt) in- und miteinander wirken, ist den „Festen kleiner Leute“ immer wieder anzusehen. Die Übernahme älterer Muster und Inhalte, ihre Abwandlung und Anpassung an die Gegenwart, man könnte auch sagen die „Brauchbarmachung“ hat Lipp im Volksleben seiner Heimat ständig aufgegriffen. „Echte Romantik vermischte sich mit echter volkhafter Überlieferung“ schreibt er in seinem

Beitrag zum Bad Ischler Heimatbuch<sup>10)</sup> und hebt im Zusammenhang mit Sing- und Musizierfreude hervor: „Um dieselbe Zeit (2. Hälfte des 19. Jahrhunderts) widerhallen das Ischler Tal, vor allem aber die Almen rund um den Badeort von jenen ‚Liedern und Weisen‘, deren Sänger und Besungene — die Bauern, die Holzknechte, die Schützen, die Jäger, die ‚Kaiserlichen‘ (Soldaten), die Knappen und Pfannhauser — noch den ersten soziologischen Hintergrund des Panoramas bildeten.“ Die Besucher der heutigen Pfeifertage erleben ein halbes Jahrhundert später das anscheinend unvermindert gebliebene Treiben und Verlangen nach musikantischem Ausdruck. In dem erwähnten Beitrag<sup>11)</sup> zieht sein Verfasser nicht ohne Stolz den Schluß auf den Volksmusikbestand.

„Hier . . . mußte es naturgemäß zu einer Anreicherung des Liedschatzes und der Singweisen kommen, und es ist kein Zufall, wenn in den Archiven und in der Zeitschrift des „Österreichischen Volksliederunternehmens“ . . . das Salzkammergut, gemessen an seiner Bevölkerungszahl, mit einem prozentual weit überhöhten Anteil vertreten ist.“ Das Fest der Seitelpfeifer bedurfte genau betrachtet nur einer Anregung und Terminfestlegung. Der Personenkreis und sein Brauch waren längst gegeben, so daß von einer Innovation eigentlich nur bedingt gesprochen werden kann.

Die Gilde der Seitelpfeifer tritt allerdings nicht nur am Frauentag in Erscheinung. Sie ist reichlich mit Aufgaben versehen, denn wo immer es einen herkömmlich gebotenen Anlaß gibt, müssen sie mit ihrem Spiel zur Stelle sein. Damit wird unsere Umschau zunächst auf das Schlußfest der Stachelschützen gedrängt; auf das Schützenmahl, welches die vielen Gesellschaften als Abschluß des Schützenjahres im allgemeinen nach dem Lichtbratlmontag ansetzen.

Wenn alle „ausgeschossen“ haben, bewegt sich der Fahnzug zum Gasthaus. Der Schleunige ist es, den die Männer gleichsam als Auftakt zum Mahl und geselligem Beisammensein tanzen; und den Schleunigen sowie auch die meisten der übrigen alten Tänze spielen die Pfeifer auf. Dann erst folgt das eigentliche Mahl, das gemeinsam mit den Frauen oder Bräuten der Schützen eingenommen wird. Ein weder als Frau noch Braut noch Verwandte vom Schützen mitgebrachtes weibliches Wesen wird als umschreibender Hinweis auf die bevorstehende Verlobung betrachtet. Festgelegt bei diesem Mahl ist auch die Speisenfolge mit Leberknödeln und Braten.

Wenn diese Zeilen sich mit volkstümlichen Festen befassen, dann geschieht dies unter anderem auch in der Absicht, doch einmal der irrtümlichen Ansicht zu begegnen, wonach derartige „Veranstaltungen“ nichts anderes als bloßer Zeitvertreib wären. Sie sind unbestritten mehr; es erfordert sie das durch Überlieferung gelenkte Schützenleben, und allem anderen voran haben sie jeweils für den betreffenden Personenkreis ihre sinnbildliche Bedeutung. Kleine Feste, wie es eben auch das Schützenmahl ist, machen „das Gemeinsame“, machen den zusammengehörenden Kreis sichtbar. Auf ein derartiges „Wir-Bewußtsein“ kommt es an. In einem Hörfunkgespräch<sup>12)</sup> wurde unter anderem gesagt: „Das Mahl hält im Prinzip die Gemeinschaft“, wobei das Wort „hält“ wohl auch in zweifacher Bedeutung zu verstehen war, denn der Gesprächspartner schilderte, daß alle Nicht-Schützen während des Essens in einem Nebenraum zu sitzen hätten. Ihren Vorzug, wenigstens in der Nähe der Schützen zu sein, ermöglichen sich einige durch das „Zubizahlen“, doch keiner würde ohne Schützenhut geduldet, wenn er etwa gar mittanzen wollte, was im Verlauf des bis in den Morgen währenden „Mahles“ möglich ist.

Im Notfall borgt sich der Nichtschütze einen Schützenhut für den Tanz aus. Die strenge räumliche Trennung von Schützen und Nebenan-Sitzenden während des eigentlichen Mahles überbrückt fallweise die Schützenmusik — es sind die Pfeifer — durch eine „Gaststubensaß“.

Es soll in diesem Zusammenhang nicht über das überlieferungsreiche Schützenleben im Ischlland und an der oberen Traun berichtet werden, was ja in mehreren Untersuchungen<sup>13)</sup> geschehen ist. Für unsere Blickrichtung sind die bemerkenswerten Sonderformen und Vorstellungen von Interesse, wie sich eine Gemeinschaft repräsentiert, welche Handlungen und Requisiten dabei als unerlässlich angesehen werden. Das „Modell“ Schützenmahl, wie es hier angedeutet worden ist, haben z. B. die Lauffener Feuerschützen<sup>14)</sup>, ja sogar einige Zimmergewehr-schützen-Vereine, wie etwa die in Obertraun, sinngemäß übernommen. Letztere halten ihr „Schützenmahl“ mit Schützenscheibe, Gedenk- und Juxscheibe, mit Zieler und Seitelpfeifern jeweils am Faschingssamstag in ihrem Stammlokal ab. Weder auf Schützenzug noch gemeinsames Mahl mit abschließendem Tanz wird im Kreise der winterlichen Zimmergewehr-schützen verzichtet.

Das Vorbild der Schützenmähler, zumindest was ihr äußerliches Bild anbelangt, ist aber in einer Reihe anderer herbstzeitlicher Feste in und um Ischl wirksam. Der Hang, eine beinahe latente Bereitschaft, immer wieder ihre Zusammengehörigkeit sichtbar werden zu lassen, begünstigt die Fortführung traditioneller Anlässe und läßt neuere Brauchgedanken festen Fuß fassen. Hier gälte es, sich der älteren Feste und Jahrtage anzunehmen, wie etwa des „Ischler Bergfestes“, für das Franz Grieshofer das Jahr 1751 als Entstehungszeit glaubhaft macht.<sup>15)</sup> Zu den älteren müssen ebenso die kleinen Feste der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts privilegierten Vogelfänger des Salzkammergutes gezählt werden, die allein in den Vereins- und Verbandsausstellungen alle Anzeichen eines Lebens und Wirkens „in überlieferten Ordnungen“ erkennen lassen. Sie alle aber erweisen sich immer wieder als das bewährte Vorbild für Verlauf und Grundstimmung neuerer Bräuche.

Das Bedürfnis, mit alten Berufsgenossinnen wieder einmal zusammen zu sein, führte 1968 im Gebiete von Bad Goisern dazu, einen „Sennerinnen-Tag“ zu veranstalten. In einem Gespräch mit Resi Unterberger und Frau Neubacher<sup>16)</sup> erklärten die beiden, daß ursprünglich nur an eine einmalige Zusammenkunft der einstigen als auch der noch aktiven Sennerinnen gedacht war. Treffpunkt war der Nanderlwirt in der Gschwandt, Bad Goisern. Angesichts des überaus großen Interesses faßte man aber sogleich den Entschluß, von nun an alljährlich so einen „Tag der Sennerinnen“ abzuhalten und den geräumigeren „Agathawirt“ am Fuße des Pötschen zu wählen. Eigenartigerweise entschieden sich die „Organisatorinnen“ dieser Neueinrichtung von allem Anfang an für einen festliegenden Termin, nämlich den Sonntag nach dem Lichtbratmontag. Eigenartig deshalb, weil sich an diesem Zeitpunkt gerade im Ischlland so vieles orientiert. Es beginnen die Abschlußschießen der Stachelschützen, um diese Zeit wird in den Bergalmen droben das Schafsuchen oder die „Lampmusterung“ vorgenommen, die Ischler selbst halten ihre „Fünfiger-Feier“, innerhalb der Stadt ab. Eben diesen Zeitraum hielten also die Almerinnen für richtig, von nun an alljährlich zusammen zu kommen. Was von einem richtigen volkstümlichen Fest, dem das Prädikat „Brauch“ zusteht, verlangt werden muß, das ist dem Sennerinnentag mitgegeben worden: die Bindung des Festes an eine bestimmte Gemeinschaft, an einen fixen Termin und schließlich an den Versammlungsort. Sicherlich erinnert der Sinn des Kleinfestes an ähnliche Bräuche, wie

etwa an den Festtag der hl. Verena in der Ostschweiz. Auch der „Sennin-Kirchtag“ zu Großarl, über den Karl Adrian noch berichten konnte, mag als eine gedankliche Patenschaft angesehen werden, denn nicht nur die bloße Zusammenkunft sondern auch der Ablauf dieser Feste deckt sich im großen und ganzen mit unserem Sennerinnentag in Bad Goisern. Es scheint aber, daß die Schützenmahle doch einen stärkeren, weil naheliegenden Einfluß auf die Gestaltung dieser Veranstaltungen ausgeübt haben. Obenan steht der gemeinsame vormittägliche Kirchgang der Teilnehmerinnen. Den Höhepunkt des Festes bildet auch hier das gemeinsame Mahl, daran sich dann Stunden anschließen, wo von Arbeit und Leben auf der Alm erzählt wird, wo man eigene Abenteuer oder auch die der „anderen“ zum besten gibt, wo man singt und tanzt. Die Teilnehmer der Sennerinnentage sind Jäger, Stachelschützen und Seitelpfeifer. Ablauf und Stimmung erinnern deutlich an Schilderungen aus anderen Almgebieten, wie sie uns zum Beispiel Ilka Peter<sup>17)</sup> in dem Beitrag „Tanz der Pinzgauer Almleute zu brauchtümlich gebundenen Anlässen“ vorlegt. Der nicht unwesentliche Unterschied zum Goiserer Sennerinnentag besteht allerdings darin, daß es sich dort um Zusammenkünfte auf den Almen, hier jedoch um eine solche im Tal und beim „Wirt“ handelt. Die Gaststube ist geschmückt, in der Ecke eine Almglocke am breiten Band angebracht, wie sie zum „Heimfahren“ gehört. Nicht nur in den Erzählungen „wie es früher war“ wird an Schmankerl und Leckerbissen wie eben an Almerkoch mit Butter, Zimt und Weinberl, an den starken Lupitscher („Schlauns Teerl“) und andere Köstlichkeiten erinnert, sie werden auch der Küche des Wirtes abverlangt.

Durchwegs haben alle „Kleinen Feste“ ein gemeinsames Merkmal: das Sträußl. Wenn auch jeweils dem Anlaß und dem Personenkreis angepaßt, so wird dieses Requisit von Schützen, Pfeifern, Schafsuchern, Vogelfängern und eben den Almerinnen als ein unerläßlich notwendiges Sinnzeichen betrachtet. Dieser Reifbuschen gehört an den Hut der Burschen beim Almabtrieb und Almtanz, Sennerinnen und Kellnerinnen in den Almwirtshäusern (Hütten) stecken ihn an, er ziert den Hut des Vogelfängers und dient als „Eintrittskarte“ bei deren Ausstellungen. Schließlich stellt der Reifbuschen auch das Erkennungszeichen aller Teilnehmer an den Jahrgangsfeiern zum Lichtbratlmontag dar.

„A ländlersich Gwandl und a Steiermoara Huat und a neuboarisch Dirndl is an Ischlerbuam guat!“ Diesen Vierzeiler zitierte F. C. Lipp<sup>18)</sup>, um die Stammesanteile des Salzkammergutmenschen aus trachtlichen Attributen herauszulesen. Dabei lenkt er das Interesse auf den Umstand, daß der Hut jenes Attribut der Kleidung ist, das der Mode am stärksten unterliegt. Es darf aber ergänzt werden, daß es gerade der Hut ist, der unter allen übrigen Kleidungsstücken den höchsten Bedeutungswert zu haben scheint. Und so ist er es, welcher durch das Anbringen des Buschen die wichtige Aufgabe zu übernehmen hat, festliche Anlässe zu signalisieren. Im Grunde gesehen ist dies natürlich keine lokale Besonderheit; wohl aber die Gestaltung des Sträußlers an sich und die Konsequenz, mit der es in den „Kleinen Festen“ der Leute verwendet wird.

Die bisher angeführten Beispiele von kleinen Festen der Bewohner des Salzkammergutes um Ischl — und es waren hinsichtlich ihrer Entstehungszeit die jüngeren — erwachsen aus den „eigenartigen Ständen des Kammergutes“<sup>19)</sup>, wie sie vor allem der Berg geprägt hat, also Bergbauern, Almerinnen, Jäger und Schützen. Doch auch Marktbürger und Städter haben sich den Wesenszug, der dem dortigen Menschenschlag so stark anhaftet, auch im „bürgerlichen“ Volksleben erhalten.

Nicht nur, daß man traditionelle Formen im Alltag weiterführt, sondern obendrein auch neue Gedanken ersinnt und sie als anfängliche Gepflogenheit mit manchen Anzeichen eines künftig möglichen Brauches ausstattet und belebt.

Man darf in diesem Zusammenhang sicherlich an den „Bürgermontag“ der St. Wolfgang Singularbürger denken. Diese sonderbare Bezeichnung, die in keinem anderen Ort des gesamten Bundesgebietes üblich ist, legte sich 1867 die wenige Jahre zuvor gegründete Marktkommune bei. In frühen Zeiten war ihre Mitgliedsanzahl auf 32 festgelegt, was mit der Anzahl jener Bürgerhäuser im Markte zusammenhing, auf denen sogenannte Gerechtigkeiten ruhten. Eine Änderung trat erst am 4. Feber 1930 ein, als es auch anderen Hausbesitzern des Marktes St. Wolfgang gestattet worden war, dem Verein „Singular-Bürgerschaft“ beizutreten. Obgleich schon seit langem kaum ein nennenswertes, gemeinsam zu verwaltendes Vermögen der einstigen Kommune da ist, die Verpflichtung jedoch weiterhin besteht, einmal im Jahr darüber Rechnung zu legen, treten die Singularbürger jeweils am Faschingsmontag zusammen.

Der Verein betrachtet es als seine vornehmste Aufgabe, das alte Brauchtum zu pflegen, traditionelle Einrichtungen zu erhalten und ein Heimathaus einzurichten.

Die geschichtlich begründbare Entwicklung dieses Jahrtages deckt sich nun im wesentlichen mit dem Brauch des Ehaft-Tages im obermühlviertler Markt Sarleinsbach. Entschieden anders liegt es jedoch im Falle des Ischler Lichtbratlmontags; ein mit allen Merkmalen eines „richtigen“ Brauches begangenes Fest, das sich gleichermaßen auf geschichtlich nachweisbare Vorgänge beruft, allerdings nur den Termin zum Anlaß nimmt, um neuen, der Gegenwart angepaßten Gedanken und Formen damit den erwünschten traditionsgebundenen Boden zu schaffen. Freilich, auch die Bezeichnung Lichtbratlmontag hat man zusammen mit dem Termin, nämlich dem ersten Montag nach Michaeli, d. h. nach dem 29. September übernommen. Auf den Vorzug, den der Montag im Arbeits- und Feierbrauch der Handwerker immer wieder eingenommen hat, muß hier nicht eingegangen werden. Bezeichnend ist der personifizierte „Blaue Montag“ im Faschingsbrauch der Eberschwanger Burschenschaft<sup>20)</sup>, der Kathreinmontag als Termin für das „Ischler Bergfest“, darin Franz Grieshofer<sup>21)</sup> bemerkt: „Als Erklärung kann geltend gemacht werden, daß der Montag im Salzkammergut ein alter Brauchtermin ist, an dem früher geheiratet wurde, an dem sich z. B. die „Jahrgänger“ am Lichtbratlmontag . . . treffen und die Schützen ihre „Nachzeche“ feiern.“

Die Begünstigung dieses Wochentages ist allerdings sehr weit verbreitet, und es verwundert nicht einmal, in einer Niedersächsischen Tageszeitung<sup>22)</sup> zu lesen, daß der Oberbürgermeister von Osnabrück „am Montagabend auf dem traditionellen Handgiftentag des Rates“ die Aufnahme der Partnerschaft mit der niederländischen Stadt Harlem ankündigt.

Der Gedanke, zu einem alten Termin einen Brauch neuen Inhaltes anzubahnen, lag demnach den Ischlern schon zu Beginn dieses Jahrhunderts im Sinn. Der Gedanke, die „Jahrgänger“ (womit zunächst an die Fünfziger gedacht war) zu einem Treffen nach Ischl einzuladen, ist im Jahre 1901 zum ersten Male verwirklicht worden. Es existieren über jene „Fünfziger-Feier“ leider keine Aufzeichnungen, die Näheres über das Zustandekommen und den Verlauf verraten. Lediglich ein Bild, das die Fünfziger des Jahres 1901 zeigt.<sup>23)</sup>

Ob und wann dieser Tag weiter gehalten wurde, ist ebenfalls durch nichts belegt. Wohl aber weiß man, daß nach dem Ersten Weltkrieg und in den Zwanziger-

jahren der Lichtbratlmontag wieder mit den Fünfziger-Feiern abgehalten worden ist. In dem Einladungsschreiben zum Lichtbratlmontag 1968 wird vermutet, daß die Wiederaufnahme des alten Gedankens „aus der tiefen Heimatverbundenheit und dem Heimateerlebnis“ entstanden sei. Es ist anzunehmen, heißt es weiter, daß sich ehemalige Schulkameraden oder auch Kriegskameraden nach ihrer zwar sehr traurigen aber doch glücklichen Heimkehr treffen und diesen Tag festlich begehen wollten. Der Zweite Weltkrieg hatte diesen Stadtbrauch der Ischler wohl unterbrochen, doch unmittelbar nach Kriegsende setzte man diese Tradition fort.

An dieser Jahrgangsfeier dürfen und sollen alle teilnehmen, die im laufenden Jahr ihr 50., 60., 70, 80. oder 90. Lebensjahr vollenden. Neben gebürtigen Ischlern sind alle jene zum Treffen eingeladen, die in der Traunstadt die Schule besucht oder beruflich hier gewirkt haben. Alles, was an so einem Lichtbratlmontag geschieht, vollzieht sich im Rahmen der Geburtsjahrgangsgruppe. Das beginnt mit dem ersten morgendlichen Zusammenordnen der Jahrgänger im Kurpark und der Aufnahme der Erinnerungsfotos; nach diesem Prinzip wird der Festzug zum Kriegerdenkmal und den Gottesdiensten zusammengestellt. Nach Jahrgängen zusammengefaßt geht man zum Mittagsmahl, und auch die nachmittägigen Ausflüge berücksichtigen die einzelnen Gemeinschaften.

Die Jahrgangsfeiern in Ischl sind jeweils ein Fest, das die ganze Stadt mitbegeht. Ein Festtag, der seine Kontur durch die Teilnahme der Bürgermeister und Räte, der Geistlichkeit und das durch Festtrachten und Goldhauben geprägte Bild erfährt.

Mit Ausnahme vereinzelter Zeitungsmeldungen und einiger Einladungsschreiben stehen kaum genauere Aufzeichnungen über diesen Brauch zur Verfügung, der nicht nur als loses Zusammensein empfunden wird, sondern — für den Außenstehenden zumeist nicht bemerkbar — eine ganze Reihe verbindlicher Formen entwickelt hat. Die Teilnahme am Lichtbratlmontag ist für ältere Jahrgänge oft der Anlaß, sich den „letzten“ Steirer-Anzug beim Schneider anmessen zu lassen. Es gehört zu den allgemein beachteten Gepflogenheiten, daß sich jeweils ein Jahrgangsgleiches Paar rechtzeitig zur „Fufzgerfeier“ verabredet. Die Anziehungskraft, die das Fest dank einer bewußt gemachten Gemeinsamkeit und freundschaftlicher Verbundenheit ausstrahlt, ist ungewöhnlich groß. Es ist keine Seltenheit, wenn Jahrgänger selbst aus Übersee anreisen, um wieder einmal daheim zu sein.

Und um den Versuch, dieses Daheim des Jubilars mit ein paar Strichen wenigstens zu skizzieren, um auf die von innenher kommende Wärme eines in summa intakten Volkslebens hinzuweisen, ging es mit diesen Zeilen.

Das durch sie erhaltene Bild ist unvollkommen, denn die Fülle weiterer Anlässe, die unter dem zusammengefaßten Gedanken, wie wir ihn als Titel gewählt haben, gestellt werden können, ist beachtlich. Die berücksichtigten Beispiele verraten allerdings, daß sich Bräuche in ihrem Formenschatz doch immer wieder erneuern, wenn nur die sie tragenden Gemeinschaften über ein geeignetes, von jeder Generation einsetzbares, „brauch-bares“ Mittel verfügen.

Man ist geneigt, in dem frischen Volksleben der Leute des Salzkammergutes die unbewußte Verwirklichung jener Empfehlung Gottfried Kellers zu erblicken, die er in dem Spruch verdichtete:

„Lasset uns am Alten, so es gut ist, halten,  
doch auf altem Grund Neues wirken jede Stund.“

## Anmerkungen

- 1) Franz C. L i p p, Die Salzkammergutler. („Der Heimatgau“, Linz, 3. Jg. 1941/42, S. 42).
- 2) e b e n d a.
- 3) Rudolf F o c h l e r, Hörfunkmanuskript „Feste kleiner Leute“ zur Sendung am 22. 9. 1971, ORF-Studio OÖ.
- 4) Ernst B u r g s t a l l e r, Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich. Otto Müller Verlag, Salzburg, 1943, S. 122.
- 5) „Ein Pfeifertag in Obertraun in Oberösterreich“. Bericht in „Das deutsche Volkslied“, 26. Jg., Heft 8, 1927, S. 134.
- 6) Univ. Prof. A r n o l d, Das Mikrophon im Hochwald. Notiz in „Wiener Zeitung“ Nr. 191 vom 20. 8. 1929. (Abdruck im 32. Jg., „Deutsches Volkslied“ 1930, S. 23).
- 7) Georg K o t e k, Das bäuerliche Volksliedsingen der Ravag in Payerbach 1935. (Jahrbuch d. Österr. Volksliedwerkes, Bd. 6, 1957, S. 88—101).
- 8) Adalbert D e p i n y, Volkstumspflege. (Heimatgaue, Jg. 17, Heft 3 u. 4., S. 100).
- 9) Hausa S c h m i d l, Die Schwegel. (Jahrbuch d. Österr. Volksliedwerkes, Bd. 18, 1969, S. 81 ff.).
- 10) F. C. L i p p, Der Raum von Ischl. Zugehörigkeit, Kulturbewegungen, Volkskunde. („Bad Ischl — Ein Heimatbuch“. Hg. v. Ischler Heimatverein, 1966, S. 274).
- 11) L i p p, a. .a. O.
- 12) Lois N e u p e r, Goisern-St. Agatha in Hörfunkinterview 1969, ORF-Studio OÖ.
- 13) Franz G r i e s h o f e r, Das Schützenwesen d. Salzkammergutes. Eine volkskundl. Untersuchung der Schützengesellschaften. Wien, 1971, Dissertation.
- 14) „Jubiläumsschießen in Lauffen“. Zeitungsartikel in Salzkammergutzeitung, Mai 1974.
- 15) F. G r i e s h o f e r, Das Ischler Bergfest. (Leobner grüne Hefte, Nr. 121, 1970, S. 20).
- 16) Hörfunkinterview zur Sendung „Feste kleiner Leute“ 22. 9. 1971, ORF-Studio OÖ.
- 17) Ilka P e t e r, Tanz der Pinzgauer Almleute zu brauchtümlich gebundenen Anlässen. (Jahrbuch d. Österr. Volksliedwerkes, Bd. 25, 1976, S. 11).
- 18) F. C. L i p p, Der Raum von Ischl.
- 19) d e r s., Die Salzkammergutler.
- 20) Rudolf F o c h l e r, Von Neujahr bis Silvester. Volkstümliche Termine in Oberösterreich. OÖ. Landesverlag Linz, 1971, S. 48.
- 21) F. G r i e s h o f e r, Das Ischler Bergfest, S. 26.
- 22) Zeitungsmeldung in Hannoverer Allgemeine vom 3. 1. 1978.
- 23) Hinweis in einer Pressenotiz zum Lichtbratlmontag 1968 auf ein Foto im Besitz von Frau Marie Maherndl, Bad Ischl, Grazerstraße.



## Die Auswirkung der mittelalterlichen Fischereiwirtschaft auf die traditionelle Fischerei

Von Károly G a á l

Die wenigen und daher umso bemerkenswerteren Beiträge zur Erforschung der traditionellen Fischerei in Österreich dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die österreichische Volkskunde hier ein wichtiges Betätigungsfeld bislang nur unzureichend bestellt hat. Auch wenn die Fischerei als ein Faktor der Volkswirtschaft für Österreich heute nur von geringfügigem Belang ist, so sollte doch in einem an fischbaren Binnenwässern so reichen Land die Bedeutung der traditionellen Fischerei als ein die österreichischen Regionalkulturen mitbestimmender Faktor nicht unterschätzt werden. — Nicht zuletzt folgte ich jedoch auch einer ganz persönlichen Vorliebe für die Fischereiforschung, als ich in den Jahren 1970—1972 meine damals mehrmaligen Aufenthalte im Salzkammergut benützte, mich mit der Fischerei auf dem Mondsee zu beschäftigen.

Nur am Rande, doch aber zur Verdeutlichung des folgenden, seien hier kurz die heutigen Verhältnisse der Mondsee-Fischerei angemerkt. Die nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte vollkommene Veränderung der sozio-ökonomischen Strukturen brachte es mit sich, daß der Fischfang auf dem Mondsee zu einer Nebenerwerbstätigkeit im Anschluß etwa an einen gastronomischen oder landwirtschaftlichen Betrieb geworden ist. Der Fischereiberechtigte geht also je nach Bedarf und Zeit gelegentlich und in der Regel allein zum Fischen; kein Fischer lebt heute mehr von der Fischerei. Dementsprechend sind nicht nur die Zahl und die Dimensionen der Fanggeräte kleiner geworden, sondern hat auch die heute weitgehend industrielle Fertigung von Fischzeug die einst traditionellen Fischerarbeiten, wie beispielsweise das Netze knüpfen und die eigene Produktion und Beschaffung der Gerätematerialien, überflüssig gemacht; Netze aus Kunststoff werden heute als Meterware gekauft. — Schon vor dem zweiten Weltkrieg ging die Verwendung des Zugnetzes stark zurück, und dieses große Fanggerät hat seither und in der gegenwärtigen Fischerei auf dem Mondsee überhaupt keine Bedeutung mehr. Seine einst für die Fischwirtschaft signifikante Position als fischereiliches Hauptgerät hat das Zugnetz an verschiedene Arten von Stellnetzen abgegeben. Daneben werden noch Netzreusen und vereinzelt Legangeln benutzt. Von den heute gebräuchlichen Geräten auf die früher verwendeten schließen zu wollen resp. die heutigen Fischfangmethoden als ein Beibehalten oder gar Pflegen letzter Reste von alten Traditionen anzusehen, wäre mehr als gewagt: es wäre dies ein Mißverständnis von Tradition. Grob umrissen ist Tradition das „allgemein Gebräuchliche“, und dieses — sowohl als einzelne Kulturerscheinung wie auch ganze Kulturerscheinungseinheit — verändert sich von Zeit zu Zeit, so wie sich ja auch die gesamte Lebensweise des Menschen in ihren wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Strukturen im Laufe der Geschichte immer wieder verändert. Eine solche und tiefgehende Veränderung trat also in der Mondsee-Fischerei um den Zweiten Weltkrieg ein.

Die heute am Mondsee üblichen Fangmethoden und -geräte zu erfassen, die Arbeitsweise der Fischer zu beobachten und Aufschluß über die fischereiliche Arbeitsorganisation zu bekommen — das alles bedeutete nur einen genügenden Aufwand an Zeit. Schwieriger gestaltete sich der Vergleich mit den Fischereiverhältnissen in historisch weiter und weit zurückliegender Zeit, ein jedoch notwendiger Vergleich, um die Bedeutung der traditionellen Fischerei für und im Rahmen der allgemeinen kulturellen Entwicklung des Mondseer Landes im Verlauf der Geschichte beurteilen zu können.<sup>1)</sup> Über früher gebräuchlich gewesene Geräte und Arbeitsweisen und vor allem über die Organisation der fischereilichen Arbeit war selbst von älteren Fischern nur wenig in Erfahrung zu bringen. Auch über das Wenige ergab sich Widersprüchlichkeit, ein Phänomen, welches dem Feldforscher allerdings kein unbekanntes ist. Für die potentiellen Träger einer Kulturerscheinung und einer traditionellen Kultur überhaupt sind ihre und für die jeweilige Gegenwart spezifischen kulturellen Äußerungen einfach natürlich und werden auch nicht weiter reflektiert. (Ein sogenanntes Kulturbewußtsein wird fast immer nur von außen und mit ganz bestimmten Zielsetzungen herangetragen.) Fragt man daher nach einer gerade aktiven Erscheinung, ist das immer so gewesen; fragt man nach einer abgekommenen Erscheinung, hat es das nie gegeben.

Was die Fischereiberechtigung der Fischer anbelangt, machte ich dann eine „Entdeckung“, die insoferne mein Interesse weckte, als sie Parallelen zu Forschungsergebnissen erkennen ließ, zu denen ich anlässlich einer Untersuchung der Fischerei auf dem Plattensee in Ungarn in den Jahren 1952—1956 gekommen war. Unbeschadet der Veränderung in der Art und Weise des heutigen Fischereibetriebes auf dem Mondsee und der heutigen, allgemeinen Fischereigesetzgebung bestehen nämlich bezüglich der Ausübung der Fischerei in wasserterritorialer Hinsicht für die Fischer bestimmte Rechtsformen, die sehr wahrscheinlich bis auf die Gründungszeit des Klosters Mondsee zurückgehen. Auch heute noch gibt es wie seit je 16 Fischereiberechtigte bzw. fischereiberechtigte Häuser<sup>2)</sup>; jeder der Fischer kennt genau das Ausmaß seiner „Segen“, und auch 35 „Züge“ sind noch namentlich bekannt. Warum sich diese Rechtsformen bis heute erhalten konnten, ist in diesem Zusammenhang nicht zu klären (siehe Anm. 1), sondern es geht um deren wirtschaftsorganisatorische Funktion im Rahmen der einst feudalen Eigentums-, Besitz- und Nutzungsverhältnisse. In dieser Eigenschaft prägte das „Segenrecht“ die damalige Fischerei hinsichtlich der in Verwendung stehenden Geräte und der ganzen sonstigen Lebensweise, also der Kultur der Fischereiausübenden auf dem Mondsee.

Durch die Schenkung des damaligen Landesfürsten, des Herzogs von Bayern, ging das Mondseer Land schon im 8. Jh. fast zur Gänze in geistlichen Besitz über. Für die Zeit um das Jahr 800 ist quellenmäßig gesichert, daß die nach Mondsee berufenen Mönche nach der Benediktinerregel lebten. Der Mondseer Konvent mußte sowohl seine eigene Versorgung als auch seine mit dem Grundbesitz verbundenen Verpflichtungen, nach oben und nach unten in der feudalen Gesellschaftshierarchie, aus eben diesem Besitztum erwirtschaften, und so war der Aufbau einer entsprechenden Wirtschaftsorganisation nicht nur unerlässlich, sondern letztlich auch der erwünschte Effekt landesfürstlicher Schenkungen. Mit der Missionierung der Landeskinder wurden durchaus auch realpolitische Ziele verfolgt. — Für die Organisation der Fischerei auf dem Mondsee nach ökonomischen Gesichtspunkten und daher auch ökologischen Erkenntnissen ist die im Verlaufe der Jahrhunderte wechselvolle Besitz- und Herrschaftsgeschichte von untergeordneter Bedeutung.<sup>3)</sup> Zwar

kann die Innehabung des Jagd- und Fischereirechtes durch den Abt des Klosters Mondsee erst um das Jahr 1300 quellenmäßig erfaßt werden<sup>4)</sup>, doch kann eine mit der agilolfingischen Schenkung verbunden gewesene Verleihung des Fischregals an das Kloster angenommen und daher auch die notwendige Regelung der Fischerei auf dem Mondsee als ein vom Stift ursprünglich ausgegangenes Organisationswerk betrachtet werden.

Der vorhin eingeführte Begriff der „Segen“ (auch Seegen) umreißt ein Recht, das schon in seiner Benennung die innige Verbindung mit dem gleichnamigen Fanggerät erkennen läßt.<sup>5)</sup> Der Fischfang mit der Segen — unter diesem Namen ist das Zugnetz auch heute noch bekannt — war die rationellste Fangmethode im Rahmen des Bewirtschaftungskonzeptes für den See. Der durch den Inhaber der Fischereigerechtigkeit mit einer Segen berechnete Fischer (= Segner) hatte das Recht, aber auch die Pflicht, mit einem Zugnetz zu fischen, und zwar ausschließlich innerhalb seines ebenfalls als Segen bezeichneten Fischwassers. Das Fischwasser im Ausmaß einer Segen entsprach in seiner Größe den ökonomischen Erfahrungswerten dafür, was der Segner daraus erwirtschaften mußte: seinen eigenen Lebensunterhalt und die Gegenleistung für die seinen Lebensunterhalt sichernde Segenberechtigung; der Segner mußte Abgaben in Geld und in Fisch und außerdem auch Fischdienste leisten.

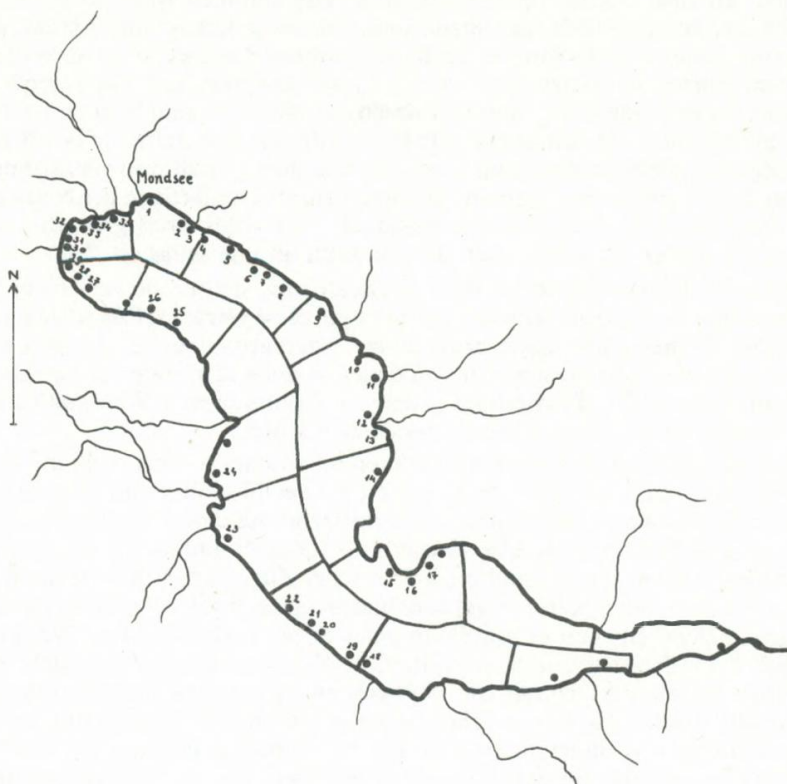
Zumindest ab dem 12. Jahrhundert ist das Segenrecht als für die Salzkammergutseen wirksam nachweisbar. Durch vorübergehenden Besitzerwechsel teilten sich das Stift Mondsee und das Erzbistum Salzburg seit dem Jahre 1280 bis ins Jahr 1759 im Verhältnis 2 : 1 in den Grundbesitz Mondsee. So hatte der Abt des Stiftes Rechte auf 10 resp. 11 Segen, und der Erzbischof von Salzburg hatte die Fischereigerechtigkeit für 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Segen.<sup>6)</sup> Für die Segenfischer war dies insofern von Belang, als eben die mit einer Klostersegnen berechtigten Fischer dem Mondseer Konvent untertänig und abgabepflichtig waren, und die Inhaber einer salzburgisch urbarischen Segen dem Erzbistum unterstanden. Für die Art des Betriebes der Fischerei waren diese Grundbesitz- und Untertänigkeitsverhältnisse bedeutungslos. Die Fischereiordnungen für den Mondsee wurden in diesen Jahrhunderten vom Abt des Klosters und dem Salzburger Erzbischof gemeinsam erlassen; die Segenrechte waren an insgesamt 16 Fischer bzw. deren „Häuser“ vergeben. Die Berechtigung eines Segners in Form seines Hauses (= Familie) weist auf die zu Erbrecht verliehene Segenberechtigung hin. Erbe eines Segenrechtes konnte nur einer der männlichen Nachkommen eines solchen Hauses sein. Für den Fall, daß mehrere Erben vorhanden wären, sahen die Fischordnungen vor, daß sich die Erbanwärter — und dies wieder nur zugunsten eines einzigen Erben — mit dem Grundherrschaft zu einigen hätten. — Die scharfe Beobachtung des Erbanges bei den Segnern hatte durchaus wirtschaftliche Gründe. Für die geistlichen Grundherren war die Fischerei Nahrungsmittellieferant für den Eigenbedarf, vor allem aber eine wichtige Einnahmenquelle. Deshalb an einer ertragreichen Fischereiwirtschaft interessiert, reglementierten sie daher das Fischereiwesen nach einer ökonomisch wichtigen Erkenntnis: die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Pflege des Wirtschaftsgutes und dessen Schutz vor Ausbeutung. In diesem Sinne durfte das Segenrecht — und zwar an das „Haus“ des Segners verliehen — immer nur von einer Person aus der Familie auch ausgeübt werden. Demnach war es ausdrücklich verboten, daß die späteren Erben eines Segners an seiner Berechtigung partizipieren, das heißt, also ein Recht seinem Umfang nach mehrfach wahrgenommen wurde. Abt und Erzbischof sahen sich jedoch

immer wieder genötigt, in den Fischereiordnungen ein solches „auf zweiyen und dreyen Parteyen zu vischen“ streng zu untersagen, weil dadurch der See „merklich verödt“. Auch der Segner selbst durfte stets nur mit einer Segen fischen — jeder Segner durfte jedoch 2 Segennetze haben — und wird auch ausdrücklich festgehalten, daß die berechtigten Fischer kraft ihres Rechtes niemandem anderen das Fischen erlauben und „vergönnen“ dürfen.

Freilich wird auch damals das „Schwarz-Fischen“ nicht ganz zu unterbinden gewesen sein. Auch die Arbeitsorganisation bei der Segenfischerei hat es erleichtert, daß Nichtberechtigte so nebenher auf eigene Rechnung fischten. Zur Handhabung des Zugnetzes waren nämlich mehrere Personen nötig, die aber mit Ausnahme des Mannschaftsführers, also des Segners, nicht berechtigt waren, mit der Segen auf eigene Rechnung zu fischen. Als das nötige Hilfspersonal kamen in erster Linie die männlichen Familienmitglieder in Frage. Daneben gab es noch solche Fischer, die nur mit der Kleinfischerei innerhalb einer Segen berechtigt waren. (Auch der aus der Fischereiordnung vom Jahre 1731 ersichtliche Halbsegner hatte nur das Kleinfischen.) Von welcher Art diese Kleingeräte zu sein hatten, wurde von den Grundherren ganz genau vorgeschrieben. Es handelte sich dabei im wesentlichen um Setzgarne, Reusen, Krebskörbe u. ä. Solche Geräte durfte auch der Segner noch zusätzlich zu seinem Zugnetz haben und damit fischen. Der sogenannte „Viertaler“ eines Segners durfte selbst kein Fischzeug führen bzw. im Sinne von eigenem Nutzgenuß damit fischen. Er hatte lediglich das Anrecht auf „seines Viertels, so im von dem Fischer der Segn gefallen mag“, war aber selbst nicht fischereiberechtigt und durfte sich nicht einmal einfallen lassen, die Segen an die „trockenen Landstellen“ zu ziehen. In den Fischordnungen ist außerdem noch von den „Zusetzern“ die Rede, von „etwo viel Zuesetzer bey vermelten Männsee . . . die kaynerlei Gerechtigkeit dartzue haben“, dennoch aber immer wieder beim Fischen betreten würden.

Die Fischordnungen geben keinen Aufschluß über die Zahl der Personen, die für die Handhabung eines Zugnetzes nötig oder üblich waren; ebensowenig gibt es darin Anhaltspunkte über die Art der Arbeitsteilung innerhalb einer solchen Zugnetzmanschaft. Sicher ist nur, daß es der Segner selbst war, der allein die Zille führen und den ganzen Arbeitsvorgang leiten durfte. An Hand von entsprechendem Vergleichsmaterial aus der Literatur kann jedoch angenommen werden, daß die Stärke einer Zugnetzmanschaft nicht nur verschieden war, sondern auch Abmachungen über die Arbeitsteilung unter den Fischern bestanden. Die Grundherren waren diesbezüglich nur daran interessiert, daß die Segner und die Fischer, die „solch Vischen jährlich verdienen muessen“, den mit ihren Rechten verbundenen Pflichten pünktlich nachkamen — aber auch nachkommen konnten.

Wer einmal im Museum in Mondsee das große Zugnetz gesehen hat, wird wohl mit mir darüber einig sein, daß dieses Gerät nur in arbeitsteiliger Form organisiert gehandhabt werden konnte. Es scheint mir daher verfehlt, in der gleichwie organisierten Arbeitsgemeinschaft beim Segenfischen eine Eigentümlichkeit ethnogenetischer Art zu sehen, wie für eine solche Auffassung noch ein Beispiel gebracht werden wird. Auch alle anderen Geräte neben dem Zugnetz, die damals in Verwendung waren, dürfen nicht unter einem solchen Gesichtspunkt betrachtet werden. Die einzelnen Geräte waren durch die Fischordnungen genau vorgeschrieben, andere — namentlich genannte — wiederum verboten. Es war also der ökonomisch motivierte Wille der Grundherren, der darüber bestimmte, wie lange ein Gerät traditionell „nach alt Herkommen“ verwendet wurde. In den Fischordnungen behalten es die



Mondsee, Einteilung in  $16\frac{1}{2}$  Segen aus dem Jahr 1731

Legende zur Karte:

- |                  |                       |
|------------------|-----------------------|
| 1. Büchl         | 19. Schärflingerzug   |
| 2. Wahlwigel     | 20. Dreistätte        |
| 3. Eichlzug      | 21. Bäcklzug          |
| 4. Tiernagel     | 22. Hanslbauerzug     |
| 5. Weber         | 23. Plombergerzug     |
| 6. Bründl        | 24. Ortzug            |
| 7. Lahn          | 25. Eliasbrunn        |
| 8. Haiserer      | 26. Schönertl         |
| 9. Früdälzug     | 27. Schöflent         |
| 10. Gollauer     | 28. Buchshacher       |
| 11. Möselzug     | 29. Salzerort         |
| 12. Stockwiesen  | 30. Hintere Westenzug |
| 13. Winkelzug    | 31. Vordere Westenzug |
| 14. Aufsatzzug   | 32. Tandlweib         |
| 15. Väter        | 33. Achorn            |
| 16. Bannzug      | 34. Langort           |
| 17. Pichl        | 35. Weiher            |
| 18. Paulbauerzug |                       |

Grundherren ausdrücklich für sich und ihre Nachkommen vor, „diese Ordnung zu mindern und zu meren oder gar abzuthunn, wie das jederzayt unser jedes Notdurfft erfordern“ könnte. Kein Fischer durfte sich unterstehen, ein besonderes Fischzeug zu seinem Vorteil zu führen bzw. wurde darauf geachtet, daß alle Fischer gleiches Fischzeug hatten. Sogar die Maschenweiten der Netze — zum Schutz der Fischbrut — waren normiert. Im Anhang an die Fischordnung vom Jahre 1544 waren „einer jeden Segen zugehörige Bretl und Mass der Mäschen gemalt und verzeichnet“, und hat man den Fischern sogar genaue Anleitung für das Anfertigen der Netze gegeben: „dass eine jede Mäsche ein stricken zwiefach über jedes Bretl gemacht, und also gleich noch ainsten so weit wirdet, als das Bretl an ime selbst ist.“

Die Grundherren schrieben also die Geräte vor, stellten sie aber nicht bei, sondern versetzten die Fischer lediglich in die Lage, diese Geräte selbst erzeugen zu können. Jeder Fischer hatte daher auch einige Ackergrundstücke, die ihm nicht nur Nahrungsmittel sicherten, sondern von denen er auch das Material für seine Netze, den Hanf erntete. Das Fischerhaus, zugleich Wohnung und Werkstätte, komplettierte die unbedingt nötige Ausstattung eines Fischers.

Aus der praktischen Erfahrung kannten die Fischer — aber auch die Grundherren — alle jene Stellen in ihrem Fischwasser, wo der Fischfang am lohnendsten war. An diesen Stellen wurde regelmäßig wiederkehrend mit dem Zugnetz gearbeitet, und waren diese Stellen allen Mondseefischern als „Züge“ und im einzelnen unter eigenen Namen bekannt. Heute sind noch 35 solcher Züge namentlich bekannt; sie sind in der nebenstehenden Karte angeführt und eingezeichnet. Wie zum Teil auch aus der Karte ersichtlich, gab es innerhalb einer Segen mehrere Züge. Wasser hat bekanntlich keine Balken<sup>7)</sup>, und war daher die Kenntnis dieser Züge auch von fischrechtlicher Bedeutung. Durch die Namensgebung zusätzlich verdeutlicht, wußte man genau, welche Züge zu welcher Segen gehörten. Sich gegenseitig in die Züge hineinzufahren, war daher in erster Linie eine Übertretung des Segenrechtes, das dem Segner ja nur das Befischen e i n e r, und zwar s e i n e r Segen erlaubte. Andererseits mußte der Grundherr — nicht zuletzt wieder im eigenen Interesse — die Rechte seiner Fischer vor Schädigung durch Nichtberechtigte schützen. Eine Klage der Fischer zum Anlaß nehmend, bezieht sich die Fischordnung von 1507 auf Personen, „die weder gmain noch tailhaben, noch den See mitnichte verdienen“, und verbietet deren „ungewonlich faren hin und wieder“ (mit einem Boot), weil dadurch auf den Laichplätzen und in den Zügen „merklich Schaden bestehe und solches wider altes Herkommen sey und so den Vischern zu schaden und nachtail kommet“.

Wie schon erwähnt, war die Segenberechtigung eines Fischers auch mit der Auflage von Fischdienstleistungen für den Grundherren verbunden (vgl. dazu die Robotpflicht der Bauern). Erzbischof und Abt ließen mit ihren dafür eigenen Segen zu ganz bestimmten Zeiten und nach einem Schlüssel reihum — in dem jeweils besten Zug einer Segen, versteht sich — für den grundherrlichen Eigenbedarf fischen. Das Salzburger Urbaramt benützte dazu die sogenannte „Hofseggen“, der Mondseer Konvent eine besonders große Segen, die „Schöpferin“, und eine weitere „lange Segen“. Darüber hinaus hatten beide Grundherren noch Frei- oder Bannzüge, das heißt innerhalb einiger Segen — namentlich unter dem Grießberg, wo die besten Saiblingfangstellen waren — gab es Züge, die der ausschließlichen Nutzung durch die Grundherren vorbehalten waren. Diese Züge durften von den Segnern, in deren Fischwasser ein solcher Bannzug war, nicht befahren werden. Laut Fischordnung vom Jahre 1731 gab es zu dieser Zeit 5 solche Bannzüge auf dem Mondsee.

Für die Handhabung der Fischordnung bestellten der Salzburger Erzbischof und der Abt des Stiftes Mondsee je einen Aufseher, welcher die Fischer und vor allem die von ihnen verwendeten Geräte mehrmals im Jahre zu kontrollieren hatte. — Wie aus dem obigen ersichtlich, müssen also bei einer volkscundlichen Erforschung von Kulturerscheinungen die zeitlich relevanten wirtschaftlichen und sozialen Rahmenercheinungen berücksichtigt werden. Aus der ungarischen Fischereiforschung soll nun beispielhaft demonstriert werden, zu welchen Schlußfolgerungen es führen kann, wenn eine Kulturerscheinung nur als einfach existent, nicht aber als integrierender Bestandteil der gesamten Lebensgestaltung des Menschen in der historisch entsprechenden Zeit begriffen wird.

In der ungarischen Volkskunde spielte die Erforschung der Fischerei schon im vorigen Jahrhundert eine hervorragende Rolle. Die Arbeiten von Ottó Herman und János Jankó zählen zu den besten und für den heutigen Fischereiforscher fündigsten Werken in der europäischen Fischereiliteratur.<sup>8)</sup> Freilich darf man sich nicht irreleiten lassen von gewissen Quintessenzen, nämlich, daß manche Formen in der Fischerei „ur-ungarisch“ und ein nationales Merkmal der Magyaren wären. Solches entspricht nur der Zeit, in der diese Arbeiten entstanden sind. Bei allen damals nach nationalstaatlicher Selbständigkeit strebenden oder diese beibehalten wollenden Völkern Europas war es das Ziel jeglicher „volks“-kundlichen Forschung, die jeweils nationale Eigentümlichkeit der einzelnen Kulturerscheinungen nachzuweisen. Brauchbar für die heute zeitgemäße Volkskundeforschung sind davon die beachtlichen „Nebenprodukte“ solcher Beweisführung. — Herman und Jankó bringen reichhaltiges Material über das Fischereirecht, über die Aufteilung der Fischwässer sowohl in besitz- als auch nutzungsrechtlicher Hinsicht, weiters über die Verwendung des Zagnetzes und auch die dazugehörige Arbeitsgemeinschaft der Fischer. Ergänzt durch meine eigenen Forschungen am Plattensee, erwiesen sich diese Dinge als sehr wichtig im Vergleich mit den oben geschilderten Verhältnissen der traditionellen Fischerei auf dem Mondsee in der Feudalzeit.

Auch die ungarischen Könige kultivierten ihr Land durch Berufung von Mönchen, und so wie das Mondseer Kloster von den Agilolfingern mit Grundbesitz und Rechten ausgestattet worden war, so wurde auch die im Jahre 1055 begründete Benediktinerabtei Tihany am Plattensee von König András I. mit allem für eine geordnete Wirtschaft nötigen Grund- und Rehtekapital versehen. Die Gründungsurkunde von Tihany<sup>9)</sup> war für Herman nur insofern als Quelle von Bedeutung, als daraus für ihn hervorging, daß in der dortigen Gegend des Plattensees auch 10 Fischer zu den Untertanen der geistlichen Grundherrschaft zählten. Im Zusammenhang mit dem übrigen Urkundentext läßt dies aber weit mehr und starke Ähnlichkeiten zur ebenfalls von geistlichen Grundherren auf dem Mondsee organisierten Fischerei erkennen. Die königliche Schenkung an die Bendiktinermönche von Tihany umfaßte alles, was „zu ihrer Nahrung, an Getränken oder Bekleidung nötig ist, damit sie im Dienste Gottes nicht nachlassen oder sonst ein Anlaß zum Stillstand entsteht“, und hatten die Mönche also „Acker für 20 Pflüge, 60 Häuser samt Bewohner, 20 Weinhauer samt Weingarten, 20 Reitknechte, 10 Fischer“ . . . usw. Die Schenkung beinhaltet weiter eine bestimmte, zur Abtei gehörige Wasserfläche und hält fest, daß innerhalb dieser „alle Röhrichte und Fischplätze“ dazugehören. Einige Fischplätze — wahrscheinlich im Sinne der für den Mondsee beschriebenen Bannzüge — werden noch gesondert angeführt; alles in allem würden „die

Knechte“ (= Untertanen) dieser Kirche „samt ihren Feldern und Fischereiplätzen, welche sie bisher gemeinsam mit dem übrigen Volk besaßen“, nun der Abtei zugehören, und wären diese Untertanen, insgesamt 140, „Hausvolk“.

Der Begriff „Hausvolk“ — im lateinischen Urtext: *mansio* — ist für die Fischerei in Ungarn, als sie nach feudal-ökonomischen Grundsätzen organisiert war, von großer Bedeutung; man vergleiche dazu die fischereiberechtigten „Häuser“ am Mondsee. Herman bringt urkundliche Belege ab dem 12./13. Jahrhundert, aus denen er den Begriff von „*mansio*“ als eine familienrechtlich und arbeitsteilig organisierte Mannschaft zur Handhabung eines Zugnetzes herausarbeitete.<sup>10)</sup> Eine solche Arbeitsgemeinschaft war — wie aus den ungarischen Quellen besser ersichtlich — genossenschaftlich organisiert, und zwar in der Form, daß sich die arbeitsfähigen Männer der Fischerfamilien derart zusammenfanden, wie dies das Fischen mit dem Zugnetz erforderte. Die Zahl und Stärke einer solchen Fischermansion hing ab vom Ort, wo gefischt wurde, aber auch von der Anzahl der Angehörigen der einzelnen Fischergeschlechter. Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen belegt Herman, daß der arbeitsteilhaftige Begriff von „*mansio*“ identisch ist mit der dafür ungarischen Bezeichnung „*bokor*“ (= Busch). (Letzterer Name war am Plattensee üblich; von anderen fischbaren Wässern in Ungarn ist auch die Bezeichnung „*kompánia*“ (= Kompanie) und „*felekzet*“ (= Konfession) bekannt.) Die *bokor*-Mannschaft sei einfach jene Anzahl von Männern, die unbedingt zur Handhabung eines Zugnetzes nötig bzw. dafür gegeben ist, und habe sich diese Institution bei den Magyaren in der Ur-Form bis heute (= Ende des 19. Jahrhunderts) erhalten. Herman und Jankó sind darin einig, daß die *bokor*-Mannschaft eine der eigentümlichsten Erscheinungen des magyarischen Fischerlebens sei. Während Herman dies aber im Sinne eines quasi Urheberrechtes der Magyaren auf das mannschaftliche und genossenschaftlich organisierte Fischen mit dem Zugnetz versteht, sieht sich Jankó auf Grund seiner umfangreichen Vergleichsstudien dazu gezwungen, den Ursprung der Fischerei mit dem Zugnetz den slavischen Völkern, und da namentlich den Russen zuzugestehen. (Es ist nicht unwesentlich, zu erwähnen, daß die von Jankó herangezogene russische und andere osteuropäische Literatur vorwiegend aus dem 19. Jahrhundert stammte.) Auf den großen russischen Strömen — vor allem in deren Mündungsgebieten — und auf dem russischen Abschnitt der Donau ist die Fischerei mit dem Zugnetz und in der Form von genossenschaftlich organisierten Zugnetzmannschaften üblich (cit. Jankó). Solche Fischergemeinschaften sind unter dem russischen Namen „*artel*“, aber auch unter anderen Bezeichnungen bekannt; der Begriff *artel* umreißt ganz allgemein eine miteinander wohnende und gemeinsame Küche führende Arbeitsgemeinschaft. Die Magyaren wären mit dieser Form der Fischerei in der Zeit vor der Landnahme, als sie sich im nordosteuropäischen Raum aufhielten, bekannt geworden, und hätten diese Einrichtung mitgebracht. Die ganze innere Gestaltung, die Arbeitsteilung und das Aufteilen des Erwerbes stimmen derart mit dem russischen *artel* überein, daß wir (cit. Jankó), da Analogien weder bei Ostjaken noch bei Türken vorkommen, gezwungen sind anzunehmen, daß der magyarische *bokor* rein slavischen Ursprungs ist. Deshalb sei es auch von der Hand zu weisen, daß der *bokor* erst nach der Landnahme und auf Beeinflussung durch das deutsche Zunftwesen entstanden sei.<sup>11)</sup>

Als mit einer weiteren „Eigenart“ der magyarischen Fischerei beschäftigten sich Herman und Jankó mit dem Begriff der „*tanya*“, für welchen ich auf dem Mondsee sogar eine wortwörtliche Entsprechung gefunden habe. Alles das, was

über den „Zug“ gesagt wurde, bezeichnete man in der ungarischen Fischerei als „tanya“, am Plattensee als *vető* oder *vonyó* (ung. *vonni* = ziehen; *vonás* = Zug), und bedeutete dies nichts anderes als ebenfalls jene Stellen, an denen regelmäßig mit dem Zugnetz gearbeitet wurde, auf Grund der praktischen Erfahrung, daß es genau an diesen Wasserstellen am günstigsten sei. Weil das Wort „tanya“ tatsächlich ein russisches Lehnwort ist (russ. *tonja*) und in der dortigen Fischerei mit diesem Begriff ebenfalls sowohl der ganze Vorgang des Fischens mit dem Zugnetz als auch ganz bestimmte Fangstellen verstanden wurden, vermeinten die ungarischen Autoren, auch diesbezüglich die Entdeckung eines spezifischen, nationalen Ursprungs gemacht zu haben. Von solchen Schlußfolgerungen darf man sich nicht beeindrucken lassen. Wichtig ist vielmehr, daß auch in der ungarischen, nach ökonomischen Gesichtspunkten organisierten und geregelten Fischerei die Fischgewässer im Sinne der geschilderten Züge auf *tanya* aufgeteilt waren und daß auch eine jede solche *tanya* einen besonderen Namen führte. So wie der Zug ist auch die *tanya* als eine wirtschaftliche und besitzrechtliche Erscheinung aufzufassen, die — wie ich das bei meiner Forschungstätigkeit am Plattensee in Analogie zu meinen Ermittlungen am Mondsee feststellen konnte — auch heute noch bekannt und für die heutige Fischerei am Plattensee von fischereirechtlicher Relevanz sind.

Mit der, wenn auch nur skizzenhaften Schilderung der Fischerei auf dem Mondsee ist es mir hoffentlich gelungen, ähnlich gearteten Schlußfolgerungen vorzubeugen, wie dies an den genannten ungarischen Autoren als bedenklich kritisiert werden mußten. Zweifellos ist es wichtig, die Varianten bei der Organisation einer Zugnetzmansschaft bei den einzelnen Völkern Europas zu erforschen. Der springende Punkt scheint mir jedoch dabei der zu sein, daß sich unter Voraussetzung ganz bestimmter *wirtschaftlicher* Ziele ein ganz bestimmtes Arbeitsgerät bzw. Geräte als die bestmöglich gegebenen anbieten. Die mit den Geräten ursächlicherweise verbundenen Handhabungsmöglichkeiten — beim Zugnetz die Bedienung durch mehrere Personen — richten sich in personeller Hinsicht nach den Bewältigungsmöglichkeiten arbeitsteiliger Prozesse durch die *sozialen* Verhältnisse, also der jeweils bestehenden Gesellschaftsform. Die feudale Herrschafts- und Gesellschaftsordnung und ihr hierarchisches Verhältnis zu Grund und Boden als der wirtschaftlichen Existenzbasis war für Europa nicht nur jahrhundertlang kulturbestimmend, sondern verlief die Entwicklung bei den einzelnen Völkern unter diesen Verhältnissen auch annähernd gleich, aber rücksichtlich der geographisch-klimatischen Vorbedingungen für Wirtschaft und Lebensweise der Menschen in den verschiedenen Regionen. Von großer Bedeutung war dabei jene Instanz, die unmittelbar auf den obersten Grundherrn, den Landesfürsten, folgte: geistlicher und weltlicher Adel als die Herrschaften prägten durch ihre in Details doch unterschiedliche Art der Wahrnehmung ihrer Rechte und Pflichten die Kulturentwicklung in den einzelnen herrschaftlichen Wirkungsbereichen. Auch großräumig betrachtet entwickelte sich die Kultur daher nicht *national*, sondern *regional*. Immer wieder konnte ich die Feststellung machen, daß unterschiedliche Entwicklungen vor allem zwischen geistlichen und weltlichen Herrschaftsgebieten auszumachen sind. Der Fisch als Nahrungsmittel spielte beim Klerus, vor allem bei den Benediktinern, ja eine sehr wesentliche Rolle; ein dementsprechend hervorragender Wirtschaftszweig war daher die Fischerei in einer geistlichen Grundherrschaft, als welcher sie die Kultur in einer solchen Kleinregion ganz entscheidend beeinflusste. Ich persönlich bin darüber hinaus noch dazu geneigt, die Segenfischerei auf dem Mondsee in ihrer gan-

zen Organisation und Regelung als eine Besonderheit des Benediktinerordens zu betrachten, für den Fall, daß er die Fischerei auf einem Binnensee organisierte. Im Vergleich mit meinen Forschungsergebnissen über den Fischereibetrieb durch die Benediktinerabtei Tihany auf dem Plattensee, aber auch mit den Fischordnungen für Chiemsee/Bayern<sup>12)</sup> ergaben sich so große Übereinstimmungen, daß dies zumindest zu einer solchen Ansicht verleitet. Sicher ist jedenfalls, daß überall dort, wo Fischerei zu Versorgungs- und Erwerbszwecken im Großen betrieben wurde, das Zugnetz die signifikante Rolle des fischereilichen Hauptgerätes spielte, und ich daher weder in der Verwendung eines Zugnetzes noch in den verschiedenen Arbeitsgemeinschaften zum Zweck der Zugnetzfisherei eine nationale Eigenart erblicken kann. Zur Unterstützung meiner vielleicht nicht unwidersprochen bleibenden Auffassung möchte ich zum Schluß einen der wohl profundesten Kenner der Fischerei, Andres v. Brandt, zu Wort kommen lassen:

„Wird von dem Fangprinzip ausgegangen, so finden sich daher, auch wenn die ganze Welt berücksichtigt wird, nur einige wenige Fischereigerätegruppen, die auf allen Erdteilen anzutreffen sind. Das ist nicht verwunderlich, da die Fanggeräte wie die Taktiken zu ihrer Anwendung ursprünglich überall auf die Beobachtung des Beuteverhaltens durch den Menschen zurückgehen. Das ist die Ursache dafür, daß sich die fischereilichen Fangtechniken in allen Teilen der Welt *u n a b h ä n g i g* voneinander nach einigen wenigen Prinzipien entwickelten. Die gestellte Aufgabe, das Verhalten der Beute zu erkennen und danach die Fangmethode auszurichten, wurde von den Menschen *e i n h e i t l i c h* beantwortet.“<sup>13)</sup>

### A n m e r k u n g e n

1) Eine diesbezügliche Studie plane ich bei Gelegenheit fertigzustellen.

2) Vgl. dazu bei *A w e c k e r*, S. 171.—Das Fischereirecht für den ganzen See ist heute in Händen der Familie *Graf Almedia*; die seit Jahrhunderten fischereiberechtigten Familien bzw. Fischer haben das Fischrecht heute in einer Art Erbpacht inne.

3) Vgl. dazu bei *A w e c k e r* die einschlägigen Kapitel.

4) Dazu *A w e c k e r*, S. 23 und 24; nach dem Urbar der Herrschaft Wildenegg für das Jahr 1435 war Wildenegg der Inhaber der Jagd- und Fischereigerechtigkeit, doch zu Ende des 15. Jahrhunderts beschworen die Untertanen, daß auch der Abt von Mondsee diese Rechte innehatte. — Wie aus den Fischordnungen ab 1507 ersichtlich, waren es jedenfalls der Abt von Mondsee und der Erzbischof von Salzburg, die das Fischrecht hatten und die sich diesbezüglich — auch mit Fischordnung 1507 — auf noch davorliegende Zeiten beziehen.

5) Der Name „Segen“ kommt von lat. *sagena* (Lehnwort aus dem Griech.), bedeutet das große Zug- oder Schleppnetz und ist in der Fischersprache schon frühzeitig eine übliche Bezeichnung für dieses Gerät geworden.

6) Laut Fischordnung vom Jahre 1544 hatte das Stift Mondsee Fischrechte auf 10 Segen „wie dann wir unser Gottshaus dieselben Seegen und Fischereien auch von alter her inn gehabt und herbracht haben“, und wird neben der urbarischen Segen in Salzburger Besitz noch eine Sege genannt, „die unseren getreuen Jakob und Görger vom Thurn zugehört“. Das Recht auf letztgenannte Segen fiel später an das Stift Mondsee bzw. ist dieses 1731 im Besitz von 11 Segenrechten. — An dieser Stelle möchte ich Herrn Florian Schallauer in Mondsee danken, der mir bei meiner Mondseeforschung unter anderem auch dadurch sehr behilflich war, daß er mir die Fischereiornungen für den Mondsee aus den Jahren 1507, 1544 und 1731 nebst anderen Archivalien in bereits abschriftlicher Form zur Verfügung stellte. — Da die Bestimmungen dieser Fischordnungen gleichbleiben, wird in der Folge darauf verzichtet, die Zitate gesondert zu belegen.

7) Auf dem Wolfgangsee hat man es offenbar mit der Einhaltung der Segengrenzen nicht allzu genau genommen, weshalb hier ein „Seidenfaden“ als Grenzmarkierung gezogen wurde; für das Jahr 1559 finden wir: „Die Wolfgang Fischer fischten über den Seidenfaden hinaus und kamen über den ganzen unteren See. Wenn ein Fischer der Seordnung gemäß den Fischzug um 12 Uhr mittag versetzte, durfte kein anderer Fischer bis zum Untergang der Sonne in den Zug einfahren.“ (*F r e u d e l s p e r g e r*, S. 100).

<sup>8)</sup> Siehe im Literaturverzeichnis die für H e r m a n und J a n k ó angegebenen Titel.

<sup>9)</sup> Im Archiv der Benediktinerabtei Pannonhalma/Tihany Fasc. I, Nr. 1.

<sup>10)</sup> H e r m a n, I, S. 69 ff und S. 92 ff.

<sup>11)</sup> J a n k ó, S. 330—343.

<sup>12)</sup> P e e t z, S. 166 ff.

<sup>13)</sup> B r a n d t, S. 120.

#### Literaturhinweise:

Ottó H e r m a n, A magyar halászat könyve (= Das Buch von der ungarischen Fischerei). 2 Bde.; Budapest 1887.

János J a n k ó, A magyar halászat eredete (= Der Ursprung der ungarischen Fischerei). Diese Arbeit ist in zweisprachiger Fassung, ungarisch und deutsch, im Jahre 1900 in Budapest erschienen.

Herta A w e c k e r, Mondsee. Markt — Kloster — Land. Selbstverl. der Marktgemeinde Mondsee, 1952.

Hans F r e u n d e l s p e r g e r, Kurze Fischereigeschichte des Erzstiftes Salzburg (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 76. Vereinsjahr; Salzburg 1936).

Arthur-Maria S c h e i b e r, Zur Geschichte der Fischerei in Oberösterreich, insbesondere zur Traunfischerei. Linz 1930.

Hartwig P e e t z, Die revidierte Seeordnung vom Chiemsee 1503—1513 (Oberbayrisches Archiv, Jg. 1885).

Emil J a k u b o v i c h, A Tihanyi apátság alapítólevele (= Die Gründungsurkunde der Abtei Tihany). (Ó-magyar olvasókönyv (= Altungarisches Lesebuch); Pécs 1929).

Andres v. B r a n d t, Das große Buch vom Fischfang — international. Innsbruck 1975.



## Zimmermannsmalereien aus Niederbayern und ihre oberösterreichischen Parallelen

Von Torsten Gebhard

Aufmerksamen Wanderern entgeht nicht, daß an manchen niederbayerischen Bauernhöfen noch farbiger Schmuck des Zimmermannswerkes zu finden ist, wenn auch vielfach verblaßt, oft auch mehr oder weniger geschickt erneuert. Meist sind es Betonungen von Kanten, Fasen, Unterschneidungen in rot, grün, schwarz und weiß. Gelegentlich wagten sich die Zimmerleute auch an Figürliches heran. Besonders bevorzugt sind Hof- und Stadeltore sowie die Unterseiten der vorstehenden flachgeneigten Dächer. Sucht man sich über die Entstehungszeit Gewißheit zu verschaffen, so liegt sie, der Vergänglichkeit dieses Dekors entsprechend meist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In günstig gelagerten Fällen treffen wir Malereien des 18. Jahrhunderts an. Da man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend zum Stein- und Ziegelbau übergegangen war und überdies dort, wo das Holzwerk beibehalten wurde, dieses weiß zu tünchen pflegte, wurde die uns hier interessierende Zimmermannsmalerei aufgegeben. Sie geriet förmlich in Vergessenheit. Die Zimmerleute der jüngeren Generation verloren Kenntnis und Übung im Umgang mit Farbe und Pinsel. Wieviel derartiger Schmuck heute in Niederbayern noch erhalten ist, läßt sich nicht exakt sagen, da eine hier notwendige, ins Detail gehende Bestandsaufnahme noch fehlt.

Es fragt sich nun, wann diese Übung aufgekommen ist, die sowohl ein Zeugnis für Phantasie und Können der Zimmerleute abgibt, wie auch Ausdruck selbstbewußter bäuerlicher Repräsentation gewesen ist. Wer die „Germania“ des Tacitus noch in Erinnerung hat, wird sich vielleicht auf den Bericht über den Schmuck der Germanenhäuser mit Erdfarben besinnen. Doch führt von dort, nach unserer heutigen Kenntnis, kein Zusammenhang zu dem, was hier spät- und nachbarocke Schmuckfreudigkeit geschaffen hat, so wenig man die bei Tacitus erwähnten Einzelhofsiedlungen mit den Einödhöfen Niederbayerns in irgendeinen Zusammenhang bringen könnte.

Der älteste Beleg für niederbayerische Zimmermannsmalerei, der auf uns gekommen ist, dürfte nach dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse, in dem eingritzten und farbigen Schmuck am Getreidekasten vom Greindlhof aus Niederneuching bei Erding aus dem Jahre 1581 zu finden sein. Der Traidkasten, der heute auf dem Gelände der bayerischen Landesanstalt für Tierzucht in Grub bei Poing (im Münchener Osten) steht, erweckte bereits 1898 das Interesse der Forschung. Wenn auch Erding heute zum Regierungsbezirk Oberbayern gehört, so dürfen wir das Erdinger Umland, das einst zum niederbayerischen Rentamt Landshut gerechnet wurde, als Bestandteil der niederbayerischen Kulturlandschaft betrachten. Der Dekor dieses Getreidekastens von Niederneuching entspricht noch ganz der Sprache des spätgotischen Zimmermann- und Schreinerhandwerks vom Beginn des 16. Jahrhunderts. Es wäre also denkbar, daß Niederneuching kein Einzelfall war, sondern

ähnliche Bauwerke mit entsprechendem Dekor während des 16. Jahrhunderts häufiger bei großen Bauern Niederbayerns aufgestellt wurden. Die Frage bleibt immer offen, ob ein Bauwerk, wie der Niederneuchinger Getreidekasten, nur deshalb die Jahrhunderte überdauert hat, weil er von Anfang an als außergewöhnlich empfunden wurde oder ob es der reine Zufall gewesen ist, der gerade dieses Objekt erhielt, während andere vielleicht noch reicher geschmückte und ältere den mannigfaltigen Zufällen der Zeit zum Opfer gefallen sind. Der älteste in Oberösterreich heute noch erhaltene Getreidekasten stammt vom Jahre 1522 und stand in Balding bei Offenhausen (vgl. M. Kislinger, Farbtafel 4b, jetzt Giebelwand im OÖ. Landesmuseum, Linz/D.). Der Erhaltungszustand der Niederneuchinger Malerei ist schon seit Generationen nicht der Beste. Aus der Erinnerung kann aber berichtet werden, daß auch hier, wie üblich, Rötel, Ruß und Kalkweiß verwendet wurden, also Pigmente, die im Bauhandwerk während des ganzen Mittelalters zur Verfügung standen. Bei dem engen Bezug des Niederneuchinger Dekors zur Formsprache der Spätgotik können wir auch die Vermutung äußern, daß es die farbige Außenarchitektur spätgotischer Städte gewesen ist, die dem ländlichen Bauhandwerk den Gedanken des Bauwerks als Bildträger vertraut gemacht hatte und hier, wie so oft, beim Werden der Volkskunst mit geringstem Materialaufwand bürgerliche und adelige Vorbilder umgesetzt wurden. Aus dem Vergleich mit der Entwicklung des Schnitzdekors im oberdeutschen Fachwerk, man denke besonders an die Ortsäulen, gehen wir nicht fehl, wenn wir als früheste Stufe der niederbayerischen Zimmermannsmalerei neben der Betonung der architektonischen Gliederung durch farbige Striche, das Anbringen von Jahreszahlen, Besitzer-Initialen, eventuell auch von Haus- und Schutzzeichen sehen. Diese Übung hat frühestens um 1500 eingesetzt. Von solchen Anfängen aus gewann der farbige Dekor mehr und mehr an Raum. Nach dem Vorbild der wohlhabenden Bauern richteten sich nach und nach die weniger begüterten in der Nachbarschaft. In Oberösterreich dürfte diese Entwicklung ganz ähnlich verlaufen sein. Im 18. Jahrhundert muß es sozusagen selbstverständlich geworden sein, daß man Hof- und Stadel Tore, Türumrahmungen und Pfettenvorstöße farbige behandelt hat. Ein Bauwerk wäre offensichtlich nicht vollendet gewesen, wenn ihm solcher farbiger Schmuck gefehlt hätte. Die Blütezeit dieser Kunst am Bau fällt mit dem Beginn einer verstärkten Möbelmalerei in Niederbayern zusammen. Dürfen wir ja nicht übersehen, daß offenbar auch manche Möbel von Zimmerleuten farbige geschmückt wurden. Bevor wir aber uns mit der Epoche von rund 1780 bis 1840 befassen, sei noch kurz an die bemalte (z. T. schablonierte) spätgotische Holzdecke in Oberndorf bei Kelheim bzw. bei Bad Abbach erinnert, die in den Bereich dessen fällt, was wir heute unter dem Begriff Bauschreinerei zusammenfassen. Auch bei dieser Decke finden wir, wie in Niederneuching, die Beschränkung auf die Farben rot, braun, schwarz und etwas weiß. Die Oberndorfer Holzdecke ist heute im Bereich Niederbayerns ein Unikum. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß es manche ähnliche Arbeiten in niederbayerischen Kirchen und Kapellen gegeben hat, bis die Zeit des Barock die mittelalterlichen Holzdecken durch lichte Gewölbeflächen ersetzt hat. Gelegentlich hat uns auch ein Möbelstück diesen farbigen Stil bewahrt, wie jener zweitürige Schrank aus der Gegend von Fürstzell bei Passau (um 1600), der auf der Münchener Möbelausstellung von 1975 (unter Katalognummer 3) gezeigt wurde und der möglicherweise einmal ein Sakristeimöbel war, bevor er zu irgendeinem Zeitpunkt in bäuerlichen Besitz kam. In bäuerlichen Verlassenschaftsinventaren der Zeit um 1600 aus Niederbayern findet sich nie ein Hängekasten (Kleiderkasten).

Als Angelpunkt für unsere weitere Betrachtung niederbayerischer Zimmermannsmalerei wählen wir den von Alois Bergmann veröffentlichten Getreidekasten in Kanau (Gem. Böhmzwiesel, Lk. Freyung-Grafenau) vom Jahre 1788. Er erfüllt heute noch seinen ursprünglichen Zweck. Der Eigentümer hält ihn für unentbehrlich, eine Auffassung, der wir im Bayerischen Wald noch wiederholt begegnen können. Es ist also in diesem Fall sicher nicht der Dekor, der den Traidkasten „überleben“ läßt, sondern die Fortdauer seiner Funktion macht ihn unentbehrlich. Im Unterschied zu dem Getreidespeicher aus Niederneuching, der ein mächtiges Vollwalmdach besitzt, haben wir es in Kanau mit einem flachgeneigten Dach zu tun, an dessen vorspringender Unterseite sich die Malereien nach Art der oberösterreichischen Staubladenmalerei befinden. Der Kasten selbst entspricht im großen und ganzen nach Ausmaßen und Konstruktion dem bei Kislinger (auf Seite 48 unter Nummer 19) abgebildeten Getreidekasten aus Unter-Thiergrub und hinsichtlich seiner Malerei den eben dort auf Seite 60 wiedergegebenen Staubladenmalereien von Hochpie-reth bei Raab und Ratzing bei St. Roman, die wir zeitlich ebenfalls um das Jahr 1790 datieren dürfen. Thematisch entsprechen sich die Malereien der beiden Unter-seiten in Kanau. Von der Giebelseite aus betrachtet, links und bei der Traufe beginnend, den Schalbrettern bis zum First folgend, haben wir es mit folgenden Darstel-lungen zu tun: Frau und Mann (Bauernpaar), Leiter, Waage, Kanne, Klammer, Si-chel. Zwei Breitäxte, darunter Krampen. Zwei Fälläxte, darunter pflügender Bauer mit Ochsenge-spann, das von einem Knecht geführt wird. Zwei Baumsymbole. Jagdszene. Zimmermannswerkzeuge — Winkeleisen, Reifmesser, Stemmeisen, Baummesser, Zweimannhobel, Handhacke, Marcheisen (?). Auf der Gegenseite folgt nach den drei ersten Schalbrettern, die sich im Dekor nur gering von der linken Seite unterscheiden, ein Brett mit großer Baumsäge und zwei Stemmeisen und dann die Jahreszahl 1788 zwischen zwei Gefäßen von vasenartiger Form. Zu diesen Male-rien gehören ähnliche in Winkelbrunn bei Freyung und in Gessenreuth bei Zenting (Grafenau). Die Malereien von Kanau waren im Jahre 1788 sicher keine Neuerung. Hundert Jahre früher wären sie wohl kaum anders ausgefallen. Zum Vergleich sei auf ein gemaltes Zimmermannsinstrumentarium (um 1650) hingewiesen, das neuerdings aus Luthern, Ober-Flühlen im Kanton Luzern bekannt wurde. Es befindet sich auf dem Tennentor eines Bauernhauses (vgl. Ernst Brunner, Die Bauernhäuser im Kanton Luzern, Basel 1977, Abb. 838). Wie wir noch sehen werden, lassen sich die niederbayerischen Zimmermannsmalereien räumlich abgrenzen. Das Schweizer Beispiel zeigt, daß solcher Schmuck von Holzbauten auch in der Thematik an wei-terfernten Stellen gleichzeitig möglich war. Die Zuordnung typischer Instrumenta-rien zu einem Handwerk finden wir unter anderem in der bekannten Holzschnittfol-ge von Jost Amman aus dem Jahre 1568, zu der Hans Sachs die erläuternden Verse geschrieben hat. Es läßt sich aber nachweisen, daß Hans Sachs hierbei die deutsche Ausgabe des Polydorus Vergilius benutzt hat, in der sozusagen die Frühgeschichte der einzelnen Handwerkszweige unter Verwendung der Schriften des jüngeren Plini-us dargestellt wird. Für uns kommt das dritte Buch in Frage: „Wer am ersten der Zimmerleüt werckstat erdacht . . .“ Dort finden wir gleichsam das Vorbild für die zimmermannsmäßigen Darstellungen der Werkzeuge in späteren Jahrhunderten.

Kehren wir nochmals zu Kanau zurück, so lassen sich Parallelen zu Bayerwald-möbel der gleichen Zeit erkennen. So z. B. ein zweitüriger Gewandkasten vom Jahre 1794, der aus Weidhütte bei Neuschönau (sicher nicht der ursprüngliche Standort!) stammt. Der Katalog verweist auf die Darstellung von Zimmermannswerkzeugen.

Dies dürfte nicht ganz zutreffen. Viel eher handelt es sich um die Werkzeuge eines Binders mit Schlegel, Bohrer, Zirkel, Dechsel, Breithacke und Spannsäge sowie Reifentreibholz (Fäustl). Auch eine Truhe vom Jahre 1798, die sich heute im Waldmuseum Zwiesel befindet, läßt sich in den Kreis unserer Betrachtung einordnen. An die Malereien von Kanau und Winkelbrunn erinnert das mächtige Stadelort mit Zimmermannswerkzeugen, das sich heute im Oberösterreichischen Landesmuseum befindet. Die Aussagekraft dieses schönen Zeugnisses oberösterreichischer Zimmermannsmalerei hat der Jubilar in sehr geschickter Weise zu steigern gewußt dadurch, daß er die entsprechenden Originalwerkzeuge im gleichen Raum zusammengestellt hat und der Besucher zu ständigem Vergleich angeregt wird. Im Grund genommen wirkt die Malerei in Kanau für das Jahr 1788 bereits altertümlich. Sie gehört einer Stufe an, die auf einem Getreidekasten in Achleiten, Gem. Schardenberg, pol. Bezirk Schärding, vom Jahre 1742 gut veranschaulicht wird. Auch ist sie wesentlich bescheidener als oberösterreichische Arbeiten des Jahres 1788, wie beispielsweise in Fallsbach bei Gunskirchen (Kislinger, Farbtafel 4a). Fallsbach gehört im weiteren Sinne zu dem Raum um Wels, dessen überragende Bedeutung für die oberösterreichische Zimmermannsmalerei Franz Lipp schon vor vielen Jahren erkannt hat. Das seinerzeit von Hugo von Preen im Innviertel gesammelte Material, wie beispielsweise eine Türfüllung von 1632 aus Schwand, eine Türumrahmung von 1722 vom Kastenberger Gut in Gilgenberg und die Tür- bzw. Fensterumrahmungen vom Vögelhofer Gut in Neukirchen a. d. Enknach steht Schreinermalereien wesentlich näher. Die Autorschaft von Zimmerleuten muß hier geradezu in Zweifel gestellt werden. Die Malereien in Kanau können für uns immer ein fester Orientierungspunkt bleiben, wenn wir uns bewußt sind, daß sich in Niederbayern noch ältere Malereien erhalten haben, die, wie schon angedeutet, leider bis zur Stunde nicht dokumentiert sind. Wir können im Rahmen der vorliegenden Skizze aber auch die bereits bekanntgewordenen Belege nicht alle behandeln, sondern müssen uns auf typische Fälle beschränken. Die fortgeschrittene Art niederbayerischer Zimmermannsmalerei der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird gut veranschaulicht durch den farbigen Dekor an den Pfetten des Heilmaierhofes aus Pilberskofen bei Dingolfing vom Jahre 1795. Der Hof befindet sich heute auf dem Gelände des Niederbayerischen Freilichtmuseums in Massing bei Eggenfelden. Der Heilmaierhof war im Grunde genommen seit dem Jahr 1912 bekannt, da er in dem damals erschienenen Kunstdenkmalerbuch für das Bezirksamt Dingolfing aufgeführt ist. Man hatte jedoch auf Abbildungen verzichtet. So kam es, daß die immerhin sehr beachtlichen figuralen Malereien Hans Karlinger ebenso entgangen sind wie J. M. Ritz. Dieser hat später in seinem Werk, Alte bemalte Bauernmöbel ganz ähnliche Malereien, die in die Zeit um 1829 gehören, aus Moosvogl (ehemals Gem. Malling bei Massing) veröffentlicht. Es ist das Verdienst des niederbayerischen Heimatpflegers Dr. Bleibrunner, daß der Heilmaierhof vom Untergang bewahrt wurde. Die Malereien selbst, die, wie allgemein, stark verblaßt waren, wurden farbig wieder herausgeholt. Diese Restaurierungsmaßnahme war sicherlich berechtigt, da es hier nicht so sehr auf die „Handschrift“ des Zimmermeisters vom Jahre 1795 ankommt, als darauf, daß der Besucher einen Begriff von der ursprünglichen Intensität solcher Malereien erhält. Thematisch gesehen haben wir bei den figuralen Malereien bis jetzt Bauernpaare, und Jagdszenen festgestellt. Hierzu bietet Oberösterreich in reichem Maße Parallelen. Ein Motiv möge jedoch noch besonders herausgestellt werden, das sogen. Türwächtermotiv. Auf einem Stadelort in Unterreitzing bei Triftern im Rottal befinden sich die Malereien zweier bayerischer Soldaten mit Raupenhelmen. Sie mögen in der

Zeit 1840/50 entstanden sein. Nach örtlicher Überlieferung sollen sie von einem wandernden (norddeutschen?) Zimmergesellen gemalt worden sein. Ernst Schlee hat das Motiv für Schleswig-Holstein und den skandinavischen Raum einmal untersucht. Ernst Brunner macht neuerdings (a. a. O., Abb. 910) mit einem solchen gemalten Soldaten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf einem Tennentor in Luthern, Mittler-Flühen aufmerksam und weist mit Recht auf alte Türschloßbleche aus Eisen hin, die im 17. Jahrhundert auch auf Möbeln häufig vorkamen. Aus Niederbayern ist bis jetzt kein Gegenstück zu dem Stadelort von Unterreitzing bekannt geworden.

Ohne Zweifel wurde der niederbayerischen Zimmermannsmalerei bisher zuwenig Beachtung geschenkt. Dadurch wird auch die Beantwortung der Frage nach der geographischen Verbreitung und Intensität der Produktion erschwert. In den Gebieten zwischen München, Ingolstadt, Abensberg und Kelheim bzw. zwischen Straubing, Regensburg, Cham und Kötzing dürfte sie seit 1820 kaum mehr größere Bedeutung besessen haben. Das heißt, daß die Hallertau, der Gäuboden und der westliche Teil des Bayerischen Waldes für die Untersuchungen ausfallen. Der Schwerpunkt liegt ohne Zweifel im gesamten Gebiet des Rottals (etwa 100 km Länge) und des unteren Bayerischen Waldes, also in Landschaften, die Oberösterreich am nächsten liegen. So wie der Vierseithof und die reichen Bundwerkkonstruktionen von Niederbayern aus gegen Ende des 18. Jahrhunderts in das südöstliche Oberbayern eingedrungen sind, so scheint auch die Zimmermannsmalerei dort im Zusammenhang mit der Niederbayerischen zu stehen. Die Vorgänge im einzelnen lassen sich noch nicht — wenn überhaupt — rekonstruieren. Man müßte sich fragen, ob jeder Zimmermeister und Zimmergesell sich an solche Malereien gewagt hat, oder ob es, wie auch sonst in der Volkskunst, Einzelpersönlichkeiten waren, die ob ihrer Kunst weithin bekannt und geholt wurden. Wir wissen auch nicht, wie hoch der Prozentsatz unter diesen Zimmerleuten war, der einst als Geselle auf Wanderschaft ging (Meistersöhne waren in Regel dazu nicht verpflichtet). Ebenso bleibt es bloße Vermutung, wenn wir annehmen wollen, daß die Zimmerleute besonders nach Oberösterreich gewandert sind und von dort ihre Anregung für das Malen mitgebracht haben. Wir haben bereits einen Unterschied zwischen Zimmermanns- und Schreinermalerei gemacht. Die Zimmermannsmalerei basiert, soweit sie berufsspezifisch ist, auf der Handhabung von Schnur (Schnurschlag mit Rötel) und Zirkel.

Bei einem Vergleich zwischen Niederbayern und Oberösterreich wird man ohne Zweifel dieses Land als unvergleichbar bezeichnen, wenn es um die Dichte und den Reichtum an volkskünstlerischen Äußerungen geht. Doch wird auch in Niederbayern in der Zeit um 1800 ein Höhepunkt erkennbar. Wir sind uns der Problematik durchaus bewußt, von Auf- und Abwärtsbewegungen im Bereich der Volkskunst zu sprechen. Wer könnte es wagen, aus der Tatsache, daß ältere Beispiele notgedrungen immer weniger zahlreich als jüngere sind, sogleich auf zögernde oder tastende Anfänge zu schließen. Auf der anderen Seite dürfen wir getrost davon sprechen, daß die Zimmermannsmalereien zu Beginn des 19. Jahrhunderts sowohl in Oberösterreich wie auch in Niederbayern ein eindrucksvolles Zeugnis von der Begeisterung und dem Wohlgefallen ablegen, mit dem Bauherrn und Handwerker diesen farbigen Schmuck betrachtet und geschaffen haben. Es ist heute freilich verpönt, von solchen emotionellen Zügen und von ästhetischer Beurteilung durch das Volk zu sprechen. Wir sehen jedoch in einer solchen wissenschaftlichen Einstellung eine nicht zu vertretende Einschränkung menschlicher Individualität.

Man wird an den Zimmermannsmalereien von Niederbayern und Oberösterreich, so wie sie uns zwischen Dingolfing a. d. Isar und Wels a. d. Traun begegnen, die Eigenständigkeit beider Kulturlandschaften sehr genau erkennen. Von einer höheren Ebene, aus mitteleuropäischer Sicht, schließen sich beide Gebiete aber recht wohl zu einer einheitlichen Volkskunstlandschaft zusammen.

### L i t e r a t u r h i n w e i s e

- Alois Bergmann, Volksarchitektur aus Ostbayern und dem Böhmerwald (Oberpfälzer Monographien, Bd. 6). Amberg 1976.  
Ernst Brunner, Die Bauernhäuser im Kanton Luzern. Basel 1977.  
Torsten Gebhard, Der Bauernhof in Bayern, 3. Aufl., München 1977.  
Torsten Gebhard, Der Niederneuchinger Troadkasten von 1581. (Mitteilungen der Bayr. Landestierzuchtanstalt in Grub, Jg. 7, 1959, S. 137ff.)  
Torsten Gebhard, Siedlung, Dorf und Bauernhof in Niederbayern. (Schönere Heimat, 66. Jg., München 1977, S. 391ff.)  
Katalog volkstümlicher Möbel aus Altbayern. Herausgegeben vom Bayerischen Nationalmuseum München 1975.  
Max Kisslinger, Alte Bauernherrlichkeit, Linz 1957.  
Franz Lipp, Oberösterreichische Stuben, Linz 1966.  
Franz Lipp, Bemalte Stadel in Österreich. (Haus und Hof in Österreichs Landschaft, Wien 1973, S. 142.)  
Rudolf Pfister, Alte Bayrische Zimmermannskunst am Bauernhaus des Rupertiwinkels. (Bayr. Heimatschutz, Jg. 22, München 1926.)  
Christian Rubi, Das Simmentaler Bauernhaus, Bern 1948.  
Ernst Schlee, Türwächterbilder in Schleswig Holstein und die Scheunentürmalereien in Eiderstedt. (Nordelbingen, Bd. 17/18, Heide/Holstein 1942.)  
Otto Schweiger, Die bemalten Stadel Tore von Roith und Unterhausbach. (Heimat an Rott und Inn, Eggenfelden, Folge 1970, S. 177ff.)  
Oskar von Zaborcky-Wahlstätten, Sinnbildliche Malereien an altbayerischen Holzhäusern. (Bayr. Südostdeutsche Hefte für Volkskunde, Jg. 14, 1941, S. 14f.)

## Bemerkungen zum Alter des Glöcklerlaufens

Von Franz J. G r i e s h o f e r

Unter den Bräuchen des Landes ob der Enns<sup>1)</sup> vermag das Glöcklerlaufen den Jubilar wohl am meisten in seinen Bann zu ziehen. Dafür wird man nicht nur fachliches Interesse in Rechnung stellen, sondern auch eine starke, bis in die Kindheit zurückreichende persönliche Beziehung. Die gleichsam durch die Luft schwebenden und vom dumpfen Dröhnen der Schellen begleiteten transparenten Lichterhauben der Glöckler mögen im Knaben, der das nächtliche Schauspiel vom Balkon des Elternhauses in der Brennerstraße erlebte, jenen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben, der den Studiosus bei seiner Suche nach den bewegenden und ordnenden Prinzipien des Lebens begleitete und ihn zur Volkskunde führte. Im Glöcklerlaufen findet er den „Väterglauben“<sup>2)</sup> verwirklicht, und aus der Musik der Schellen vernimmt er die Botschaft: „Das Leben zwingt den Tod . . .“<sup>3)</sup> Nur außergewöhnliche Umstände können Franz C. Lipp deshalb hindern, die Glöcklernacht nicht in seiner Vaterstadt Bad Ischl zu verbringen, in deren Heimatbuch er auch die bisher beste wissenschaftliche Einordnung des Brauches gibt.<sup>4)</sup> Ein Beitrag zu diesem Thema möchte daher nur als eine Ergänzung verstanden werden.

Die Beschäftigung mit dem Glöcklerlaufen setzt freilich einen methodologischen Exkurs voraus. Es ist nämlich erstaunlich, daß die bisherigen über die bloße Beschreibung hinausreichenden wissenschaftlichen Untersuchungen ausschließlich phänomenologisch-vergleichende Kriterien anwenden. Sie zerlegen das Brauchgeschehen in seine Elemente und versuchen daraus seinen Sinn zu erschließen, d. h., die der einzelnen Brauchhandlung zugeordnete Bedeutung wird zur Erklärung herangezogen. Diese Methode findet ihre Grundlage in der mythologischen Richtung, die den jeweiligen Brauch als Addition aus einem feststehenden, in sich variablen Repertoire an Handlungselementen ansieht. Das immer wiederkehrende Vorkommen gleicher Handlungen bei ganz bestimmten Anlässen legt eine Typisierung nahe. Da man die einzelnen Elemente zudem durch alle Zeiten beobachten kann, erblickt man in ihnen jenes archetypische Prinzip, mit dem man den Urgrund zu erschließen vermeint.

Ein solches uraltes Prinzip stellt die Umkreisung dar<sup>5)</sup>, aus deren Richtung man zusätzlich die Wirkung ableiten kann: laufen die Glöckler — um bei unserem Thema zu bleiben — „mitsonnen“, dann zeigen sie das Anwachsen des Sonnenbogens an, „gegenonnen“ ziehen sie einen imaginären Schutzwall gegen alles Unheil. Ambivalente Erklärungen finden auch die übrigen Elemente. Danach dient der Lärm der Schellen dazu, die „bösen Geister“ zu vertreiben, er vermag aber auch, die erstarrte Natur — unterstützt durch das Stampfen der Glöckler — wieder zum Leben zu erwecken. Das aus den durchbrochenen Kappen strömende Kerzenlicht verheißt in der dunklen Winternacht Trost und entzündet die Hoffnung nach der wiedererstarkten Sonne. (Diese Sehnsucht schreibt man vor allem den Vorfahren

zu.) Eine solche Wirkung ist freilich nicht von normalen Akteuren zu erwarten. Dazu bedarf es schon außerirdischer Kräfte und Mächte, die in Natur und Leben walten.<sup>6)</sup> Aus diesem Grund verweist man auf die weiße Verkleidung. Ihr schreibt man nämlich jene psychologische Wirkung zu, den Träger in das Dargestellte zu verwandeln, völlig von ihm Besitz zu ergreifen, ihn mit der Maske eins werden zu lassen. Und da die beleuchteten Kappen den Eindruck von geheimnisvollen und außerirdischen Wesen noch verstärken, wächst in den außenstehenden Beobachtern die Überzeugung, es im Falle der weißgewandeten Burschen mit „guten Holden“ zu tun zu haben.<sup>7)</sup> Waren das ursprünglich Phantasiegebilde, so traten, wie Leo Kegele 1898 in einer der frühesten Quellen<sup>8)</sup> zum Glöcklerlaufen meint, mit zunehmendem Realismus der späteren Jahrhunderte an ihre Stelle eben wirkliche Gestalten, „Personen, die, mit Kuhglocken um den Hals, verkleidet und verumumt, am 5. Jänner eines jeden Jahres von Haus zu Haus zogen und gleich Berchta die fetten Krapfen abverlangten. Was ursprünglich Märchen, dann Sage war, ist in diesem Falle bei den Bewohnern Gmundens und seiner Umgebung zur Sitte geworden, denn noch heute kommt an dem genannten Tage alljährlich kurz nach einbrechender Dämmerung eine Anzahl Burschen, jeder in ein weißes Gewand, das um die Taille ein Gürtel kleidsam unterbindet, gehüllt. Eine Kuhglocke um den Hals, eine transparente, innen beleuchtete Figur, als: Schiff, Haus, Stern, Thurm, Eisenbahnwaggon u. dgl., auf dem Kopfe tragend und einen Stock in der rechten, bilden die weitere Ausrüstung des ‚Glöcklers‘. Die Teilnehmer eines solchen Glöcklerzuges ziehen im Gänsemarsch, meistens in einem gleichförmigen Laufschritte, allerlei Spiralen und Windungen bildend, auf . . .“ In konsequenter Weiterführung dieses Gedankenganges erscheint es logisch, die laufende Fortbewegung als „Geisterschritt“ und die figurale Vorführungen als bewirkenden Tanz der Geister zu interpretieren.<sup>9)</sup> Und unter Beziehung ähnlicher Parallelen erhält man daraus die Gewißheit, daß die Glöckler das Totenheer verkörpern<sup>10)</sup>, wodurch auch das Heischen seiner profanen Sphäre entbunden wird.

Damit ist in groben Zügen eine Lehrmeinung umrissen, die sich auch in den Zeitungen niederschlägt<sup>11)</sup>:

„. . . Die W(i)ege dieses in nur wenigen Gebirgstälern noch geübten Brauches liegt weit in der vorchristlichen Zeit. Die Menschen der grauen Vorzeit hatten die Naturgewalten, und hier wiederum den Winter, besonders zu fürchten. Mit Sehnsucht erwarteten sie daher die Zeit, in der die Sonne wieder höher stieg und die langen Nächte wieder kürzer wurden. Ihre Naturbeobachtungsgabe gestattete ihnen, auch die Wintersonnenwende genau festzustellen. Mit Freuden wurde dann dieses Hoffnungsfest gefeiert.

Feuer, Licht und Kienfackel waren es auch, die stets die Hoffnungssymbole darstellen, und so war mit dem Glöcklerlauf ein mächtiger Heimatbrauch geboren, der die Kulturstürme von Bronze-, Hallstatt-, Kelten- und Römerzeit bis zur Christianisierung überdauerte. So verwenden die Glöckler von heute bei der Herstellung ihrer Kappen fast nur noch christliche Symbole.“

Dieser Unsinn, der auch die Meinung der Bevölkerung widerspiegelt, findet sich in dieser Form zwar in keiner wissenschaftlichen Publikation, er ist aber zweifelsohne das Ergebnis der vorher skizzierten Betrachtungsweise, die aufgrund einer Theorie von vornherein mythologische Prämissen in den Gegenstand projiziert, ohne historische Untersuchungen vorangehen zu lassen. Denn die Übereinstimmung mit der vorgefundenen mündlichen Überlieferung bietet noch keine Bestätigung für

die eigene Meinung. Es muß nämlich hinterfragt werden, inwieweit mythologische Vorstellungen nur herangezogen werden, um damit eine Erklärung für das brauch-tümliche Tun parat zu haben und inwieweit diese ihrerseits popularisierte Reflexion einschlägiger Literatur darstellen.<sup>12)</sup> Wie kritiklos man mitunter an eine Thematik herangeht, erblickt man in der Tatsache, daß seit Depiny<sup>13)</sup> von volkskundlicher Seite die Ansicht vertreten wird, daß die bizarren Kappenformen wie Schiffe, Zep-peline, Türme, Kirchen usw. nicht ursprünglich seien, sondern einen „neuen Geist“ bekundeten<sup>14)</sup>, der „auf Kosten des alten sinnbildhaften Gehaltes die Kunstfertig-keit zur Schau stellt“.<sup>15)</sup> Echt, im Sinne von ursprünglich, seien hingegen die Pyra-miden, die „Sturmhauben“ (umgekehrte Schiffe), sonnenartige Scheiben und viel-zackige Sterne mit mythischen Symbolen, wie man sie vorwiegend in Ebensee zu fin-den glaubt. Hier wird offensichtlich der Satz zugrunde gelegt, daß das Einfache vor dem Komplizierten zu stehen komme, ersteres also älter und ertümlicher sein müsse.

Dem wird in den frühesten gedruckten Quellen jedoch widersprochen, etwa, wenn Jenny Kaesbacher 1899 in der Zeitschrift für österr. Volkskunde berichtet<sup>16)</sup>: „Die Glöckler sind weiss gekleidet, weisse Jacken, weisse Hosen, Larven vor dem Gesicht, und tragen ihren Witz wenn auch nicht immer *im* Kopfe, so doch Alle *auf dem* Kopfe; wahre Gebäude aus Pappendeckel, welche meist das Ge-werbe des Trägers, oft aber auch nur Scherz und Spässe repräsentieren. Da sieht man voran einen kolossalen Hirschkopf, der seine Bande mit sichtlicher Oberherrlichkeit anführt, dem folgen anderes Gethier, Wald- und Haustiere, Alles in kolossalen Dimensionen, dann ebensolche Tabakpfeifen, Schlüssel, Hämmer, landwirtschaftliche Geräte, Hütten, Paläste, Kirchen, Stiefel, Geissböcke, Wiegen, Fatschenkinder etc. Alle diese Emblemes sind transparent ausgestaltet, so dass aus ihrem Innern die Lichteffecte entströmen.“

Leo Kegele zählt 1898 an Kappenformen Schiff, Haus, Stern, Turm und Eisen-bahnwaggon auf<sup>17)</sup>, alte Gewährsleute aus Ebensee und Ischl berichten von Gim-peln, Almerinnen, Tischherden, etc.

Für denjenigen, der die Ansicht vertritt, daß das Glöcklerlaufen bis in germani-sche Zeiten zurückreicht, werden Belege von 1898/99 freilich noch keinen Gegenbe-weis darstellen. Vor allem dann nicht, wenn Jenny Kaesbacher selbst das „Glöckelgehen“, wie sie den Brauch bezeichnet, als einen der ältesten Gebräuche der ländlichen Bevölkerung im Salzkammergut ansieht.

Ehe hierauf eingegangen wird, sei festgehalten, daß nicht die Glocke, wie man aus der Bezeichnung vermuten könnte, sondern die von den weißgekleideten Gestal-ten getragenen Lichterhauben das entscheidende Kriterium des Brauches in seiner gegenwärtigen Form darstellen.<sup>18)</sup> Vom „Glöcklerlaufen“ wird man daher erst ab jenem Zeitpunkt sprechen können, ab dem sich die transparenten Kappen nachwei-sen lassen.

Beim Versuch, diesen Beginn zu fixieren, erlebt man jedoch eine große Über-raschung. P. Armand Baumgarten, dem ersten Forscher, der oberösterreichisches Volksleben mit Hilfe von Exploratoren zwischen 1850 und 1880 aufzeichnete, ist das Glöcklerlaufen nämlich unbekannt. Hier auf eine Lücke zu schließen, scheint bei seiner gewissenhaften Darstellung über die Bräuche des Landes unangebracht. Er berichtet zwar über das der Dreikönigsnacht eigentümliche „Glöcklgehn“, das er als uralten Brauch bezeichnet, und über das Sternsingen, die beide mehr und mehr außer Übung kämen, aber die auffallenden Lichterhauben erwähnt er nicht<sup>19)</sup>:

„In Ischl und Umgebung tummeln sich ganze Scharen Vermummter herum, verschiedene Stände und Gewerbe darstellend, oft in den abenteuerlichsten Aufzügen. Sie zogen von einem Gasthaus in das andere und auch in andere Häuser, wenn sie wußten, daß sie daselbst Einlaß fänden. Sie hatten Musik bei sich und führten Tänze auf, teilten kleine Geschenke aus, erhielten aber dafür eine Spende an Getränk.“

Mit großen Glöcklerkappen wäre der Besuch in den Häusern wohl unmöglich gewesen. Sie abzustellen und sich von ihnen zu entfernen war nach J. Kaesbacher aber streng verpönt. Mit der Lichterkrone wandeln sich die Träger, die Kaesbacher zwar ebenfalls noch als „Glöckelgeher“ bezeichnet, von denen sie aber berichtet, daß sie ständig in Bewegung sein müßten, zu „Glöcklerläufern“.

Auch in dem großen Sammelwerk „Die österreichische Monarchie in Wort und Bild“ fehlt eine Nachricht über die gegenwärtige Form des Glöcklerlaufens. Lambert Guppenberger, der den Artikel zur oberösterreichischen Volkskunde in dem 1889 erschienenen Band über Oberösterreich und Salzburg verfaßte, scheint den Brauch noch nicht gekannt zu haben.<sup>20)</sup>

Zu seinem Leidwesen kann auch A. Depiny, der sich eingehend mit diesem Problem auseinandersetzt, das Glöcklerlaufen „nicht viel mehr als 100 Jahre“ zurückverfolgen. Trotzdem zweifelt er nicht daran, daß der Brauch bereits in der Barockzeit seine Ausprägung erhalten hätte.<sup>21)</sup> Demgegenüber führt F. Lipp die Ausformung, die nach ihm in der Zeit zwischen 1860 und 1880 in Ebensee erfolgte, auf einen Zusammenschluß der „Glöckelgeher“ mit den Sternsängern zurück.<sup>22)</sup> „Die Bezeichnung ‚Glöckler‘ ist jedenfalls wesentlich älter als der heute darunter verstandene Begriff und bezieht sich zunächst nur auf ‚weißgewandete Brauchtumsgestalten mit Glocke‘, nicht auf Lichthaubenträger.“ Diese Feststellung unterstreicht Johann Steiner, der die transparenten Glöcklerkappen in seiner bekannten Beschreibung des Salzkammergutes sicher nicht unerwähnt gelassen hätte, wenn er davon gehört gehabt hätte<sup>23)</sup>:

„Die Glöckler gehen meistens in gut gewählten Masken, aber nur mit obrigkeitlicher Erlaubnis, auch nur in ihre bekannten Häuser, und holen sich durch ihre stummen, komischen Gebärden Faschingskrapfen.“

Die „gut gewählten Masken“ lassen es sogar zweifelhaft erscheinen, ob damals bereits weiße Kleidung verwendet wurde. Auch die bisher älteste Nachricht über „Glöckler“, die sich im Missionsbericht des Jesuitenpaters Ferdinand Peimstingl aus Traunkirchen für das Jahr 1757 findet, gibt darüber keinen Aufschluß<sup>24)</sup>:

„Indessen haben meine Operationes, und Letre wie sonsten fortgesetzt, auch endlich (Gott sey Dank) jenen von vielen Jahren her eingerissenen Mißbrauch des sogenannten ‚Glöckhlens‘ anitzo gänzlich in meinem Bezirk abgestellt . . .“

Man wird annehmen dürfen, daß damit keine Lichthaubenträger gemeint sind, umso mehr, wenn man bedenkt, daß in der benachbarten Viechtau heute noch die „Glöckler“ am Abend des 5. Jänner wie zu Fasching kostümiert erscheinen, in verschiedene Häuser gehen und die Bewohner mit verstellter Stimme necken.

Für F. Lipp stellt daher die durch H. Commenda bekanntgemachte Mitteilung von A. Marguillier aus dem Jahr 1896 über riesige leuchtende Laternen aus Papier die erste wissenschaftliche Erwähnung des Brauches im heutigen Sinne dar.<sup>25)</sup> Laut

Marguillier, der beim Anblick der Glocken an die Kühe im Gebirge denkt, sei das Glöcklerlaufen nur an wenige Orte wie Gmunden, Ebensee und Hallstatt (was wohl ein Irrtum sein dürfte) gebunden, außerdem werde davon der Umgang der Heiligen Drei Könige in keiner Weise beeinträchtigt.

Zu den frühesten publizierten Quellen (1896, 1898, 1899) kann hier nun erstmals eine weitere Nachricht aus dem Jahre 1873 hinzugefügt werden, die sich in der von Karl Ritter handschriftlich verfaßten Chronik von Gmunden findet.<sup>26)</sup> Hier steht über „Die Produktion der Glöckler“ zu lesen:

„Unter dem Namen ‚Glöckeln‘ hat sich ein Mummenschanz als Vorfäschung etabliert. Da traben die Straßen entlang ein paar Dutzend kräftiger Bursche, Naturturner von Ebensee, im Gänsemarsch heran, Hemden als Blousen übergeworfen, männiglich mit Kuhglocken behangen und transparente Papierlaternen der wunderlichen Formen auf den Köpfen. Im kurzen Trotte führen sie auf den beschneiten Plätzen verschiedene Figuren aus und bimmeln dann, jeder ein paar Glöcklerkrapfen im Sacke, unverdrossen in ihr eine Stunde entferntes Dorf wieder heim.“

Auch wenn es unglaublich klingt, daß die Läufer aus Ebensee gekommen sein sollen, kristallisiert sich der Salinenort als Wiege des Glöcklerlaufens heraus. Dafür liefert ein Bericht über das Glöcklerlaufen in Ebensee im Ischler Wochenblatt von 1903 ein weiteres Indiz<sup>27)</sup>, wobei die mythologische Herleitung des Brauches gewissermaßen als Erklärung wiederum vorangestellt wird:

„. . . Die Glöckler, in heidnischer Zeit wohl einem Teile des ‚wütenden Heeres‘ vom wilden Jäger entsprechend, im Gebirge das ‚wilde Gjoad‘ genannt, ziehen in Gebirgsgegenden in verschiedenen Gestalten diesen Abend herum. Diese Glöckler haben sich in der Zeit des Christentums vom wilden Jäger ab- und den hl. drei Königen zugewendet. Sie mögen wohl eine Leibgarde letzterer vorgestellt haben, um das Erscheinen derselben im hellsten Lichte- und Farbenglanz darzustellen. Dazu gehören die heute noch üblichen ‚Sternsinger‘. Entsprechende Lieder existieren gleichwohl auch überall. In Ebensee haben sich diese Glöckler zu einer ganz originellen Art herausgebildet und alljährlich erfolgt hier dieser ganz großartige Umzug . . .“

Die folgende Schilderung gibt den bekannten Sachverhalt wieder. Aus der vor-  
ausgehenden Formulierung ist jedoch zu entnehmen, daß man sich der neuartigen  
Entwicklung und Ausformung durchaus noch bewußt ist. Mit einigem Schmunzeln  
registriert man außerdem die Reaktion des offensichtlich aus Ischl stammenden Red-  
akteurs, der sich mit einem Klammersatz dagegen verwehrt, daß dieses eigenartige  
Schauspiel nur in Ebensee anzutreffen sei: „(Oho! hier in Ischl ganz dasselbe; es  
kommen die sog. ‚Nachtrauner‘ und die Sulzbacher-Glöckler, nur diesmal kamen  
sie nicht, weil das Wetter und der glatteisige Boden zu ungünstig waren. Einige so-  
genannte ‚Passen‘ Maskierter und die ‚Sternsinger‘ gingen aber trotzdem D. R.)“ Für  
die Altersbestimmung des Glöcklerlaufens in Ebensee wird aber der letzte Satz des  
Berichtes im Wochenblatt aufschlußreich, denn da heißt es, daß der alte Schöffauer  
diesmal zum einundfünfzigsten Mal als Anführer der Glöckler mitgelaufen sei.<sup>28)</sup>  
Von 1903 abgezählt ergibt das einen Nachweis bis 1852!

Um die obige Behauptung des Redakteurs zu überprüfen, sei das Ischler Wo-  
chenblatt, das Organ für das innere Salzkammergut, nach weiteren Nachrichten un-  
tersucht. Obwohl es seit 1872 erscheint, stößt man erst im Jahr 1893 auf einen Hin-  
weis, der sich jedoch gleich als Haupttreffer entpuppt. In der Ausgabe vom 8. Jän-  
ner steht nämlich zu lesen<sup>29)</sup>:

„Glöckler = Abend. Wie alljährlich am Vorabend vor ‚Heiligen drei König‘ gab es auch diesmal ‚Glöckler‘ und namentlich waren es wieder Bewohner der Ortschaften an der Traun von Ischl abwärts, die in ihrem malerischen Aufzuge, zwanzig an der Zahl, mit Schellengeläute den Ort durchzogen und vor den diversen Gasthäusern ihre altherkömmlichen Tänze aufführten. Daß die sogenannten ‚Nachtrauner‘-Glöckler auch Neuerungen zugänglich sind, bewies der Kopfschmuck eines derselben, der ein von innen beleuchtetes thurmartiges Gebäude, die Franz-Josefs-Warthe am Syriuskogel darstellend, zeigt.“

Mit diesem Hinweis auf die Modernisierung ist für Ischl der genaue Zeitpunkt für das erste Auftreten einer beleuchteten Kappe gegeben. Im folgenden Jahr sind es „nur ihrer 12, die am letzten Glöckler-Abend in phantastischem Aufzuge namentlich was den Kopfschmuck anbelangt“ mit Schellengeläute den Ort durchziehen und vor einzelnen Häusern ihre althergebrachten Tänze aufführten, da viele, die sonst von den traunabwärtsgelegenen Ortschaften nach Ischl liefen, an Influenza erkrankt waren. Woraus man sehe, wie in einem ironischen Nebensatz bemerkt wird, daß selbst die aus dem Heidentum stammenden „Glöckler“ nicht vor dieser bösen Sucht gefeit seien. Dafür erschienen aber aus Ischl, resp. Reiterndorf eine Anzahl recht hübscher Masken als „Glöckler“ in den verschiedenen Gasthäusern, die mit Tanz, Musik und Sang den Carneval einleiteten.<sup>30)</sup> 1895 blieben die „Nachtrauner“-Glöckler ganz aus, dafür gab es aber Ersatz<sup>31)</sup>:

„(Vom Glöcklabend). Wenngleich diesmal die eigentlichen „Glöckler“, als welche von altersher die von Ebensee und den Ortschaften Traun abwärts (sog. Nachtrauner) angesehen werden, am Vorabend vor Hl. Dreikönig nicht in Ischl erschienen sind, so gingen wir doch nicht leer aus, indem uns ein nicht weniger interessanter Aufzug geboten wurde durch eine größere, einige zwanzig Mann starke Abtheilung der Salinenkapelle, welche als Söhne des schwarzen Erdtheils costumiert, in den verschiedenen Gastlocalitäten des Ortes erschienen und dasselbst mehrere gelungene Musikpieten aufführten. Diese in kohlschwarze Tricotts und kurze rote Hosen gekleidete, mit goldenen Armspangen, großen solchen Ringen in den Ohren, einem Stirnreif mit Federn und sonstigem Schmuck höchst originell gezierte Truppe, voran als Häuptling ihr tüchtiger Kapellmeister Herr Bruckschlögl, machte begreifliches Aufsehen und fand ob ihrer Verkleidung wie auch ihrer musikalischen Leistungen wegen den ungetheilten Beifall.

Außer der genannten ging noch eine andere, ganz hübsch costumierte Truppe männlicher und weiblicher Personen von hier und Umgebung „glöckeln“, bei Musikklängen die in den Gastlocalitäten anwesenden Gäste zum Tanz auffordernd. Der althergebrachte „Glöcklabend“ hat also auch diesmal sein Recht behauptet.“

Unter dem Titel „Glöckler-Abend“ folgen nun regelmäßig jedes Jahr stereotype Berichte, die nur hinsichtlich des Wetters und der Anzahl der Akteure variieren. Die Zahl 12, der man für die mythologische Erklärung so große Bedeutung beimißt, spielt dabei überhaupt keine Rolle. Tritt sie auf, ist das reiner Zufall. So schreibt man 1896 wieder aus Ebensee, daß die Glöckler gegenüber dem Vorjahr in beträchtlich vermehrter Anzahl erschienen seien<sup>32)</sup>:

„. . . In 5 bis 6 Abteilungen, jede 10, 15, ja auch über 20 Mann stark, liefen sie und führten ihre Tänze bei den hervorragenderen Hauseigenthümern und Gasthäusern auf, wo sie dann entweder mit Geld, warmen Getränken wie Thee,

warmes Eierbier, Wein, Rum etc. regaliert wurden. Auch fiel diesmal eine Abtheilung solcher Glöckler dadurch auf, daß sie aus lauter jungen, 15—16 Jahre alten Burschen, ungefähr 15 an der Zahl, bestand. Wie schon erwähnt, führten sie ihre Tänze in einigen Abteilungen getrennt auf und gliederten sich dieselben in diejenigen von der Kohlstatt, den Traunbrücklern, Rinnbachern, Ebenseern und Roithern. Zum Schluß sei erwähnt, daß besonders heuer die Kopfbedeckungen, welche ja doch die Hauptzierde und das interessanteste an dem ganzen Glöckler bildet, besonders schön, ja kunstvoll zu nennen waren. Von den vielen sei nur einer solchen Kopfbedeckung, die ein Schiff von ungeheueren Dimensionen bildete, Erwähnung gethan, das sich in seiner transparenten Beleuchtung, in der der Name ‚Gisela‘ zu lesen war, prachtvoll und großartig ausnahm. Anzahl d. Läufer dürfte 60—70 betragen haben.“

1902 erscheint in Ischl eine Glöcklerpass aus Sulzbach, die erstmalig einen transparenten Hirschkopf mit Hubertuskreuz, einen liegenden Hirsch und Hammer und Schlegel als Kopfschmuck tragen.<sup>33)</sup> Stets werden aber auch jene maskierten „Glöckelgeher“ ohne Lichterhaube vermerkt, die in Gasthäusern einkehren, musizieren und zum Tanz auffordern. Unter anderem 1912 eine höchst originell empfundene sechsköpfige Gruppe in Tannenzweigen-Kostüm, die ein Zitherspieler begleitet.<sup>34)</sup> Ab dem Jahre 1908, in dem eine „Glöckler-Jubiläums-Huldigung“ an den Kaiser stattfand<sup>35)</sup>, bei der die Kappen in Form beleuchteter Buchstaben die Inschrift „Gott erhalte unsern Kaiser“ ergaben, beginnt man den Brauch bewußt zu erhalten, den Ablauf zu organisieren und den Sammelerlös für soziale Zwecke einzusetzen. 1909 heißt es<sup>36)</sup>:

„Glöckler-Abend. Um den uralten heidnischen Brauch des „Glöcklerlaufens“ nicht abkommen zu lassen, hat sich heuer abermals ein Komitee hiefür bemüht und auch Spenden gesammelt, die der Kindergruppe und der Volksbücherei zugewendet wurden. Gewiß außerordentlich löblich nach beiden Richtungen hin. Es liefen auch diesmal am Vorabend vor heil. Dreikönig eine ziemlich große Zahl von „Glöcklern“ mit ihrem phantastischen, transparentalen Kopfschmuck etc., aber die sonstigen „Glöckler“, die von „Nach der Traun“, waren es nicht mehr, die unangekündigt kamen und in der Frage: kommen sie oder kommen sie nicht? einen gewissen Reiz für Jung und Alt voraussandten, die dann bescheiden hier einzogen und Gaben in Empfang nahmen, wo man sie ihnen freiwillig bot. Es modernisiert sich eben alles, auch die „Glöckler“! Immerhin bleibt es, wie schon gesagt, sehr dankenswert, daß der schöne alte Brauch, wenn auch von hierortigen „Glöcklern“, aufrechterhalten wird . . .“

Damit ist eine Entwicklung abgesteckt, die aus einem bestehenden Brauch durch spontane Neuformung<sup>37)</sup> einen neuen, organisierten und normierten Brauch entstehen ließ, wobei zu beobachten ist, daß in Ebensee und Ischl, von wo sich das Glöcklerlaufen ab 1920 rasch ausbreitete<sup>38)</sup>, die maskierten „Glöckler“ von den Lichthaubenträgern verdrängt werden, während in der Viechtau die alte Form erhalten bleibt. Wenn also keine Rede davon sein kann, daß das Glöcklerlaufen in seiner gegenwärtigen Form von den Germanen auf uns gekommen ist, so wird man doch festhalten, daß es aus einem älteren Brauch entstanden ist. Daraus wird auch verständlich, weshalb in den ersten Nachrichten über das Glöcklerlaufen bereits von einem heidnischen bzw. uralten Brauch gesprochen wird. Ob die ältere Form tatsächlich aus grauer Vorzeit stammt, soll hier dahingestellt bleiben. Solange es darüber

keine gesicherte historische Untersuchung gibt, muß eine solche Annahme jedenfalls problematisch erscheinen. Unabhängig davon drängt sich aus der Tatsache der Neuformung des Glöcklerlaufens die Frage auf, wie weit hier eine Kontinuität vorliegt.

Dazu soll nochmals das Erscheinungsbild der „Glöckelgeher“ den gegenwärtigen Glöcklerläufern gegenüber gestellt werden<sup>39)</sup>: J. Steiner berichtet von gut gewählten Masken, die stumme komische Gebärden vollführen, A. Baumgarten spricht von Scharen Vermummter, verschiedenste Stände und Gewerbe darstellend, die Musik bei sich haben, in bekannte Häuser ziehen und tanzen. In Ischl, wo der Gegensatz zu den „Nachtrauern“ bis etwa 1915 deutlich hervortritt, gehen die Reiterndorfer 1894 in hübschen Masken als „Glöckler“ in verschiedene Gasthäuser, um mit Tanz, Musik und Sang den Karneval einzuleiten. Im nächsten Jahr erscheint neben einer ähnlichen Pass die Salinenmusik als Mohrengruppe. Allein diese Beispiele zeigen einen Unterschied zu den gegenwärtigen Brauchträgern auf, deren weiße Kleidung unerwähnt bleibt. In Ischl kommt es sogar zu einer Differenzierung zwischen den einheimischen „Glöcklern“ und jenen sogenannten „Nachtrauern“, bei denen 1893/94 der „phantastische Aufzug, namentlich was den Kopfschmuck anbelangt“, besonders hervorgehoben wird. In ihnen erblickt man schon vor der Jahrhundertwende die eigentlichen „Glöckler“, deren Ankunft erwartet wird und die 1893 erstmals in Ischl mit einer Lichterkappe auftauchen, wie sie in Ebensee offensichtlich schon etliche Jahre üblich waren. Hier sei nochmals an die Schilderung von K. Ritter erinnert. Bei der Suche nach Vorformen lassen Hinweise über die Ausgestaltung der Kappen stark an das bei F. Wirer erwähnte Kuhreiben denken, das eine Nachahmung der Alpfahrt bildet, bei der die Burschen mit aus Pappe verfertigten Kuhköpfen unter Absingen sarkastischer Lieder ihren Umzug halten.<sup>40)</sup> Jedenfalls eher als an die Sternsinger, die laut A. Marguillier durch die „Glöckler“ nicht beeinträchtigt werden. Wesentlich erscheint, daß die ersten, aus der Umgebung von Ebensee stammenden Lichthaubenträger weite Strecken zurücklegen, was im Gegensatz zu den „Glöckelgehern“ ein Laufen im Gänsemarsch bedingt. Sie unterziehen sich dieser Strapazen wahrscheinlich auch nicht wegen ein paar Glöcklerkrapfen, sondern um sich vor einem staunenden Publikum zu präsentieren. Die bisweilen riesigen Ausmaße der Kappen hindern die Akteure, unter denen auch „kloane Passen“ (= Kinderpassen) zu finden sind, in die Häuser einzudringen. Sie müssen ihre Kreise und Spiralen, über die bei den „Glöckelgehern“ ebenfalls nichts berichtet wird, daher vor den Häusern und auf Plätzen laufen. Als Musik dienen nur die Glocken, die zur Ehrerbietung auf ein helles Zeichen des Vorläufers plötzlich verstummen, um nach einer Kniebeuge um so lauter zu erschallen. Als Gegengabe bekommen die Läufer Krapfen, heute auch belegte Brote, vor allem aber alkoholische Getränke, die bei den meisten ihre Wirkung nicht verfehlen. Geld war, so berichtet J. Kaesbacher, ursprünglich verpönt.<sup>41)</sup> Erst um 1908 beginnt man etwa in Ischl für soziale Zwecke zu sammeln. Heute dient der Erlös, der in Ebensee noch durch die Gemeinde aufgebessert wird, fast ausschließlich der Vereinskasse. Die nachbarschaftlichen Passen treten nämlich hinter Vereinsgruppen zurück.

Bei einer historischen Betrachtungsweise wird klar, daß die als archetypisch angesehenen Elemente wie Licht, Lärm, Verkleidung, Lauf und Tanz, aus denen man das Alter und den Sinn des Brauches zu erschließen vermeint, ebenfalls erst mit der Entwicklung und Neuformung zum heutigen Glöcklerlaufen auftreten. Sie können daher nicht als Zeugen für ein hohes Alter herangezogen werden. In ihrer arrangierten Zusammensetzung und spezifischen Ausprägung ergeben die Elemente einen

neuen Brauch, der rasch zu verbindlichen Normen führt — eben zum unvergleichlichen Glöcklerlauf. Schöpferische Gestaltungskraft und künstlerische Begabung, die viele Menschen im Salzkammergut auszeichnet, haben diesen Brauch geschaffen, der in Ebensee nicht weiter als bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreicht und ab 1870 bzw. 1890 auch nach Gmunden und Ischl auszustrahlen beginnt.

### Anmerkungen

- 1) F. Lipp, Art und Brauch im Lande ob der Enns. Salzburg 1952, unpag., X Bildtafeln.
- 2) Ders., Weihnachtsbrauchtum im Salzkammergut. (Der Heimatgau, Linz, 1. Jg., 1938/39, S. 12—17)
- 3) Ders., Das Salzkammergut. Wesen einer Landschaft. Bad Ischl 1951, S. 15.
- 4) Ders., Der Raum von Bad Ischl. Zugehörigkeit, Kulturbewegungen, Volkskunde. (Bad Ischl. Ein Heimatbuch. Bad Ischl 1966, S. 270 f.)
- 5) Vgl. R. Wolfram, Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa. Salzburg 1951, S. 31 ff.
- 6) Ders., Das Anklöckeln im Salzburgerischen. Gegenwartsform und Brauchbedeutung. (Mitteilungen der Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde, 95. Jg., Salzburg 1955, S. 203—234.)
- 7) Ders., Die Volkstänze in Österreich, S. 51.
- 8) L. Kegele, Das Salzkammergut nebst angrenzenden Gebieten in Wort und Bild. Wien-Pest-Leipzig 1898, S. 40—42.
- 9) R. Wolfram, Das Anklöckeln im Salzburgerischen, S. 230.
- 10) Ders., ebda., S. 226.
- 11) M. Singer, Glöckler laufen im Salzkammergut. (Salzburger Nachrichten vom Jänner 1976.) Vgl. dazu O. Swoboda, Lebendiges Brauchtum. Salzburg 1970, S. 22 f.
- 12) Vgl. dazu F. X. Pritz, Ueberbleibsel aus dem hohen Alterthume in Leben und Glauben der Bewohner des Landes ob der Enns, Linz 1854, S. 62 — F. Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden, Gmunden 1898, 1. Bd., S. 102.
- 13) A. Depiny, Vom Glöcklerlauf. (Heimatgau, 8. Jg., Linz 1927, S. 96—101, 2 Abb.) — R. Fochler, Von Neujahr bis Silvester. Linz 1971, S. 44.
- 14) E. Burgstaller, Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich. Salzburg 1948, S. 49.
- 15) R. Wolfram, Das Anklöckeln im Salzburgerischen, S. 209.
- 16) J. Kaesbacher, Das Glöckelgehen im Salzkammergute. (Zeitschr. f. österr. Volkskunde, 5. Jg., Wien 1899, S. 135—136.)
- 17) L. Kegele, a. a. O., S. 41.
- 18) Das brauchmäßig verwandte Anklöckeln, das volksetymologisch leicht zum „Glöckeln“ wird, leitet sich von ahd. „klockon“, mhd. „klocken“ ab.
- 19) P. A. Baumgarten, Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat. Aus dem Nachlasse hg. v. A. Depiny. (Heimatgau, 7. Jg., Linz 1926, S. 15.)
- 20) L. Guppenberger, Zur Volkskunde: Volkscharakter, Trachten, Sitten und Bräuche. (Die Österr.-ungar. Monarchie in Wort u. Bild, Bd. Oberösterreich und Salzburg, Wien 1889, S. 140 f.)
- 21) A. Depiny, Vom Glöcklerlauf. (Heimatgau, 8. Jg., Linz 1927, S. 96.) — Ders., (Heimatgau, 2. Jg., Linz 1921, S. 39—41.) — Im selben Jg. berichtet Anna Anreiter über den „Glöcklerabend 1921 in Ischl“ (S. 36—38) und Oberngruber über den „Silvester- und Glöcklerbrauch am Traunsee“ (S. 38—39). — F. Prillinger überliefert die Sprüche der „Glöckler“ aus Laakirchen (Heimatgau, 3. Jg., Linz 1922, S. 294). — Dazu F. Stadler, Brauchtum im Salzkammergut. Bad Aussee 1971, S. 7 ff.
- 22) F. Lipp, Der Raum von Ischl, S. 270 f.
- 23) J. Steiner, Der Reise-Gefährte durch die Österreichische Schweiz oder das oberösterreichische Salzkammergut. Linz 1832, S. 80.
- 24) Diözesan-Archiv Passau, Sign. 1105 DA.
- 25) H. Commedia, Zur Volkskunde des Salzkammergutes vor fünfzig Jahren. (Volkskundliches aus Österreich und Südtirol. H. Wopfner zum 70. Geb., hg. v. A. Dörner u. L. Schmidt, Wien 1947, S. 43 ff.) Es handelt sich dabei um die Wiedergabe von A. Margullier, A travers le Salzkammergut. Voyage pittoresque dans la „Suisse Autrichienne“. Paris, librairie Hachette et Cie., 1896.

<sup>26)</sup> K. Ritter, Volkscharakter und Sitten in Gmunden. Chronik von Gmunden (1873). OÖ. Landesarchiv/Stadtarchiv Gmunden Nr. 126, Bd. 1, pag. 95.

<sup>27)</sup> Ischler Wochenblatt, XXXI. Jg., 1903 vom 10. 1., S. 5.

<sup>28)</sup> Bei A. Depiny (Heimatgaue, 1. Jg., Linz 1919/20, S. 124) wird darüber von Gmunden berichtet, daß Johann Neuhuber, gemeiniglich Schöffauer Schnauzi, 1902 angeblich zum 52. mal als Vorläufer dabei war.

<sup>29)</sup> Ischler Wochenblatt, XXI. Jg., 1893 vom 8. 1., S. 5.

<sup>30)</sup> Ischler Wochenblatt, XXII. Jg., 1894 vom 14. 1., S. 5.

<sup>31)</sup> Ischler Wochenblatt, XXIII. Jg., 1895 vom 13. 1., S. 4.

<sup>32)</sup> Ischler Wochenblatt, XXIV. Jg., 1896 vom 12. 1., S. 4.

<sup>33)</sup> Ischler Wochenblatt, XXX. Jg., 1902 vom 12. 1., S. 4.

<sup>34)</sup> Ischler Wochenblatt, XXXX. Jg., 1912 vom 14. 1., S. 4.

<sup>35)</sup> Ischler Wochenblatt, XXXVI. Jg., 1908 vom 12. 1., S. 4.

<sup>36)</sup> Ischler Wochenblatt, XXXVII. Jg., 1909 vom 10. 1., S. 4 f.

<sup>37)</sup> Vgl. Dazu R. Wolfram, Das Anklöckeln im Salzburgischen, S. 210 ff., wo er über erleuchtete Kopfaufsätze bei Sternsängern und Anklöcklern und über andere verwandte Formen des Lichtertanzes, insbesondere über die Schweizer „Chläuse“ und „Iffeler“ berichtet.

<sup>38)</sup> Zur Verbreitung des Brauches vgl. E. Burgstaller, Atlas von Oberösterreich, 2. Lfg., Bl. 40 d: Weihnachtsbrauchtum II, Die Große Rahnacht, Masken- und Opferbrauchtum; dazu Erläuterungsband zur 2. Lfg., Linz 1960, S. 195 ff. — R. Wolfram, Salzburg-Atlas, Bl. 55: Anklöckler-Glöcklgehn-Glöcklerlauf; dazu Textteil S. 105 ff. — Für die Ausbreitung sorgten einerseits „ausgewanderte“ Ebenseer, andererseits Trachtenvereine: Nach Steinach verpflanzte den Brauch der aus Ebensee stammende „Glöcklervater“ Franz Zehentleitner, dessen Stimme noch immer über Tonband das Glöcklerlaufen am 5. Jänner einbegleitet. — Nach Trieben wurde das Glöcklerlaufen laut Heimatbuch (F. Wohlgemuth, Trieben 900, Heimatbuch der Marktgemeinde, S. 363) „im Jahre 1904 durch den damaligen Oberförster des Stiftes Admont, Josef Derfler, gebracht, der 1902 von Ebensee, wo dieser Brauch in Übung war, nach Trieben übersiedelte“. — In St. Gilgen erfreute die Gesellschaft des Buschen- und Trachtenvereins 1929 die Bevölkerung „mit dem alten Volksbrauche des Glöcklerlaufens“. Es wurde unter dem Namen „Aberseer Glöcklerlaufen“ auch in der Stadt Salzburg vorgeführt (Salzkammergut Zeitung, 35. Jg., Gmunden 1929 vom 13. 1.). Seit dieser Zeit findet das Glöcklerlaufen rund um den Wolfgangsee und in der Stadt Salzburg statt. — In Ried treten Glöckler seit 1958 beim großen Dreikönigssingen auf (L. Pasch, Kulturgeschichtliche und volkhafte Wandlungen im Bezirk Ried i. I. = Schriftenreihe d. OÖ. Volksbildungswerkes, Bd. 19, o. J., S. 103). — Auf Initiative von Ferdinand Kain laufen die Glöckler seit 1970 auch in Obertraun.

<sup>39)</sup> R. Wolfram, Das Anklöckeln im Salzburgischen, unerscheidet ebenfalls das „Glöcklgehen“ vom Glöcklerlaufen.

<sup>40)</sup> F. de Paula Wierer, Ischl und seine Heilanstalten, Wien 1842, S. 39—42.

<sup>41)</sup> J. Kaesbacher, a. a. O., S. 136.

## Die Hausbank

### Beobachtungen zu einem unscheinbaren Möbel

Von Helene Grün

In einem landschaftlich besonders schönen Teil Oberösterreichs, auf dem Gmundnerberg, etwa 810 m hoch über dem Traunsee, mit der malerischen Bergkettenumrahmung von Höllengebirge und Traunstein und dem Blick in die Viechtau, haben wir einen Platz für unser Haus gefunden. Dieses sollte sich als ein neues, unseren Lebensformen gerechtes, doch den althergebrachten Bauwerken wie ein Glied in einer Kette bescheiden eingliedern. Wir fuhren kreuz und quer und studierten die Formen. Nun duckt sich heute am Hang, etwas abwärts von der Straße weggerückt, mit einem Giebelwalmdach und kleinen Fenstern ein „durchgangiges“ Haus.

Erst später spürten wir, es fehlt noch etwas: die Hausbank; sozusagen die Einladung zum „Weilen und Rasten“. <sup>1)</sup> Wieder unternahmen wir unsere Wanderungen, um in unserer weiteren und engeren Umgebung die „Hausbank“ aufzuspüren. In Altmünster, Traunkirchen, Mühlbach, auf dem Grasberg, Reindlmühl, Gmundnerberg, Hessenberg, Eben, Neukirchen, Baumgarten, Gschwandt, in Pettenbach, Vorchdorf, Voitsdorf, Ried — überall fanden wir einladende Bänke vor dem Haus, meist neben der Eingangstüre. Die knappe, durchaus nicht vollständige Nennung mag bestätigen, daß zu den Wohngewohnheiten des Salzkammergutes und seiner Umgebung die Bank vor dem Haus gehört. Darüber hinaus findet sich die Einrichtung einer Hausbank in weiten Teilen Oberösterreichs. <sup>2)</sup> Die Hausbank ist ein Bestandteil vieler Bauernhäuser, wie etwa auch der Brunnen vor dem Haus. <sup>3)</sup> Sie ist jedoch nicht ganz selbstverständlich bei allen Haustypen. <sup>4)</sup> Wie etwa im niederösterreichischen Waldviertel und Teilen des Burgenlandes. <sup>5)</sup>

Die Hausbank, auch „Benk“, ist, wie ihr Name sagt, alt. Im Althochdeutschen war das Wort „panch“, im Mittelhochdeutschen „banc“ dafür gebräuchlich. <sup>6)</sup> Die Bank besteht aus einer rechteckigen Platte, die von vier Stützen getragen wird und oft mit einer Rückenlehne versehen ist. <sup>7)</sup> Die Bezeichnung bedeutet auch Stütze oder Unterstützung und wird in dieser Funktion auch zum Namen einiger Arbeitsgeräte. <sup>8)</sup> Im oberösterreichischen Dialekt hat sich die Bezeichnung „Benk“ bis heute erhalten. Der Begriff der Hausbank ist so selbstverständlich, daß man sie in Untersuchungen über Bauernhäuser wohl einzeichnete, doch weiter nichts über sie ausführte. Sie nimmt eben eine Sonderstellung ein. Als Sitzgerät oder als Sitzmöbel ist sie aus dem Wohnbereich hinausgerückt (obwohl sie den Stubenmöbeln gleichen kann). Sie wird möglichst innerhalb der Dachtraufe, innerhalb der Grenze des häuslichen Schutzbereiches aufgestellt. <sup>9)</sup> So gehört sie mehr dem Haus an als dem Innenbereich des Wohnens.

Die feste Bank der einfachsten Form ist die ohne Lehne mit einem kurzen Sitzbrett, in das vier Stützen („Stiedeln“) eingestemmt sind, die fest in die Erde eingerammt werden. An die Mauer angerückt, steht sie meist neben dem Hauseingang.

Das Sitzbrett kann auch bei Einbruch der schlechten Jahreszeit entfernt werden. Für eine solche Sitzgelegenheit ist auch weiter außerhalb, etwa am Waldrand oder in der Nähe der Straße, aber auch im Garten, Platz. Diese „primitiven“ Bänke haben wohl die weiteste Verbreitung erfahren.

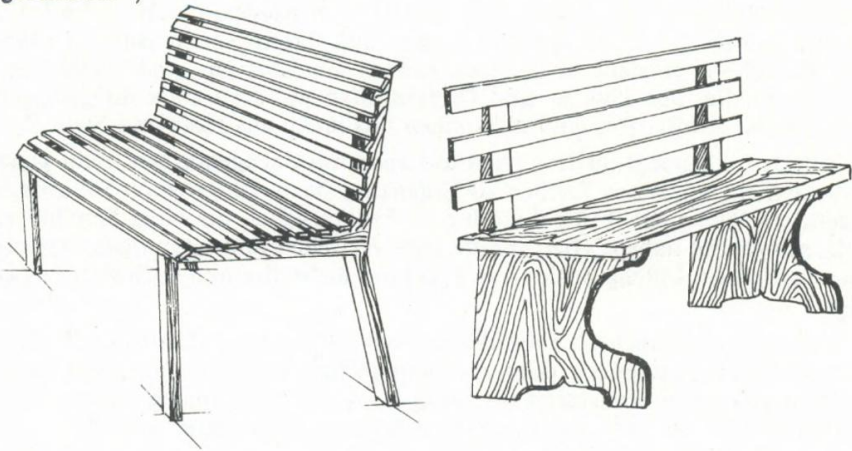
Solche festen Holzbänke haben ihre Entsprechung in **S t e i n** an wichtigsten Gebäuden der Märkte und Kleinstädte. Auch sie bestehen aus einer länglichen Steinplatte, die auf steinernen Unterstützungen ruht. Solche meist alte Steinbänke wirken wie eine feste Verbindung zur Mauer und stehen auch oft bei Eingangstüren. Z. B. in Eggenburg am Hauptplatz<sup>10</sup>), in Weitra am Rathaus<sup>11</sup>), in Mauthausen am Leopold Kaindl-Kai<sup>12</sup>), in Klagenfurt am Alten Platz<sup>13</sup>), in Mürzzuschlag beim Freibergerhaus, einem alten Hammergewerkenhaus.<sup>14</sup>) Zwischen zwei Toren befindet sich eine Steinbank an der Fassade des Christallnig-Palais Klagenfurt, aus dem 16. Jahrhundert.<sup>15</sup>) An der Mauer von Rathaus und Casino gab es in Baden um 1800 Steinbänke<sup>16</sup>), ebenso eine in Mödling am Schrankenplatz um 1840.<sup>17</sup>) Bäder und allgemeine öffentliche Einrichtungen statteten ihre Hausfronten mit solchen steinernen Bänken aus, wie in Baden das Bürgerspital, das Ursprungsgebäude und das Theresienbad, die 1909 bzw. 1885 demoliert wurden.<sup>18</sup>) Eine einfache Steinbank, die der bäuerlichen Sitzgelegenheit des Salzkammergutes entspricht, ist noch heute in Rohrau im Haydn-Haus, nun im Hof unter dem Dachvorsprung, aufgestellt.<sup>19</sup>) Andere Bänke haben nur die Sockel oder Füße, auch „Stumpfen“, aus Stein, das Sitzbrett jedoch aus Holz.<sup>20</sup>)

Neben der kleinen hölzernen Hausbank gibt es die schmale niedere Holzbank ohne Lehne mit zwei, vier und sechs Unterstützungsbrettern, die fest oder beweglich (je nach ihrer Länge) aufgestellt wird. Sie wird ebenfalls neben der Eingangstür, aber auch auf beiden Seiten davon angebracht. Wir finden lange Bänke an großen Hausfassaden in Salzburg<sup>21</sup>), Tirol<sup>22</sup>), Oberösterreich<sup>24</sup>), Kärnten<sup>25</sup>), Steiermark<sup>26</sup>), Niederösterreich<sup>27</sup>) und in Ungarn<sup>28</sup>). Ebenso auch in Böhmen<sup>29</sup>), im Küstenland<sup>30</sup>) und in Westgalizien und Wohlhynien<sup>31</sup>).

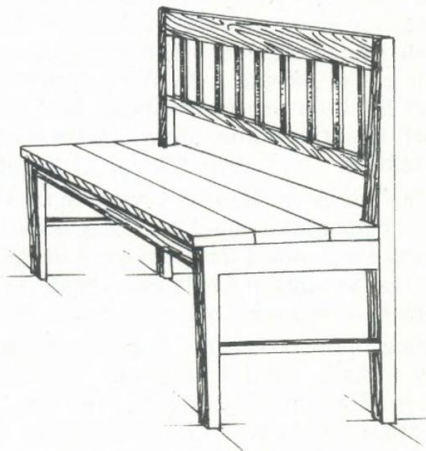


Neben diesen festen Hausbänken gibt es auch noch die **b e w e g l i c h e n**, die man je nach Wetter aufstellt und deren Standort gewechselt werden kann. Schon die Bezeichnungen dieser Bänke ergeben gewisse Unterscheidungen. So gibt es unter den beweglichen Bänken die „Sommerbank“, wie man sie im Salzkammergut nennt. Sie wird im Frühling vor das Haus gestellt, und zwar unter die Dachtraufe beim Eingang in das Wohnhaus. Im Herbst wird sie sodann in das „Gangl“, den

„Gang“, ins Vorhaus oder „Fletz“ oder eben sonst einem geschützten Platz abgestellt. In der Umgebung von Altmünster stellt man dann das Schuhwerk darunter.<sup>32)</sup> In der Regel sind diese Bänke mit einer Lehne ausgeführt. Manchmal sind das nur breite Bretter, andererseits werden Sitzflächen und Lehne aus schmalen „Latten“ gefügt. Sie sind beliebt aus Holz natur, gebeizt, können aber auch mit einem Farbenanstrich überzogen werden. Diese Lattenbänke sind kurz, aber auch so lang, daß sie eine Hausgiebelfront rechts und links der Eingangstüre überspannen.<sup>33)</sup> Diese Form der aus Latten gefügten Bank, die aus unserer Beobachtung auch einen großen Teil der oberösterreichischen Hausbänke ausmacht, hat weithin ihre Verbreitung gefunden.<sup>34)</sup>



Die zweite Form der beweglichen Bänke sind Holzbänke, deren Lehnen aus „Sprossen“ gearbeitet sind. Gelegentlich kommt auch der Ausdruck „Biedermeierbank“ — zutreffender jedoch „Stubenbank“ — für sie vor. Wir finden sie im Innviertel<sup>35)</sup>, in Niederösterreich<sup>36)</sup>, in Salzburg<sup>37)</sup>, im Salzkammergut<sup>38)</sup> und in Kärnten.<sup>39)</sup>



Zeichnungen von Dipl.-Ing. Gerhard Papp

Professor Max Kislinger, der viele Bauernhöfe im gesamten Gebiet Oberösterreichs aufnahm, zeichnete und fotografierte<sup>40</sup>), stellte fest, daß mehr und mehr die Stubenbänke „auf der Gred landen“. Die „Gred“ gilt als eine Art Vorplatz, sozusagen die Vergrößerung des Wohnraumes, aber auch ausgenützt als Wirtschaftsraum zum Aufstapeln der Herbstfrüchte.<sup>41</sup>) In der Regel ist sie ein Gang vom Wohn- zum Wirtschaftsteil, der etwa 1 Meter breit ist und vielfach mit Platten ausgelegt und vom Dachüberstand geschützt wird.<sup>42</sup>) Auf der Gred stellt man die beweglichen Bänke „der Sonne entgegen“, was ihnen auch die Bezeichnung „S u n n b e n k“ im Mühlviertel eingebracht hat.<sup>43</sup>) Im Inn- und Hausruckviertel hat sich für sie der Name „G r e d b a n k“ gebildet.<sup>44</sup>) Wird aus der Gred oder Tretten eine Längs- oder Seitenlaube, wie etwa in Niederösterreich, finden wir in den Innenhöfen mit ihren Arkadengängen und Tretten auch einfache Bänke.<sup>45</sup>) Beim Zwerchhof entsteht in der überdeckten Einfahrt ein geschützter Sitz- und Arbeitsplatz. Bei den Haken- und Dreiseithöfen wandern diese Sitzgelegenheiten wieder an die Straße. Das sind die kleinen Sitzbänke aus Holz und Stein.<sup>46</sup>)

Soll den Sitzgelegenheiten, allenfalls auch mit dazugehörigen leicht gebauten, oft zusammenklappbaren Tischen als Ergänzung dazu, ein größerer Schutz gewährt werden, errichtet man F ü r d ä c h e r. Früher sollen die alten Sennhütten alle Fürdächer gehabt haben. Hier konnte man verweilen und schmutzige Arbeiten im Freien verrichten, Milchgeschirr zum Trocknen aufstellen und auch Futtertröge hinstellen.<sup>47</sup>)

Aus diesen Fürdächern entwickelten sich Vorbauten, „Lauben“.<sup>48</sup>) Dort, wo die Bauernhäuser gemauerte oder aus Stein gefügte Unterbauten haben, führen zu den hoch gelegenen Haustüren Steinstiegen. Vor dem Eingang entsteht dort ein „Vorplatz“, der mit einer oder mehreren Bänken ausgestattet wird.<sup>49</sup>)

Um die Hausbänke mit ihren oft einfach beigeestellten Schragentischen entwickeln sich über Fürdach und geschütztem Vorplatz Lauben, Vorlauben, Vorbauten und Veranden.<sup>50</sup>) Erst über die Vorlaube gelangt man in das Hausinnere.<sup>51</sup>)

Das M a t e r i a l dieser Hausbänke ist Stein, weit häufiger Holz, wie es der heimische Wald liefert. Für das Sitzbrett wird Weichholz, weil es „warm“ ist, gerne verwendet.<sup>52</sup>) In den meisten Gebieten wird das Holz der Fichte und Lärche bevorzugt.<sup>53</sup>) Im Hausruckgebiet finden sich auch Eichenbänke, und auch Birkenholz wird verarbeitet. Dazu nur einige Beispiele: In Windlegen-Hessenberg fanden wir eine Birkenbank mit einem Sitzbrett aus Fichtenholz. Eine Bank aus Birkenstämmen läßt sich in Schießdorf, Gemeinde Münzbach, nachweisen.<sup>54</sup>) Birkenholz wird für die sogenannte „Hoartelbenk“, vor allem für das „Loahn Brett“ genommen.<sup>55</sup>)

Soweit die Bänke einfach in ihrem Bau sind, werden sie von den Männern des Hofes selbst gezimmert. Kommt aber einmal ein Zimmermann auf die Stör, gibt man ihm gerne den Auftrag. Heutzutage tischlern auch die Schreiner und Tischler die Stubenbänke. Haben aber die jungen Leute am Abend die „Benk z’sammgsessen“, dann wird sie möglichst unbemerkt, oft gemeinsam, wieder hergestellt.

Die Möbel vor dem Haus, auf der Tretten, in der Laube oder Vorhaus gehören der allgemeinen Gruppe des Weilens und Rastens an. Die Einladung, hier Platz zu nehmen, ist eine allgemein gastfreundliche Geste. Nur der ernstzunehmende „Gast“ wird in die Stube geführt.<sup>56</sup>) Die „Einleger“, das sind Bettler und Hausierer, dürfen hier ausrasten und bekommen auf der Bank vor dem Haus oder im Vorhaus etwas zu essen. Die Stube betreten sie nicht. Ihre Schlafstelle ist der Roßstall.<sup>57</sup>)

Von der Hausbank aus kann man das Geschehen rund um den Hof beobachten. Das gilt für alt und jung. Hier sitzen die alten Leute, die nicht mehr außerhalb arbeiten mitgehen und verrichten leichte Beschäftigungen, sehen nach den Kindern und betreuen allenfalls die Kleinkinder. Auf diese Weise sind auch die Haustiere unter Kontrolle. Und so „trabi“ (= eilig) ist es nicht einmal bei der Heuernte, daß die Nachbarin, die vorbeikommt, nicht ein wenig „niedersitzt und ratscht“.<sup>58)</sup> Die Alten ziehen sich am frühen Abend, etwa um 18 Uhr dreißig ins Haus zurück, und daß sie dann „einikratzen“, das hat es nicht geben.<sup>59)</sup> Die Hühner suchen unter der Hausbank Schutz vor dem Regen. Nimmt auch der Hahn dorthin Zuflucht, soll der Regen anhaltend sein.

Eine Hallstätterin<sup>60)</sup>, befragt, meint, die Hausbank sei den Leuten weit lieber und wichtiger als das Fernsehen. Denn von der Bank aus beobachtet man die Ereignisse seiner nächsten Umgebung. Man verfolgt z. B., wer zum Schiff geht und wer ankommt.

Am Sonntag sitzt man auch gerne auf der Hausbank, da kann man mit allen über alles Mögliche plauschen. Diese Unterhaltungen werden verschieden bezeichnet. Auf der Sommerbank im Salzkammergut und in der benachbarten Steiermark wird „getrüfelt“ oder man „sudert“. Diese Tätigkeit nennt man im Mühlviertel „auf der Sunnbenk pledern“, während man im Inn- und Hausruckviertel „auf der Gredbank roaselt“.

Groß aufgewartet wird den Zukehrenden nicht. Ein Schnaps, meist ein selbstgebrannter „Obstler“, oder der Krug Most sind im Vorhaus kühl gestellt. Es wird erzählt, daß es vor allem auch den jungen Leuten nicht um's Essen gegangen ist. Man war mit Obst und Most zufrieden. Ein Laib Brot war immer griffbereit. Die Einladung dazu lautet um Altmünster: „Kimm zuwa, sitz di nieda und schneid da a Brot o!“

Die Bank selbst hat auch ihre Arbeitsfunktion. Auf ihr wird seit alter Zeit das Milchgeschirr in der frischen Luft offen gegen die Sonne gestellt. Sowohl das Holzgeschirr, als später auch das Blechgeschirr, werden mit Lauge aus Asche und heißem Wasser gereinigt und „gsinacht“. Im Sommer werden auch leichte Arbeiten wie Auslesen von Feldfrüchten oder Rübenschälen vor dem Haus als Gemeinschaftsarbeit von Burschen und Mädchen verrichtet.<sup>61)</sup> Dabei ging es oft sehr lustig zu, da man miteinander wetteiferte.

Im Salzkammergut und in der Steiermark wird die Hausbank zur „H o a m g a r t e n b e n k“. Mit diesem Namen verbindet sich die gesellige Sitte, „In „Hoamgarten gehen“. Heimgarten ist ein zum Teil veralteter Ausdruck, zusammengesetzt aus Heim und Garten. Das Wort Hoam-Heim ist ein gemeingermanisches Wort für Haus, Wohnort, Heimat.<sup>62)</sup> Garten bedeutet im althochdeutschen wie im hochdeutschen Sprachgebrauch dasselbe. Gemeint ist damit seit altersher eine trauliche Zusammenkunft mit Nachbarn oder Freunden außerhalb des eigenen Hauses in oder außer einem Hause, also eine Gesellschaft, eine Besuch.<sup>63)</sup> Solche abendliche Zusammenkünfte finden sich im bajuwarischen Raum schon im 13. Jahrhundert.<sup>64)</sup> Bezeichnend heißt es 1654 über solche Zusammenkünfte: „in dem haimgarten siezent die frawen und reden vil den leuten nach.“<sup>65)</sup>

Mit dieser gesellschaftlichen Zusammenkunft läßt sich die Bedeutung von „Hoagascht“, wohl einer verkürzten Dialektform, verbinden. Das Wort bedeutet so viel wie ein unterhaltsames Gespräch. Dieses findet zwischen Burschen und Mäd-

chen beim „Gaßl-gehen“ in einer ganz bestimmten Form statt. Aus Oberösterreich<sup>66)</sup> wird der Brauch ähnlich geschildert wie aus dem Pinzgau.<sup>67)</sup> Können die Gaßler ihre Mädchen mit ihren Sprüchen und Reden (mit verstellter Stimme) überzeugen, finden sich die Mädchen bereit, die Fenster zu öffnen, und es kommt ein richtiger „Hoagascht“, also ein geselliges Gespräch, in Gang.

Die Gewährsleute aus Altmünster-Gmundnerberg und Reindlmühl verbinden mit der Erinnerung daran ein kleines Schmunzeln. Die derben bäuerlichen Gaßlsprüche, die oft an Deutlichkeit nichts fehlen ließen, und die Folgen der nächtlichen Zusammenkünfte machten wohl Verbote nötig, die uns in Polizeiordnungen und Erlässen erhalten blieben.<sup>68)</sup> Eine Handschrift des 18. Jahrhunderts aus Tirol behandelt „das verbottene nächtliche haingarten und gässl-gehen.“<sup>69)</sup> Deshalb wird in einer alten Polizeiordnung „die leichtfertige Zusammenkunfft der Manns- und Weibspersonen als an den Feyr-Nächten und Nacht-Heingarten verboten.“<sup>70)</sup>

An diesen Abenden konnte ein Bursch beweisen, wie geschickt er in der Abwehr war, aber auch wie flink im Angriff, wenn es ums „Stockschlagen“ „Fingerhaggeln“ oder Schuhplatteln ging. Die „Rieder-Paß“ pflegte einen „extrigen Tanz“.<sup>71)</sup>

Und was sie nicht sagen konnten, bekundeten ihre Lieder, Jodler und Juchzer. In den durchaus musikalischen Familien des Salzkammergutes gab und gibt es Familien mit genug begabten Mitgliedern, daß sie eine eigene „Paß“ bilden können. Dann sitzen z. B. die Bläser auf der Hausbank und üben ihre einfachen Weisen. Beliebt ist bis heute noch das „Echoblasen“, der Widerhall von den Bergen.<sup>72)</sup> Noch nach dem Krieg wurden von der „Rieder-Paß“, die auch im Hochzeits- und Jahresbrauchtum aktiv mitwirkt, diese echten volkstümlichen Traditionen geübt. In der Gegend Reindlmühl-Aurachtal hat es am Waldrand eine Bank gegeben, dort versammelten sich einige Flügelhornbläser. Bis in die Nacht hinein musizierten sie miteinander. Auf den Höfen ringsum saßen auf ihren Hausbänken jung und alt und lauschten den Klängen. Besonders feierlich klang es in der Neujahrsnacht.<sup>73)</sup>

Viele der Einkerbungen in den „Hoagartenbänken“ könnten von Lieb und Leid erzählen — doch meint der Gewährsmann, aus dem „Hoagascht sind durchaus dauerhafte ernste Bindungen fürs Leben entstanden“.

Wie bedeutend der Begriff war, geht daraus hervor, daß der bedeutende oberösterreichische Mundartdichter Franz Stelzhamer einen Band seiner schriftdeutschen Gedichte „Heimgarten“ nannte, die er 1847 verfaßte.<sup>74)</sup> Und kein Geringerer als der Heimatdichter Peter Rosegger nannte seine Zeitschrift, die ab 1. Oktober 1876 erschien, auch „Heimgarten“. Mit ihr sollte die poetische Volksüberlieferung erhalten bleiben. Sein Kreis von Mitarbeitern und seine Leser bildeten eine geistige Gemeinde.<sup>75)</sup>

1948—1950 erschien das „Österreichische Volksliederbuch“ von Georg Kotek und Raimund Zoder in drei kleinen Bändchen unter den Namen: 1. Stimme der Heimat, 2. Im Heimgarten, 3. Stille Stunden. In ihrem Vorwort zum Bändchen „Im Heimgarten“ bekannten sich die beiden Sammler zu der großen Bedeutung der geselligen Einrichtung des Heimgarten-gehens. Für diesen gibt es keinen bestimmten Ort, im Winter die große Stube, im Sommer der Bretterzaun oder die Hausbank. Dankbar haben viele Volksliedsammler die Bereicherung ihrer Sammlungen im bäuerlichen Heimgarten gefunden.

So ist die Hausbank als Teil des Hauses auch Teil des gesamten menschlichen Lebens, von der Kindheit bis ins Alter.

## Anmerkungen

<sup>1)</sup> Leopold S c h m i d t, Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz, Wien—Hannover 1967, S. 24.

<sup>2)</sup> Rudolf H e c k l, O. Ö. Baufibel, Salzburg 1949: Wolfgangsee Abb. 42; Trauntal Abb. 1a; Steirisches Ennstal Abb. 23, 39; Traunviertel Abb. 118; Welser Heide Abb. 41; Puchkirchen bei Vöcklabruck Abb. 97; Unterach Abb. 116; Kleinhaus im Eferdinger Becken Abb. 285; Trauntalhaus Abb. 159; Mondsee Abb. 170, 204; im Trauntal Abb. 243 u. a. m. — Franz L i p p, Art und Brauch im Land ob der Enns, mit 10 Bildkarten von Rotraut Hinderks-Kutscher, Salzburg 1952. Tafel I „Haus und Hof“: Toreckbau, „Einspringender Vierkanter“, Einhaus „Abersee-Haus“. — Max K i s l i n g e r, Bauernherrlichkeit, alte bäuerliche Kunst, Linz 1969: Vierkanter „Kleinpointer“ in Natzberg zu Nußbach, S. 75; Innviertler Bauernhof „Wimmer“ in Ruprechtsberg, S. 169; „Schneiderlina“ in Powang bei Straß im Attergau, S. 189; „Wallnbauer“ in Gosau, S. 189; „Müller“ in Eckartsbrunn bei Hellmonsödt, Mühlviertel, S. 191; „Kapeller“ in Rainbach bei Freistadt, S. 215.

<sup>3)</sup> Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten, Hg. v. Österreichischen Ingenieur- und Architektenverein, Wien—Dresden 1901.

<sup>4)</sup> Adolf H e l b o k, Haus und Siedlung im Wandel von Jahrtausenden („Deutsches Volkstum“ Bd. VI), Berlin und Leipzig 1937.

<sup>5)</sup> Johann R. B ü n k e r, Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn). (Mitt. d. Anthropolog. Ges. i. Wien, 1895, Bd. XXV).

<sup>6)</sup> J. Andreas S c h m e l l e r, Bayerisches Wörterbuch, Stuttgart 1868, Bd. I, Sp. 250.

<sup>7)</sup> Der neue B r o c k h a u s, Allbuch in 5 Bänden, u. Atlas, Wiesbaden 1959, S. 189.

<sup>8)</sup> Rauhbank, Drehbank, Hobelbank, Heindelbank, Schnitzbank u. a. m.

<sup>9)</sup> Richard W o l f r a m, Das Haus als Teil der geistigen Volkskultur („Haus und Hof in Österreichs Landschaften“. Notring-Jahrbuch 1973, Wien. S. 203).

<sup>10)</sup> Hans K o e p f, Stadtbaukunst in Österreich, Salzburg 1972. S. 38.

<sup>11)</sup> D e r s., S. 44.

<sup>12)</sup> D e r s., S. 55.

<sup>13)</sup> D e r s., S. 133.

<sup>14)</sup> Paläste und Bürgerhäuser in Österreich (Notring-Jahrbuch 1970, Wien, S. 183).

<sup>15)</sup> Ebda., S. 193.

<sup>16)</sup> Heimatkunde des Bezirkes Baden, Wien 1928, Abb. 19.

<sup>17)</sup> Heimatkunde für den Bezirk Mödling, Wien 1959/60, Abb. S. 159.

<sup>18)</sup> Skizzenbuch von Wetzelsberg, vor dem Umbau von 1836, „Österr. Kunsttopographie“, Bd. XVIII: Denkmale des Politischen Bezirkes Baden, bearbeitet von Dagobert F r e y, Wien 1924, Fig. 133, 243, 244.

<sup>19)</sup> Rupert F e u c h t m ü l l e r, Das Haydn-Haus in Rohrau (Haus und Hof, wie Anm. 9, S. 161).

<sup>20)</sup> Oskar M o s e r, Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten, Klagenfurt 1974 (= Kärntner Museumsschriften, Bd. 56), S. 170: Alpines Breitgiebelhaus, ehem. Putschallerwirt in Putschall, Ob. Mölltal.

<sup>21)</sup> wie Anm. 3: Salzburg 1: Nieder-Taxlgut in Berg bei Söllheim; Salzburg 2: Oberhaus in Seekirchen; Salzburg 6: Ernstgut in Fanning (Lungau); — Johann R. B ü n k e r, Metzker-Haus in St. Martin (Lungau). (Vgl. Mitt. d. Anthropolog. Ges. i. Wien, 1908, Bd. XXIX).

<sup>22)</sup> D e r s., Das Bauernhaus der Gegend von Stams im Oberinntal, Tirol. (Mitt. d. Anthropolog. Ges. i. Wien, 1906, Bd. XXXVI). In Kirchbichl lange Bank an der Giebelfront.

<sup>23)</sup> D e r s., Dorffluren und Bauernhäuser der Gegend von Lienz. (Mitt. d. Anthropolog. Ges. i. Wien, 1914, Bd. XLIV); Stoffler-Haus in Stribach, S. 352; Wutz-Haus in Stribach, S. 356; Stampfer-Haus in Stribach, S. 358; Wastl-Haus S. 360. Feste Bank an der Giebelwand, um die Ecke kleine bewegliche Bank.

<sup>24)</sup> Michael H a b e r l a n d t, Österreich, sein Land und Volk und seine Kultur, Wien—Weimar 1927, S. 283: Gebriehof in Regau; — Adalbert K l a a r, Innviertlerhof, (Haus und Hof, wie Anm. 9, S. 144); — Karl R a d l e r, Die bäuerliche Siedlung im Mühlviertel (in: Mühlviertel, 2. Band Volkskunde, Wien 1931): Putzleinsdorf, S. 17, 18; Häuschen in Lest, S. 9.

<sup>25)</sup> wie Anm. 3: Kärnten 3: Winkler-Haus in Reich, Gemeinde Seebad am Millstättersee; Kärnten 6: Sauk-Haus in Gritschach, Gemeinde Seebad; Kärnten 8: Pöckau bei Arnoldstein; — Kärnten 9: Beistübel No 10 zu Haus No 9) Adolf H e l b o k, wie Anm. 4: Abb. 48, Zwiefhof in Oberkärnten; — Oskar M o s e r, wie Anm. 20: Melcherhof in Mühlbach, Katschtal, S. 99; — Johann R. B ü n k e r,

Windische Fluren und Bauernhäuser im Gailtal in Kärnten, (Mitt. d. Anthropolog. Ges. i. Wien, 1905, Bd. XXXVI): Rader-Keusche in Tangern, S. 47; Gasperle-Haus in Treffling, S. 56; Hofer-Haus in Treffling, S. 58; Jank-Haus in Trsischk, S. 64; Schmied-Haus in Treffling, S. 88; Kramer-Keusche in Nötsch, S. 29.

<sup>26)</sup> wie Anm. 3: Steiermark 6: Ramsau bei Schladming; — Johann R. B ü n k e r, Dorffluren und Bauernhäuser der Gegend von Murau, Ob. Stmk., (Mitt. d. Anthropolog. Ges. i. Wien, 1913, Bd. XLIII): Kohlmann-Haus in St. Lorenz, Murtal.

<sup>27)</sup> Johann K r ä f t n e r, Naive Architektur in Niederösterreich, St. Pölten 1977: Kleines Bänkchen an einem Dreiseithof in Oberstrahlbach, S. 71 und Rosenaudorf, S. 77; — Leopold S c h m i d t, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. II, Horn 1972, Abb. 47, Kleine Hausbank auf einem Motivbild, Weinviertel; — Hiltraud A s t, Vgl. Aufnahmen aus dem Raume Gutenstein, N. Ö. Lichtbildarchiv Bergbauernmuseum Gutenstein.

<sup>28)</sup> wie Anm. 3: Ungarn: Haus in Georgenberg, Ungarn, 60, 58, 64.

<sup>29)</sup> wie Anm. 3: Böhmen 5: Schmiede zu Prischowitz bei Turnau; Böhmen 6: Bauerngut in Hliney bei Leitmeritz; Böhmen 9: Lewin bei Anscha.

<sup>30)</sup> wie Anm. 3: Küstenland 1: Unterkobdil bei Görz.

<sup>31)</sup> Karl C. v o n L o e s c h, Deutsche Züge im Antlitz der Erde, München 1935, S. 45, 56: Stadlau und Gallowitz, Westgalizien (Polen), Amelyn, Wolhynien.

<sup>32)</sup> Josef M o s e r, Altmünster-Eben.

<sup>33)</sup> Johann R. B ü n k e r, wie Anm. 23: Gendorfer-Haus in Stribach, S. 354; — Karl I l g, Der Unterländer Einhof, (Haus und Hof, wie Anm. 9, S. 63); — Paul B a u e r, Das Gosautal, Selbstverlag 1971, Abb. 48; — Franz E p p e l, Die Eisenwurzeln 1968, Abb. 41: Vierkanthof aus Rems, N. Ö.; — wie Anm. 3: Oberösterreich 3: Bank bei Gasthof in St. Agatha bei Goisern; Salzburg 3: Adamgut in Neuhof bei Kreiwiesen; — Otto S w o b o d a, Alte Holzbaukunst in Österreich, Salzburg 1975, S. 83: Bank mit einer Lehne aus Latten gefügt, Bregenz, altes Rathaus; — Adolf H e l b o k, wie Anm. 4: Montafonerhaus in Schruns, Abb. 45; Jochberg, Nordtirol, lange Bänke an der Giebelfront. Abb. 46.

<sup>34)</sup> Karl C. v o n L o e s c h, wie Anm. 31: Weinhauerhaus in Botsch, Siebenbürgen; Bistritz, Nösnergau, Siebenbürgen, S. 39.

<sup>35)</sup> Otto S w o b o d a, wie Anm. 33: Thalmannsbach, Gemeinde Sigharting, Abb. 90.

<sup>36)</sup> Leopold S c h m i d t, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. I, Horn 1966, Abb. 39: Sprossenbank, Bäckerei Hans Schnessel, Göstling a. d. Ybbs.

<sup>37)</sup> wie Anm. 3: Salzburg 6: Ernst-Gut in Fanning, Lungau.

<sup>38)</sup> Bauernhaus „Hagen“, Gmundnerberg-Altminster.

<sup>39)</sup> wie Anm. 3: Kärnten 3: Bauernhaus aus dem Maltatal; — Oskar M o s e r, wie Anm. 20: Kragelsdorf bei Eitweg, Unterkärnten.

<sup>40)</sup> Max K i s l i n g e r, Alte Bauernharrlichkeit, Linz 1957; — D e r s., Alte bäuerliche Kunst, Linz 1963; — D e r s., Bauernherrlichkeit, alte bäuerliche Kunst, Linz 1969.

<sup>41)</sup> Karl R a d l e r, wie Anm. 24, S. 8.

<sup>42)</sup> Arthur H a b e r l a n d t, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs, Wien 1953, S. 61.

<sup>43)</sup> Max K i s l i n g e r, Linz, Franz K l a c z a k, Linz.

<sup>44)</sup> Franz K l a c z a k, Linz.

<sup>45)</sup> Johann K r ä f t n e r, wie Anm. 27: Radlbrunn und Großmeiselsdorf, Abb. S. 90, 91; — Leopold S c h m i d t, wie Anm. 36: Oberdürnbach, Hof mit Seitenlaube, in ihr Bank und Tisch.

<sup>46)</sup> Johann K r ä f t n e r, wie Anm. 27, S. 23, 24.

<sup>47)</sup> Johann R. B ü n k e r, Das Bauernhaus am Millstätter-See in Kärnten. (Mitt. d. Anthropolog. Ges. i. Wien, Bd. XXXII, 1902, S. 251, 256): Fürdach der Mallensteiner Hütte, Badstube aus Trebesing, Badstube aus Trsischk.

<sup>48)</sup> wie Anm. 47: Laube des Binderhauses in Techendorf, S. 264.

<sup>49)</sup> wie Anm. 47: Mauerbauer-Haus in Radl im Liesertal; Wessek-Keusche in Feistriz, S. 39.

<sup>50)</sup> Franz G r i e s h o f e r, Die Anzenaumühle, (Haus und Hof, wie Anm. 9, S. 141); — Hiltraud A s t, Photoarchiv Gutenstein.

<sup>51)</sup> Otto S t i b o r, Hier waren wir einst zu Hause. Bildband der Wischauer Sprachinsel in Mähren. Text: Josef H a n i k a, Wiesbaden—Wien 1957, Abb. 10, 11, 13, 15, 27: Ein auffallendes Beispiel dafür entwickelten einst die Wischauer in Mähren. Ihre Häuser hatten einen einstöckigen Sölder mit einem Steilgiebel und dem Rest eines Walmes, er hat eine große gewölbte Eingangsöffnung, die unten mit einem Ziergatter abgeschlossen wird. Der Sölder bot Sitzgelegenheit für Mahlzeiten und für den abendlichen Plausch.

<sup>52)</sup> Josef M o s e r, Altmünster-Eben.

<sup>53)</sup> Franz K l a c z a k, Grasberg.

- <sup>54)</sup> Otto S w o b o d a, wie Anm. 35, S. 90.
- <sup>55)</sup> wie Anm. 53.
- <sup>56)</sup> wie Anm. 1.
- <sup>57)</sup> Max K i s l i n g e r, Linz.
- <sup>58)</sup> Julie N u s s b a u m e r, Grasberg.
- <sup>59)</sup> Josef M o s e r, Altmünster-Eben.
- <sup>60)</sup> Rosa K l a c z a k, Hallstatt.
- <sup>61)</sup> Fr. S c h e r n b e r g e r, Gmundnerberg-Siedlerberg: Die weißen Rüben mußten, nachdem sie gewaschen waren, geschält werden, dann mußte man sie fein hobeln, danach wurden sie eingesäuert. Als „Saures-Rüben-Gemüse“ bekannt.
- <sup>62)</sup> Der große D u d e n, 7, Herkunftswörterbuch, Mannheim 1963, S. 257.
- <sup>63)</sup> J. Andreas S c h m e l l e r, wie Anm. 6, Bayerisches Wörterbuch, Bd. I, Sp. 938, 939.
- <sup>64)</sup> Georg K o t e k, Raimund Z o d e r, Ein Österreichisches Volksliederbuch, 2. Aufl., Wien 1969, Bd. II „Im Heimgarten“ S. 4.
- <sup>65)</sup> wie Anm. 63.
- <sup>66)</sup> Lambert G u p p e n b e r g e r, Volkscharakter, Tracht, Sitten und Bräuche, in: Die Österr. Ungar. Monarchie in Wort und Bild, Bd. Oberösterreich und Salzburg, Wien 1889, S. 119.
- <sup>67)</sup> Ilka P e t e r, Gaßbrauch und Gaßspruch in Österreich, Salzburg 1953, S. 25.
- <sup>68)</sup> Andere Deutung für Haim-Garten: goth. = Haims-vicus, isländ. Haimr-coetus — siehe Anm. 63.
- <sup>69)</sup> wie Anm. 67, S. 162.
- <sup>70)</sup> wie Anm. 63.
- <sup>71)</sup> Josef M o s e r, Altmünster-Eben.
- <sup>72)</sup> Josef S c h ö g l, Gmundnerberg.
- <sup>73)</sup> Julie N u s s b a u m e r, Grasberg, Dr. Hermann S c h o b e r s b e r g e r, Reindlmühl, Waltraud M a u r e r, Reindlmühl, Gmundnerberg-Tischrunde G a s t h o f M a u r e r, Gmundnerberg.
- <sup>74)</sup> Josef N a d l e r, Literaturgeschichte Österreichs, Linz 1948, S. 280.
- <sup>75)</sup> D e r s., S. 381 f.



# „Ich habs nur zum Andenken dem Klackl erdicht“

Ein Ischler Wildererdrama und sein Fortleben im Liede.

Von Gerlinde H a i d

Emil Karl Blümml hat im Jahre 1919 im ersten Jahrgang der Zeitschrift „Heimatgau“ in einem Aufsatz über „Historische Lieder aus Oberösterreich“ drei Lieder über den Tod des Wildschützen Johann Klackl (Ischl, 1891) veröffentlicht, die ihm ein Bergarbeiter aus Lauffen vorgesungen hatte.<sup>1)</sup> Die drei Lieder gehören zu jener Gattung von „Ereignisliedern“, wie sie immer wieder aus aktuellem Anlaß entstehen und auch gesungen werden, um gewöhnlich nach einiger Zeit wieder in Vergessenheit zu geraten. Ich bin nun durch einen Zufall bei volksmusikalischen Feldforschungen in Ischl fast 60 Jahre nach Blümml wiederum auf diese drei „Klackl-Lieder“ gestoßen, und ihre Überlieferung war so lebendig, daß es mich reizte, den „Fall Klackl“ nochmals aufzurollen, dies umso mehr, als inzwischen eine Reihe melodischer und textlicher Varianten dieser Lieder ein buntes Bild von der Veränderlichkeit im Volksgesang entwerfen. Einige neue Informationen zum „Fall“ selbst sind darüber hinaus ein Beitrag zur Ischler Heimatgeschichte, die freilich — blättert man die im Pfarramt aufliegende Ortschronik durch — voll von Wildererdramen ist. Die Ereignisse um den Tod von Johann Klackl haben das Gemüt der Ischler jedoch besonders berührt — handelte es sich doch hier nicht allein um den alten Kampf zwischen Jagdherrn und Wilderern, sondern um die weittragenden Folgen eines Unfalles, durch den zwei Kameraden nicht nur der Wilderei überführt wurden, sondern auch unschuldig unter Mordverdacht gerieten. Und rührend ist auch der Umstand, daß in der Haft der beiden Kameraden jene drei „Klackl-Lieder“ entstehen, von denen zu reden sein wird. Vorerst sei jedoch versucht, die Ereignisse von jenem Unglückstag darzustellen:

## Das Ereignis

Die Gerichtsakten über diesen Fall sind längst vernichtet, nur noch einige Zeitungsmeldungen können als mehr oder weniger „objektive“ Darstellungen herangezogen werden, auch trifft man in der mündlichen Überlieferung noch da und dort auf Erzählungen über Klackls Tod.<sup>2)</sup> In ihrem Roman „Der Hof in Windhag“ hat sich Anna K r i s t e k - L a i m e r des dramatischen Stoffes bedient, und diese Wilderergeschichte an zentraler Stelle verarbeitet. Da sie ihr ganzes Buch stark aus lokalen Erzählungen schöpft, kann sie hier als Quelle mitberücksichtigt werden.<sup>3)</sup> Wichtigste Quelle sind aber die drei „Klackl-Lieder“ selbst, die den Hergang in vielen Einzelheiten schildern (siehe unten).

Die I s c h l e r O r t s - C h r o n i k <sup>4)</sup> vermerkt:

„Beim Wildern erschossen. Am Sonntag, den 26. Juli. Franz Klackl, Zimmermann, 60 Jahre alt, wohnhaft hinter dem Hundskogel, ferner der Sägeknecht F. Ke-

fer und der Meierknecht Urban Wimmer begaben sich morgens auf das Kattergebirge, um zu wildern. Sie hatten bereits 2 Rehe erlegt und rasteten beim Feichterbrunn unter der Ahornfeld-Alpe. Plötzlich fiel von oben ein Schuß und traf Klackl in den Hals. Er starb bald darauf.“

Diese Meldung wurde offenbar einer Zeitungsnachricht<sup>5)</sup> entnommen und gibt — ebenso wie diese — die Namen der Beteiligten falsch wieder. In Wirklichkeit handelte es sich um:

Johann Klackl, Zimmermann in Sulzbach 41, 64 Jahre.

Urban Wimmer, geb. 26. 3. 1856, damals Meierknecht in der Rettenbachmühle, später war er Aushilfsjäger, verheiratet, er ist am 11. 1. 1929 in Reiterndorf („Wirndl“) gestorben.

Josef Kefer (im Sterbebuch als „Käfer“ eingetragen), geb. am 1. 1. 1864, damals Sägeknecht in der Rettenbachmühle, später Sagmeister in der Koglermühle Geir, verheiratet, wohnhaft in St. Wolfgang, Weinbach 1, gestorben am 19. Juni 1930 bei einem Autounfall.<sup>6)</sup>

Diese drei also waren es, die am 26. Juli 1891 miteinander auf das Ahornfeld in der Nähe des Feichter zum Wildern aufbrachen. Den genauen Hergang schildert das 1. Klackl-Lied sehr deutlich.: Bei regnerischem und unfreundlichem Wetter luden die drei im Morgengrauen ihre Gewehre; nach Art der Wildschützen schwärzten sie die Gesichter mit Ruß, um unkenntlich zu sein. Johann Klackl zog überdies seinen Rock verkehrt, das heißt mit dem Futter nach außen, an, wodurch er die gelblich-rötliche Farbe der Rehe hatte. Die Kameraden trennten sich beim Pirschen und Urban Wimmer erlegte zunächst eine Rehgeiß, bald darauf schoß Kefer Sepp (er ist der Erzähler in diesem Lied) einen Bock.

Die mündliche Überlieferung besagt dann weiter, daß Klackl das Reh aufgebrochen hat, während Kefer und Wimmer einige Meter über Johann Klackl im Gelände saßen, und Aufpaß hielten. Während Klackl kniend über das Reh gebeugt war, krachte plötzlich ein Schuß, Johann Klackl konnte angeblich noch sagen: „au, jetzt hat es mich erwischt“, und ist mit einem Genickschuß vornübergesunken und war tot.<sup>7)</sup> In einem Zeitungsbericht heißt es hingegen, sie seien zu dritt beisammen gesessen um zu rasten und einen Imbiß einzunehmen, als plötzlich von oben ein Schuß fiel, der den „zwischen seinen Komplizen sitzenden Klackl rückwärts in den Hals traf . . . Der Sektionsbefund ergab, daß die Kugel Hals, Lunge, Zwerchfell und Herzbeutel durchbohrte und durch das Gesäß wieder nach außen in die Erde ging.“<sup>8)</sup> Der Mörder habe „aus einer Waldesschlucht“ geschossen, heißt es nun weiter im 2. Klackl-Lied. Die Kameraden sprangen gleich hinzu, konnten ihn aber nicht mehr retten. Während das erste Lied mit dem Hinweis auf die sofortige Anzeige durch die beiden Überlebenden die eigentliche Erzählung beendet, schildert das 2. Lied die Fortsetzung genauer: Die beiden legten den toten Kameraden zunächst an einen Ort, wo sie ihn später holen wollten, und bedeckten die Leiche mit Tannenreisig. (Daß es sich um ein „bekanntes Ort, wo ihn noch jeder findet“ gehandelt hat, wird eigens betont — möglicherweise waren die beiden im Laufe der Gerichtsverhandlungen in den Verdacht gekommen, sie hätten die Leiche überhaupt verstecken und sich nicht den Gendarmen stellen wollen.) Dann brachten sie die traurige Botschaft zunächst dem Bruder des Erschossenen, schließlich — so heißt es im Lied — holten die Freunde den Leichnam, um ihn zu Hause aufzubahren. Der alte „Hörager“, Josef Auer, damals ein Kind von 4 Jahren, erinnert sich noch dunkel daran,

daß der Tote bei seinem Haus vorbeigetragen wurde. Das Ischler Wochenblatt<sup>9)</sup> schildert den Hergang so: „Nachdem Wimmer und Kefer den toten Kameraden zu Tal gebracht hatten, gaben sie im Gasthaus „zur Wacht“ ihre Gewehre ab, verfügten sich unverweilt nach Ischl und stellten sich selbst dem hiesigen Bezirksgericht . . . Der Tote wurde Sonntag abends unter Gendarmerie-Begleitung in die Totenkammer am hiesigen Friedhofe überführt und am Dienstag früh zur Erde bestattet.“ Die Aussagen stimmen also nicht überein — es ist auch heute bedeutungslos, ob der unglückliche Erschossene zu Hause oder in der Totenkammer aufgebahrt wurde. Seine beiden Kameraden sind hier weniger verlässliche Zeugen, da sie sich ja während dieser Phase des Geschehens bereits in Untersuchungshaft befunden haben. Die Schilderung des Begräbnisses, von dem man ihnen sicher berichtet hat, wollen wir ihnen jedoch glauben: Drei Schüsse fielen an Klackls Grab, da er als Krieger an zwei Feldzügen teilgenommen hatte. Die Wilderei, an der ja Klackl auch beteiligt gewesen war, tat der Ehrenhaftigkeit seines Begräbnisses keinen Abbruch.

Kefer Sepp und Wimmer Urban hingegen erhielten in der Verhandlung beim Kreisgericht Wels am 26. August 1891 empfindliche Strafen wegen Wilderei und Übertretung des Waffenpatentes. Josef Kefer wurde zu vier Monaten, Urban Wimmer zu fünf Monaten schweren verschärften Kerkers verurteilt.<sup>10)</sup> Vom Mordverdacht wurden sie jedoch offenbar freigesprochen. Für ihre vollständige Rehabilitation nach der Haftentlassung spricht, daß Wimmer als Jäger, Kefer als Sägemeister eine sichere Anstellung fand.

Die Frage nach dem Täter blieb ungelöst. In der Meldung des Ischler Wochenblattes vom 30. August 1891 heißt es, daß von der Bevölkerung eine „Person mit Stand und Namen“ der Tat geziehen wurde. Erzählt wird, daß dies der Revierförster Vogl gewesen sei, da dieser einige Zeit nach dem Schuß im Gasthaus zur Wacht eingekehrt war. Das Gasthaus zur Wacht liegt direkt an dem Weg, den man geht, wenn man vom Feichter kommt. Die Zeit vom Schuß bis zum Erscheinen des Försters war aber zu kurz, wie spätere Laufproben ergeben haben. Der Förster war ein beleibter Mann und hätte in dieser Zeit nie vom Tatort zum Gasthaus gelangen können.<sup>11)</sup> Man hat den Vorfall schließlich als Folge eines höchst fatalen Irrtums gedeutet: Es wird angenommen, daß der Täter durch die Farbe von Klackls gewendetem Rock getäuscht war und meinte, auf ein Stück Wild zu zielen. Durch den Aufschrei des Getroffenen wurde er sich der schrecklichen Tat bewußt, stellte sich jedoch nicht, sondern entzog sich der Verantwortung. So wird das Geschehen auch von Anna Kristek-Laimer geschildert. Wie weit das Ende, das sie der ganzen Affäre in ihrem Roman gibt, der Wirklichkeit entspricht, wird sich wohl kaum mehr eruieren lassen. Demnach soll Jahre später, schon nach dem Tod von Kefer und Wimmer, aus der Hauptstadt an das Pfarramt Ischl ein Schreiben gekommen sein von einem Pater, der einem Sterbenden die letzte Beichte abgenommen und von dem die Aufgabe übernommen hatte, eine Nachricht an die richtige Stelle zu bringen: „Er sei derjenige gewesen, der damals in der Schlucht bei der großen Lacken den verhängnisvollen Schuß abgegeben und nicht den Mut aufgebracht hatte, sich selbst zu stellen. Er wäre dann gleich in die Welt geflohen, und da niemand etwas davon gewußt habe und er auf Umwegen erfahren hätte, es sei den beiden Verdächtigen weiter nichts geschehen, habe er es leicht gehabt, zu schweigen . . .“<sup>12)</sup>

Wie dem auch sei — die Aktendeckel über dem „Fall Klackl“ haben sich längst geschlossen, und niemand mehr würde an dieser Geschichte Anteil nehmen, hätte sie nicht Gestalt gewonnen in jenen drei Liedern, von denen hier die Rede sein soll.

### Die drei „Klackl-Lieder“ — Ihre Entstehung und ihre Überlieferung

Im Gegensatz zu den meisten Volksliedern, deren Entstehung unbekannt ist, wissen wir bei den Klackl-Liedern ziemlich genau Bescheid: Kefer Sepp hat sie im Arrest geschrieben. Einige Fragen bleiben bei dieser Behauptung allerdings offen: die mündliche Überlieferung bestätigt meist die Autorschaft von Kefer, doch wird auch Wimmer Urban als Autor oder wenigstens als Mitautor angegeben.<sup>13)</sup> Das Original-Blatt, das vor nicht allzulanger Zeit in Ischl noch gesehen wurde, ist verschollen. Es befand sich zuletzt angeblich im Besitz von Herrn Thalhammer in Kaltenbach. Eine Abschrift davon besitzt Familie Müllegger in der Lindau — auch diese ist derzeit unauffindbar, doch hat sich Herr Josef Auer („Hörager“) eine Abschrift dieser Abschrift gemacht, und diese durfte ich abschreiben! Da „Urschriften“ in der Volksliedforschung etwas äußerst Seltenes sind, möge man mir verzeihen, daß ich diesem Dokument doch einigen Quellenwert beimesse und trotz der offensichtlichen Fehler und Auslassungen im Text die Über- und Unterschriften als authentisch nehme. Diese lauten für das 1. Lied:

„Klackl-Lied“

Darunter:

„Geschehen am 26. Juli 1891  
gedichtet im Arrest

als Mitgenosse  
der Urban Wimmer“

Josef Kefer

für das 2. Lied:

„Des Schützen Tod“

darunter:

„geschehen am 26. Juli 1891“

für das 3. Lied:

„Der Unbekannte“

Unter dem dritten Lied ist die Unterschrift des Kopisten: „Josef Auer“.

Aus dem Eingang des ersten Liedes ergibt sich klar die Autorschaft von Josef Kefer. Auch die Unterschrift besagt das gleiche; Wimmer hat nicht als Autor, sondern als Kamerad, Leidensgefährte und Zeuge unterschrieben. Und noch etwas spricht für die Autorschaft von Josef Kefer: dieser Mann hat überhaupt gedichtet! Ich war nicht wenig überrascht, bei der Suche nach anderen Gelegenheitsliedern aus dem Salzkammergut auf seinen Namen zu stoßen. Raimund Zoder hat sogar drei Lieder mit dem Titel „Vergangenheit“, „Gegenwart“ und „Zukunft“ von ihm veröffentlicht, und schreibt dazu: „Sie sollen vom Kefer Sepp in der Kogler-Mühlsäge gedichtet worden sein, der seine Dichtung mit dem Fichtlhuber Dichtl (Benedikt) oft den Leuten vorgesungen hat.“<sup>14)</sup> Und mit diesem wichtigen Hinweis fällt auch ein Licht auf die Verbreitung der drei „Klackl-Lieder“: Kefer Sepp hat sie wohl selbst mit dem genannten Fichtlhuber Dichtl in der Öffentlichkeit gesungen, wo sie offenbar von zahlreichen anderen Sängern übernommen wurden. Die Texte wurden vielfach abgeschrieben, die Lieder erklangen häufig in den Wirtshäusern in und um Ischl. Gustav Höllwerth<sup>15)</sup> erzählt, daß besonders die beiden ersten Lieder populär waren, sie wurden etwa von den zwanziger bis zu den fünfziger Jahren vor allem von vier Ischlern mitsammen gesungen: von dem Holzknecht Johann Grieshofer, dem

Tischler Hans Sams („Hörager“), vom Tischler Franz Siedler und dem Pfannhauer Johann Strubreiter. Die Texte konnte man auswendig, die Lieder wurden im Wirtshaus direkt „geschrien“. Als Überlieferer des dritten Liedes, das etwas weniger bekannt war, nennt Höllwerth den Preiner („Engel“) Pold und Josef Vogelhuber (noch vor dem zweiten Weltkrieg).

Aus diesen Traditionen stammen auch die folgenden mir vorliegenden Abschriften und Gesangsaufnahmen:

„Abschrift Blamberger“. Doppelblatt mit allen drei Liedtexten, mit der Überschrift: „3. Wildschützenlied!“, als Kopist ist „Ignaz Loidl in Ischl“ unterschrieben. Lois Blamberger hat es von der Maherndl Marie (Wirtshaus „Grüner Baum“) erhalten. Es diente als Vorlage für die Tonaufnahmen mit Gustl Höllwerth, Bad Ischl, Rosenkranzgasse, am 4. 10. 1977. (Österr. Volksliedwerk, Zentralarchiv, Band Salzkammergut 1).

Tonaufnahmen mit Josef Auer („Hörager“), Bad Ischl, Lindau, am 4. 1. 1978. Als Textvorlage diente die oben besprochene Original-Abschrift. (Österr. Volksliedwerk, Zentralarchiv, Band Salzkammergut 4).

Tonaufnahmen mit Herrn und Frau Müllegger, („Kral“), Bad Ischl, Lindau, am 4. 1. 1978. Als Textvorlage diente ein handschriftliches Liederbuch von Frau Müllegger. (Österr. Volksliedwerk, Zentralarchiv, Band Salzkammergut 4).

Eine Besonderheit stellt die Niederschrift der Melodie dar, wie sie mir im Sommer 1977 seine Hoheit Herzog Albrecht von Bayern vorgepiffen hat mit dem Bemerkung, dieses Lied sei ihm etwa 1928 in Ischl von zwei Sängern vorgesungen worden, und es handle sich um den „Klackl“-Wilderer mit roter oder brauner Joppe, der erschossen worden sei. Er habe es seither nie mehr gehört. Dieser Hinweis war es eigentlich, der mich aufmerksam werden ließ, als ich bei den Tonaufnahmen mit Gustl Höllwerth auf die drei „Klackl-Lieder“ stieß . . .

Die „Klackl-Lieder“ dürften sich naturgemäß nicht allzuweit verbreitet haben: im Salzkammergut wanderten sie wohl auch über die Almen und fanden ihre Sänger in allen mit dem Wilderertum vertrauten Bevölkerungskreisen. Im Jahre 1905 hörte Dr. Ernst Jungwirth die beiden ersten Lieder auf der Postalm bei Strobl, vorgesungen von der Sennerin Katharina Scheffbenker, genannt „Ischler Kathi“. Der Text ist im Oberösterreichischen Volksliedarchiv in Linz archiviert.<sup>16)</sup> Emil Karl Blüml hat seine Aufzeichnung im Jahre 1908 nach dem Gesang des Bergarbeiters Michael Laimer „Jula Poldl Micherl“ in Lauffen gemacht.<sup>17)</sup> Daß das 2. Lied auch in Aussee gesungen wurde, zeigt eine Befragung bei Leander Hillbrand „Liasen“ in Sarstein<sup>18)</sup>, der sich allerdings nur noch an den Text erinnert und auch nicht weiß, ob dieser vollständig ist. Der Text ist gegenüber den Ischler Fassungen stark „zersungen“, bzw. der Tatsache angepaßt, daß es sich um ein Ereignis handelt, das sich nicht in Aussee, sondern im „fernen“ Ischl abgespielt hat. (Siehe Näheres im Abschnitt über das 2. „Klackl-Lied“.)

Die „Klackl-Lieder“ sind eigentlich bis heute lebendig geblieben, wenn man davon absieht, daß in den Wirtshäusern und Familien etwa seit den fünfziger Jahren überhaupt kaum noch gesungen wird, jedenfalls bedeutend weniger als früher, weshalb die Lieder in der jungen Generation weitgehend unbekannt sind. In der mittleren Generation habe ich etwa in Gustl Höllwerth (geb. 1920) und in Herrn und Frau Müllegger (geb. 1927 bzw. 1931) großartige Vorsänger gefunden. Für die Lebendigkeit der Überlieferung in der alten Generation möge die folgende Episode sprechen.<sup>19)</sup>

Herr Höllwerth, der in Anschluß an meine Befragungen die Klackl-Lieder mit zwei seiner Singkameraden dreistimmig einlernen wollte, wollte sich noch einmal vergewissern, ob die von ihm gesungene Melodie auch wirklich „authentisch“ sei,

und suchte deshalb die „Maherndl Marie“ (Wirtshaus „Grüner Baum“) auf, wo diese Lieder früher viel gesungen wurden. Tatsächlich fand er dort zwei alte Männer, die ihm die Lieder bereitwillig vorsangen. Sie waren sich jedoch — der Erzählung nach — an einer Stelle über die Melodie nicht einig; dazu kam noch, daß der ältere nicht mehr die erforderliche Höhe für den Überschlag hatte, weshalb der jüngere in die Überstimme hinüberwechselte. Das jedoch kränkte den älteren, 83jährigen Sänger so sehr, daß er mit den Worten: „Du Rotzbua, du brauchst mas Singa nit lerna!“ den Fünfundsiebzigjährigen erfaßte und gegen die Wand drückte. Gläser fielen um, und es entstand ein richtiger Tumult — hätte nicht der Fünfundsiebzigjährige aus Ehrfurcht vor dem Alter diesen Angriff hingenommen, ohne sich zu wehren, wäre es zu einer regelrechten Rauferei gekommen.

### 1. Klackl-Lied

In der Textabschrift nach dem Original lautet der Text:

#### Klackl-Lied

1. Es ist so was traurigs zum singan is nit  
Ich habs nur zum Andenken in Klackl erdicht
2. Ich wünsch das so was ja niemand basirt  
Als wia mir und in Urban im Ischler Gebirg
3. Mir drei Schützen san gonga hinaus ins Revier  
Und oba da Locka da rasten halt mir
4. Mir ladn unsre Stutzen und ruasing uns an  
Es wird ja schon Schußlicht drum richt ma uns zsamm
5. Da Klackl der hat eahm in Rock überdraht  
Er hat jetzt die Farb wia in Summa s Wildprat
6. I hab ja eahm gsagt du, da könnt da was gschegn  
A, sagt er, das wird s wohl dena nit gebn
7. Hiaz tan ma halt pirschn schön langsam in Wald  
Es tuat a weng regna, da Nebl is kalt
8. Mir gehn hiaz vonander da fallt glei a Schuß  
Da hat halt da Urban a Rehgoß dapufft
9. Mir gengan hiaz weider und steign auf a Wand  
Da is a schöns Platzlerl da sitz ma uns zsamm
10. Daweil i so schau da kimmt schon a Bock  
I lad ma mein Stutzn und schiaß n glei tot
11. In Klackl den hat halt das Ding a so gfreut  
Er sagt drauf: So lustig war s gar nia wia heut
12. Mir habn hiaz zwoa Stückerl, an Bock und a Goß  
Hiaz mach ma uns wieder schön lustig auf d Roas.
- [13. fehlt]
- [14] 13. Mir habn ja neamt gsegn den ganzn liabn Tag  
Auf oamal hat hinter uns a a Schuß kracht

- [15] 14. Da Klackl schreit: Aus is Buam troffn hat s mi  
Mir springen glei zuwi sein Lebn war dahin
- [16] 15. Mir habn uns glei anklagt habn alles schön gsagt  
Und i glaub a daß do da koa Mensch drüber lacht
- [17] 16. Nur den möcht i wissn der dos hat getan  
Der hat halt koa Gwissn sunst druckat s ihn schon
- [18] 17. Und wenn er a bisserl a Menschengfühl hätt  
So tats eahm im Herzen drin weh

Geschehen am 26. Juli 1891  
gedichtet im Arrest

als Mitgenosse  
der Urban Wimmer

Josef Kefer

Wie man sieht, fehlt in dieser Abschrift eine Strophe, und zwar die 13. Gegenüber allen anderen bekanntgewordenen Textfassungen sind die erste und zweite Strophe vertauscht; die letzte Strophe ändert das Versmaß. Beides könnten Züge sein, die der ursprüngliche Text trug, und die dann durch das Singen im Volk verändert, eigentlich verbessert wurden. Zum Vergleich die Fassung der Abschrift Blamberger, in der die 5. und 6. Strophe fehlen. Jeweils zwei Verse sind hier zu einer Strophe zusammengefaßt:

#### 1. Lied

- [1] 1. Ich wünsche dass so etwas niemand passirt,  
Wie mir und den Urban in Ischlergebirg,
- [2] es is so was traurigs zum singen wärs nicht  
Ich habs nur zum Andenken fürn Klackl erdicht!
- [3] 2. Wir drei Schützen san gegangen, hinaus in d'Revir,  
und ober der Laka da rasten halt wir,
- [4] wir laden uns Stuzerl und Ruasing uns an,  
es wird ja schon Schuslicht, drum richten wir uns z'sam!
- [5 fehlt]
- [6 fehlt]
- [7] 3. Hiatzt dama halt Biaschn schön langsam in Wald,  
es thuat a weng Rengeln, da Nebel is kalt,
- [8] hiatz gen wir ver'nder, dawal falt a schus  
da hat halt da Urban a Regoas dapuft!
- [9] 4. Hiatz gen wir halt wider und steign aufa Wand,  
dort is a glanz Blesal, dort sietzen wir uns z'sam
- [10] dawal ia so sitz schau, dawal kimt a Bok,  
i span halt mei Stuzerl und schiasn glei tod!
- [11] 5. Den Klackl den hat halt das ding a so gfreit,  
er sagt drauf so lustig wars gar ni wia heunt,
- [12] wiar hom jetzt zwoa Stükl an Bok und a Goas,  
jetzt machn wiar uns wider schön lustig auf d'Roas!
- [13] Jetzt gema halt hinab ja, in Feuchtenwald,  
dort sitzen wir uns nider und machen a halt,
- [14] Wir habn nimand gsehn, den ganzen halbn Tag,  
auf einmal hat hinter uns ar a schuss kracht!

- [15] 7. Da Klackl schreit aus is, getroffen hats mich,  
wir springen glei zuawi sein Lebn war dahin,  
[16] Wie habn uns glei anklagt, habn alles schön gsagt,  
und i glaub das da drüber koa Mensch nit lacht!
- [17] 8. Nur den möcht ich wissen, der das hat gethan,  
der hat halt koa gwissen sonst drukats n lang,  
[18] den wan er a bisserl a Menschn Gefühl hät,  
so hät ers schon bestanden, die traurige That!

Schluss!

In Blümmls Aufzeichnung fehlt die 12. Strophe. In der 14. (bei Blümml die 13.) Strophe heißt es: „Daweil hat hinter uns a Jagaschuß kracht“, wodurch dem Text eine eindeutige Wendung gegeben wird. In der Texthandschrift der „Ischler Kathi“ sind die Strophen vollzählig vorhanden, allerdings wieder zwei und zwei Verse zu je einer Strophe zusammengefaßt. Der Liedertext, der in den Roman verarbeitet ist, ist eine Kontamination aus dem 1. und 2. Lied. Sachlich unrichtig dürfte die Stelle sein: „Da hat halt da Klackl a Rehgoas dapufft“. In den anderen Fassungen heißt es hier „Urban“.

Die Versform des Textes ist jener dreischlägige, zehnwertige Zweizeiler, der seit Beginn des 18. Jahrhunderts im alpenländischen Hirtenlied belegt ist (z. B. „Laufet ihr Hirten, lauft alle zu gleich“) und als „Schnaderhüpfelvers“ bezeichnet wird. Der Vers erscheint in einer Fülle alpenländischer Weisen, deren Ursprung man im Tanzlied sieht (Gstanzln, Gsangln, Schnaderhaggen usw.). Melodisch wird dabei häufig die achttaktige Periode (auch der wiederholte Viertakter) gestaltet, wie z. B. in den Steirer- und Landlergstanzln, oder auch die durch einen Jodlereinschub erreichte 16taktige Periode (auch der wiederholte Achtakter), wie z. B. beim „Steirischen Walzer“ oder „Waldhansl“. So etwas hat wohl auch der Kefer Sepp im Ohr gehabt, und er entschuldigt sich ja förmlich für diese Tanzboden-Assoziation: „Es is so was Traurigs, zum Singa is nit, i habs nur zum Andenken in Klackl erdicht!“.

Die beiden frühesten Aufzeichnungen des Liedes — das ist die Aufzeichnung von Blümml und die Angabe von Herzog Albrecht, sind der Gstanzlform am nächsten. Es sind wiederholte Viertakter.

### 1. Klackl-Lied:

Aufzeichnung Blümml



1. Und däs wünsch i koan Men-sch'n, wäs



uns is páf fiert, als wia mir und in



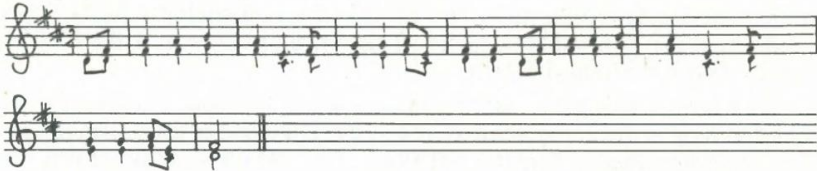
Ur-ban\* in Isch-la Ge-birg.

Gestaltanalytische Skizze<sup>20)</sup>



Die ersten vier Takte dienen der Exposition des Tonraumes, die zweiten vier seiner Erfüllung. Der Kopftou des Terzzuges wird durch einen Anstieg ( $f^1 - g^1 - a^1$ ) erreicht.

Niederschrift nach Herzog Albrecht



Der genaue Text zu dieser Weise wurde nicht mitüberliefert. Angegeben wurde nur die Oberstimme; die gestalttragende Unterstimme wurde von mir ergänzt. Die nahe Verwandtschaft zu Blümmels Variante läßt diese Weise als durchaus glaubwürdig überliefert erscheinen; es sei mir die Bemerkung gestattet, daß Herzog Albrecht auch in anderem Zusammenhang sein phänomenales Musikgedächtnis unter Beweis gestellt hat.

Gestaltanalytische Skizze:



Wieder handelt es sich um einen wiederholten Viertakter, in dem der Terzzug zuerst exponiert, dann erfüllt wird. Der Anstieg fehlt hier, dafür ist der Zug selbst reicher diminuiert.

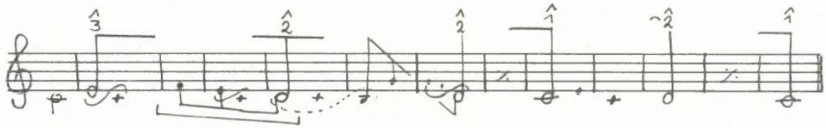
Die folgenden Varianten unterscheiden sich von den älteren Aufzeichnungen bedeutend. Dem Zweizeiler entspricht eine Melodie in ungeteilter Form, deren letzte vier Takte mit dem Text der zweiten Verszeile wiederholt werden.

Aufzeichnung nach Herrn und Frau Müllegger:

Das Lied wurde mit Hauptstimme (Herr Müllegger in hoher Lage) und Überschlager (Frau Müllegger) vorgesungen. Es ist in der vorliegenden Aufzeichnung klingend notiert. Als Textvorlage diente ein handschriftliches Liederbuch von Frau Müllegger. Weil der Anfang etwas unklar war, wurde mit der 3. Strophe begonnen.



Gestaltanalytische Skizze:



In den ersten vier Takten fällt die Melodie vom Kopftone, der Terz (3) zur 2, wobei durch einen untergeordneten Terzzug bei der 2 ( $f^1 - e^1 - d^1$ ; siehe Motivklammer) im Detail der gleiche Duktus verwirklicht wird, wie in der gesamten Melodie. In Takt 5 — 8 wird an die melodische 2 ( $d^1$ ) angeknüpft, diese wird durch eine Brechung ( $h - g^1 - d^1$ ) ausgeschmückt und bis zum 7. Takt festgehalten, bis sie im 8. Takt in die abschließende 1 ( $c^1$ ) fällt. Hierauf folgt die Wiederholung, die — weil jetzt an die melodische 1 (und nicht, wie in Takt 5 an die melodische 2) angeknüpft wird — zunächst im Tonikaklang bleibt (Takt 9), und erst von Takt 10 — 12 eine notengetreue Wiederholung darstellt.

Das Lied ist mit dieser Melodie besonders ausdrucksvoll. Nach den ersten vier Takten ist der Weg in die 2 abgeschlossen und der Duktus der Gesamtmelodie wurde durch den untergeordneten Terzzug präzisiert. Für Takt 5 — 8 bleibt nur noch der ohnedies selbstverständliche Weg in den Grundton. Der völlig andere „Affekt“ der Melodie in diesem zweiten Teil: Festhalten und Ausschmücken, drückt sich im Diminutionswechsel aus. Die Diminutionen des ersten Teiles: Viertel, punktierte Viertel, Achtel, wobei die Viertel melodisch eine Tonwiederholung sind; die Diminutionen des zweiten Teiles: punktierte Viertel, Achtel, Viertel.

Diese beiden unterschiedlichen Diminutionsarten bleiben auch in den Strophenvarianten erstaunlich konstant. Nur in der 2. Strophe wird im 3. Takt gesungen:



sicherlich textbedingt, da die Silbe „ßign“ nicht als Länge gesungen werden kann.

Im 5. Takt der 4. Strophe:



ist es wiederum der Diphthong bei „hoid“, der die Längung nahelegt.

Aufzeichnung nach Höllwerth

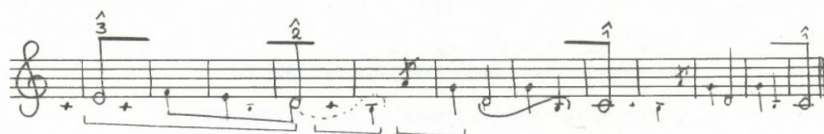
Die Variante ist sehr ähnlich jener von Müllegger. Höllwerth hat sie aus der Erinnerung und völlig unvorbereitet gesungen; die Aufzeichnung darf also nicht so gewertet werden, wie etwa die Aufnahme eines lebendigen Wirtshausgesanges. Es lag deshalb auch nahe, die vielen Strophenvarianten, die bei dieser Aufzeichnung zu

vermerken waren, als Unsicherheit des Vorsängers der Melodie gegenüber zu deuten. Sie erwiesen sich jedoch bei genauerem Hinsehen als so sinnvoll, daß es ein Ver-säumnis wäre, sie nicht zu publizieren.

Bei Balladen sind ja Strophenvarianten von vornherein sinnvoll, um nicht zu sagen: notwendig. Das sprachliche Metrum (die Versform) des Textes stellt sich von Strophe zu Strophe in verschiedenen Rhythmen dar. („Es wird ja schon Schuß-liacht, drum richt mar uns zsamm“ hat die Zäsur in der Mitte des zweiten Versfu-ßes, nach „Schußliacht“; hingegen: „Er sagt drauf: so lustig woas goa nia wia heid“ hat die Zäsuren in der Mitte des 1. Versfußes, nach „drauf“ und in der Mitte des 3. Versfußes, nach „nia“.) Jede Strophe aber soll transparent gemacht werden in ein- und derselben Melodie, die wiederum ihre spezifischen metrischen und rhyth-mischen Akzente hat. Es ist also nur naheliegend, daß ein Sänger versucht, durch musikalische Varianten von Strophe zu Strophe die ausdrucksvollste Übereinstim-mung zwischen Text und Melodie herzustellen. Die vorliegende Melodie eignet sich dafür hervorragend. Das folgende Beispiel bringt zunächst die aus allen Strophenvari-anten erschlossene Grundgestalt, in der die Unterstimme (= Hauptstimme) er-gänzt wurde:



#### Gestaltanalytische Skizze



Die Variante ist der vom Ehepaar Müllegger vorgesungenen sehr ähnlich. Durch die Vorschlagsnote  $a^1$  vor der Quinte ( $g^1$ ) in Takt 5 wird sehr stark auf das Sekundmotiv Bezug genommen, das im Hintergrund der Melodie den Weg von der melodischen 3 zur melodischen 2 darstellt, und auch im Übergang von Takt 4 zu Takt 5 im Vordergrund steht (siehe die Motivklammern). Dadurch wird gegenüber der Variante Müllegger die Verknüpfung des zweiten Melodieteiles mit dem ersten Melodieteil eher vordergründig betont. Der Diminutionswechsel, der in der Variante Müllegger die Affekte der Melodie so schön unterstreicht, ist hier weniger ausgeprägt. Das oben besprochene Sekundmotiv wird in Takt 5 durch die weitgehend in allen Strophen vorgetragene Längung des 2. Viertels (angezeigt durch den Querstrich über der Note  $d^1$ ) hervorgehoben. Die Strophenvarianten siehe Seite 145.

Wie es zu diesen Varianten gekommen ist, wurde schon oben besprochen. Da-bei wurden Strophen, die unzulänglich gesungen wurden, nicht einbezogen. Bei der ersten Strophe machte der Vorsänger keine Wiederholung. Diese Varianten sind kei-neswegs als die allein gültige Singweise anzusehen, zeigen jedoch, wie anschaulich hier gesprochen wird. Nur einige Details seien kommentiert:

Die Verwendung des  $c^2$  im 2. Takt dient der spezifischen Deklamation des Textes, also der Betonung des nachfolgenden sinntragenden Haupt-, Zeit- oder Eigenschaftswortes. 1. Strophe: „niemand“. 2. Strophe: „Sing“, 9. Strophe: „Ding“, 10. Strophe: „Bock“. 13. Strophe: „troffn“.

Die Varianten im 3. Takt dienen ebenfalls der Deklamation. In der 5. Strophe hat der Sänger das Ziel, den Wald, im Auge, in der 6. Strophe wird der „Schuß“ betont, in der 7. Strophe wird durch die Durchgangsnote  $e^1$  sogar das Hinaufsteigen: „steign aufra Wand“ deutlich lebendig.

Hinzuweisen ist noch auf das  $d^2$ , das in Takt 6 (Strophe 10 und 13), häufiger aber bei der analogen Stelle in Takt 10 (Strophe 4, 5, 6, 7, 10, 13) erscheint, wodurch das Strophenende intensiviert wird.

Vergleicht man nun zusammenfassend die früheren Aufzeichnungen dieses Liedes mit den jüngeren, so sieht man deutlich, daß es im Volksgesang eine Entwicklung durchgemacht hat: weg von der „Gstanzl“-Form, die dem Inhalt des Liedes weniger angepaßt ist, und hin zu einer ausdrucksvollen Melodie, die der individuellen Deklamation des Sängers stark entgegenkommt.

## 2. Klackl-Lied

Die Abschrift des Originals bringt im Vergleich mit anderen Texten eine vollständige Fassung:

### Des Schützen Tod

1. Monate sind verflossen und Tage an der Zahl  
So müssen wir auch wandern von dieser Erde all
2. Am 26. Juli im Ischlergebirg  
da wurde Johann Klackl erschossen meuchlich hier
3. Der Mörder hat geschossen aus einer Waldesschlucht  
Dem ahnungslosen Schützen die Kugel durch die Brust
4. Seine Kameraden faßt der Schrecken an diesem dumpfen Schuß  
Sie sprangen in die Höh o jammervolles Los
5. Aus is, mich hat s getroffen das war sein letztes Wort  
So wandert er hinüber ins ferne Heimatsort
6. Die Schützen die da standen mit tränenvollem Blick  
Und schauten dem Kameraden ins bleiche Angesicht
7. Der Mörder ist entflohen er ist nicht bekannt  
Man wird ihn doch noch finden sonst straft ihn Gottes Hand
8. Sie brachten dann den Schützen an ein bekanntes Ort  
Daß ihn dort jeder findet mit Gras\* deckt man ihn zu
9. Sie gingen zu seinem Bruder ins tiefe Tal hinab  
Und brachten ihm die Kunde was sich begeben hat
10. Seine Freund erfaßt ein Schrecken an dieser Schaudertat  
Sie brachten ihn nach Hause er wurde aufgebahrt



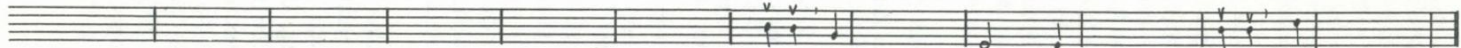
1. Ich wünsch daß so etwas nie niemand pas-siert, wie mir und den Urban in Ischlerge- birg.



2. Es is so was Traurigs, zum Singa wärs nit, i häbs zum An-denga fürn Klackü er-dicht und i häbs zum An-denga fürn Klackü erdicht.



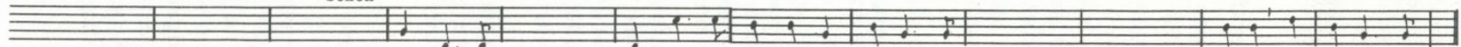
3. Mia drei Schitzn san gänge hin-aus in d'Re-vier, und oba da Läckä dä rästn hält mia, und oba da Läckä dä rästn hält mia.



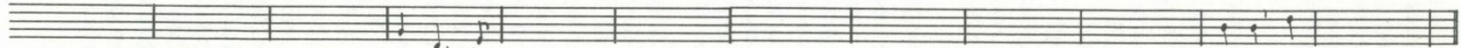
4. Mia lädn unsre Stutzerln und ruaßign uns an, es wird jã schon Schußliacht richt mar zsämm, es wird jã schon Schußliacht richt mar zsämm.  
drum uns drum uns



5. Hiaz tan ma hoid pirschen längsãm in Woid, es tuat a weng rengln, da Newü is koid und es tuat a weng rengln, da Newü is koid.  
schen



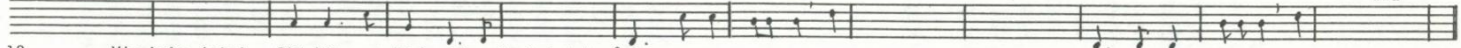
6. Hiaz gehn ma va-nãnda, da-waü foid a Schuß, dä hãt hoid da Urban a Rehgoaß da-pufft, und dä hãt hoid da Urban a Rehgoaß da-pufft.



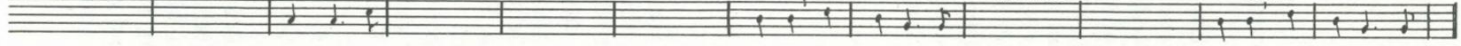
7. Hiaz gehn ma hoid wiede und steign aufra Wãnd, duat is a kloans Platzal, duat sitz mar uns zsämm is a kloans Platzal, duat sitz mar  
und duat uns zsämm.



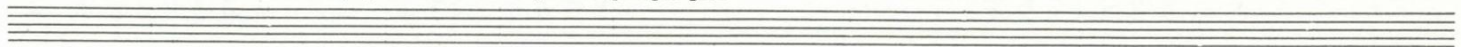
9. Den Klackü, den hãt hoid dãs Ding a so gfreit, er sägt draufso lustig woas goa nia wie heit, und er sagt drauf, so lustig woas goa nia heit.  
wie



10. Mia habn jetzt Stückün, an Bock und a Goaß, jetzt mächn mr uns wiederum schen lustig aufd Roas, mächn mar uns wiederum lustig aufd Roas!  
zwoa und hiaz schen



13. Da Klackü schreit: aus is, ge-troffen hãts mi, mia springen glei zuawi, sei Lebñ woa dahin, und mia springen glei zuawi, sei Lebñ woa dahin!



11. Am 28. Juli hört man den Trommelschlag  
Da senkten sie den Schützen hinab ins kühle Grab
12. Drei Schüsse sind gefallen zu Ehren in sein Grab  
Weil er als tapfrer Krieger zwei Feldzüge mitgemacht\*\*
13. Dort ruht er nun im Stillen in seinem kühlen Grab  
Bis er wird auferstehen einst an dem jüngsten Tag

geschehen am 26. Juli 1891

\* Tannenreisig

\*\* es handelt sich wohl um den Italienfeldzug 1859 und den deutsch-deutschen Krieg 1866

Ebenfalls vollständig mit 13 Strophen ist der Text in der Abschrift Blamberger, während in Blümmls Aufzeichnung die 4. und 7. Strophe fehlen und die 5. und 6. in der Reihenfolge vertauscht sind. Auch sonst weist Blümmls Aufzeichnung einige Unstimmigkeiten auf. So heißt es dort in der 9. (bei Blümml ist es die 7.) Strophe: „Wir gingen dann zum Bruder“, obgleich das ganze Lied sonst nicht in der Ichform erzählt wird. In der 10. Strophe (bei Blümml die 8. Strophe) heißt es: „Der Bruder voller Schrecken“ anstatt: „Die Freunde voller Schrecken“. Im Text der „Ischler Kathi“ fehlt die 6. Strophe, sonst stimmt sie mit der Abschrift des Originals ziemlich genau überein. In der Textkontamination des Romans erscheinen die 7., 10. und 13. Strophe.

Stark gekürzt und zersungen ist die Fassung aus Aussee. Sie lautet:

1. Die Jahre sind verflossen, 9.000 an der Zahl,  
so müssen wir auch wandern von dieser Erde all.
2. Am 26. Juli im Ischler Gebiet  
da wurde Johann Klackl erschossen, meuchlisiert.
3. Der Mörder hat geschossen aus einer Waldesschlucht  
den ahnungslosen Schützen die Kugel durch die Brust.
4. Der Mörder ist entflohen, von ihm ist nichts bekannt,  
man wird ihn doch einst finden, sonst straft ihn Gottes Hand.

Der in Aussee unter diesem Namen kaum bekannte „Tatort“ „Ischlergebirg“ wird also ersetzt durch „Ischler Gebiet“, auf das dann folgerichtig nicht „hier“ gereimt wird — das Ereignis hat sich ja auch nicht hier, in Aussee, abgespielt — sondern man behilft sich mit der Wortschöpfung „meuchlisiert“, die in ihrer Skurrilität den ganzen Text in die Nähe der Schauderballade rückt. Die Eingangsstrophe mit den neuntausend verflossenen Jahren paßt gut in die unwirklich übersteigerte Stimmung. Bezeichnend ist, daß der Gewährsmann über das Ereignis selbst nichts zu erzählen wußte; für ihn war es der unaufgeklärte Meuchelmord an einem Schützen — ob an einem Wildschützen, einem Jäger, einem Soldaten, einem Armbrustschützen, blieb der Phantasie überlassen.

Text und Melodie des 2. Klackl-Liedes lassen kaum einen Zweifel darüber, daß Kefer Sepp die Strophen in Anlehnung an ein ihm geläufiges Soldatenlied erfunden hat. Es ist das Lied: „In Böhmen liegt ein Städtchen . . .“<sup>21)</sup>

Dieses Lied ist eine österreichische Schöpfung, die unter dem Namen „Das zehnte Jäger-Bataillon“ (bei Paumgartner) oder „Die letzten 7 vom Regiment“ (bei Erk-Böhme) sehr populär war und vielfach aufgezeichnet wurde. Es ist aus Anlaß des Italienfeldzuges (1859) entstanden und schildert die tragische Heimkehr der wenigen Überlebenden nach den blutigen Schlachten (Magenta, Solferino, Montebello). Das Lied wurde im deutsch-deutschen Krieg 1866 nach Deutschland verbreitet und von Sachsen, Preußen und Hessen viel gesungen. Eine auf diesen Krieg bezogene österreichische Aufzeichnung stammt aus Linz.<sup>22)</sup>

Johann Klackl, der, wie es in diesem Lied heißt, zwei Feldzüge mitgemacht hat, hat es sicher selbst gekannt und gesungen. Grundstimmung ist sowohl beim Soldatenlied, wie auch bei den Klackl-Liedstrophen die Tragik der Überlebenden. Gewisse Textformeln sind sogar sehr ähnlich:

**Das Soldatenlied:**

10. Am Tag von Montebello  
grub man ein tiefes Grab  
dort senkte man die Braven  
die Tapfern all hinab.

11. Nur sieben sind am Leben,  
die kehren jetzt zurück  
in ihr verlaßne Heimat,  
mit tränenvollem Blick.

**Das Klackl-Lied:**

11. Am 28. Juli hörte man den Trommelschlag  
da senkten sie den Schützen hinab ins kühle Grab

6. Die Schützen die da standen mit tränenvollem Blick  
und schauten dem Kameraden ins bleiche Angesicht

Zum besseren Vergleich der Melodien sei auch das ursprüngliche Soldatenlied noch einmal abgedruckt:

In Böhmen liegt ein Städtchen . . .

**Das zehnte Jäger-Bataillon.**

1. In Böhmen liegt ein Städtchen, das  
kennt fast jeder Mann; denn wohl die schönsten  
Mädchen trifft man darinnen an.

Gestaltanalytische Skizze:

Das Lied ist austerzend zweistimmig; die gestalttragende Stimme ist also die Unterstimme. Problematisch ist in der vorliegenden Aufzeichnung die Notierung des Taktwechsels, der musikalisch nicht motiviert ist. Die Koronen zeigen an, daß

das Lied rhythmisch sehr frei gesungen wird. Die Notierung mit Rezitativnote, wie ich sie bei den mir vorgesungenen Klackl-Liedern gemacht habe, dürfte die Melodiegestaltung besser wiedergeben. Es ist eine ungeteilte Form. In den ersten vier Takten führt eine Brechung vom Grundton über die mit ihrer Nebennote geschmückte Terz zum Kopfton, der Quint, die im 5. Takt mit einer Vorschlagsnote erreicht wird. In der Folge wird der Quintzug ausgeführt: nach einer kleinen Zäsur bei der  $\hat{3}$  wird die Fortsetzung des Quintzuges wieder mit einer Vorschlagsnote eingeleitet.

Diese Vorlage war offenbar ausgezeichnet geeignet für das, was im 2. Klackl-Lied ausgedrückt werden sollte. Obwohl das 2. Klackl-Lied viel gesungen wurde, unterscheiden sich die Varianten kaum untereinander und kaum von der Vorlage. Blümml hat seine Variante im 2/4-Takt notiert; die Unterstimme (= Hauptstimme) ist zu ergänzen. Hier möge stellvertretend auch für die anderen Varianten die Aufzeichnung nach Müllegger stehen:

## 2. Klackl-Lied

Aufzeichnung nach Müllegger

Am 26. Juli im Ischler-gebirg, da wurde Johann Klackl erschossen mouchlings hier.

Gestaltanalytische Skizze

Der Anstieg ist wie beim Soldatenlied mit einer Nebennote bei der  $\hat{3}$  gestaltet. Die  $\hat{3}$  wird nicht von einer Vorschlagsnote geholt, sondern von der nochmals angesungenen darunterliegenden Terz. Analog wird auch die Gliederung des Quintzuges nach der  $\hat{3}$  gestaltet. Beides hat seine Entsprechung schon am Beginn, wo der Grundton von der darunterliegenden Quinte geholt wird (siehe Motivklammern).

## 3. Klackl-Lied

Das letzte der drei Klackl-Lieder, in der Abschrift des Originals mit der Überschrift „Der Unbekannte“ versehen, ist die Anklage gegen jenen Schützen, der Johann Klackl — sei es auch ohne Absicht — getötet hat und sich nun dem Gericht stellt. Der Text entbehrt der anschaulichen Schilderung, die die beiden ersten Lieder ausgezeichnet hat. Die juristischen wie auch moralischen Aspekte des „Falles“ sind schließlich so kompliziert, daß sie kaum in einem einfachen Liedtext bewältigt werden können. So ist es einerseits die Frage nach dem „Meuchelmord“ (handelt es sich wirklich um einen solchen?) die den Autor beschäftigt, andererseits die moralische Seite des Wilderns, das ja, wie man weiß, im Volk nicht als ernsthaftes Delikt angesehen wird. Kefer und Wimmer mögen deshalb auch die Strafen, die sie letztlich we-

gen Wilddieberei verbüßten, als weitaus zu hart empfunden haben, denn ihr Vergehen hatte mit dem Mord nichts zu tun: „Der Mensch der ist ja doch viel mehr, als das Wild was frei sich nährt“.

Der vollständige Text findet sich in der Abschrift Blamberger:

3. Lied!

Ignaz Loidl in Ischl

1. Wie heist die Blume in blauen Licht,  
die nennen wir Vergissmeinnicht,  
Und wen den Menschen ein Unglück trifft,  
do denkt er an die Zeit zurück!

2. Dass Schicksal wass den Menschen trifft,  
dass weis er ja in voraus nicht,  
drum sag ich gleich und zweifle nicht,  
der Mörder ist ein schlechter Crist!

3. Der Mensch der ist so hart wie Stein,  
sonst könnt er nicht so ruhig sein,  
Der ist ein Auswurf von der Erd',  
der ist sein Leben garnicht werth!

4. Wir wissen nicht wer dieser ist,  
drum bleibt sein Name ungewiss,  
den dieser ist so hart wie Stein  
sonst könnt er nicht so thierisch sein.

5. Und der glei schiast und es verschweigt,  
und so ein schickt in die Ewigkeit,  
der soll auch haben koa Rast koa ruah,  
Den so wass ist ein Meuchelmord!

6. Der Mensch der ist ja doch viel mehr,  
als wie das Wild was frei sich nährt  
drum lasn mas sein und denken zruk,  
wo unser Kamarad jetzt ruht!

7. Und der im halt erschossen hat  
der soll auch kommen an den Tag,  
und dass er auch die Strafe empfindt',  
als wie jetzt wir in der Frohnfest\* drin!

Ignaz Loidl

Schluss

\* Fronfeste = öffentliches Gefängnis. J. A. Schmeller; Bayerisches Wörterbuch, Bd. 1, München 1872, Sp. 821

Bei Blümml sind die Strophen in Zweizeiler geteilt, gegenüber der Abschrift Blamberger fehlen die 4., 5. und 6. Strophe. Unvollständig ist auch die Abschrift des Originals, es fehlen die 2. Strophe und das 2. Reimpaar der 4. Strophe. Im Roman ist dieses Lied nur als Prosatext verarbeitet und inhaltlich verändert im Sinne der Entwicklung der Romanfigur, die aufgrund des tragischen Ereignisses der Wildererleidenschaft absagt: „Ich glaub, der Mensch ist auch nur als wia das Wild im Wald, was frei sich nährt, drum soll'st es lassen in der Ruah und denken z'ruck an unsern Kamerad'n . . .“<sup>23)</sup>



Der wiederholte Viertakter dient wieder im ersten Teil der Exposition des Tonraumes, im zweiten der Erfüllung. Der Terzzug führt vom Kopftón ( $a^1 = \hat{3}$ ) zur  $\hat{2}$ , die durch eine Brechung dargestellt und 2 Takte lang festgehalten wird, zur abschließenden  $\hat{1}$ . Das dreischlägige Auftaktmotiv ist in dieser Fassung vom gestalttragenden Geschehen etwas isoliert und wirkt als vordergründig rhythmisches Motiv.

Aufzeichnung nach Frau Müllegger

Diese Variante wurde von Frau Müllegger zwar gesänglich vollkommen sicher vorgetragen, sie äußerte aber ihren Zweifel darüber, ob das Lied so „stimmt“. Ihre Fassung wäre aber jedenfalls möglich:

Wie heißt die Blume im blauen Licht! Die nennen wir Vergißmoinnicht. Und wann den Menschen ein Unglück trifft, so denkt er an die Zeit zurück.

Gestaltanalytische Skizze:

Das Lied wird hier nicht von einem wiederholten Viertakter, sondern von einer ungeteilten Form getragen. In den ersten vier Takten führt ein untergeordneter Terzzug, der der Darstellung der  $\hat{3}$  ( $a^1$ ) dient. Von Takt 5 bis 8 wird der Weg in den Grundton beschritten und zwar ähnlich, wie bei der Variante Höllwerth über eine Brechung bei der  $\hat{2}$  ( $b^1 - c^2 - g^1$ ), die hier jedoch reicher gestaltet ist.

Zeitgedichte nach der Vorlage bekannter Lieder sind im Salzkammergut keine Seltenheit. In heiterer Form entstehen sie alljährlich zu Dutzenden bei den Ausseer Faschingsbriefen, wo komische Begebenheiten während des Jahres aufs Korn genommen werden. Es sind durchwegs äußerst kurzlebige Produkte, die kaum über die Saison ihrer Entstehung hinaus gesungen werden. Der Lupitscher „Bachwirt“ Johann Kain (1820—1894) hat mit seinen teilweise auch kritischen Dichtungen auf die Zeitzustände — er trug die Lieder selbst zur Gitarre vor und sprach auch Prosatexte dazwischen in der Art mancher Wiener Volkssänger — weitaus mehr Verbreitung gefunden. Manche seiner Lieder werden bis heute gesungen.<sup>25</sup>) Seiner Manier verwandt sind jene drei Lieder vom Kefer Sepp, die Raimund Zoder veröffentlicht hat.<sup>26</sup>) Zu den Melodien von „Die Gamserl schwarz und braun . . .“, „Es stand einmal ein Grenadier . . .“ und „Mia miaßn ja heit no ins Birig gehn . . .“ (nach einem Thema aus Josef Lanners Steyrischen Tänzen für Pianoforte, opus 165) hat Josef Kefer über „Vergangenheit“, „Gegenwart“ und „Zukunft“ drei längere Liedtexte geschrieben, die die fortschreitende Mechanisierung seiner Zeit schildern: Eisenbahn, Telefon, Fahrrad, Auto, elektrisches Licht, Milchzentrifuge, Schreibmaschine, Näh- und Kaffeemaschine und — als Ausblick in die Zukunft — das Flugzeug. Jene Begebenheitslieder, die sich im Salzkammergut durchwegs am längsten erhalten, dürften jedoch die Wildererlieder sein. Das „Wolfn-Hiasl-Lied“, das sich

auf den Tod eines Wildschützen bezieht, der im Jahre 1898 durch die Hand des Försters starb, ist heute noch in Ischl bekannt. (Josef Auer besitzt eine Abschrift des Textes.) Als Aufzeichnungen aus der mündlichen Überlieferung wurden ein Lied über „Des Wildschützen Johann Göllner Tod“ (1867) und das „Häärmoos-Schwod-Lied“ (Hallstatt, 1902) veröffentlicht. Die Reihe wäre sicher noch fortzusetzen.

Das Besondere an den drei Klackl-Liedern ist, daß sie im Gefängnis geschrieben wurden, von einem, der in den Fall verwickelt war. Als „Gefängnisliteratur“ sind neuerdings aus der sozialen Unterschicht der Großstadt Gedichte veröffentlicht worden, jene von Schurl Betz, natürlich im Dialekt geschrieben, übrigens auch sehr liedhaft anmutend, dem Inhalt nach Selbstbekenntnisse. „Er schreibt, weil das Schreiben für ihn das einzige Ausdrucksmittel, die einzig mögliche Kommunikationsform zur Außenwelt und innerhalb seines Milieus ist.“<sup>27)</sup>

Literatur erscheint hier als Lebensbewältigung, als die geistige Verarbeitung des Erlebten, wobei es eigentlich zweitrangig ist, ob es sich nun um Volkskunst handelt, oder auch um Kitsch. Bei jungen Liedern stehen wir ja fast immer in diesem Grenzbereich. Wo Volkskultur lebendig ist, leisten die Umsingevorgänge der mündlichen Überlieferung mitunter ihren Beitrag zur dichterischen Gestaltung, wie dies besonders beim 1. Klackl-Lied spürbar ist. Und vor allem erwachsen aus dem Volksgesang brauchbare Vorbilder für den nach einem Ausdruck suchenden einfachen Menschen. Man stelle sich nur die beiden Inhaftierten vor: Der tödliche Schuß, unter dem ihr Kamerad neben ihnen zusammenbricht, der schwere Entschluß, sich selbst zu stellen, die Untersuchungshaft mit langwierigen Verhören, die Notwendigkeit, sich den Hergang immer wieder in allen Einzelheiten zu vergegenwärtigen, das vergebliche Hoffen auf eine Aufklärung, die strenge Freiheitsstrafe mit viel Zeit zum Nachdenken — all das hat seine Bewältigung in den drei Liedern gefunden. Dem Kefer Sepp sind dabei jene Melodien und Versformen zu Gebote gestanden, die er kannte: Für das erste Lied der Schnaderhüpfelers aus den Steirer- und Landlergstanzen, für das zweite ein österreichisches Soldatenlied, für das dritte ein Arbeitslied zum Pilotenschlagen. Die musikalische Umwelt eines Ischler „Sägeknechtes“ um 1890 ist damit sehr schön umrissen. Daß der Kefer Sepp, der sein trauriges Jugenderlebnis in drei Liedern gestaltet hat, später als Sägemeister ironisch-kritische Liedertexte über die fortschreitende Mechanisierung seiner Zeit verfaßt, um im 66. Lebensjahr bei einem Autounfall zu sterben, gehört zum merkwürdigen Schicksal dieses Ischler Sängers.

## A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Emil Karl Blümmel, Historische Lieder aus Oberösterreich. (Heimatgäue 1, Linz 1919/20, S. 261—275)

<sup>2)</sup> Folgende Zeitungsmeldungen sind in Blümmels Aufsatz abgedruckt: Linzer „Tages-Post“, Nr. 171 vom 29. Juli 1891, S. 4 f.; — „Ischler Wochenblatt“, 19. Jg. 31 vom 2. August 1891, S. 4; „Ischler Wochenblatt“, 19. Jg., Nr. 35 vom 30. August 1891, S. 4; „Welser Anzeiger“, 37. Jg., Nr. 37 vom 12. September 1891. Mündliche Nachrichten über diesen Fall hat vor allem Frau Inge Putz vom Bezirksgericht Bad Ischl dankenswerterweise zusammengetragen und mir davon Mitteilung gemacht.

<sup>3)</sup> Anna Kristek-Laimer, Der Hof in Windhag. Roman aus dem Salzkammergut. Zwettl, Verlag Berger u. Schwarz, o. J. Die Schilderung dieser Geschichte beginnt auf S. 323, die Lieder sind auf S. 331—333 verzeichnet.

<sup>4)</sup> Handschriftliche Ortschronik von Bad Ischl am dortigen Pfarramt, Jahrgang 1891.

<sup>5)</sup> Ischler Wochenblatt, 19. Jg., Nr. 31, a.a.O.

<sup>6)</sup> Die genauen Daten wurden den Sterbebüchern auf den Pfarrämtern von Bad Ischl bzw. Strobl entnommen.

<sup>7)</sup> Mitteilung von Frau Inge P u t z

<sup>8)</sup> Ischler Wochenblatt, 19. Jg., Nr. 31, a. a. O.

<sup>9)</sup> Ischler Wochenblatt, 19. Jg., Nr. 31, a.a.O.

<sup>10)</sup> Welser Anzeiger, a.a.O.

<sup>11)</sup> Mitteilung von Frau Inge P u t z

<sup>12)</sup> K r i s t e k - L a i m e r, Der Hof in Windhag, a.a.O., S. 497—498

<sup>13)</sup> Mitteilung von Frau Inge P u t z

<sup>14)</sup> Raimund Z o d e r, Vier Zeitgedichte aus dem Salzkammergute. (Das deutsche Volkslied, Jg. 45, 1943, S. 65—70).

<sup>15)</sup> Befragung vom 3. 1. 1978

<sup>16)</sup> Oberösterreichisches Volksliederarchiv, 11/a P XXV/2

<sup>17)</sup> Siehe Anm. 1

<sup>18)</sup> Befragung am 4. 2. 1978

<sup>19)</sup> Verschiedene mündliche Mitteilungen

<sup>20)</sup> Diese gestaltanalytischen Skizzen (nach der Methode Heinrich S c h e n k e r s) sind etwa so zu verstehen, wie Schnittmusterzeichnungen zur Erläuterung von Kleidertrachten. Mit graphischen Zeichen wird die Über- und Unterordnung von Tönen deutlich gemacht, wobei große Notenwerte für übergeordnete Zusammenhänge, kleinere Notenwerte für untergeordnete Diminutionen verwendet werden. Balken und Bögen verbinden Töne, die sich aufeinander beziehen. Die Analysen der Klackl-Lieder wurden in einem Kurs am Institut für Volksmusikforschung der Wiener Musikhochschule durchgeführt unter Anleitung von Prof. Franz E i b n e r, dem ich an dieser Stelle auch für wertvolle Gespräche über Kunst und Kitsch danken möchte.

<sup>21)</sup> Vgl. (Bernhard P a u m g a r t n e r), Soldaten-Liederbuch, hrsg. v. K. u. K. Kriegsministerium, 1. Bd., Wien, o. J. S. 95—96, und Ludwig E r k und Franz Magnus B ö h m e: Deutscher Liederhort, Bd. 3, Nr. 1383.

<sup>22)</sup> Das deutsche Volkslied 17, Wien, 1915, S. 7, mitgeteilt von Karl K l i e r: „Das Linzer Jägerbataillon“

<sup>23)</sup> K r i s t e k - L a i m e r, Der Hof in Windhag, a. a. O., S. 333.

<sup>24)</sup> K. M. K l i e r, Österreichische Pilotenschlägerlieder (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 1, Wien 1952, Beispiel V, S. 31.

<sup>25)</sup> Vgl. Hans G i e l g e, Johann Kain. Der Bachwirt. Ein Volksdichter aus Altaussee. 1820—1894. Zusammengestellt 1969 (Heimatemuseum Ausseerland).

<sup>26)</sup> Wie Anm. 14.

<sup>27)</sup> Dialect. Internationale Halbjahresschrift für Mundart und Mundartliteratur. 1. Jg., Wien 1977, H. 2, S. 84 ff.

Ich danke allen, die mir bei den Erhebungen geholfen haben: Herzog Albrecht von Bayern, Herrn Josef Auer „Hörager“, Herrn Konsulenten Lois und Frau Anni Blamberger, Herrn Leander Hillbrand, Herrn Gustav Höllwerth, Herrn und Frau Müllegger „Kral“, Frau Inge Putz, Herrn Konsulenten Franz Stüger, den Pfarrämtern von Ischl und Strobl, dem Oberösterreichischen Volksliedwerk.



## Mittwinterbräuche im Gebiete der Eisenwurzten

### Ein Beitrag zur Berchtenforschung

Von Karl H a i d i n g

In meinem Aufsatz „Berchtenbräuche im steirischen Ennsbereich“<sup>1)</sup> habe ich nach dem Berichte der damals nicht namentlich genannten Holzknechtswitwe Barbara Nachbagauer (geboren 1887 in Mooslandl, Gerichtsbezirk St. Gallen) das Auftreten der Habergeiß erwähnt. Neben dem „Herrn Niglo“ kam eine „Frau Niglo“, die Gaben, wie Dörrobst austeilte, die sie in einem Buckelkorbe mittrug. Die Habergeiß schnappte aber danach zum Mißvergnügen der Kinder, die sich schon auf den Schmaus gefreut hatten. „Jetzt hab'm mir g'schrian“, erzählte die Greisin aus ihrer Kindheitserinnerung, „weil uns load is g'wesen (um das), was de austoalt hat.“ Die gleiche Gewährsfrau berichtete auch von einem anderen unvergeßlichen Eindruck ihrer Kindheitstage. Am Thomasabend traten drei „Thomasniglon“ durch die Haustür ins Vorhaus. Sie waren ganz weiß gekleidet, hatten das Gesicht verhüllt, trugen am Leibe Schellen und brachten einen „brennenden Hiefler“ herein. Hiefler heißt bekanntlich eine Tragstange, die in den Boden gerammt wird und auf der Gras zum Trocknen aufgeschöbert wird. In früheren Zeiten trocknete man darauf auch in Garben das mit der Sichel geschnittene Getreide. Um den Halmen einen Halt zu geben, werden auf dem Fichtenstamme entweder kurze Aststummeln belassen oder kreuzweise kurze Sprossen eingesetzt.<sup>2)</sup> Auf dem Hiefler des Thomasabends aber trug jeder Sproß eine brennende Kerze!

Es bestand für mich wenig Hoffnung, einmal Zeit zu finden, um diesem, im volkskundlichen Schrifttum nicht beachteten Brauch nachzugehen und ihn auch noch aus eigener Anschauung kennenzulernen. Unverhofft ergab sich nach fast anderthalb Jahrzehnten doch die Gelegenheit hiezu. Dank der Aufgeschlossenheit des Herrn Medizinalrates Dr. Siegfried Moser konnte ich im Jahre 1976 den Thomasabend in Gams bei Hiefflau erleben, wo Bräuche vom Vorabend des Nikolaustages und des Thomasabends teilweise ineinander übergegangen sind.

In einem Bauernhause auf dem „Kogl“ versammeln sich am Nachmittag des 21. Dezembers Darsteller der Umzugsgestalten und legen ihre Masken an. Drei weiß gekleidete „Thomasniglon“, deren einer ein Fichtenstämmchen, hier „brennender Hiefler“ genannt, trägt. Der Hiefler ist mit Kerzen besteckt, die jeweils vor dem Betreten eines Hauses angezündet und nach dem Verlassen wieder gelöscht werden. Zu ihnen gesellt sich die auch am Nikolausabend umgehende „Niglofrau“. Ebenfalls vom Nikoloabend übernommen sind die drei gehörnten „Rauchn“, auch „Niglon“ genannt, einer weiß, einer rot und einer schwarz, im Pelzgewande und Schellen tragend. Wie die Thomasniglon nur am Thomasabend, geht die „Hutzn“, in Felle gekleidet und mit einem auffallenden, langen hölzernen Schnabel. Der Träger der Maske richtet sich nur unterwegs auf, beim Eintritt in ein Haus kauert er sich jedoch

stets nieder, wodurch die Maßverhältnisse einer Vogelgestalt zustande kommen. Über diese, mit dem Thomasabende häufig auch dem Namen nach als „Thomashutzn“ verbundene Gestalt, von der anderwärts fast nur noch als Kinderschreck die Rede ist, sind wir nur mangelhaft unterrichtet, weil die hiezu notwendige Feldforschung — wie in anderen Fällen — vernachlässigt wurde und daher fast nur die Ergebnisse von schriftlich ausgesandten Umfragen vorliegen.

In Gams ist auch noch die Pelzmaske aus den zwanziger Jahren vorhanden, jener Zeit, in der sich der 1905 geborene Jäger Hans Raninger um das Weiterbestehen des Brauches bemühte. Vorher trug nach seiner Auskunft die Hutzn eine Strohmaske. Zur Zeit der beiden Weltkriege war der Brauch außer Übung, er wurde jedoch wieder aufgegriffen. Dem Bemühen Herrn Dr. S. Mosers und des Ehepaares Edlinger, insgemein Mandlbauer, in dessen Haus die Umzugsgestalten eine Heimstatt gefunden haben, ist bis auf weiteres der gesicherte Fortbestand des Brauches zu verdanken. Während in früheren Zeiten nur die Häuser der Oberen Gams aufgesucht wurden, erstreckt sich das Thomas-Niglo-Laufen jetzt über den Großteil der Gemeinde. Um die weiten Entfernungen bewältigen zu können, benutzten die Maskenträger einen Kleinbus, den einer von ihnen lenkte. Den Abschluß bildet ein geselliges Beisammensein mit anderen Ortsbewohnern im Gasthause. Der Brauch verschönert allen Gemeindeangehörigen den Thomasabend und ist bisher davon verschont geblieben, ein Schaustück für sensationslüsterne Außenstehende zu werden.

Aus Mooslandl konnte Herr Medizinalrat Moser von dem wenige Jahre vor Frau Nachbagauer geborenen Herrn Auer, der nun schon sehr gebrechlich geworden ist, Genaueres über den Umzug am Thomasabende erfahren.<sup>3)</sup> Die Thomasniglon gingen vom Hause Froschauer aus. Sie suchten den Radstatthof auf, dann das untere Dörfel, ferner die Höfe Dörfelmoar, Hausler, Oachmoar, Speer, Mooswirt und auch das Gebiet der Sulzer und Wiesen, durchwegs alte Bauernhöfe. Einer trug den „brennenden Hiefler“, einen üblichen Hiefler mit 15 bis 20 Zinken, auf denen Kerzen brannten. Der zweite Mann, als Bischof verkleidet, trug einen Stab. Die Nikolofrau, eine weißgekleidete Frau und ein ebenfalls in weißem Gewande mitgehender Greis mit weißem Bart gehörten desgleichen dazu, außerdem ein Buckelkorbträger. 15 bis 20 Mann in weißer Kleidung, aber mit einer Pelzmütze bildeten das Gefolge. Thomas, der den Hiefler trug, fragte den Hausvater, ob bei ihm alles in Ordnung sei. Dann wurde er würdig auf einen Sessel mitten in der Stube gesetzt. Der Nikolo mit dem Stabe befragte die Kinder, Knaben und Mädchen, ob sie genug Holz gemacht hätten und ob der Hausrat in Ordnung sei. Er wollte wissen, ob als Vorrat genug gute und schöne Späne angefertigt worden seien. Die Nikolofrau fragte die Hausfrau, ob die Hauswolle schön und davon genug gesponnen sei, wieviel Leinen gewebt worden war, und ob alles zufriedenstellend sei. Bischof und Thomas prüften dann die Kinder auf ihr Schulwissen aus der Religionsstunde und an Gedichten und Liedern. Danach wurden aus dem Buckelkorb Dörrobst, Äpfel und Nüsse ausgeteilt. Die Kinder wurden nicht geschreckt. Die Thomashutzn, die ebenfalls mit der Schar ging, wird als grauzeitige Gestalt geschildert. Ihren Schnabel bildete ein Sappelspitz<sup>4)</sup>, mit dem sie Frauen und halbwüchsige Mädchen auf die Zehen pickte. Auch die Habergeiß war dabei, die zwickte alle am Leibe. Das Thomas-Niglo-Gehen war bis 1927 üblich.

Im nahen Palfau können sich keineswegs alle älteren Ortsbewohner an die „Thomashuttl“ erinnern, obwohl diese noch in den dreißiger Jahren umging.<sup>5)</sup> Sie „glich einer Percht“, hatte ein fetziges Gewand und machte sich durch Getöse be-

merkbar, ließ sich jedoch nie recht sehen. Sie öffnete die Tür nur zu einem Spalt und warf für die Kinder Dörrobst und ähnliche Gaben herein, wobei sie ein Sprüchlein sagte. Die gleiche Gestalt hieß auch das „Thomaszoll“. Wenn die Kinder Thomaszoll spielten, so riefen sie auch das Sprüchlein, das jedoch dem zuverlässigen Gewährsmanne, Gemeindegerechtigter F. Lindner, entfallen ist und bisher nicht wieder erfragt werden konnte.

Wie Herr H. Prieler erkundete, gingen in der Gemeinde Wildalpen noch um 1922 als Thomasumzug von Hinterwildalpen heraus zur Poschenhöhe drei weißgekleidete Gestalten. Sie trugen eine zylinderförmige Kopfbedeckung, in der eine Kerze brannte, einer von ihnen hielt den mit Kerzen besteckten Hiefler in der Hand. Etwa acht rauhe Gesellen, mit einem Schellenkranz überzogen, bildeten die Begleitung. An das Aussehen der Hutzn konnte sich der Gewährsmann nicht mehr erinnern, von ihr war die Rede, wenn Kinder geschreckt werden sollten. Abends legten die Eltern einen Hut ins Fenster, wenn sie ihn morgens hereinholten, lagen darin Dörrobst und Süßigkeiten. Dem „Wolfbauern“, Herrn Josef Wolf, verdanke ich die Nachricht, daß man in Johnsbach in früheren Zeiten die Kinder vor dem „Thomasniglo mit'n glihadn Hiefla“ gewarnt habe.

Der „brennende Hiefler“ ist durch eine Einsendung an den Atlas für Österreichische Volkskunde bis 1930 auch in Radmer (Bezirk Leoben) bezeugt. Nach Herrn Dr. Mosers Erkundigungen reichte der Brauch mit den Thomasniglon und dem brennenden Hiefler durch die Mendling und Lassing hinaus nach Göstling und Lunz. Beim Grubberg soll das Ende sein. Ein Eisenerzer Bergmann berichtete ihm, daß die Bergleute beim Umzug einen eisernen Hiefler verwendeten. Für das gleiche Gebiet ist nach meinem Vermuten das Vorkommen der „Hutzn“ anzunehmen.

Genauere Bezeugungen der „Thomashutzn“ sind allerdings verhältnismäßig selten, umso mehr als die meisten Nachrichten auf Fragebogenerhebungen beruhen. So enthält die Zettelkartei für das Bayrisch-Österreichische Wörterbuch an der Österr. Akademie der Wissenschaften für „Thomashutzn“ Belege aus Kleinreifling (Bez. Steyr, OÖ.) und Hollenstein a. d. Ybbs (Bez. Amstetten, NÖ.). Aus dem Bezirk Steyr besitzt der Österreichische Volkskundeatlas dank dem für Oberösterreich von Ernst Burgstaller besonders dicht erarbeiteten Belegnetz<sup>6)</sup> sowohl eine bestätigende Nachricht aus Kleinreifling, wo „der“ (? ! !) Thomashutzn wie ein Krampus aussehen soll, der ihm Begegnende aber sterben müsse, Thomashutzn in Lohnsitz für den Letztaufsteher an diesem Tage gilt, in Hornbachgraben ein Kinderschreck ist, wie in Weyer, wo die Bezeichnung jedoch Thomashutzer lautet. Ohne nähere Angaben erwähnt K. Kralovec das Vorkommen der Thomashutzn in „Orten um Altenmarkt“ und H. Grau „an der oberen Ybbs“. <sup>7)</sup> Zwei weitere Ortsangaben enthält die Habilitationsschrift Helmut Fielhauers<sup>8)</sup> und zwar aus Lunz am See, nach Elisabeth Kraus-Kassegg und aus Bruckbach, Bezirk Amstetten. Fielhauer konnte sich ganz besonders auf die ungemein gründlichen Kenntnisse Alois M. Wolframs stützen<sup>9)</sup>, sowie auf eine zusätzliche Fragebogenerhebung, die sich an 500 geeignete Stellen wendete.<sup>10)</sup> Daß trotzdem nicht mehr Ergänzungen zum bisherigen niederösterreichischen Bestande aufgebracht werden konnten, zeigt, in welchem Maße das an und für sich unter diesem Namen auf ein engeres Gebiet beschränkte Auftreten der Mittwintergestalt schon stark in den Hintergrund getreten ist.

Der Thomashutzn entspricht sachlich in gewisser Hinsicht das „Thomaszoll“, dessen damals spärliche Belege erstmals Leopold Schmidt 1954 zum Gegenstande einer Untersuchung machte.<sup>11)</sup> Ihm standen zwei Ortsangaben aus den Beständen für

das Bayerisch-Österreichische Wörterbuch zur Verfügung, weitere drei Einsendungen als Ergebnis der von A. Haberlandt auf Anregung Hans Jörg Kochs 1937 — ergänzend zum Atlas der deutschen Volkskunde — veranstalteten Umfrage, sowie drei des Jahres 1952 an den Österreichischen Volkskundeatlas. Die ältere Literatur ergab nur zwei dürftige Andeutungen. Mit Rücksicht auf die inzwischen von Ernst Burgstaller veröffentlichte Studie über den Thomasabend<sup>12)</sup> erweiterte L. Schmidt beim Wiederabdruck den Untertitel auf „Nieder- und Oberösterreich“.<sup>13)</sup> Während er hier noch von einer Doppelbestimmung beim Thomashutzn spricht, hat er für die Volkskunde von Niederösterreich<sup>14)</sup> das Thema nochmals überarbeitet und erwähnt die Gestalt dieses Namens zwar wie in den beiden ersten Veröffentlichungen einleitend im Anschlusse an das Thomaszoll, jedoch nicht mehr in den abschließenden Bemerkungen über das Grundwort, das dem „Thomas“ vorgesetzt wird. Die zwei ihm bekannt gewordenen (und von Burgstaller auf vier erweiterten) Ortsbelege schienen ihm mit Recht bei näherer Betrachtung als ungenügende Grundlage für weitere Schlüsse. Aber auch der nunmehrige Stand unserer Stoffkenntnis läßt vorerst noch keine befriedigenden Ergebnisse zu.

Ein wenig weiter helfen Einzelzüge, die durch die Erhebungen der letzten Jahre bekannt geworden sind. Wenn die Thomashuttl in Palfau mit einem Spruche durch den Türspalt die Gaben hereinwarf, so zeigt sich hier, daß dieser Zug auch im unteren steirischen Ennsbereich mit der Berchtengestalt verbunden war und auf die Nikolausgruppe erst übertragen worden ist, die eintritt und die Geschenke austeilte. Die Hutzn handelt hier ebenso wie die Berchtengestalten des Burgenlandes,<sup>15)</sup> einst auch im Kuhländchen, im Bezirk Tetschen, vor allem aber in den deutschen Dörfern des Böhmerwaldes und in der Iglauer Volksinsel, sowie im südliche Egerlande.<sup>16)</sup> Wie in meiner zu Beginn erwähnten Abhandlung<sup>17)</sup> ausgeführt, ist es im oberen steirischen Ennstale die Bercht unter ihrem hauptsächlichen Namen, die als Gabenbringerin erst in den letzten Jahrzehnten durch den Nikolaus verdrängt wurde. Nicht nur die Kinder erhielten eine Bescherung, sondern auch das Hausgesinde, wofür alle ihre Schuhe schön putzten und in althergebrachter Reihung aufstellten: Moarknecht (erster Knecht), Untermoar, Roßknecht, Hüter, Dirn, Sennin, Unterdirn, allenfalls noch ein junges Mädchen. Darauf folgten die Kinder nach ihrem Alter gereiht. Entsprechungen hiezu hat L. Kretzenbacher in seiner weit ausholenden Arbeit über Lucia aus Dalmatien und Kroatien beigebracht und dabei erwähnt, daß für diesen Brauch besondere Schühlein erzeugt werden, die bis vor kurzem bosnische Hausierer verkauften.<sup>18)</sup> Mit der Verlagerung auf den Nikolausabend schrumpfte im Ennsbereiche die Schar der Beschenkten auf die Kinder zusammen.

Für die dem Nikolaus im Kalender benachbarte hl. Barbara hat das Auftreten als Berchtengestalt H. Wolf-Beranek bezeugt, wobei sowohl das Einlegen von Geschenken in Kleidungsstücke als auch das „Einwerfen“ üblich war.<sup>19)</sup> Zum Abheben zeitlich verschiedener Einflüsse sei erwähnt, daß in Gams zwar die Hutzn auftritt, jedoch am Vorabende des 6. Jänners die „Berschtmilch“ auf den Tisch kommt und in Palfau zwar die Thomashuttl Geschenke einwirft, die Hausgenossen aber gemeinsam von der „Berchtmilch“ essen und auch die Bercht umgeht. Dazu kommt, daß die Umzugsgestalten in manchen Orten (in der bekannt häufigen Gegensätzlichkeit) als eine schwarze und eine weiße Bercht zu zweit einkehren oder aber in den drei Farben weiß, rot und schwarz.<sup>20)</sup> Die Bercht der Sage geht dagegen zumeist ohne gleichwertige Gesellin, sondern hat als Gefolge häufig eine Kinderschar.

Auch im oberen Ennstale, wo die weiter unten noch angeführten verschiedenen Berchten als Umzugsgestalten auftreten oder bis vor kurzem noch auftraten, ist es „die Bercht“, die man in die Speisegemeinschaft mit einbezieht, indem für sie in der Schüssel, aus der die Hausgenossen gemeinsam die Berchtmilch löffelten, Milch zurückbleibt.<sup>21)</sup> Nach ihr essen die Leute am Morgen jeder noch drei Löffel der Milch. Das Vieh bekommt bis in jüngste Zeit in den drei Rauh Nächten eine besondere Maulgabe, Boaresch oder Batzl genannt, in der letzten Rauh Nacht kommen in Orten der Eisenwurzen hiezu auch drei Tropfen der Berchtmilch. Während das Auftreten der verschiedenfarbigen Berchtengestalten — zumindest heute — vorwiegend als brauchungsgebundene Spielhandlung empfunden wird, ist der Brauch der Berchtmilch so stark mit dem Glauben und der Sage verbunden, daß hier nur einer einzigen, jedoch zwiespältiger Bercht gedacht wird, die mit Hilfe der Löffel Reichtum, aber auch Tod kündigt. Die Dämonisierung hat aus ihr an vielen Orten, teilweise über bildliche Darstellungen, einen kinderraubenden Popanz und durch den Einfluß des mittelalterlichen Hexenglaubens eine Bauchaufschlitzerin gemacht, was auch auf ihre Ersatzgestalt, die hl. Luzia übergegangen ist.<sup>22)</sup> Ein Verblassen der ursprünglichen Grundlage führte u. a. bei den ganz anders gearteten Perchtenbräuchen Salzburgs schon lange dazu, daß an Stelle einer bestimmten und begrenzten Zahl von Darstellern eine zahlenmäßig nicht festgelegte Schär läuft. Daß auch in diesem Falle früher eine sinnvolle Zahl den Brauch ausübte, klingt in Einzelangaben noch nach und wird in den Abschreckungssagen vom „Überzähligen“ deutlich.<sup>23)</sup> Dazu kommt die Tatsache, daß nach den „Gesetzen der Zahlenverschiebung“ in weiten Gebieten an die Stelle einer alten Dreiheit die Zwölfzahl getreten ist, sowie  $-3 + 1$  durch  $12 + 1$  abgelöst worden ist.<sup>24)</sup>

Ein wenig weiter führen uns auch die leider sehr spärlichen Angaben über das Aussehen von Thomaszoll und Thomashutzn. Franz Lipp hat erst kürzlich erwähnt, daß der weitaus größte Bestand heute in Museumsbesitz befindlicher (geschnittener) Masken aus dem 19. Jahrhundert stammt (im mittleren Ennstal und im Gebiet von Mitterndorf und Tauplitz sind die Holzmasken des Nikolausspieles fast ausnahmslos erst im 20. Jahrhundert und vorwiegend in den letzten Jahrzehnten angefertigt worden, ortsweise gibt es jetzt noch Fellmasken). Demgegenüber betont Lipp das Vorherrschen einfacher Vermummungen, umgehängter Tücher u. dgl.<sup>25)</sup> Dem im „Indiculus Superstitionum et paganiarum“ des 8. Jahrhunderts verurteilten „Umlauf, der nach heidnischer Weise mit zerrissenen Kleidern und Schuhen geschieht“, stellt er die „Hutzn“ und „Fetzn“ des Ebenseer Faschingsumzuges an die Seite. Beide Bezeichnungen galten den gleichen Gestalten und bezogen sich auf ihr nachlässiges Äußeres. Die Tiroler „Huttler“ zeigen sich beim „Huttlerlaufen“ allerdings in einer Ausstattung, die keineswegs mehr dieser Bezeichnung, sondern einem prunkvollen Schaubrauche entspricht.<sup>26)</sup>

Für die „Hutzn“ der Eisenwurzen deuten manche Angaben in die gleiche Richtung. So kam die Thomashutzn in Bruckbach auf allen Vieren hereingekrochen, sah aber sonst wie eine in Lumpen gekleidete Alte aus. Sie jammerte und „knautschte“ und sah vor allem nach, ob das Bettstroh gewechselt worden war.<sup>27)</sup> Der ihr entsprechende Thomasnigl kam an der kleinen Ysper mit Stroh umwunden, mit Fetzn behangen, hatte Lumpen angeklebt, sogar an der Larve hingen Fetzn.<sup>28)</sup> Seine sonstige Ausstattung sowie sein Verhalten erinnern an den Krampus. Die Frauengestalt legt auch noch eine andere Bedeutung nahe. In Hollenstein, woher die „Thomashutzn“ schon L. Schmidt nach dem Archiv der Kommission für Mundartkunde (Bay-

risch-österreichisches Wörterbuch) anführt, wurde die darin nur noch als Schreckgestalt bezeichnete, mir als „alte, häßliche Frau“ geschildert, in Lassing bei Mendling gilt Hutzn für „altes, vertrocknetes Weib“.<sup>29)</sup> Da nach meinem Vermuten in diesem Orte früher diese Mittwintergestalt umgegangen sein dürfte, könnte die Meldung an das Mundartarchiv sogar darauf zurückgehen. Zur „Hutzel“ als Bezeichnung der gedörrten Birne (oder gedörrten Kernobstes überhaupt) führt Schmeller „runzlichtes, altes Weib“ und den Satz an: „Ih bin jetzt a Huzl, hättst mih sehgn solln, wia ih no a Birn gwen bin!“<sup>30)</sup>. In der Gegend von Gams bis Wildalpen heißt die Dörrbirne allerdings Klezn, so daß doch die Beziehung zu Fetzen oder Lumpen für die „Hutzn“ wahrscheinlicher ist.

Seine Aufgabe als Kinderschreck mußte ein gleichgeartetes Thomaszoll nach einem von H. Fielhauer aufgezeichneten Bericht<sup>31)</sup> in Brettl erfüllen. Die Gewährsfrau erzählte, wie ihr und den Geschwistern in der Kindheit bald nach der Jahrhundertwende die Mutter mit dem „Thomaszoi“ drohte, falls sie weiter so schlimm sei. Da dessen Existenz bezweifelt wurde, kam eine Gestalt, die ein Leintuch übergeworfen hatte, auf den Knien und einer Hand hereingekrochen. Über der freien Hand war der Stoff ein wenig abgebunden, so daß der Eindruck eines Schädels mit einer mit wenigen Strichen angedeuteten „Fotzn“ aus Augen und Maul auf einem langen Halse entstand. Besonders groß war der Schreck, als dieser Schädel auf die Kinder wies. „Gesagt hat 's gar niks; derweil is s wieder ausse. — Die Großmutter war's . . .“ Hiezu enthalten die „Sagen des Bezirkes Scheibbs“<sup>32)</sup> nach Aufzeichnungen A. Wolframs eine wertvolle Bestätigung nach dem Berichte zweier Schwestern, Altbäuerinnen, aus ihrer Kindheit auf dem Gaminger Zürner. Die Großmutter der Gewährsfrauen ging dort am Thomastage als Thomaszoll. Sie hing sich ein „Luada-tuach“, wie es zum Eintragen des Grünfutters diente, über den Kopf, streckte unter dem Tucho einen Arm aus, der ganz umwickelt wurde. Vorne bei der Hand machte sie mit Ruß zwei schwarze Punkte und streckte so den Arm bei der Tür herein. Das sah für die Kinder aus wie eine Schlange mit schwarzen Augen und erweckte dementsprechende Furcht. — Da nur Hals und Kopf des Maskentieres hereinsah, entstand für die Kinder eine abwegige Vorstellung. Wie weit ähnliche Darstellungsweisen reichen, zeigt das Auftreten der Mittwintergestalten bei den Estlandschweden, die bis kurz vor Ende des zweiten Weltkrieges in estnischen Küstengebieten und auf vorgelagerten Inseln lebten. Junge Kerle spielten Julbock (auf Dagö und Nuckö) und Julgans (auf Worms). Sie zogen sich hiefür eine Decke über den Kopf, die ausgestreckte, gekrümmte Hand stellte den Gänsekopf dar.<sup>33)</sup> Welche Fülle und Vielfalt der in ihrer Bedeutung von F. Lipp hervorgehobenen einfachen Vermummungen einst üblich war, haben Heinrich Winter<sup>34)</sup>, Friedrich Mößinger<sup>35)</sup>, vor kurzem auch Herta Wolf-Beranek<sup>36)</sup> gezeigt. Manches davon ist in die Begleitgestalten der Volksschauspiele übernommen und auf diese Weise länger vor dem Vergehen bewahrt worden.<sup>37)</sup>

Die Bezeugung einer Schnabelmaske in Mooslandl und Gams ist ein Anlaß, sich mit der Schnabelpercht zu befassen, die selbst in dem inhalts- und kenntnisreichen Beitrag zum Wörterbuch der bayrischen Mundarten in Österreich<sup>38)</sup> nur mit einem Bruchteil der bisher erkundeten Belege angeführt ist, wodurch ihr Vorkommen in der Steiermark gänzlich übergangen wird. Eine von den Zuschauern des Pongauer Perchtenlaufens als „Schnabelpercht“ bezeichnete Maske erwähnt schon M. Andree-Eysn<sup>39)</sup> unter dem bunten Haufen der Beteiligten. Sie selbst sagte darüber: „Eine weitere Gestalt, deren Vermummung sich nicht deuten läßt, ist bemüht, mit

einer Schnur die Kiefer ihrer Maske auf- und zuzuklappen.“ Der Wörterbuch-Beitrag nennt Gastein, Rauris, Saalbach, Mittersill und — nur als Kinderschreck — Dienten. Dem Österreichischen Volkskunde-Atlas sind auf seine Umfrage vier Orte im Salzburgischen genannt worden, in denen man von der Schnabelpercht weiß: Bucheben, Rauris, Dorfgastein und Tamsweg. Dazu kommt eine Meldung aus Gröbming.<sup>40)</sup> Die Brücke hiezu bilden meine Aufzeichnungen von dem der Salzburger Grenze nahen Pichl an der Enns, über Rohrmoos, die Ramsau und Oberhaus bis Markt Haus. Im letzten Orte galt hiefür auch der Name Schnabelgeiß. In Oberhaus ging die Schnabelpercht als Frau in alten Gewändern, mit Zotten über dem Gesicht, „sa a Zudaling“ und hatte meist einen Besen und Abwaschhadern bei sich, führte also die gleiche Tätigkeit durch, die wir bis in die Gegenwart noch bei Ennstaler Berchten beobachten können. Aus dem durch die Zotten verhüllten Gesichte ragten zwei Späne hervor, die sie als „Schnabel“ im Munde hielt. Eine ausführliche Beschreibung der sorgfältiger gefertigten, jedoch immerhin behelfsmäßigen Schnabelmaske gab ein alter Mann, der einst zu Lichtmeß als Schnabelpercht oder Schnabelgoß ging. Ein Holzspan wurde an die Kehle gelegt, ein zweiter oben auf den Kopf, so daß die beiden Enden vorn die Schnabelspitze bildeten. Dann band man ein zusammengelegtes Handtuch über Kopf und Schnabel.<sup>41)</sup> Ganz ähnlich werden Kopf und Schnabel der Rauriser Schnabelperchten heute noch gebildet, und auch die Luzia, die einst als „Lucka“ am Vorabende des 13. Dezembers in Neuhaus in Böhmen umging, wird fast übereinstimmend beschrieben.<sup>42)</sup> Es war dies ein Bursche in Weibertracht mit einem aus zwei Spänen und zwei Tüchern gebildeten Vogelkopfe. Im oberen Span steckte eine Nadel, mit der sie die Kinder stach. Der „Schnabelgeiß“ des Ennstales entsprechend erschien sie auch als Ziege. Auch die auf dem Gössenberg im Gerichtsbezirk Gröbming einst umgehende Habergeiß hatte einen aus Spänen gebildeten Schnabel, der jedoch mit Stroh umwunden wurde.<sup>43)</sup>

An der steirisch-salzburgischen Grenze, in Mandling, trat die „Lichtmeßpercht“ einst mit einem großen Stock in der Hand auf, auf dem Rücken hatte sie (wie eine der drei zu Dreikönig umgehenden Berchten) einen Buckelkorb, in dem eine Puppe steckte. Gut ersichtlich ist die Ausrüstung einer Rauriser Schnabelpercht, aus deren Korb die Beine einer Puppe schauen, wobei eine mächtige Schere, die die Bercht drohend vor sich hält, an ihren Ruf als Bauchaufschlitzerin erinnert. Edmund Mudrak<sup>44)</sup> hat auf die Vorstellung vom kinderraubenden Popanz und die Einwirkung des mittelalterlichen Hexenglaubens verwiesen, die auf weite Strecken Berchtenbrauch und Berchtenglauben beeinflußt haben; in gleicher Richtung geht, was Leopold Kretzenbacher von der durch die Kirche bewirkten Dämonisierung der ursprünglich Lichtes und Dunkles vereinigenden Gestalten sagt.<sup>45)</sup> Elfriede Moser-Rath sagt als Ergebnis einer umfassenden Beschäftigung mit den Barockpredigern: „Dasselbe gilt wohl von den Teufels- und Hexengeschichten, die gleichsam zum tägliche Brot der Kanzelredner gehörten.“<sup>46)</sup>

Kretzenbacher weist in seinem Werk nach, in welchem großen Ausmaße die Berchtenüberlieferung nach Namen und Inhalt von den Slowenen übernommen worden ist, deren einschlägige Bräuche (und Sagen) Niko Kuret in einem ganz dichten Ortsnetz überaus gründlich erfaßt hat. Er stellt fest, daß die Mittwinterfrau unter dem Einflusse des Christentums zur Hexe herabsinkt, kann landschaftliche Verbreitungen von hellen und dunklen Gestalten herausarbeiten und erkennt an ihr auch für die Vorstellungen des slowenischen Volkes zwei auch sonst kennzeichnenden Haupteigenschaften, die Seelenführerin und die Hüterin von Gesetz und Sitte

(als Beschützerin des Spinnens und Hüterin der Arbeitsverbote).<sup>47)</sup> Als die germanische Gestalt der indogermanischen Seelenführerin und als Spinnstubenfrau sieht L. Kretzenbacher Berchta an<sup>48)</sup> und befindet sich damit mit E. Mudrak und anderen in Übereinstimmung.

Die von beiden Forschern als fremde Zutat angesehene Gastrotomie weist W. Ljungman für die Antike und aus dem heutigen Nordafrika nach.<sup>49)</sup> In seiner weit- ausgreifenden Untersuchung Euphrat-Rhein hält er sich in der Reihenfolge der Darbietung an den Titel, wodurch beim Lesen leicht das Gefühl der Abhängigkeit von dem vorher Behandelten und dadurch Bekannten entsteht. Das trifft zweifellos für gewisse, letztlich im Alten Orient beheimatete dämonologische Vorstellungen zu, nicht jedoch für seine Perchtentheorie. Er sieht die „Perchtatradition“ „im großen und ganzen als eine Neudichtung oder zum mindesten als eine Anhäufung von Glaubensvorstellungen und Sagenmotiven um eine neue Gestalt“ an und versucht daher, hier „Gesetze der Märchenforschung“ anzuwenden.<sup>50)</sup> Wenn der verdienstvolle Forscher, der mit seiner Aufstellung von den Ostalpen bis Frankreich, Litauen und Südschweden reicht, die „reichste und beste Überlieferung“ in den östlichen Alpen feststellt, so ist er zu dieser Auffassung durch die in ihrer Art inhaltsreiche Arbeit von V. Waschnitius gekommen.<sup>51)</sup> Diese noch immer unentbehrliche Untersuchung konnte jedoch nur einen geringen Bruchteil der damaligen Überlieferung erfassen. Trotzdem bezeichnet Ljungman außer den österreichischen Bundesländern Kärnten, Tirol, Steiermark und Salzburg noch Krain als reichstes Überlieferungsgebiet und sieht für die Traditionsweitergabe den Hauptweg von Klagenfurt nach Bamberg, von wo aus Abzweigungen nach Frankreich, Holstein und (über Erfurt) nach Schweden führen, wozu noch zwei weitere Straßen kommen.<sup>52)</sup> Die Unhaltbarkeit dieser These, die auf einer wegen der weiten Streuung nicht so auffälligen Belegdürftigkeit und der „Neugestalt“ fußt, war von vorn herein klar. Wie reich die (auch in die Westalpen reichende) Berchtenüberlieferung in den Ostalpen, aber auch in Nieder- und Oberösterreich sowie im Burgenlande und bei den Sudetendeutschen einst war, läßt sich aus den oben angeführten neueren Arbeiten immerhin noch erschließen. Dazu kommen die eindrucksvollen Ergebnisse aus Ostfranken, wo nach Straßner im mundartlich „unterostfränkischen“ Gebiet eindeutig mit einer großen Zahl örtlicher Belege „Holle“ überwiegt, deren Vorkommen nach Thüringen und Hessen weiterreichen, während im „oberostfränkischen“ Raum (u. a. mit Würzburg und Bayreuth) deutlich Berta vorherrscht.<sup>53)</sup> Das dichte Belegnetz des zwischen 1933 und 1964 zusammengetragenen Stoffes des Ostfränkischen Wörterbuches aus über 400 Orten sowie die aus anderen Quellen gewonnenen landschaftlichen Angaben bilden eine vorzügliche Vergleichsgrundlage. Diese ermöglicht es Straßner, auch von Ostfranken aus die Haltlosigkeit von Ljungmans Wanderungstheorie darzulegen.<sup>54)</sup> Auch die Arbeiten Heinrich Winters haben den Beweis erbracht, daß es sich nicht um ein Fehlen der Überlieferung, sondern der notwendigen Forschung handelte, das den dürftigen Eindruck erweckte. Ganz wesentlich sind die von der Brauchforschung bisher fast ausnahmslos nicht zur Kenntnis genommenen Funde Richard Wossidlos in Mecklenburg.<sup>55)</sup>

Daß es sich in Grundzügen um eine (zumindest vielen) indogermanischen Völkern gemeinsame Überlieferung handelt, war schon aus der Abhandlung Robert Bleichsteiners „Iranische Entsprechungen zu Frau Holle und Baba Jaga“ zu erkennen<sup>56)</sup>, die vor über sechzig Jahren erschienen ist. Die Veröffentlichungsstelle,

die auch andere wichtige Aufsätze enthält, z. B. den von H. Niggemann über „Frau Welt“ ist jedoch wenig bekannt.<sup>57)</sup> Erst die viel jüngere Arbeit Bleichsteiners über „Perchtengestalten in Mittelasien“ ist in breitere Kreise gedrungen.<sup>58)</sup>

Für das Alter der Überlieferung spricht auch die Tatsache, daß die gleiche Sagen- und Brauchgestalt im Volksmärchen hervortritt. Das Märchen von Frau Holle<sup>59)</sup> enthält zwar in seinen anderen deutschen Varianten andere Bezeichnungen der zwiespältigen, belohnenden und bestrafenden Hauptgestalt, wir finden jedoch in seinen ostslawischen Spielformen als solche Baba Jaga.<sup>60)</sup> Von dieser aber heißt es, daß sie von russischen Bäuerinnen dargestellt werde, die sich hiefür zwischen Weihnachten und Neujahr verunstalten.<sup>61)</sup> Bekanntlich hat sich in Kinderspielen altes Überlieferungsgut der Erwachsenen erhalten, das an bestimmte Festzeiten gebunden war. Die niederdeutsche Frau Gode tritt uns nicht nur in Sage und Brauch, sondern auch im Kinderspiel entgegen, in gleicher Weise wie in Hessen Frau Holle. Als Frau Sonne finden wir sie in einem schwedischen Zweig des Spieles, von Erwachsenen ausgeführt. Als Gegenspielerin tritt in einer tschechischen Variante Jezi-baba auf, mit Besonderheiten, die bei der gleichnamigen Märchengestalt und bei der russischen Baba Jaga wiederkehren.<sup>62)</sup> Weiterführen könnte nicht nur die Einbeziehung der hier und da schon an verschiedenen Stellen erwähnten Gemeinsamkeiten mit der nordgermanischen Überlieferung von Volksglauben und Brauch, sondern vor allem die Kenntnis des ostslawischen Mittwinterbrauchtums, doch selbst von Seiten der Märchenforschung sieht man die wissenschaftliche Durchdringung der Gesamtfrage Baba Jaga noch als unbefriedigend an.<sup>63)</sup>

Abschließend sei nochmals auf den einstigen Mittwinterbrauch in Moosland zurückgegriffen. Die Forscher sind sich darüber einig, daß zum Wesen der Bercht ihre Stellung als Spinnstubenfrau gehört, die darüber wacht, daß die Spinnerinnen ihre Arbeiten zeitgerecht erledigen und die gebotene Arbeitsruhe einhalten. Mit dieser Eigenschaft vereinigt sie ihre ebenso wesentliche als Hüterin der häuslichen Ordnung. Dieses Wirken ist auf die sie ablösende Nikolofrau übergegangen<sup>64)</sup>, während sich die Thomashutzn ähnlich wie die Habergeiß betätigte. Aber auch der Nikolo erkundigt sich nach den häuslichen Arbeiten. Die Kenntnis eines besonders ansprechenden Gegenstückes aus Südtirol verdanke ich Herrn Dr. Alfred Gruber, Professor am Johanneum in Dorf-Tirol. Sein 1880 in Deutschnofen geborener Gewährsmann berichtete ihm über den Umgang der Schgemp, wie hier die in anderen Teilen Tirols als Stampa u. ä. bezeichnete Percht heißt:

Schon Wochen vor der Ankunft wurde das ganze Hauswesen in Ordnung gebracht. Kein Werkzeug oder Ackergerät durfte schadhafte oder zerrissen herumliegen. Schadhafte Holzstiele mußten durch neue ersetzt werden, sonst gingen sie in der Nacht von selbst aus ihrem eisernen Gehäuse und bläuten den Besitzer. Die hölzernen Heurechen mußten schön in Reihe und Glied hängen, es mußten ihrer auch mindestens so viele sein, als Menschen auf dem Hofe waren. Auch durfte kein Rechenzahn fehlen, denn jede Zahnücke verursachte im Laufe des Jahres ein Unglück. Die Mädchen und Frauen mußten ihr Spinnrad mit voller Spule in der Stube stehen lassen, damit die Schgemp die Arbeit prüfen konnte. Die fertigen Garnsträhne hingen an der Wand, und die „Weiberleut“ setzten ihres Stolz und Ehrgeiz darin, davon recht viele zu haben. Denn das verschaffte ihnen Gunst bei der hohen Frau. Es wurde auch das hölzerne Milchgeschirr in Augenschein genommen, wobei ein einmaliges Reinigen nichts half, wenn das Geschirr nicht das ganze Jahr sorgfältig gepflegt worden war.

Den Berichten aus Mooslandl und Deutschnofen entsprechen viele Sagen und Glaubensvorstellungen, die sich auf den Umzug der „Spinnstubenfrau“ beziehen.<sup>65)</sup> Viel seltener als die Zeugnisse verwandter Volksdichtung sind die mit mehr Zeitaufwand zu beobachtenden und aufzunehmenden Bräuche festgehalten worden. Erst Richard Wossidlo, der schon mit seinem Rätselbande eine bisher aus keiner Landschaft bekannte Fülle von Überlieferung nachgewiesen hatte<sup>66)</sup>, konnte für sein Forschungsgebiet eine vorher unbekannte Dichte und Verwurzelung der Mittwinterbräuche nachweisen. Er vermochte sich dabei auf Gewährsleute zu stützen, die mit ihren Berichten bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zurückreichen, anscheinend jedoch vorwiegend von vergangenen Bräuchen erzählten.<sup>67)</sup> Die Umzugsgestalten waren teilweise ganz oder ähnlich wie die Ennstaler Perchten bekleidet, mehrmals heißt es, daß sie ein Wergbüschel vor dem Gesicht (oder „auf dem Kopf“) trugen. Die Perchten des steirischen Ennsbereiches ließen entweder ihr langes Haupthaar vor dem Gesicht als Schleier herabhängen oder verdeckten ihr Antlitz mit Werg. Früher überwachten sie bei ihrem Umgange auch die Spinnarbeit, heute sehen sie noch immer nach Reinlichkeit und Ordnung, und tragen deshalb Besen und Staubtuch mit sich. Im Zusammenhange mit der Berchtmilch hat sich für den Ennsbereich eine ganz dichte Überlieferung nachweisen lassen, die auch innerhalb einer Siedlungsgemeinde nicht immer einheitlich war und von Masken in ursprünglicher Einfachheit bis in die Gegenwart weiter getragen wird.<sup>68)</sup> Berücksichtigen wir dazu die bisher nicht veröffentlichten Sagen, so erweist sich unser Gebiet als eine für die vergleichende Berchtenforschung wesentliche Landschaft.

### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Karl H a i d i n g, Berchtenbräuche im steirischen Ennsbereich. (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XCV 1965, Gedenkschrift für Arthur Haberlandt, S. 322—338, hier 332).

<sup>2)</sup> Für den Brauch werden kleinere Fichtenstämme verwendet als für die Feldarbeit. Zur flächenhaften Verbreitung dieser Trockenstangen: Ernst B u r g s t a l l e r, Erntegeräte und -Arbeitsmethoden in Oberösterreich (Jb. d. Musealver. Wels 1965, bes. S. 100ff.)

<sup>3)</sup> Herr Medizinalrat Dr. S. M o s e r, dem ich auch durch seinen 1959 verstorbenen Vater, den Öblarner Volksschuldirektor und Mundartdichter Hans Moser, verbunden bin, war so freundlich, mir seine Aufzeichnungen zur Verfügung zu stellen, und auf meine Bitte die Erkundigungen noch weiter zu führen, als ich wegen mangelnder Gesundheit die Feldforschung im Winter 1977/78 nicht fortsetzen konnte. Ihm und Herrn Helmut P r i e l e r, der sich ebenfalls selbstlos um ergänzende Nachrichten bemühte, sei an dieser Stelle mein besonderer Dank ausgesprochen.

<sup>4)</sup> Sappel ist die mundartliche Bezeichnung des Zapins, einer für die Waldarbeit unserer Landschaft unerläßlichen und vielseitig verwendeten gekrümmten Spitzhacke. Für die Schweiz vergleiche man hiezü Werner S c h m i t t e r, Waldarbeit und Waldarbeiter im Prätigau, Schiers 1953, S. 89 und 96.

<sup>5)</sup> Nach Auskunft des Herrn Felician L i n d n e r, dessen Vertrautheit mit dem Arbeitsleben und Brauch seines Heimatortes schon bei der ersten Ausstellung des Landschaftsmuseums Trautenfels eine wertvolle Hilfe bedeutete (vgl. K. H a i d i n g, Bienezucht und Lebzelterhandwerk, Gröbming 1957).

<sup>6)</sup> Ernst B u r g s t a l l e r, Atlas von Oberösterreich, Erläuterungen zur 2. Lieferung, Linz 1960, S. 173. Für die Angaben aus dem Archiv der Kommission für Mundartkunde und Namensforschung der Österr. Akademie der Wissenschaften danke ich Frau Univ.-Prof. Dr. Maria H o r n u n g.

<sup>7)</sup> Den Hinweis auf K. K r a l o v e c verdanke ich Frau Univ.-Prof. M. H o r n u n g, den auf H. G r a u, Herrn Dr. Otto W e b e r (München). Kurt K r a l o v e c, Der Wortschatz in der Dreiländerecke Oberösterreich — Niederösterreich — Steiermark, Diss. Wien 1967; Herbert G r a u, Mundart und Kultur im Eisenland Ober- und Niederdonau. (Jahrb. d. Ver. f. Landeskunde u. Heimatpflege im Gau Oberdonau (= Jahrb. d. oberösterr. Musealvereines), 90. Band, Linz 1942, S. 65).

<sup>8)</sup> Helmut Paul F i e l h a u e r, Mittwintermasken in Niederösterreich, Wien 1973. Herr Univ.-Prof. Dr. F i e l h a u e r war so freundlich, mir für diesen Aufsatz einen Durchschlag seiner noch ungedruckten Habilitationsschrift leihweise zur Verfügung zu stellen, wofür ich ihm auch hier meinen Dank sage.

<sup>9)</sup> Vgl. hierzu: H. Fielhauer, Sagen aus der Sammlung Alois M. Wolfram, Scheibbs. (Volkskundliche Beiträge. Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. I, Wien 1966, S. 117 ff., bes. S. 119, ferner H. u. Hannelore Fielhauer, Heimatkunde des Bezirkes Scheibbs. Die Sagen des Bezirkes Scheibbs. Scheibbs 1975, S. 351 ff.

<sup>10)</sup> Durch Günther Richter über das Niederösterreichische Bildungs- und Heimatwerk.

<sup>11)</sup> Leopold Schmidt, Thomaszoll. Eine Perchtengestalt im südwestlichen Niederösterreich. (Unsere Heimat, Bd. 25, 1954, S. 126.)

<sup>12)</sup> Burgstaller, wie Anm. 6, S. 165 ff.

<sup>13)</sup> Leopold Schmidt, Die Volkerzählung. Märchen — Sage — Legende — Schwank. Berlin 1963, S. 197 ff. Hier nennt L. Schmidt für 1952 die Erhebung des Archivs der österreichischen Volkskunde, und nicht den Atlas.

<sup>14)</sup> L. Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich. Bd. 2, Horn 1972, S. 284 ff.

<sup>15)</sup> Viktor Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich, Graz 1924, S. 112; L. Schmidt, Perchtengestalten im Burgenland (Bgl. Hmtbl., Jg. 13, Eisenstadt 1951, S. 129 ff.); ders., Zu den Perchtengestalten des Burgenlandes. (Bgl. Hmtbl., Jg. 14, 1952, S. 122 ff.)

<sup>16)</sup> Herta Wolf-Beraneck, Gabenbringer in der Weihnachtszeit in den Sudetenländern. (Jb. f. ostdeutsche Volkskunde, Bd. 20, Marburg 1977, S. 291—306, bes. 298 und 300 f.)

<sup>17)</sup> K. Haiding, wie Anm. 1, S. 335 f.

<sup>18)</sup> Leopold Kretzenbacher, Santa Lucia und die Lutzelfrau. Volksglaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas, München 1959, S. 39; ders. ferner zur burgenländischen Perchtengestalt: Lutzelfrau und Pudelmutter. Ein Beitrag zur Sagenkunde des Burgenlandes. (Bgl. Hmtbl., Jg. 13, S. 162—172.)

<sup>19)</sup> H. Wolf-Beraneck, wie Anm. 16, S. 298; zur Ablöse der älteren Gabenspender durch das Christkind, S. 303. Dort auch häßliche, lärmende Gestalten als „Christkindln“.

<sup>20)</sup> K. Haiding, wie Anm. 1, S. 328 f., dazu vergleichend S. 334.

<sup>21)</sup> K. Haiding, wie Anm. 1, Abb. 4—6.

<sup>22)</sup> L. Schmidt, Perchtengestalten im Burgenland, wie Anm. 15; L. Kretzenbacher, Lutzelfrau und Pudelmutter; ders., Santa Lucia, wie Anm. 18.

<sup>23)</sup> L. Kretzenbacher, Freveltanz und „Überzähliger“. (Carinthia I, 144. Jg., Klagenfurt 1954, S. 843—866.

<sup>24)</sup> Vgl. hierzu bes. Wolfgang Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen (= Mannus-Bibliothek Nr. 35). Leipzig 1924; ferner die vielfältigen Arbeiten von Fritz Röck über verschiedene Zahlensysteme in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Schon Jacob Grimm hatte in der Vorrede zur Deutschen Mythologie (Neudruck Graz 1968, Bd. I, S. XXXVIII) in dem Nebensatz „indem des einen Gottes erhabendste Eigenschaften erst trigonisch, hernach zur Dodecalogie gefaßt wurden“ seinen Eindruck von der Ablöse der alten Drei durch die Zwölf angedeutet. In der Folgezeit hatten u. a. Andrian, Roscher und Weinhold umfassende Zahlenstudien vorgelegt. Den entscheidenden Anstoß für die Zusammenfassung durch W. Schultz gab G. Hüsing mit dem Werk „Die iranische Überlieferung und das arische System“, 1909.

<sup>25)</sup> Franz Lipp, Bajuwarisches Oberösterreich. Das Weiterleben frühbairischer Gesittungs- und Kulturformen im Raum des heutigen Bundeslandes Oberösterreich. In: Baiernzeit in Oberösterreich. Das Land zwischen Inn und Enns vom Ausgang der Antike bis zum Ende des 8. Jahrhunderts, Linz 1977, S. 243—273, bes. 261.

<sup>26)</sup> Nach Aussage des besten Kenners der Volksbräuche Oberösterreichs, Ernst Burgstaller, sind die Bezeichnungen „Hutzen“ und „Fetzen“ gleichermaßen für die damit ihrer Gewandung nach gekennzeichneten Masken üblich gewesen, wobei „Hutzen“ seit etwa vierzig Jahren abgekommen ist. Die „Thomashuttl“ von Palfau erinnert an die „Huttl“, wie sie Anton Dörner in seinem Buche „Tiroler Fastnacht“ (Wien 1949) schildert, der S. 353 sagt: „Der Ausdruck Huttl geht auf Hutten, Hudel, Hadern, Lappen, Lumpen, Fetzen zurück; er entspricht den Axamer Huttle, den schweizerischen Huttli (Sargans), Sanhuttl, Sühudi (Einsiedeln) . . . und bezeichnet zunächst einen Menschen in zerfetzten Kleidern“. Wucherformen, wie der „Altartuxer“ (Dörner S. 358 f.) und die Fülle der (teilweise von akademischen Bildhauern) geschnitzten Holzmasken als Parastücke unterscheiden sich allerdings grundlegend von den durch Lipp als Zeugen lebendiger volkstümlicher Glaubensvorstellungen hervorgehobenen einfachen Umhüllungen, die „noch nicht zur Maske erstarrt sind“ (Lipp, S. 262). Während die schlichten und in ihrer Ursprünglichkeit wenig beeinträchtigten Berchtenbräuche des steirischen Ennsbereiches mit dem Berchtenabend verbunden sind, erstreckten sich z. B. die salzburgischen Berchtenläufe (Marie Andree-Eysn, Volkskundliches. Aus dem Bayrisch-österreichischen Alpengebiet, 1910, bes. S. 162 ff.) gegendweise auf die drei Donnerstagabende vor Weihnachten oder über Dreikönig hinaus in die Faschingszeit. Neben den „eigentlichen Perchten“ liefen auch andere Masken, weshalb auch in Tirol Bezeichnungen übertragen und Unterschiede verwischt werden konnten.

<sup>27)</sup> H. Fielhauer, Mskr. S. 121, spricht dort indes vom Altweiberhaften beim Thomashutzen.

<sup>28)</sup> Nach N. Kainz, Artstetten: Brauchtum und Aberglaube im Weihnachtsfestkreis aus dem Tal der kleinen Ysper. (Das Waldviertel 1952, Nr. 12, S. 3.) Danach Fielhauer, Mskr. S. 119f.

<sup>29)</sup> Briefliche Mitteilung von Frau Univ.-Prof. Dr. M. Hornung v. 6. Dezember 1977; dazu „Das Grundwort Hutze und Hutzen zeigt eine vielseitige Bedeutungsaufgliederung: Kleider, Fetzen, Lumpen; Bündel, Bürde, Pack; Baumknorren.

<sup>30)</sup> J. Andreas Schmeller, Bayrisches Wörterbuch. Neudruck der zweiten bei R. Oldenberg 1872—77 in zwei Bänden erscheinenden Auflage von G. Karl Frommann, mit Vorwort von Otto Basler. Erster Band, Aalen 1961, Sp. 1195f.

<sup>31)</sup> Fielhauer, Mskr. S. 120.

<sup>32)</sup> Hannelore u. Helmut Fielhauer, wie Anm. 9, Nr. 878.

<sup>33)</sup> C. Rubwurm, Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Ehtlands und auf Runö. Zweiter Theil, Reval 1855, S. 96. Von Worms auch Aufz. Haiding.

<sup>34)</sup> Heinrich Winter, Mittwintergestalten in Odenwald, Neckarbergland, Spessart und Rhön. (Deutsche Volkskunde, Jg. 2, 1940, S. 184—199) mit Angabe zusätzlicher Veröffentlichungen.

<sup>35)</sup> Friedrich Mößinger, Ein Odenwälder Weihnachtsumzug. (Hess. Bl. f. Volkskunde, XXXV 1936, S. 91f.)

<sup>36)</sup> Hertha Wolf-Beraneck, Gestalten der Mittwinter- und Fastnachtszeit in den ehemaligen Sudetenländern. (Jb. f. ostdeutsche Volkskunde, Bd. 14, Marburg 1971, S. 126—183.)

<sup>37)</sup> Z. B. L. Schmidt, Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch. Berlin 1962, S. 362; K. Horak, Das deutsche Volksschauspiel im Banat, Marburg 1975, Stichw. Storchschnabel, Stuppesel; Rudolf Hartmann, Das deutsche Volksschauspiel i. d. schwäb. Türkei, Marburg 1974, S. 234f. Pickesel mit Gänseflügel auf dem Kopfe. Pickesel mit Ziegenkopf: Alfred Karasek und Karl Horak, Das dt. Vschp. in der Batschka, in Syrmien und Slawonien, Marburg 1972, S. 99. Die nur ab und zu während des Christkindspieles in die Stube schauende Maskengestalt, die unmittelbar zu den von Winter (Anm. 34) abgebildeten Vermummungen gehört, heißt bei Horak S. 99 „Ziege“. Siehe auch unter den Stichwörtern Pickesel, Pomisbock, Eselsmaske, Pelznickel, Pferdegestalt u. a. Vgl. dazu auch A. Karasek — J. Lanz, D. dt. Vschp. in der Bukowina, Marburg 1971, S. 39: „Endlich hatten in dieser Zeit auch die Rauhachtsgestalten vom Pelznickel bis zum Brummbären (Brummtopf) vor den Verfolgungen der Geistlichkeit und der Behörden bei den frommen Umgängen und Spielen Zuflucht gefunden“. Am nächstliegenden ist ein Blick auf das Nikolausspiel des Ennstales und Hinterbergs, in dessen kulturgeschichtliche Zusammenhänge L. Kretzenbacher, Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark, Wien 1951, einführt, der in diesem Werk andererseits von der Verfolgung geistlicher Spiele zu berichten hat. Die hier auftretenden Gestalten von Habergeiß, Schimmel und Schab finden ihr Gegenstück in den niederdeutschen „Ruprecht“, bestehend aus Klapperbock, Strohmaste und Schimmelreiter. Zur Ziegenmaske siehe auch L. Kretzenbacher, „Rusa“ und „Gambela“ als Equidenmasken der Slowenen. (Alpes Orientales VII, S. 49ff., bes. S. 50f.)

<sup>38)</sup> Wörterbuch der Bairischen Mundarten Österreichs. Bairisch-Österreichisches Wörterbuch: I. Österreich. 14. Lieferung (6. Liefg. d. 2. Bandes), Wien 1976, S. 1043.

<sup>39)</sup> Marie Andree-Eysn, Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet, Braunschweig 1910, S. 168.

<sup>40)</sup> Ich danke bei diesem Anlasse Herrn Univ.-Prof. Dr. Richard Wolfram für die Erlaubnis, die unveröffentlichten Bestände des Volkskunde-Atlas verwerten zu dürfen und Frau Monika Habersohn für ihre hilfreichen Bemühungen.

<sup>41)</sup> Vgl. dazu ausführlich K. Haiding, wie Anm. 1, S. 330f.

<sup>42)</sup> O. Frh. von Reinsberg-Düringsfeld, Fest-Kalender aus Böhmen. Ein Beitrag zur Kenntnis des Volkslebens und Volksglaubens in Böhmen. Prag 1862, S. 542. Ohne erkannt zu werden, konnte der Darsteller der Lucia durch den Schnabel alles sehen, in gleicher Weise wie die Rauriser Schnabelperchten. Lucia als Ziege bei Josef Rank, Aus dem Böhmerwalde, und Volkskundliche Beiträge aus Ranks übrigen Werken. Neu hg. v. Karl Wagner (= Beitr. z. deutsch-böhmischen Volkskunde.) XIII. Bd., Prag 1917, S. 110. Lucia als Habergeiß; Kretzenbacher, Lucia, S. 78. Schweizerische Schnabelgeißen bei E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes, bearb. v. P. Geiger, Zürich 1940, S. 79ff. H. Wolf-Beraneck berichtet in ihrer durch eine Fülle von Zeugnissen ausgezeichneten Abhandlung „Gestalten der Mitwinter- und Fastnachtszeit in den ehemaligen Sudetenländern“, S. 155, daß Burschen Masken von Schnabeltieren trugen, gewöhnlich aus zwei umschlungenen Spänen hergestellt. Die Lucka der Neuhauser Gegend stach ursprünglich mit der in einem Span steckenden Nadel die faulen Spinnerinnen. Als „Mummereien aus dem Rheinland“ führt Matthias Zender in seinem Beiträge zu der von K. Beitzl herausgegebenen Festschrift für Leopold Schmidt, Wien 1075, S. 265 (jetzt auch bei H. L. Cox und G. Wiegels

m a n n, Matthias Zender. Gestalt und Wandel, Aufsätze zur rheinisch-westfälischen Volkskunde und Kulturraumerforschung, Bonn 1977, S. 244) Vogelmasken als mehrfach belegt an. Die ganze, auf überreichen Stoffgrundlagen beruhende Untersuchung zeigt, wie die von W o l f - B e r a n e k, durchaus im Sinne von Franz L i p p, die überragende Geltung einfacher Masken und hier wie bei den Sudeten-deutschen das völlige Zurücktreten von Holzmasken. Zur Gesamtfrage der Masken siehe auch Thomas G e l z e r (hg.), Karl M e u l i, Gesammelte Schriften I u. II, Basel-Stuttgart 1975; darin Bd. I neben S. 200 auf Tafel 20 Schnabelgeißen. Ein „Thomasschnabel“ bei B u r g s t a l l e r (wie Anm. 6) S. 168, eine Habergeiß mit Vogelschnabel S. 173. Über verschiedene Ziegengestalten W o l f - B e r a n e k (wie Anm. 42) S. 172, auch über die einst in einem großen Bereiche umgegangene H i m m e l s z i e - g e, die bei eintretender Dunkelheit ihren furchterregenden Kopf bei den Fenstern hereinstreckte.

<sup>43)</sup> K. H a i d i n g, wie Anm. 1, S. 331; dort auch über die „Drei-Königs-Percht“ und die „Lichtmeßpercht“ steirische Belege, die das Wörterbuch nicht erfaßt hat.

<sup>44)</sup> Edmund M u d r a k, Grundlagen des Hexenwahnens, Leipzig 1936, S. 18f. d e r s. Berchta. (Deutsche Volkskunde, Jg. 1, 1939, S. 180.)

<sup>45)</sup> Leopold K r e t z e n b a c h e r, Germanische Mythen in der epischen Volksdichtung der Slowenen. Ein Beitrag zu einer Kulturgestaltung im deutschen Grenzraum (= Das Joanneum. Schriften des Südostdeutschen Institutes Graz, Nr. 3), Graz 1941, S. 88.

<sup>46)</sup> Elfriede M o s e r - R a t h, Predigtmärlein der Barockzeit. Exempel, Sage, Schwank und Fabel in geistlichen Quellen des oberdeutschen Raumes (= Supplement-Serie zu Fabula, Zs. f. Erzählforschung, hg. v. Kurt Ranke. Reihe A: Texte, Band 5), Berlin 1964, S. 51.

<sup>47)</sup> Niko K u r e t, Die Mittwinterfrau der Slowenen (Pehtra baba und Torka). (Alpes Orientales V, Ljubljana 1969, S. 209—239).

<sup>48)</sup> L. K r e t z e n b a c h e r, wie Anm. 45, S. 87.

<sup>49)</sup> Waldemar L j u n g m a n, Traditionswanderung Euphrat-Rhein. Studien zur Geschichte der Volksbräuche II (= FF, Communications Nr. 119), Helsinki 1938, S. 604f.

<sup>50)</sup> L j u n g m a n, wie Anm. 49, S. 629. Zu „Gesetzen einer mündlichen Überlieferung“ vgl. K. H a i d i n g, Märchen und Schwänke aus dem Burgenlande, Graz 1977, S. 216.

<sup>51)</sup> Viktor W a s c h n i t i u s, Percht, Holda und verwandte Gestalten. Ein Beitrag zur deutschen Religionsgeschichte (= Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Philos.-Hist. Klasse, 174. Band, 2. Abhandlung), Wien 1914. Waschnitius berücksichtigt alle deutschen Landschaften einschließlich der Ostalpen sowie die slowenische und nordgermanische Überlieferung.

<sup>52)</sup> L j u n g m a n, wie Anm. 49, S. 632.

<sup>53)</sup> Erich S t r a b n e r, Perchtengestalten in Ostfranken. Ein Beitrag zur ostfränkischen Volkskunde. (Jahrb. f. fränkische Landesforschung, Bd. 24, 1964, S. 345—399.)

<sup>54)</sup> S t r a b n e r, wie Anm. 53, S. 390f.

<sup>55)</sup> Richard W o s s i d l o, Mecklenburgische Sagen I, Rostock 1939, S. 178ff. Hinweis bei K. H a i d i n g, Österreichs Sagenschatz, Wien 1965 (Neuausgabe als Alpenländischer Sagenschatz, Wien 1977), Anm. zu Nr. 86, ferner H a i d i n g, wie Anm. 1, S. 322.

<sup>56)</sup> Robert B l e i c h s t e i n e r, Iranische Entsprechungen zu Frau Holle und Baba Jaga. (Zs. Mitra, Wien und Leipzig, H. 3, 1914, Sp. 65ff.)

<sup>57)</sup> H. N i g g e m a n n, Frau Welt (Zs. Mitra, 1914—1948, Sp. 279ff.)

<sup>58)</sup> R. B l e i c h s t e i n e r, Perchtengestalten in Mittelasien. (Archiv für Völkerkunde VIII, Wien 1953, S. 58ff.). Darin S. 72: „Frau Welt. Auf die Dämonisierung der im iranischen Gebiet auftretenden Mythengestalten vom Typus Perchta-Holle durch die Zarathustra-Religion habe ich seinerzeit in einem Aufsatz in der Zeitschrift Mitra H. 3, 1914, S. 65 aufmerksam gemacht.“

<sup>59)</sup> J. u. W. G r i m m, KHM (= Kinder- und Hausmärchen) Nr. 24, verwandt Nr. 13, Die drei Männlein im Walde.

<sup>60)</sup> Johannes B o l t e und Georg P o l i v k a (BP), Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm I 1913; A a r n e - T h o m p s o n (= AT) The Types of the Folktales. A Classification and Bibliography. Second Revision, Helsinki 1961 (FFC 184) Nr. 480. Warren E. R o b e r t s, The Tale of the Kind and the Unkind Girls, Berlin 1958 (= Suppl.-Serie zu Fabula, hg. v. K. R a n k e, Reihe B, H. 1).

<sup>61)</sup> Russische Volksmärchen. Gesammelt von A. N. A f a n a b j e w, deutsch von Anna M e y e r, Wien 1906, S. 68.

<sup>62)</sup> K. H a i d i n g, Kinderspiel und Volksüberlieferung, München o. J. (1939) S. 23—43; d e r s., Proeve van overeenkomst tussen enkele javaanse en europese kinderspelen. (Niederländ. Zs. Volkskunde, 55. Jg., 1954, S. 60ff.); d e r s., Rüben ausziehen, Brot backen, Hündlein verkaufen. Kinderspiele bei uns und anderswo. (Bl. f. Heimatkd., Graz 1976, S. 41ff.)

<sup>63)</sup> Nikolaj V. N o v i k o v, Artikel Baba Jaga. (Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. (Mit Fachkollegen) hg. v. Kurt R a n k e, Berlin-New York 1978, Bd. II, Sp. 1121—1123.)

<sup>64)</sup> Im oberen Ennstale legte die Percht für die Kinder, die fleißig Brennholz ins Haus getragen hatten (eine nach dem Herkommen den Kindern schon sehr früh zustehende Arbeit) Gaben in das draußen aufgeschichtete Brennholz, in anderen Orten legte sie jenen, die sich dieser Verpflichtung gegenüber als lässig erwiesen, zur Mahnung Holzscheit und Rute ein. Wenn die niederösterreichische Thomashutznachsieht, ob das Bettstroh gewechselt ist, so geht es dabei um eine Aufgabe, die den Frauen vor bestimmten Festzeiten oblag, ehe die Strohsäcke durch einen anderen Betteinsatz abgelöst wurden.

<sup>65)</sup> Z. B. auch bei Adalbert K u h n und Wilhelm S c h w a r t z, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1948 (Neudruck Georg Olms Verlag, Hildesheim-New York 1972) S. 412—418, wo auf Grund eines nur angedeuteten Sammelergebnisses Verbreitungslandschaften der vielen Namen der Mittwinterfrau (Fru Gode, Fru Göed, Mutter Godsche, Fru Goik, Fru Gösen, Fru Wasen, Foik, Fricke, Fru Freen, Fru Frien, Fru Frêke, Fru Herken, Fru Harke u. a.) angegeben sind.

<sup>66)</sup> Richard W o s s i d l o, Mecklenburgische Rätselüberlieferungen. Erster Band: Rätsel. Wismar 1897.

<sup>67)</sup> Richard W o s s i d l o, Mecklenburgische Sagen. Erster Band, Seestadt Rostock 1939, S. 39ff. Fru Waur, Fru Goden u. ä. Nr. 114—208.

<sup>68)</sup> Selbstverständlich besteht auch innerhalb einer Gemeindefestsetzung eine gewisse Vielfalt. Ausführliches in meinem in Anm. 1 genannten Aufsatz, dessen Grundlagen zwischen 1945 und 1964 an den Perchtenabenden auf Fußwanderungen und Radfahrten erworben worden sind.

# **Bauernhausverzierung — Stadelmalerei — bemalte Holzarchitektur**

**Zur Geschichte eines Materials aus dem Innviertel**

Von Eugenie H a n r e i c h

Wenn ich heute an diesem Material arbeite, so steht mir immer eine Szene meiner Kindheit vor Augen: Hofrat F. Lipp, der mit meiner Mutter vor den ausgebreiteten Zeichnungen in unserer Bibliothek steht und ganz begeistert ausruft: „Darüber muß ich arbeiten“. Nun sind seither zwanzig Jahre vergangen und er hatte leider nie genug Zeit, dieses Material zu bearbeiten. Aber dieser Eindruck, den diese Szenen auf mich machten, hat wesentlich dazu beigetragen, daß ich mich entschloß, Volkskunde zu studieren.

Aber warum habe ich für meine Dissertation dieses Material zur Bearbeitung ausgewählt? Am besten läßt sich das mit dem Spruch „Was Du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen“ erklären, denn mein Großvater Bernhard Ludwig d. J. hat Hugo von Preen beauftragt, seine Zeichnungen zu kopieren, und er hat den Leiter seines Zeichenbüros Wilhelm Berkan zwei Sommer ausgesandt, um dieses Material mit Material aus dem unteren Innviertel und dem Rottal zu ergänzen.

Woraus besteht nun dieses Material und wie ist es überhaupt zustande gekommen?

Es handelt sich um Zeichnungen, und zwar hauptsächlich um Detailzeichnungen der Bemalung an den Holzhäusern des oberen und unteren Innviertels, die Hugo von P r e e n und Wilhelm B e r k a n in der Zeit von 1884 bis 1934 gemacht haben.

Ein Großteil sind Tuschzeichnungen, die koloriert wurden, aber auch einige Kohlezeichnungen und Aquarelle sind darunter. Die Arbeitsmethode der beiden Zeichner läßt sich an Hand einiger Skizzen ausgezeichnet rekonstruieren. Es wurden zuerst Bleistiftzeichnungen angefertigt, die einzelnen Teile mit Farbbezeichnungen und fallweise mit Maßen versehen und diese Skizzen wurden dann im Büro bzw. im Atelier als Vorlagen für die genaue Ausführung in Tusche und Aquarell genommen.

Von Wilhelm B e r k a n stammen fünfundneunzig exakt gezeichnete und schön ausgeführte Blätter — man merkt daran seine Ausbildung im Architekturbüro — und zahlreiche Photographien.

Hugo von P r e e n s Werk ist von 1 bis 172 numeriert, wobei 18 Nummern in der Sammlung nicht aufscheinen und 7 Nummern doppelt verwendet wurden, d. h. daß 159 Zeichnungen Hugo von Preens tatsächlich in der Sammlung Bernhard Ludwig existieren. Davon sind acht Gesamtansichten einzelner Höfe und neun Teilan-

sichten verschiedener Bauten, die restlichen 142 Zeichnungen geben Details der Bemalung der Häuser wieder. Hugo von Preen hat sich das Vervielfältigungsrecht vorbehalten, bevor er seine Blätter dem Oberösterreichischen Landesmuseum zur Verfügung stellte, und daher gibt es nun von vielen Nummern drei Zeichnungen: eine in Linz, eine im Braunauer Heimathaus und eine in der Sammlung Bernhard Ludwig.

Hugo von Preen nannte seine Aufnahmen selbst Bauernhausverzierungen; was muß man sich darunter vorstellen?

Das Substrat für die Verzierung mit Bemalung und Schnitzerei bildete das an den alten Wohnhäusern und Stadeln des Innviertels fast ausschließlich verwendete Holz. Bemalt waren die Träger in ihren verschiedenen Funktionen (Schrot- oder Dachträger), Kragbalken und Spanriegel, Tore und Türen, Fensterumrahmungen, Schrote, Staubladen, Giebel und Hirnbretter.

All diese Bemalungen haben die beiden Forscher in 85 Orten an 132 Objekten im Innviertel und in 17 Orten an 18 Objekten im Rottal (Bayern) festgehalten. Dazu existiert noch das Material, das Dr. W. G ä r t n e r sammelte — er veranlaßte seine Schüler, in der Umgebung Rieds ähnliche Objekte zu finden und abzuzeichnen.

All diese Entdeckungen wurden zu Fuß gemacht und es entlockte mir (und wahrscheinlich allen meiner Generation) ein Lächeln, als ich eine Stelle in Preens Aufsatz über die Bauernhausverzierungen fand: Dank meinem Rad ist jetzt in kurzer Zeit das Material so angewachsen, daß an den Schluß der Arbeit gedacht werden konnte. Wer war nun Hugo von Preen, der zuerst zu Fuß und dann mit dem Rad das Innviertel durchforschte: Er war doch einer der Pioniere der Volkskunde in Oberösterreich.

Er wurde am 25. Mai 1854 im Innviertel auf dem Sitz Osternberg bei Braunau, der seinem Vater gehörte, geboren. Er wurde nach einer in Osternberg verlebten Kindheit in eine adelige Privatschule in Weinheim (Baden) geschickt, die damals internationalen Ruf hatte. Hier erhielt er im Unterricht und auf vielen Ausflügen ins badische Land die ersten heimatkundlichen Anregungen. Aber auch sein künstlerisches Talent blieb nicht unentdeckt, so daß sein Zeichenlehrer dem Vater riet, ihn Künstler werden zu lassen. Nachdem auch andere Persönlichkeiten die künstlerische Laufbahn angeraten hatten, gab der Vater endlich nach, und Hugo von Preen ging nach München, zuerst ans Polytechnikum, dann an die Akademie, an der er zehn Jahre verblieb. Seine Lehrer waren Ludwig von Loefftz, Alexander Strähuber und vor allem Wilhelm Lindenschmidt. Sein Hauptgebiet war die Landschaftsmalerei.

Schon vom Anfang der achtziger Jahre datierten seine ersten Bemühungen um die Erfassung der Innviertler Volkskunde. Zu dieser Zeit grub er im Auftrage der Gilgenberger Feuerwehr am Gansfuß Gräber aus der Hallstattzeit aus. Ihm verdanken wir z. B. den „Uttendorfer Goldfund“ und ein Fürstengrab aus der Hallstattzeit. Durch seine häufige Anwesenheit auf dem Lande, besonders in der Gilgenberger Gegend, wurde er sozusagen mit der Nase auf alles volkskundliche gestoßen. Die Anregung, sich mit dem Innviertler Bauernhaus, seiner Einrichtung und seinem Schmuck zu beschäftigen, erhielt er von seinem Lehrer Max Schlickinger, der die archivalischen Belege zur Lokalisierung des „Meier Helmbrecht“ auf den Helmbrechthof in der Gilgenberger Gegend erbracht hat. Hugo von Preen nahm an diesen Entdeckungen lebhaften Anteil und schon in diese Zeit der ersten Gilgenberger Grabungen fallen seine Zeichnungen vom Kastenbergergut, einem besonders reich verzierten Bauernhof dieser Gegend, die den Anfang zu einer systematischen Auf-

sammlung der Bauernhausverzierungen im oberen Innviertel machten. Hugo von Preen sammelte auch bäuerlichen Hausrat. Da die Stadt Braunau für das „alte Gerümpel“ noch kein Verständnis hatte, verkaufte Preen seine Sammlungen an das Volkskundemuseum in Berlin. Infolge seines Interesses für das Wallfahrtswesen entstand der Kontakt zu Richard Andree und Marie Andree-Eysn, mit denen er ebenso wie mit Michael Haberlandt und später Rudolf Kriß befreundet war.

1917 gründete er dann das Braunauer Heimathaus und trug wieder eine ansehnliche Sammlung dafür zusammen. 1923 stand er Pate bei der Gründung der Innviertler Künstlergilde. Er wurde Ehrenbürger der Stadt Braunau und erhielt das Goldene Ehrenzeichen der Republik Österreich. Am 24. 2. 1941 starb Hugo von Preen 87jährig in Osternberg.

Welches Interesse hatte Hugo von Preen an diesen Bauernhäusern? Er veröffentlichte im Innviertler Heimatkalender 1910, dem ersten Kalender, der von der „Innviertler Heimatkunde“ herausgegeben wurde, einen Aufsatz „Bauernhausverzierungen aus dem oberen Innviertel“, in dem er seine Motivation klar darlegte.

„Vor 25 Jahren (= 1885) hatte ich mir vorgenommen, mich nicht nur als Maler mit den alten herrlichen Häusern zu befassen, sondern ich betrachtete diese Bauten als dankbare kunstgewerbliche Objekte. Durch meine häufige Anwesenheit auf dem Lande nahm ich mir Zeit, alle Verzierungen und Malereien an den exponierten Teilen des Hauses zu malen. Auch der Plastik an dem Hause wendete ich meine Aufmerksamkeit zu. Durch längere Abwesenheit vom Hause konnte ich jahrelang meiner Lieblingsbeschäftigung nicht nachgehen, und erst vor zirka fünf bis sechs Jahren nahm ich die Arbeit wieder auf. Um dem Ganzen noch einen malerischen Beitrag hinzuzufügen, zeichnete ich noch besonders bemerkenswerte Teile des Bauernhauses, die mich durch ihre Poesie dazu anregten. Meine Arbeit ging, nachdem ich die Kosten ersetzt und das Vervielfältigungsrecht vorbehalten, in den Besitz des Museums in Linz über, einer Anstalt, für die ich fast fünfundzwanzig Jahre als Mandatar tätig war. Es ist ja selbstverständlich, daß hier und nirgends anders diese Sammlung heimischen Kunstgewerbes ihren Platz finden mußte. Ehe sie jedoch dauernd aufbewahrt wurde, stellte ich sie auf Wunsch des Vereines für Deutsche Volkskunde in Berlin aus.“

Er schließt diesen Aufsatz: „Wenn diese Zeilen dazu dienen, anregend in den verschiedenen Gegenden zu wirken, so ist der Zweck dieser Arbeit erreicht.“

Und sie haben anregend gewirkt!

Denn Dr. Wilhelm Gärtner, der von 1909—1916 Professor für Germanistik, Latein und Griechisch am Gymnasium in Ried war, konnte seine Schüler so begeistern, daß sie ein interessantes Material an Zeichnungen und Aquarellen zusammentrugen, das heute ebenfalls im Linzer Landesmuseum liegt. Er hat 1910 das Museum der Stadt Ried mitbegründet und war 1920 Gründer und bis 1924 Leiter der Kunststelle des Landesreferates für das Volksbildungswesen in Oberösterreich. Aber nicht nur seine Schüler versuchte er zur Mitarbeit zu gewinnen; er hielt auch Vorträge auf Heimatabenden in Ried über „Bauernhausverzierungen“ oder beim Landesverein für Heimatschutz 1914 über „Das Bauernhaus des Innviertels und sein Schmuck“, und er war auch Mitherausgeber der Rieder Heimatkunde und des Innviertler Heimatkalenders.

Doch zehn Jahre nach dem Aufsatz Hugo von Preens sollte es noch einmal zu einer anregenden Begegnung kommen.

Im Rahmen der Innviertler Künstlergilde lernte von Preen den Ing. Bernhard Ludwig kennen, der seine Idee, die Bilder der Malereien auf den Bauernhäusern zu kopieren, begeistert aufgriff. Er war als Kind 1873 auf der Wiener Weltausstellung von der großen Anzahl Bauernhausmodelle, die das Österreichische Ackerbaumministerium auf Anregung von Arthur Freiherrn von Hohenbruck ausstellte, ungeheuer beeindruckt gewesen. Als Architekt war er vor allem aus bautechnischen Gründen an der Bauernhausforschung interessiert, aber zu dieser Zeit führte er gerade einen Auftrag aus, der besonders das künstlerische Element der Bauernhäuser zu berücksichtigen hatte. Er richtete für die rumänischen Könige Schloß Sinaia ein und ließ dafür in ganz Deutschland die verschiedensten Stile und Bauformen kopieren. In diese Wünsche der rumänischen Königin paßten die Bilder Hugo von Preens ausgezeichnet. Ob sie allerdings Verwirklichung erfahren haben, konnte ich nicht eruieren — aber vielleicht stattete man das „Bauernhaus“, das für die Königin geplant wurde, mit Malereien nach diesen Vorbildern aus.

Doch es blieb nicht nur bei den Kopien Hugo von Preens für die Sammlung, sondern Ing. Bernhard Ludwig beauftragte den Leiter seines Zeichenbüros, Wilhelm Berkan, in den Jahren der Wirtschaftskrise — da zu wenig Aufträge für die Zeichner vorhanden waren und er Wilhelm Berkan nicht entlassen wollte — mit der Vervollständigung des Materials von Hugo von Preen durch Zeichnungen aus dem unteren Innviertel.

Wilhelm Berkan hatte als Tischler in der Firma Bernhard Ludwig in Wien begonnen. Da er eine starke künstlerische Begabung hatte, übersiedelte er bald in das Zeichenbüro der Firma, wo er zusammen mit anderen Architekten an den Entwürfen und Werkzeichnungen für den Bau der rumänischen und jugoslawischen Königsschlösser arbeitete. Die Aufnahme der Bauernhäuser im unteren Innviertel wurde 1934 durch das Angebot einer Konkurrenzfirma aus München, das W. Berkan annahm, nicht ganz vollendet.

Dieses Material wurde von verschiedenen Menschen aus verschiedenen Beweggründen gesammelt, aber alle wollten eines — es wieder anwenden. Ein Mann wie Preen, der so engagiert war in der Innviertler Heimatbewegung, der sich für die Schaffung eines Innviertler Heimatkalenders einsetzte, für Heimatausstellungen und Heimatabende viel Zeit und Energie aufwandte, wollte natürlich seine Zeichnungen der Öffentlichkeit zugänglich machen. 1913 wurde in Simbach, Schärding und Ried eine Ausstellung von Bauernhausverzierungen gezeigt, die besonders in Ried einen enormen Zulauf hatte. Eine Publikation des Materials, die Eduard Kriechbaum vornehmen wollte, scheiterte an der Not der Zeit, die es unmöglich machte, farbige Bilder zu vervielfältigen. 1931 wurde anlässlich der Heimattagung in Obernberg das Material noch einmal der Öffentlichkeit gezeigt.

Franz Lipp hat dann 1973 einen kurzen Artikel über die bemalten Stadel in Oberösterreich in „Haus und Hof in Österreich“ veröffentlicht.

Die Benennung des Materials hat sich geändert — aus den Bauernhausverzierungen Hugo von Preens wurde die Stadelmalerei Hofrat Lipps und daraus mein Dissertationsthema: Bemalte Holzarchitektur; das Material ist gleichgeblieben.

## Der Tanz im Salzkammergut

Von Karl H o r a k

Im Salzkammergut, einer der traditionsträchtigen Landschaften Österreichs, hat sich auch der überlieferte Tanz erhalten; er wird im Bereich der einheimischen Bevölkerung ausgeübt und unterliegt dabei unbewußt einem langsamen Wandlungsvorgang. Der Zusammenstoß mit den neuen Gesellschafts- und Modetänzen und dem Verschleiß durch den Fremdenverkehr hat ihn zwar der Ausschließlichkeit früherer Zeiten beraubt, ihn aber nicht dem Untergang ausgeliefert. Auf den für die tägliche Betreuung der Gäste, meist von den Fremdenverkehrsbetrieben organisierten Tanzveranstaltungen wird man die heimischen Tänze kaum finden.

Wie stark die Tradition in der ansässigen Bevölkerung wirksam ist, kann man am Beispiel Gipswerk Gößl feststellen.

Als im Jahre 1950 rund 700 fremde Arbeiter zur Errichtung und zum Betrieb eines Gips-Bergwerkes einströmten, standen sich diese und die Einheimischen fremd und abweisend gegenüber. Vom Werk veranstaltete und gern angenommene Volkstanzkurse halfen mit, die Schranken zu überwinden und die zugewanderten Arbeiter einzugliedern.<sup>1)</sup>

Historisch umfaßt das Salzkammergut nur das Einzugsgebiet der Traun vom Grundlsee bis Gmunden. Doch strahlten die volkskulturellen Eigentümlichkeiten auch in die Umgebung aus, in das Becken von Mitterndorf, in das Aberseegebiet und in den Attergau bis zum Mondsee, sodaß auch diese Randgebiete einbezogen werden müssen.<sup>2)</sup>

Während der steirische Anteil, das Ausseerland, dank der Arbeiten einiger Forscher als gut durchforscht gelten kann, läßt im übrigen und gebietsmäßig größeren Teil des Salzkammergutes die Forschungsdichte Wünsche offen.

Es zeigt sich wieder einmal mehr, daß im Schatten von altertümlichen und auffälligen Erscheinungen die kleinen und alltäglichen Formen weniger beachtet werden. Das Literaturverzeichnis am Schluß zeigt aber, daß immerhin schon wertvolle Arbeit geleistet wurde, aus der man die Eigenart dieser Landschaft erkennen kann. Noch fehlt eine Zusammenschau, welche die Eigenart dieser Landschaft erkennen läßt.

### Tanz im Brauch

In einigen Bräuchen des Jahres- und Lebenslaufes ist der Tanz ein fester Bestandteil, der manchmal alle anderen Brauchtumselemente überstrahlt. Träger des Tanzes sind teils die Standesgemeinschaften der Bergleute und Schützen, teils die Kameradschaften der Burschen (und auch jungen Männer), um Gmunden noch „Ruden“, südlich aber „Passen“ genannt.

Um Ebensee, nach Norden bis Gmunden und nach Süden bis Bad Ischl ausstrahlend, ist in der Nacht zum 6. Jänner das G l ö c k l e r l a u f e n üblich. Von

einem Vorläufer, dem „Spion“ angeführt, ziehen die Passen durch die Straßen. Die Glöckler sind in weiße Hemden und Hosen gekleidet und tragen an Riemen um Schulter und Leibesmitte große Kuhglocken; ein langer Stock dient ihnen als Stütze. Prächtig ist der mächtige, aus durchscheinendem Papier gefertigte und von innen beleuchtete Kopfschmuck in vielfältigen Formen. Im gleichen Schritt laufen sie dahin und beschreiben an besonderen Stellen symbolhafte Kreise, Spiralen und Achterschleifen, drehen sich am Schluß zur Mitte, verneigen sich und ziehen weiter.<sup>3)</sup>

Durch die Tätigkeit von Trachtenvereinen hat sich das Glöcklerlaufen bis nach St. Gilgen verbreitet.

Weniger auffallend ist das G l ö c k e l g e h e n zwischen Traunsee und Attersee. Vermummte ziehen vor die Häuser, tanzen dort und werden dafür hereingerufen und bewirtet. Ein Tanz mit den Frauen und Mädchen soll Segen und Fruchtbarkeit sichern.

Im Fasching spielt der Tanz eine überragende Rolle. Reste der früheren kultischen Bedeutung finden sich noch in der Meinung, daß es im kommenden Frühjahr umso besser wachsen würde, je höher man springe und je mehr man tanze. Dementsprechend ist die Zahl von Tanzveranstaltungen in dieser Zeit groß, freilich meist schon zum geselligen Vergnügen umgewandelt.

Besondere Sprungschritte, wie etwa in den Tiroler Fastnachtsbräuchen, lassen sich bei den Faschingsgestalten des Salzkammergutes nicht mehr feststellen.

Ein Manuskript im Nachlaß August Hartmanns in der Staatsbibliothek in München, „Beschreibung der in dem Salzkammergut ob der Enns dann im Herzogthume Steyermark üblichen National-Faschingsbelustigung oder des sogenannten Schwerttanzes“<sup>4)</sup> weist den S c h w e r t t a n z als Faschingsbrauch aus.

Das bestätigt auch der Reimspruch des Vortänzers.<sup>5)</sup> Für die Bindung an die Bergleute zeugen die Tanzorte Aussee, Hallstatt, Ischl und Ebensee. Im letztgenannten Ort war er bis 1894 lebendig.<sup>6)</sup>

Die Zeugnisse aus dem vorigen Jahrhundert bringen sehr gute Schilderungen des Tanzablaufes, aber keine genauen Bewegungsangaben, die einen Nachvollzug ermöglichen, wohl den genauen Text des begleitenden Reimsprache, doch keine Melodien. Von Pfeifern und Trommlern begleitet, ziehen 9 Tänzer, weiß und rot gekleidet, mit geschultertem Schwert, und ein bis zwei Faschingsnarren auf. Erst laufen sie Kreis- und Schneckenfiguren, dann stellen sich die Tänzer in Reimen vor. Der letzte fällt tot nieder und wird vom Narren mit einem Pritschenschlag wieder erweckt. Wieder folgen Kreisfiguren, bei welchen die Tänzer auch über die Schwerter steigen. Endlich kniet der Narr in der Kreismitte nieder, der Hauptmann steigt auf seinen Rücken zum Schlußspruch. Nach einigen Kreisfiguren und dem Zusammenschlagen der Schwerter verlassen die Tänzer den Platz.<sup>7)</sup> Aus den Berichten geht weiter hervor, daß der Schwerttanz auch außerhalb der brauchtümlichen Bindung als Repräsentationsform der Bergleute verwendet wurde.

Eine Aufführung fand im Jahre 1808 in Aussee, von der eine Aufzeichnung von Erzherzog Johann veranlaßt wurde<sup>8)</sup>, und in Hallstatt, im Jahre 1827 bei einem Fest in Ischl, das Erzherzog Maximilian anläßlich der Genesung von Erzherzog Rudolf, des Bruders von Kaiser Franz, gab<sup>9)</sup> und im Jahre 1833 durch Tänzer aus Ebensee und Stadl vor dem Kaiser Franz I.<sup>10)</sup> statt.

Die Hallstätter Aufführung erfolgte in der Nacht bei Fackelschein auf dem See; eine Plattform, mit der zwei Schiffe verbunden waren, bildete die Tanzfläche.

Im Verlauf seiner Schwerttanzforschung gelang es Richard Wolfram im Jahre 1930, Teilnehmer der Ebenseer Aufführung von 1894 ausfindig zu machen und mit ihrer Hilfe den Schwerttanz aufzuzeichnen und wieder zum Leben zu erwecken. Sieben Jahre später wurde er beim Reichsverbands-Trachtenfest gezeigt, in dessen Folge mehrere Zeitungen und Zeitschriften Bilder brachten<sup>11)</sup>, und der Tanz nach einer Aufzeichnung Commendas veröffentlicht wurde<sup>12)</sup>. Als im Jahre 1966 Bad Ischl das 500jährige Jubiläum der Markterhebung feierte, wollte man auch den Schwerttanz wiedererwecken. Wegen des Fehlens eigener Unterlagen sollte die Form aus dem benachbarten Ebensee herangezogen werden; dort ist er indessen wieder in Vergessenheit geraten. So mußte man den Innviertler Schwerttanz übernehmen, der von der Stadtgarde gepflegt wird.<sup>13)</sup>

Die Problematik von Neubildungen zeigt das Beispiel Altaussee. Anlässlich des Erbstollendurchschlages im Jahre 1956 wurde ein neuer Knappentanz aufgeführt, bei dem die Schwerter durch langstielige Schlögel ersetzt sind, und eine weibliche Person, die hl. Barbara, teilnimmt. Trotz der Traditionsfreundlichkeit der Knappen konnte er jedoch nicht Wurzel schlagen und zum Brauch werden.

Eine andere Ischler Faschingsbelustigung war die Bauernhochzeit, eine von vielen jungen, maskierten Leuten nachgeahmte Hochzeitsfeier. Der Hochzeitszug bewegte sich am Faschingmontag durch den Kurort und führte Ehrentänze vor der Faschingsbraut auf.<sup>14)</sup> Zwei alte Brauchelemente lebten in dieser heiter-ausgelassenen Vorführung weiter: die Bekanntgabe von lustigen und mißfallenerregenden Vorfällen, eine Art Rügegericht, und das Betonen jener Teile des Hochzeitsbrauches, die auf die Fruchtbarkeit bezugnehmen. Damit reiht sich die Ischler Bauernhochzeit in eine Reihe ähnlicher Bräuche in anderen Landschaften Österreichs ein.

Die Herbsttanzeit wird mit den Almtänzen eingeleitet, aus Anlaß der gut überstandenen und ertragreichen Almzeit. Trotz der brauchmäßigen Bindung haben sie aber nur den Charakter von geselligen Unterhaltungen. Das gleiche gilt von den Kirchtanzstänzen.

Die Jahreszusammenkünfte der Schützen und „Stachelschützen“ (Armbrustschützen) schließen mit einem Mahl. Pfeifer und Trommler, die schon bei der Zusammenkunft spielen und beim Schießen die Treffer musikalisch anzeigen, begleiten auch den abschließenden Tanz.<sup>15)</sup> Es werden Landler, Steirer, Polka, Walzer, Boarischer, Siebenschritt, Hiata madl und Schleuniger aufgespielt. Die Verwendung des Schleunigen beim Schützenmahl und Brautstehlen lassen die starke brauchtümliche Bindung erkennen, die diesen Tanz auszeichnet.

Der *Schleunige*, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als „Pfannhauser-Tanz“ bezeichnet, war früher Männertanz und verrät in seinen Figuren Beziehungen zum Schwerttanz. Dieser eigenartige Tanz hat schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Forscher erregt. Auf Grund der gründlichen Forschungen von Raimund Zoder, Herbert Lager und Ilka Peter<sup>16)</sup> läßt sich feststellen<sup>17)</sup>: Der Schleunige ist ein Tanz mit typisch männlicher Dynamik; nur solche, dem Bewegungsprinzip des Mannes zuzurechnende Bewegungsarten kommen zur Anwendung: Stampfschritte, Sprünge, ausladende Hupfer, dazu noch räumlich ein stark ausgeprägtes Vorwärtsstreben mit Laufschritten. Die Gemeinschaftsbindung der Tänzer untereinander ist so groß, daß die Tänzerinnen überflüssig wirken. Armführungen, die ein Sich-Beschäftigen mit der Partnerin mit sich brächten, sind nicht vorhanden, die Arme dienen ausschließlich als notwendiges Verbindungsmittel zur Tänzerin und bleiben dabei tief gehalten.

Eine alte, um 1900 abgekommene Form aus Anzenau bei Ischl wurde von den Tänzern als vollständig angesehen, daher wurde sie auch „Der ganz' Schleunige“ genannt:

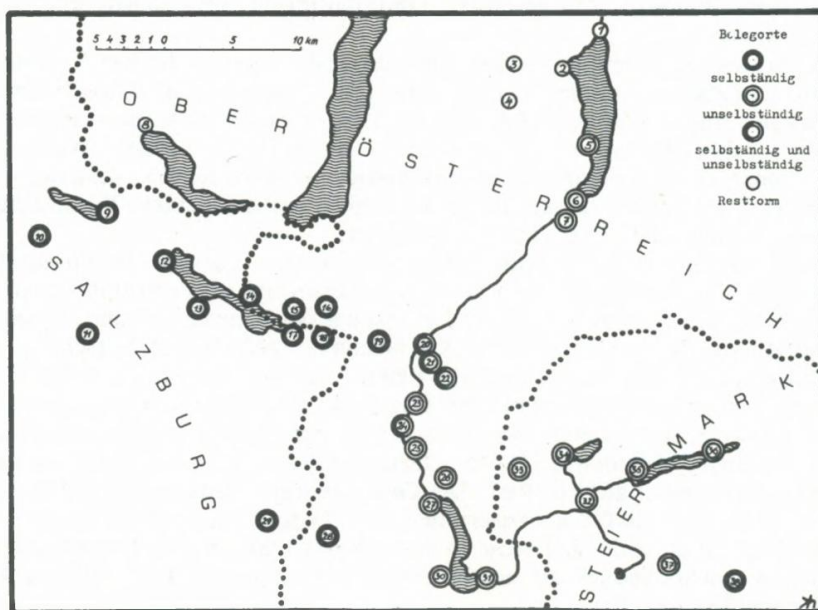
1. Tanz: Kreisgang  
Zsamspringen  
Paarrundtanz  
Große Schnecke
2. Tanz: wie 1. Tanz  
1. kleine Schnecke  
Auslaufen  
2. kleine Schnecke
3. Tanz: wie 1. Tanz

Die Vorliebe für den Schleunigen hat zu regionalen und örtlichen Sonderformen geführt. Er tritt auf

- a) als selbständiger Tanz in Ischl, im Aberseegebiet (früher mit Zinkenbach, heute mit Strobl als Mittelpunkt), in Gosau und Rußbach.
- b) in verkürzter Form angehängt:  
an einen Landler im Trauntal von Ischl abwärts bis Traunkirchen,  
an einen Steirischen im Trauntal von Ischl aufwärts.  
Hierher gehören auch die „Drei Schleunigen“ des Ausseerlandes: Steirischer + 3mal (Kreisgang + Singen und Paschen + Paarrundtanz) + Schnecke + Rundtanz.

### Der Schleunige

(Belegkarte nach Ilka Peter, ergänzt durch eigene Aufzeichnungen)



1	Gmunden	20	Bad Ischl
2	Altmünster	21	Reiterndorf
3	Reindlmühl	22	Perneck
4	Neukirchen	12	Lauffen
5	Traunkirchen	24	Anzenau
6	Ebensee	25	Bad Goisern
7	Roith	26	St. Agatha
8	Mondsee	27	Steeg
9	Fuschl	28	Gosau
10	Faistenau	29	Rußbach b. Abtenau
11	Hintersee	30	Hallstatt
12	St. Gilgen	31	Obertraun
13	Zinkenbach	32	Bad Aussee
14	St. Wolfgang	33	Luppitsch
15	Graben	34	Altaussee
16	Rußbach	35	Grundlsee
17	Strobl	36	Gößl
18	Weißbach	37	Knoppen
19	Lindau	38	Mitterndorf

In den Randgebieten hat er teilweise seine ursprüngliche Bewegungen verloren; er wurde in Gößl zu einem schnellen Steirischen und im Gebiet um Gmunden zu einem schnellen Walzer.

Die walzerartigen Melodien werden sehr schnell gespielt, in Ischl um 80, in Zinkenbach bis 96 Takte in der Minute, so daß er am besten im  $\frac{3}{8}$ -Takt niedergeschrieben wird. Die Begleitung beschränkt sich daher meist auf den ersten Takteil, selten wird auch der dritte Takteil gespielt.

Im Brauchtum des Lebenslaufes ist der Tanz besonders an die Hochzeit gebunden. Einen Höhepunkt stellen die *Ehrentänze* dar. Schon in der Sonnleithner-Sammlung aus dem Jahre 1819 sind die Melodien der Hallstätter Ehrentänze enthalten. Damals waren es fünf Tänze, die von bestimmten Personen mit der Braut getanzt werden mußten: 1. der Ladmann, 2. der Brautführer, 3. der Vater des Bräutigams, 4. der Vater der Braut, 5. der Bräutigam.<sup>18)</sup> Später hat sich die Zahl der Ehrentänze bis auf drei<sup>19)</sup> oder zwei verkleinert. Der Brautführer fordert die Braut mit dem Spruch:

Bist jung und frisch,  
steigst her übern Tisch,  
bist schwach und krank,  
gehst nach der Bank.

Die zweite Hälfte galt früher für eine Braut, die schon ein Kind hatte oder Witwe war. Im letzten Tanz ist immer der Bräutigam Partner der Braut, wodurch nach der Volksmeinung die Eheschließung besiegelt ist. Feierlich und gemessen geht es da zu. Deswegen hat der Tänzer beim Ehrentanz den Rock zugeknöpft; er darf weder singen noch stampfen und nicht mit dem Arm über den eigenen Kopf fahren.<sup>20)</sup>

Neben den Ehrentänzen gibt es bei der Hochzeit weitere Tänze, die bestimmten Personen und Gruppen vorbehalten sind. Da ist etwa der *K u c h l t a n z*, der frü-

her für die „Kuchlmentscher“ gespielt wird und in Gmunden der erste Tanz der Hochzeitsfeier, noch während des Mahles, war.<sup>21)</sup> Der Brautführer hat auch die Aufgaben eines Tanzmeisters zu erfüllen und zu sorgen, daß alle Verwandten und Gäste zum Tanzen kommen. Weil die alten Männer lieber am Tisch bleiben, als so herumzuhupfen, wie sie sagen, muß er sich um Partner für die alten Frauen umsehen.<sup>22)</sup> Was aber besonders auffällt, ist, daß der Brautführer auch das Brautstehlen einleiten muß; mit einem Schleunigen entführt er die Braut in ein anderes Wirtshaus.

Beim allgemeinen Tanz wurden alle ortsüblichen Tänze getanzt, doch werden Steirer oder Ländler und der Schleunige bevorzugt. Das zeigt die Festigkeit der Tradition, denn diese drei Tänze wurden schon 1827 als Lieblingstänze der Ischler Bevölkerung genannt.

### Der Tanz im geselligen Bereich

Im Bereich der Unterhaltung erfreut sich der Tanz besonderer Beliebtheit; nicht nur die Jugend, sondern auch bejahrte Leute nehmen gerne daran teil. Vor fast hundert Jahren berichtete ein Franzose: „... ist der Tanz neben der Musik das Lieblingsvergnügen, und man ergreift mit Freuden jede Gelegenheit, um ihm zu frönen. Polka, Mazurka, Sechsschrittwalzer und der Steirische wechseln dabei in bunter Reihe ab. Aber der Lieblingstanz bleibt doch der Ländler . . . Und ohne Unterschied von Rang und Stand bilden sich Paare“.<sup>23)</sup>

Zu den angeführten Tänzen kommen Walzer, Polka und Dreher (meist zur Schnellpolka getanzt und daher auch tänzerisch so genannt). Sie sind gleichsam das „tägliche Brot“ auf dem Tanzboden. Es scheint ein Widerspruch zu sein, daß bei der so auffälligen Tanzfreude und dem Traditionsbewußtsein nur so wenig Tanzformen bekannt sind. Der Tanzbestand eines Ortes ist aber immer gering, denn es sollen alle mittanzen können. Zu den oben genannten Grundtänzen gesellen sich drei bis vier, selten schon bis sechs weitere Tänze, die zwischendurch oder bei besonderen Anlässen gespielt und getanzt werden.

Als Beispiel dienen der Tanzbestand von Graben bei St. Wolfgang (1932):  
Bairisch, Innviertler, Schleuniger, Steirisch, Walzer, Hiataamadl, Neukatholisch, Mit'n Kopf;

Hallstatt-Obertraun (1921):

Boarisch, Ländler, Polka, Schleuniger, Steirer, Walzer, Klaus Hans (= Innviertler), Loatabam (= Steir. Walzer), Polstertanz, Saufadler (= Neubayrisch);

Bad Aussee, Bürgerball (1964):

Bairisch, Ländler, Mit'n Kopf z'samm, Schottisch (Bayrischer) Polka, Steierer, Walzer;

Grundlsee, Tanz-Unterhaltung beim Schrammel-Wirt (1964):

Ländler, Schottisch (= Bayrischer), Steirer, Walzer-Hiataamadl, Kreuzpolka, Mit'n Kopf z'samm, Siebenschritt, Steirischer Walzer (= Schwedischer).

Eine eigenartige Sitte herrschte in der Ischler Gegend. Fünf bis sechs Paare verbanden sich zu einem Freitanz, bei dem so lange untereinander gewechselt wurde, bis jeder Tänzer mit jeder Tänzerin getanzt hatte.<sup>24)</sup>

## Paartänze<sup>25)</sup>

### Siebenschritt

Im steirischen Teil in offener gelaufener Form verbreitet.<sup>26)</sup>

### Neukatholischer oder Krebspolka

Im ganzen Salzkammergut bekannt.<sup>27)</sup> Im Gebiet Bad Ischl-Abersee ist die Länge der vorwärtstrebenden Schritte gleich, wie etwa bei meiner Aufzeichnung aus Graben bei St. Wolfgang.



### Paartanz im Kreis

Aufstellung im Flankenkreis nebeneinander, Tänzer links.

Offene Fassung, Unterarme angebeugt.

T. 1— 4: 4 Schritte vorwärts gehen, mit den äußeren Füßen beginnend.

5— 8: 4 Schritte rückwärtsgehen.

9—16: Die Partner wenden sich zueinander. Geschlossene Fassung. Dreher-Rundtanz.<sup>28)</sup>

### Boarischer

Gehört zu den Grundtänzen und wird in mehreren oft persönlichen Sonderformen ausgeführt; auch unter dem Namen Mainzer Polka oder Schott'n (Schottisch) bekannt.<sup>29)</sup>

Die Besonderheiten beziehen sich stets auf die Takte 1 und 2, häufig kommen vor:

a) Geschlossene Fassung — Wechselschritt vor und zurück.

b) Offene Fassung — Wechselschritt vor und zurück, mit gleichzeitigem Vor- und Rückschwingen der Arme.

c) Ohne Fassung — Wechselschritt auseinander und zueinander.

d) Ohne Fassung — wie vorher, aber dabei nach außen eine ganze Drehung beschreiben (beide oder nur ein Partner).

e) Ohne Fassung — die Tänzer machen beidbeinig zwei Sprünge gegen die Kreismitte.

f) Ohne Fassung — der Tänzer macht einen Sprung auf das linke Bein und klatscht dann ober-, unter- und oberhalb des erhobenen rechten Oberschenkels.

Weitere Abweichungen sind das Hochstemmen der Tänzerin während der Rundtanz-Takte und der Partnertausch zur nachfolgenden Tänzerin.

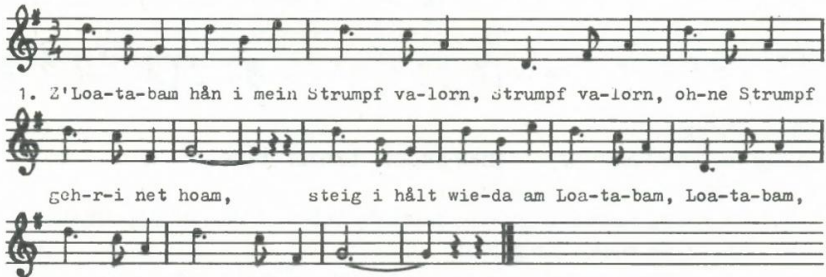
Die Rheinländerform — mit rechts und links anschauen und Tänzerinnen ausdrehen — konnte ich nur in Grundlsee feststellen. Der Tanz ist an keine besondere Melodie gebunden, dazugehörige Weisen sind in großer Zahl bekannt.

## Schwedischer

Die Form des Schwingwalzers — 2 Takte Schwingschritte + 2 Takte Mädchen-ausdrehen + 4 Takte Walzer-Rundtanz — ist in der Ischler Gegend als Schwedischer, im Ausseerland als Waldhansl üblich.<sup>30)</sup>

## Steirischer Walzer

Mehrteiliger Tanz, bestehend aus I. Walzer-Rundtanz, II. Singen der Tänzer, III. Paschen der Tänzer; die Tänzerinnen walzen während der Teile II und III einzeln oder paarweise außen um den Tänzerkreis. Der Tanz wird auch Altausseer (in Ischl), Loatabam (in Hallstatt) oder Stoansteirisch (Aussee) genannt.<sup>31)</sup> Der Hallstätter Name beruht auf einem mißverstandenen Lauterbach, wie eine Aufzeichnung von Commenda<sup>32)</sup> zeigt:



1. Z'Loa-ta-bam hân i mein Strumpf va-lorn, strumpf va-lorn, oh-ne Strumpf  
geh-r-i net hoam, steig i hält wie-da am Loa-ta-bam, Loa-ta-bam,

kauf ma an Strumpf zu den oan.

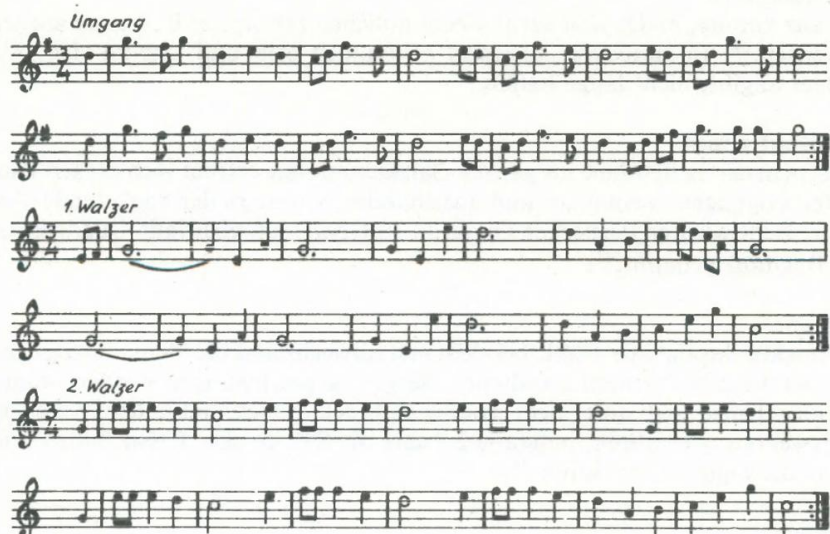
2. Wänn i am Sunnta in d'Kirchn geh,  
leg i mein weiß Leibl ân,  
siacht mi-mein Diandal von weitm stehn,  
denkt s' af koan Heilign mehr drân.
3. Hinter mein Vâdan sein Stadl,  
dâ sitzt a großmächtige Hähn,  
und a kloanwinzige Henn dabei,  
war der Härr älleweil drân.
4. No amâl geh-r-i af Loatabam,  
no amâl schiaß i af d'Scheibn,  
no amâl geh-r-i zu mein Tausenschätz  
und no amâl lãß i mi z'kralln.

## Innviertler

Der Wechsel von Schreiten und Rundtanz, beide im  $3/4$ -Takt, ist im Innviertler verwirklicht. Die Herkunft aus dem Innviertler Triowalzer zeigt sich sehr schön in der Form aus Graben bei St. Wolfgang.

Zum Schreitteil — die Paare bewegen sich eingehängt auf der Tanzbahn weiter — wird immer die gleiche lebhaft Melodie gespielt, entsprechend dem Geigenteil des Triowalzers, während zum Rundtanz verschiedene ruhige Walzerweisen erklingen.<sup>33)</sup>

Auffallend sind die unregelmäßige Taktanzahl des Walzers und das Eindringen des Mazurka-Rhythmus.—Die gleiche Tanzform heißt in Hallstatt „Klaus Hans“, nach einem Begleitlied, das aus dem gleichnamigen Singspiel von P. Maurus Lindemayer stammt.<sup>34)</sup>



#### Mazur

Leider ist über diesen Tanz aus dem oberösterreichischen Teil kaum etwas bekannt; lediglich aus Gosau ist eine Melodie „Hammerschmied-Wassal“ überliefert.<sup>35)</sup> Das ist erstaunlich, weil die Masur im Ausseerland mehrfach belegt ist<sup>36)</sup> und sicher vom Ischler Bürgertum getanzt wurde.

#### Kreuzpolka

Nur in Randgebieten des Salzkammergutes, in Grundlsee, Gößl und Rußbach belegt.<sup>37)</sup> Sie gleicht der Spielart aus der steirischen Ramsau.

#### Hiatamadl

Im Salzkammergut stoßen die beiden Wechselhupftänze Hiatamadl und Strohschneider zusammen. Die übliche Hiatamadl-Form, mit 2 Tupfritten, ist zwischen Abersee und Grundlsee belegt.<sup>38)</sup>

In dieses Hiatamadlgebiet dringen von Osten Strohschneiderformen ein. Lager konnte im Jahre 1930 in Ebensee ein „Hiatamadl“ mit Strohschneider-Aufstellung und -Fassung und 6 Takten Wechselhupf — (das entspricht der sechsschrittigen Form des Hiatamadls) — aufzeichnen;<sup>39)</sup> im Jahre 1964 nahm ich in Grundlsee an einer Tanzunterhaltung teil, bei der zur gleichen Hiatamadlweise ein Teil der Tänzer Hiatamadl, die anderen aber Strohschneider tanzten.

#### Neubayrischer

Zwischen Bad Ischl und Gößl belegt.<sup>40)</sup> Die Noten, die Hans Commenda aus Ischl vorgelegen sind, gehören nach Melodie und Liedtext eindeutig zum Neubayrischen. Nach einem anderen unterlegten Singtext heißt der Tanz in Hallstatt und Obertraun „Saufadler“.<sup>41)</sup>

### Spitzbuampolka

Der Tanz konnte, in der weit verbreiteten üblichen Form, nur in Aussee aufgezeichnet werden.<sup>42)</sup> Er muß von auswärts gekommen sein und konnte sich, wie der Sammler angibt, nicht lange halten.

### Mit'n Kopf z'sam

Ungebrochener Beliebtheit im ganzen Salzkammergut erfreut sich dieser Tanz mit den Verbeugungen zueinander und auseinander, so wie es der begleitende Text angibt. In Ischl wird er Pernecker Quadrill, in Obertraun ebenfalls Quadrille und in Gößl Bugltanz genannt.<sup>43)</sup>

### Wisch Tanz

Der Holzknechtanz aus Gößl, bei dem erst abwechselnd die Beine über einen zwischen den beiden Partnern gehaltenen Bergstock geschwungen werden, dann aber die beiden Tänzer sich unter dem erhobenen Stock drehen, hat in den letzten Jahren eine Erweiterung erfahren, indem je 2 Paare die Stöcke über Kreuz halten und nun zu viert die Figuren ausführen.<sup>44)</sup>

### Judentanz

Ein Tanz mit Nachahmung von Gebetsgebärden der Juden — knien, Arme vor der Brust kreuzen, verbeugen u. a. — wurde vom alten Köhler in Hallstatt beschrieben, war aber schon vor dem 1. Weltkrieg im Verklingen.

### Landler und Steirer

Der für den süddeutsch-österreichischen Raum kennzeichnende Werbetanz hat sich im Salzkammergut in zwei Richtungen entwickelt. Beide Typen haben einen ähnlichen Aufbau, den wir übrigens schon beim Schleunigen kennengelernt haben: ein Figurenteil, Singen und Paschen der Tänzer und Wiederholung des Figurenteils. Beim Landler bestehen die Figuren mehr aus einem gegenseitigen Umschreiten und Ausdrehen der Tänzerin, ähnlich den Figuren der Gemeinschaftsformen der Ruden- und Zechenlandler im Alpenvorland. Die Tänzerin spielt dabei eine mehr untergeordnete Rolle.<sup>45)</sup>

Der Landler wurde früher in freier Figurenfolge getanzt: „. . . dabei aber nicht alle zugleich dieselbe Figur bilden, sondern ganz verschieden und dadurch dem Auge eine höchst reizvolle Abwechslung bieten“.<sup>46)</sup> Am Schluß wurde die Tänzerin an den Hüften gefaßt und mit einem Juchzer hochgehoben.

Anders beim Steirischen. Der Tänzerin kommt hier schon eine mehr gleichberechtigte Rolle zu, denn bei ihm dringen Armwickelfiguren aus dem alpinen Bereich ein. In die von Zoder aufgezeichnete Form des Ausseer Steirischen<sup>47)</sup> hat sich nach dem 2. Weltkrieg die Fensterfigur eingefügt und wird von allen Tanzenden ausgeführt. Die wenigen alten handschriftlichen Notenbücher enthalten sowohl Steirer als auch den Landler im  $\frac{3}{4}$ -Takt. Für die Musikanten ist der rhythmische Unterschied so selbstverständlich, daß sie ihn nicht notieren; sie behaupten sogar, daß die gebräuchliche Notenschrift dazu nicht fähig sei und daß nur Einfühlungsvermögen und Praxis zum richtigen Spielen führe.<sup>48)</sup>

Die Tatsache, daß die Noten des Ländlers im ungeraden Takt niedergeschrieben waren, aber im geraden Takt gespielt wurden, ist schon dem französischen Reise-

schriftsteller aufgefallen: „Der Musiker betont deutlich den Takt, indem er — eine erstaunliche, aber feststehende und sehr große Übung erfordernde Sache — nur zwei Zeiten tritt, während er drei spielt“.<sup>49)</sup>

Das Paschen zu diesen Tänzen hat sich zu einer eigenartigen Kunst entwickelt,<sup>50)</sup> besonders das Zusammenwirken von 3 oder 4 Paschern macht einen hinreißenden Eindruck. Es wird von der Bevölkerung so geschätzt, daß die Männer den Sing- und Paschteil des Ländlers und des Steirischen sogar am Wirtshaustisch, losgelöst vom Tanz, sitzend ausführen.

### Dreiertänze

#### Studentenpolka

Von diesem Dreiertanz — I. Teil Vorhüpfen, II. Teil Achterlaufen — zeigt nur eine eigene Aufzeichnung aus Graben bei St. Wolfgang das Vorkommen im Salzkammergut an. Aus der Randlage des Belegortes kann man auf ein Eindringen von außen schließen.

#### Hüatltanz

Das Umtanzen von drei Hüten durch drei Männer, bei dem durch verschiedene Wege fortwährend die Reihenfolge wechselt, ist ein Geschicklichkeitstanz aus Aussee.<sup>51)</sup>

### Gemeinschaftstänze

#### Schwabentanz

In Hallstatt konnte ein altartiger Tanz aufgefunden werden, bei dem die Teilnehmerzahl mit jeder Wiederholung wächst, bis schließlich alle einbezogen sind.<sup>52)</sup> Im Wechsel von geradem Schreitteil und ungeradem Drehteil hat sich ein altes musikalisches Gestaltungsprinzip erhalten.

#### Schleuniger

Der Schleunige, der auch bei geselligen Unterhaltungen selten fehlt, wurde schon oben, bei der Verwendung als brauchgebundener Tanz, besprochen. Gelegentlich wird in Rußbach eine Restform als Kehraus gespielt.<sup>53)</sup>

#### Sunn obidrahn

In Graben wurde noch in den Dreißigerjahren ein altartiger Reihentanz ausgeübt: Die Paare stehn mit offener Fassung hintereinander, schreiten dann zu beliebiger geradtaktiger Musik quer durch den Raum. An der Wand kehrt sich das 1. Paar zueinander und schreitet zwischen den Partnern der nachfolgenden Paare, die nun die gefaßten Hände hochhalten, zurück. Die anderen Paare folgen in gleicher Weise. Ist das 1. Paar durch das letzte Tor geschlüpft, dreht es wieder um, bildet durch Handfassen ein Tor und schließt an das letzte Paar an; die anderen Paare folgen. Das Durchschlüpfen und Torbilden wird einige Male wiederholt.<sup>54)</sup>

In etwas abweichender Art wird der Tanz in Rußbach ausgeführt.<sup>55)</sup>

### Tanzspiele

#### Schustertanz

Der Schustertanz ist im Salzkammergut immer als Tanzspiel, mit einem überzähligen Tänzer, ausgebildet. Im 1. Teil knien die Tänzer in einem Innenkreis und ahmen Handbewegungen des Schusters nach. In Gößl bestimmt der Überzählige durch

plötzliches Aufspringen, wann die Tänzer eine Partnerin zum Rundtanz erhaschen sollen.<sup>56)</sup> Das Aufspringen der Tänzer erfolgt in Strobl am Ende des 1. Melodieteiles.<sup>57)</sup> In Lindau bei Ischl ist die Aufgabe für den Überzähligen erschwert, weil er innerhalb des Männerkreises auf einem Stuhl sitzen muß und naturgemäß einen weiteren Weg zu den außen wartenden Tänzerinnen hat.<sup>58)</sup>

#### Polstertanz

Der Polstertanz gehört zum geselligen Tanzgut. Er wird zwar auch bei der Hochzeitsfeier getanzt, doch ist er immer erst im gelockerten Teil nach Mitternacht zu finden. Die Ausführung entspricht der allgemeinen üblichen Form. Die Melodien sind jedoch eigenartig und von überdurchschnittlicher Schönheit.<sup>59)</sup>

#### Stocktanz oder Besentanz

Tänzer und Tänzerinnen sitzen einander in zwei Reihen gegenüber. Der überzählige Tänzer tanzt, mit einem Stock oder Besen in der Hand, allein in der Mitte. Plötzlich läßt er ihn fallen und sucht eine Tänzerin zu fassen. Daraufhin stürzen alle Tänzer auf die Tänzerinnen hin und suchen ihre Partnerin. Nun folgt allgemeiner Walzer, dann setzen sich alle und der übriggebliebene Tänzer beginnt mit dem Besen von vorn. Die Musik spielt dazu langsame Walzer.<sup>60)</sup>

#### Michlpolka

Der Mi-chel, der Mi-chel, der kreuz-fi-de-le Mann,  
er mäch-t ein we-nig rutsch, und näch-her ist er pfutsch.

Tanzspiel, mit einem Überzähligen.

I. Teil (Takt 1—8 und Wh.): In offener Fassung paarweise singend im Tanzkreis weitergehen.

II. Teil (Takt 9—16 und Wh.): Dreher-Rundtanz in gewöhnlicher Fassung.

I. Teil: Die Tänzer treten in die Mitte, legen die Hände auf die Schulter der Nachbarn und singen, Die Tänzerinnen tanzen einzeln oder paarweise in einem äußeren Kreis um die Tänzer. Während dieses Teiles gesellt sich der Überzählige zum Tänzerkreis.

II. Teil: Jeder Tänzer erhascht eine Tänzerin zum Dreher-Rundtanz. Der Überzählige, der „dumme Michl“, tanzt allein in der Mitte.

I. Teil: Die Tänzer treten wieder in die Mitte, halten den Michl an den Beinen in die Höhe, singen das Lied und lassen beim letzten Wort den Michl los und auf den Boden fallen.

In der Gegend zwischen Obertraun und Goisern üblich.<sup>61)</sup>

Die oben genannten Tanzspiele werden spontan in die Unterhaltungen eingestreut. Sie sind sicher auch in anderen Orten bekannt, werden aber wegen ihrer meist sehr freien Form weniger beachtet und nicht aufgezeichnet.

Die Übersicht beweist das Salzkammergut als eine traditionsbeladene Landschaft, in der sich eine bescheidene Zahl von Tänzen, aber zum Teil von beträchtlichem Alter, bis heute lebendig erhalten hat.

## Anmerkungen

<sup>1)</sup> Franz L i p p , Das Beispiel Grundsee. Ein Beitrag zur Frage „Volkskultur, Technik und Bergbau“. (Der Abschnitt 8, 1956, Nr. 2, S. 8).

<sup>2)</sup> Das wird durch die Verbreitungskarte des Schleunigen bei Ilka P e t e r , Der Schleunige (Das deutsche Volkslied — im folgenden D. dt. VI. — 45, 1943, S. 10) bestätigt.

<sup>3)</sup> Ernst B u r g s t a l l e r , Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich. Salzburg, 1948, S. 48 f. und Abb. 32—36; — Richard W o l f r a m , Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa. Salzburg, 1951, S. 31, 51 und Abb. 3.

<sup>4)</sup> Richard W o l f r a m , Die Schwerttänze in Oberösterreich. (Der fröhliche Kreis 27, 1977, S. 47).

<sup>5)</sup> Anton S c h l o s s a r , Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder. Wien, 1879, S. 87; — Hans C o m m e n d a , Zur Volkskunde des Salzkammergutes vor fünfzig Jahren. In: Volkskundliches aus Österreich und Südtirol (Wopfner Festschrift). Wien 1947, (Nach Auguste M a r q u i l l i e r , A travers le Salzkammergut. Voyage pittoresque dans la „Suisse Autrichienne“. Paris, 1896) S. 47.

<sup>6)</sup> Hans C o m m e n d a , Volkskunde, S. 46 ff. und Franz L i p p , Neue Bildquellen zum Kultanz aus Oberösterreich. In: Volkskunde und Volkskultur (Wolfram-Festschrift). Wien, 1968, S. 314 ff. und Abb. 33 und 36.

<sup>7)</sup> Die zeitgenössischen Schilderungen weichen wenig voneinander ab, da die örtlichen Formen dem gleichen Typus angehören.

<sup>8)</sup> Anton S c h l o s s a r , Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder, S. 188 ff.

<sup>9)</sup> Hans P r o c h a s k a , Geschichte des Badeortes Ischl 1823—1923. (Heimatgäue 4, 1923, S. 30.

<sup>10)</sup> Franz Xaver P r i t z , Ueberbleibsel aus dem hohen Alterthume im Leben und Glauben der Bewohner des Landes ob der Enns. Linz 1854, S. 59.

<sup>11)</sup> Heimatland (Ill. Beilage zum Linzer Volksblatt) 1937, H. 7; — Welt und Heimat (Beilage zur Linzer Tages-Post) 5. Jg., Nr. 35 v. 28. 8. 1937; — Weltguck, v. 26. 2. 1938; — Franz L i p p , Bergmännisches Brauchtum im Salzkammergut. (Der Abschnitt 11, 1959, H. 11, S. 14.)

<sup>12)</sup> Hans C o m m e n d a , Weitere Schwerttänze aus Oberösterreich. (Heimatgäue 18, 1937, S. 115 ff. und Abb. Taf. 14 u. 15.)

<sup>13)</sup> W o l f r a m , Die Volkstänze in Österreich, S. 43.

<sup>14)</sup> P r o c h a s k a , Ischl 1823—1923, S. 30.

<sup>15)</sup> Hans C o m m e n d a , Das Schützenmahl der Stachelschützen. (OÖ. Heimatblätter 1, 1947, S. 78 ff.)

<sup>16)</sup> Raimund Z o d e r , Die Melodien des Schleunigen. (D. dt. VI. 43, 1941, S. 49 ff.); — Ilka P e t e r , Tänze aus Österreich. Wien 1946, Nr. 11; — Herbert L a g e r , Der Tanz im Ausseerland heute. (Jb. ö. Vlw. 25, 1976, S. 33 ff.); — Hans C o m m e n d a , Aus dem Notenbüchl vom Urähnl. Volksmusik aus Bad Ischl. (Jb. ö. Vlw. 6, 1957, S. 13 f.)

<sup>17)</sup> Grundlage ist ein Referat von Ilka P e t e r , gehalten am 26. 6. 1976 beim Seminar des Österr. Volksliedwerkes in Strobl.

<sup>18)</sup> Karl M. K l i e r , Hochzeits-Ehrentänze aus Hallstatt. (D. dt. VI. 24, 1922, S. 45).

<sup>19)</sup> Raimund Z o d e r , Musik als Ehrung. (Jb. ö. Vlw. 2, 1953, S. 77 f.)

<sup>20)</sup> Christian P r a m e s b e r g e r , Die Knappenhochzeit. (Österr. Heimatkalender, Salzburg 1947, S. 125).

<sup>21)</sup> Stefan L ö s c h e r , Hochzeitstänze und andere Volkstänze. (Jb. ö. Vlw. 14, 1965, S. 114).

<sup>22)</sup> P r a m e s b e r g e r , Knappenhochzeit, S. 125.

<sup>23)</sup> C o m m e n d a , Zur Volkskunde des Salzkammergutes, S. 53 f.

<sup>24)</sup> P r o c h a s k a , Ischl 1823—1923, S. 30.

<sup>25)</sup> Einteilung nach Karl H o r a k , Systematik des deutschen Volkstanzes (Ö. Z. Vlk., XXIX, 1975, S. 119 ff.).

- <sup>26)</sup> Konrad Mautner, Alte Lieder und Weisen aus dem Steyermärkischen Salzkammergut. Wien, o. J. (1919), S. 389 f.; — Raimund Zoder, Österreichische Volkstänze. 3 Teile. Wien 1946—1955, I, Nr. 7.
- <sup>27)</sup> Mautner, Lieder und Weisen, S. 395; — Zoder, Volkstänze, I, Nr. 7; — Peter, Tänze aus Österreich, Nr. 2.
- <sup>28)</sup> Überliefert von Johann Wintersteller, 2. 7. 1932.
- <sup>29)</sup> Mautner, Lieder und Weisen, S. 380 ff.; — Zoder, Volkstänze, II, Nr. 36. Melodien in Commedia, Notenbüchl, S. 12; — D. dt. VI. 29, 1927, S. 93 und Jg. 43, 1941, S. 66.
- <sup>30)</sup> Raimund Zoder, (Volkstanz 4. Jg., 1928/29, S. 56); — Commedia, Notenbüchl, S. 9.
- <sup>31)</sup> Mautner, Lieder und Weisen, S. 384 ff.; — Zoder, Volkstänze, I, Nr. 15.
- <sup>32)</sup> OÖ. Volksliedarchiv Nr. T IV e/1.
- <sup>33)</sup> Wie Anm. 28.
- <sup>34)</sup> Aufzeichnung Commedia, OÖ. Volksliedarchiv Nr. T IV g/5.
- <sup>35)</sup> D. dt. VI. 38, 1936, S. 14.
- <sup>36)</sup> Karl Horak, Der Volkstanz im steirischen Salzkammergut. (D. dt. VI. 39, 1937, S. 123 ff.).
- <sup>37)</sup> Peter, Tänze, Nr. 7; — Horak, Volkstanz, S. 122 f.
- <sup>38)</sup> Mautner, Lieder und Weisen, S. 192; — Zoder, Volkstänze, I, Nr. 5; und eigene Aufzeichnung.
- <sup>39)</sup> Nach freundlicher Mitteilung von Herbert Lager.
- <sup>40)</sup> Mautner, (D. dt. VI. 14, 1912, S. 182).
- <sup>41)</sup> Aufzeichnung Commedia, OÖ. Volksliedarchiv Nr. T II e/6.
- <sup>42)</sup> Hans Gielge, Der Spitzbuam-Polka. (D. dt. VI. 29, 1927, S. 71 f.).
- <sup>43)</sup> Mautner, Lieder und Weisen, S. 393; — Horak, Volkstanz, S. 122 und Aufzeichnung Commedia im OÖ. Volksliedarchiv Nr. T II h/7.
- <sup>44)</sup> Mautner, Lieder und Weisen, S. 391; — Zoder, Volkstänze, I, Nr. 25. Die erweiterte Form in Michael Kuhlenthal, Filmdokumentation „Volkstänze des Ausseerlandes“. Bundesstaat. Hauptstelle f. wissenschaftl. Kinematographie, CTf 1615/I Steirer, /II Landler, /III Waldhansl, /IV Wischtanz.
- <sup>45)</sup> Peter, Tänze, Nr. 9.
- <sup>46)</sup> Commedia, Volkskunde, S. 53 f.
- <sup>47)</sup> Zoder, Volkstänze, II, Nr. 25 aus Gößl; — Peter, Tänze, Nr. 4 aus Ischl.
- <sup>48)</sup> Commedia, Notenbüchl.
- <sup>49)</sup> Commedia, Volkskunde, S. 54.
- <sup>50)</sup> Max Haager, Das Paschen im Salzkammergut. (D. dt. VI. 32, 1930, S. 63 ff. und 81 ff.); — Michael Kuhlenthal, Das „Paschen“ (Klatschen) beim Volkstanz im steirischen Salzkammergut. (Jb. ö. Vlw. 25, 1976, S. 54 ff.) (Vollständige Fassung des Beitrages im Jb. ö. Vlw. 23, 1974).
- <sup>51)</sup> Zoder, Volkstänze, III, Nr. 4.
- <sup>52)</sup> Zoder, Volkstänze, I, Nr. 22.
- <sup>53)</sup> Peter, Tänze, Nr. 13.
- <sup>54)</sup> Wie Anm. 28.
- <sup>55)</sup> Peter, Tänze, Nr. 1.
- <sup>56)</sup> Mautner, Lieder und Weisen, S. 396 f.; — Zoder, Volkstänze, I, Nr. 8.
- <sup>57)</sup> Zoder, Volkstänze, I, Nr. 19.
- <sup>58)</sup> Überliefert von Anton Stadler und Barbara Blamberger, aufgezeichnet 1940 von Commedia.
- <sup>59)</sup> Beispiele in Zs. D. dt. VI. 27, 1925, S. 91 f.; — ebda., 36, 1934, S. 32.
- <sup>60)</sup> Bei einer Unterhaltung in Obertraun 1947 von Commedia aufgezeichnet.
- <sup>61)</sup> Überliefert von Leopold Kaiser, Obertraun, aufgezeichnet von Commedia.

## Volkskunst

Einige sehr persönliche Gedanken zu einem scheinbar bedrückenden Thema<sup>1)</sup>

Von Helmuth H u e m e r

### I.

Niemals hat man im österreichischen (und deutschen) Volk soviel über Volkskunst gesprochen und geschrieben wie in unserer Zeit. Genauer gesagt seit etwa 1950, als der konzessionslose Wiederaufbau nach dem 2. Weltkriege mit Hochdruck begann und die im 19. Jahrhundert spürbar gewordenen Entwicklungen nachvollzogen wurden. Entwicklungen, die durch die theoretischen Erkenntnisse der Naturwissenschaften und deren praktische Umsetzung auf den Gebieten der Technik begannen und die eine „grundlegende Veränderung der Infrastruktur des Volkes“<sup>2)</sup> zur Folge hatten. Wir durchleben überhaupt eine Phase von raschen und grundlegenden Veränderungen, wie sie die Menschheit noch nie gekannt hat, und eine Anpassung an die sich überstürzenden Verhältnisse ist dem physischen und psychischen Organismus „Mensch“ gegenwärtig kaum oder nur sehr unzulänglich möglich. Es mag dies ein Grund dafür sein, daß die verschiedensten Gegensätzlichkeiten nebeneinander auftreten. Auch die Ansichten über den Problembereich „Volkskunst“ gehen extrem auseinander. Die einen schreiben Abhandlungen über die „Volkskunst nach ihrem Ende“<sup>3)</sup> und bezeichnen alle diejenigen als Romantiker, die ihre Arbeit dem Weiterleben der tradierten Bauern- und Handwerkskunst widmen — und die damit meistens einen riesigen und scheinbar anhaltenden Erfolg bei den breiten Massen ernten. Letztere wiederum bemäkeln die ersteren oftmals als destruktive „Linke“; jedenfalls scheint man in der neueren Volkskundeforschung ohne Adorno- und Horkheimer-Zitate nicht mehr auszukommen — wobei natürlich nichts gegen die beiden zeitgenössischen Philosophen gesagt sein soll.

Alle Richtungen sind sich aber darin einig, daß das Erscheinungsbild der Volkskunst mehr als jemals zuvor fragwürdig geworden ist, und viele scheuen sich, das Wort überhaupt auszusprechen. Und wenn sie es tun, dann nur deshalb, weil sie finden, daß kein besserer Ausdruck vorhanden ist. Wenn aber ein Problem auf der Haut brennt, dann ist es wiederum natürlich, daß man den tausend vorhergegangenen Überlegungen noch eine weitere und immer wieder eine weitere hinzufügt. Das wollen auch wir versuchen, uns aber gleichzeitig unserer Unzulänglichkeit bewußt sein.

### II.

Die wesentlichen Definitionen sind bekannt. An Stelle ihrer Wiederholung mögen die Namen derjenigen stehen, die richtungweisende Aussagen zum Gegenstand gemacht haben<sup>4)</sup>:

Alois Riegl hat 1894 die erste Begriffsbestimmung versucht, dann kommen Eugen Mogk, Michael Haberlandt und L. Rüttimeyer. Die Ansichten von Hans Nau-

mann, John Meier, Wilhelm Fraenger, Karl von Spieß und Adolf Spamer prägten die Forschung der Zwanziger- und Dreißigerjahre. Richard Weiß steuerte in den Vierzigerjahren einen negativen Beitrag bei, weil für ihn die Volkskunst eigentlich nicht existiert. Torsten Gebhard hat besonders in den Fünfziger- und Sechzigerjahren beachtenswerte Überlegungen angestellt und die Theorien von Leopold Schmidt, 1966 zusammengefaßt in seinem Werk „Volkskunst in Österreich“, stellen auch heute noch ein Maximum des Möglichen dar, und zwar hinsichtlich Abrundung der Definitionsproblematik und hinsichtlich Abgrenzung des Sachgebietes.

Wir haben im Vorhergehenden eine Vielzahl von Namen genannt; manche Leser werden davon überzeugt sein, daß wesentliche Persönlichkeiten vergessen wurden. Gerade diese demonstrieren aber damit die Grenzen, die auch einer soziologischen Methodik gezogen sind. Denn es ist unmöglich, alle Namen zu nennen, eine Auswahl muß getroffen werden, jede Selektion ist bei allem Bemühen irgendwo subjektiv, und damit sind wir bei der Wertung angelangt, die z. B. jeder Betrachtungsweise der Volkskunst notwendig impliziert ist. Hätten wir an Stelle der Personen deren sachliche Aussagen zum Thema Volkskunst wiederholt und nebeneinander gestellt, dann hätten wir eine Geschichte der Definitionen erhalten, die zugleich eine Absummierung des Standes der Forschung ergäbe. Auch diese Summierung muß lückenhaft bleiben, denn es fehlt die weitaus größere Zahl von Forschernamen nach Schmidt und die neuen, von den Gesellschaftswissenschaften her inspirierten soziologischen Definitionsversuche.

Elke Schwedt hat 1970 in einer grundgescheiten Abhandlung die gegenwärtige Situation von „Volkskunst und Kunstgewerbe“ darzustellen, zu entflechten und neu zu postulieren versucht. Das Bemühen ist verdienstvoll, doch die Materie ist zu verworren, bisher Geltendes wird in Frage gestellt, dies ist zwar ein Recht der Wissenschaft, aber das Phänomen Volkskunst beginnt zu zerflattern. Richard Weiß negierte jegliche Kreativität auf dem Gebiete der Volkskunst, Elke Schwedt führt sie als eine weitere Kategorie<sup>5)</sup> ein. Beim Studium der Literatur hat man jedoch den Eindruck, daß als neue Methodik nur mehr die gesellschaftstheoretischen Betrachtungsweisen akzeptiert werden sollen.<sup>6)</sup> Und das ist wieder zu einseitig und zu wenig! Überhaupt: Man hat vor lauter Theorie scheinbar den Gegenstand selbst vergessen. Man hat, oh Jammer, die Verbindung zum eigenen Forschungsobjekt verloren, weil doch die Volkskunst zwangsläufig an das Volk gebunden ist und man trotz allen gesellschaftspolitischen Bemühens ein Volk, dessen angewandte Kunst-Äußerungen überwiegend im Restaurativen liegen, einfach nicht verstehen will oder auch nicht mehr verstehen kann. Da läßt man lieber noch den größten Schmarren, den es ja immer gegeben hat, den größten Kitsch und die Schrebergartenkultur gelten. Vielleicht kommt man auf dem Umweg über die Gartenzwerge wieder auf die Ursprünge jeder menschlichen Kunstäußerungen, wie sie sich bei den Naturvölkern und Kleinkindern zeigen, zurück. Und siehe da, man hält zur eigenen Überraschung den nucleus der ausgefeilten ober- und unterschichtigen naiven Malerei und Plastik unserer Tage in der Hand: die Quaste der Zipfelmütze eines infantilen Gartenzwerges! — Übertreibungen, Demagogie und Spaß beiseite, fahren wir mit unseren Überlegungen fort!

Absichtlich außer acht gelassen wurden das gesamte Gebiet der Sachforschung und die vielen Persönlichkeiten, die durch ihre gegenstandsbezogene Forschertätigkeit erst die Voraussetzung geschaffen haben, daß die Volkskunst als eigene Disziplin überhaupt entdeckt werden konnte und existent sein kann.

### III.

Wir gebären keinen neuen Gedanken, wenn wir feststellen, daß jedes Volk zu jeder Zeit seine eigene Volkskunst gehabt hat und sei diese noch so primitiv gewesen. Man ist verschiedener Ansicht darüber, ob die Ursprünge jeglicher Gestaltung im kultisch-religiösen oder im naiven spielerischen Urgrund des Menschen gelegen sind, auf jeden Fall aber hat die Funktion von allem Anfange her zentrale Bedeutung, eine Volkskunst ohne Funktion gibt es einfach nicht. Manche mögen dies schwer verstehen, weil wir unwillkürlich bei dem Wort Volks-„Kunst“ die Denkweisen der „Hochkunst“ assoziieren. (Gemeint ist natürlich die bildende Kunst.) Doch auch letztere hat sich zuerst in der Renaissance und endgültig im 19. Jahrhundert von der „Klammer der Funktion“ (Terminus von L. Schmidt) gelöst, und seither haben wir das „Malheur“ mit ihr. Wenn heute die Hochkunst so oft in Frage gestellt wird, dann nur deshalb, weil sie funktionslos geworden ist. Doch nicht die Kunst und die Künstler sind schuld an diesem Zustand, beide haben schließlich immer nur ihre Zeit reflektiert, oftmals vorahnend, und der Künstler kann eben nicht mehr geben, als allgemein an Substanz vorhanden ist.

Wenn bei einem Gegenstande der angewandten Kunst die Funktion zu sehr in den Hintergrund tritt und das Funktionslose, Unwesentliche, Spielerische, Verkünstelte überwuchert, dann wird daraus der Kitsch.

Eine weitere Kategorie der Volkskunst ist ihre Formelhaftigkeit. In jeder menschlichen „Gemeinschaft entwickeln sich formelhafte Ausdrucksweisen, die auf Grund irgendwelcher Voraussetzungen entstehen, die später wieder absterben und neuen Ausdrucksweisen Platz machen können, die aber von allen Menschen verstanden und aufgenommen werden.“<sup>7)</sup> Diese Formelhaftigkeit ist genau so wie die Funktion in jedem Objekt der Volkskunst enthalten, gleichgültig aus welcher Zeit oder welcher Kulturgemeinschaft dieses stammen mag. Unter Formelhaftigkeit ist z. B. die Art und Weise der Gestaltung der Ausdrucksmittel in der Volkskunst zu verstehen, wie z. B. die Verwendung des Ornaments oder auch die Formung der Gegenstände, die einerseits tradiert vorgegeben ist, andererseits einem sachlich oder modisch bedingten Wandel unterliegen. Die „Formelhaftigkeit“ hat jedoch nichts mit der „Gestaltheiligkeit“ zu tun!<sup>8)</sup>

### IV.

Nun stellen wir uns eine mutige Frage: Gibt es heute in Österreich und in seinen Nachbarländern noch eine Volkskunst oder nur Nachfolgeerscheinungen, wie eine „Volkstümliche Kunst“, eine „Populärkunst“ oder nur noch Kunsthandwerk und wie alle diese Ersatz-Wortprägungen heißen mögen? Zur Beantwortung müssen wir weiter ausholen:

In der Volkskunst-Forschung überwiegt die Meinung, daß es seit spätestens etwa 1900 keine echte Volkskunst mehr gibt, daß bestenfalls alte Rudimente vorhanden sind, die nacheinander absterben, daß alles neu Geschaffene nur im Stile der (alten) Volkskunst, im besten Falle Restauration sei. Die Erforschung der Sachgüter blüht noch immer, ja sie blüht mehr als jemals zuvor, obwohl ihre Objekte nur mehr historisch sind. Über die genaue Definition und Abgrenzung der Sachgebiete kann man so wenig exakte Angaben machen wie vordem, und die Grenzen sind fließend wie eh und je. Einig ist man sich nur darüber, daß die Volkskunst ein Teilgebiet der Volkskultur sei.

Die „Volkskunst nach ihrem Ende“ ist bestenfalls restaurativ, „volkstümlich“, „populär“, Kunsthandwerk mit verschiedenem Niveau, Massenproduktion von gut geformten Erzeugnissen des „industrial design“ oder von Kitsch übler bis übelster Sorte.

Wenn man die sogenannte klassische Volkskunst betrachtet, dann hat man eine Anhäufung von Objekten vor sich, die in unserem mitteleuropäischen Raum etwa zwischen dem Ende des 17. Jahrhunderts und der Mitte des 19. Jahrhunderts, in einem Zeitabschnitt also von rund 200 Jahren entstanden sind. Im Verhältnis zur damaligen Bevölkerungszahl müssen die Produktion und der Bedarf ungeheuer groß gewesen sein, denn es ist sehr vieles auf uns überkommen, auch viel minderes, und noch mehr ist zugrunde gegangen. Alle diese Dinge stammen naturgemäß hauptsächlich aus dem bäuerlich-ländlichen Lebensbereich, weil doch die Agrarier über 90% der Bevölkerung ausgemacht haben, dann aus dem städtisch-bürgerlichen Bereich und schließlich, in geringerer Zahl, aus dem Bereich der high society. Leopold Schmidt hat darauf hingewiesen, wie sehr z. B. Krone und Szepter, die höchsten Würdezeichen des Fürsten, dem Volkskulturgut nahestehen.<sup>9)</sup>

Das Angebot dieser Volkskunst reicht von der Geburt eines Menschen bis zu seinem Tode, es füllt den Lauf des Jahres und es objektiviert sein Innenleben in der ganzen Spannbreite von Liebe und Haß, von Freude und Angst, von Aberglaube und Religion. Die jeweilige Zeitmode und uralte längst vergessen geglaubte Traditionen formen oftmals das Äußere eines Stückes, sein Zweck, seine Funktion sind die Ursache seines Entstehens, und wie es gemacht und wie es dekoriert ist, verdankt es wiederum dem formelhaften Zwang, dem sein Schöpfer bei der Herstellung „unbewußt“ nachgibt. Das „Schillernde“ und „Vielschichtige“ der ganzen Gattung ergibt sich wie von selbst. Unwillkürlich kommt man auf den Gedanken, daß man es hier mit etwas Lebendigem zu tun hat, mit einem Organismus oder mit dem Ausfluß eines solchen und daß deshalb eine erschöpfende Definition unmöglich ist, weil man auch das Leben in seiner ganzen Fülle niemals zur Gänze sezieren, beschreiben und erklären kann. Und dies ist auch der Grund für die schwere Abgrenzbarkeit nach allen Richtungen.

Die Volkskunst ist ein Teil der Volkskultur und eine Kultur benötigt zwangsläufig eine Pflege in irgendeiner Art, ob unbewußt oder bewußt. Diese Pflege wiederum wird von irgendwelchen Mechanismen gesteuert. Eine Kultur schließt in sich auch Wertungsprinzipien ein, die wiederum bewußt oder unbewußt angeben, was gut und was schlecht, was schön und was häßlich ist. Solche Prinzipien können z. B. sein: äußere Zwänge irgendwelcher Art, geistige Strömungen, Zeitmode usw. Und eine Kultur unterliegt den gleichen Entwicklungstendenzen wie ein Organismus. Sie wird oftmals in Wirren und mit Schmerzen geboren, sie ist jung, reift zu Glanz und Glorie, altert und stirbt. Oder sie bleibt infantil und stagniert bis zu ihrem Ende, oder sie erreicht jugendliche Frische und stirbt noch vor ihrer Entfaltung oder sie entwickelt sich rasant und zerplatzt in einem Strudel von sich überschlagenden Äußerungen.

Bedenken wir wiederum, daß eine Kultur einen Träger braucht, einen einzelnen Menschen, eine Familie, eine Dorf-, eine Talgemeinschaft, ein Volk, eine Gruppe von Völkern. Der Zustand einer Volkskultur ist natürlich mit dem Zustand ihrer Träger verbunden. Und dieser Zustand wird sich irgendwie auch in der jeweiligen Volkskunst widerspiegeln.

Wenden wir diese Überlegungen auf das Phänomen Volkskunst an, wie wir dieses in seiner historischen und sachlichen Komplexität und geographisch etwa auf Österreich bezogen vor uns haben. Im großen und ganzen gesehen lassen sich vier Abschnitte unterscheiden: 1. Der Zeitraum bis zur bairischen Besiedlung und Herrschaftsgründung, 2. die rund tausend folgenden Jahre bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, 3. die zweihundert Jahre der für uns deutlich sichtbaren Blüte bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts und 4. die Zeit „nachher“, die Zeit der Auflösung und (vielleicht oder gewiß) einer Neuformung. Ein solches Schema ist sehr großzügig und soll lediglich eine Hilfestellung leisten!

Aus dem ersten Abschnitt haben wir nur wenige Zeugnisse. Wir wissen, daß die Illyrer und Kelten hier gewohnt, daß die Römer einige Jahrhunderte hier geherrscht haben und daß asiatische und germanische Völkerschaften durch unser Land gezogen sind. Bei jedem Volks- und Herrschaftswechsel hat es eine Periode der Auflösung gegeben, aber geblieben ist wahrscheinlich immer noch mehr als wir vermuten. Jedenfalls hat sich sogleich wieder eine neue Ordnung gebildet, wenn eine frühere zugrunde gegangen ist, und jede Ordnung hat Traditionen gebildet, die mehr oder weniger weitergewirkt haben. Wenn wir die keltischen Grabfunde von Dürrnberg und aus Hallstatt betrachten, so muten uns manche Gefäße wie die Schnabelkannen z. B. fremdländisch an. Sie stammen aus älteren mediterranen Kulturkreisen und haben bei uns nicht weitergewirkt. Andererseits gibt es aus keltischer und römischer Zeit viele Tongefäße, die ebensogut in einer österreichischen Werkstatt des 19. oder 20. Jahrhunderts hätten gemacht werden können. Auf dem Gebiet der Brauchkunst muß wohl an die niederösterreichische Weinberggeiß erinnert werden, die auf römische Überlieferung zurückgeht. — Wir können die Situation jeweils nur andeuten.

Über den zweiten großen Zeitabschnitt sind wir recht gut unterrichtet. Er umfaßt das frühe, hohe und späte Mittelalter bis zur Reformation, und in ihm ruhen die meisten Wurzeln unserer Hoch- und Volkskultur. Die überlieferten Zeugnisse reichen andeutungsweise vom Hausbau bis zum profanen und religiösen Gerät. Die ältesten Möbelformen, entwickelt aus dem stehenden und liegenden Baum, stammen hauptsächlich aus dieser Zeit, genauso wie die zahlreichen Kerbschnittverzierungen an hölzernen Gegenständen, an Haus, Möbel und Gerät, die dem Schmuck und der Beschwörung dienen.

Im dritten Abschnitt entfaltet sich, hervorgehend aus den Geburtswehen der Glaubenskämpfe und der Türkennot und zusammengedrängt auf wenige Generationen die Blüte einer Volkskultur und mit ihr einer reichen farbigen Volkskunst, die wir als absoluten Höhepunkt ansehen. Hinter der Vielschichtigkeit der Volkskunst steht ein scheinbar einheitlich geprägtes Weltbild, das von der Gegenreformation propagiert und dessen äußeres Zeichen, der Stil und die Lebensart des Barocks, von allen Stufen der Bevölkerung angenommen wird.

In der vierten Periode befinden wir uns seit etwa einhundert Jahren, und ihr Ende ist noch nicht abzusehen. Diese Zeit ist charakterisiert durch die Allmacht der Naturwissenschaften und die schier unbegrenzten Möglichkeiten der Technik. Diese Faktoren bewirkten eine völlige Umschichtung des Volkes, ein körperliches und geistiges Schwinden des ländlichen Menschen und eine scheinbare Auflösung seiner Wertvorstellungen und damit seiner überlieferten Bindungen. Die tragende Rolle übernimmt nun der Industriearbeiter, der in Städten lebt, die immer größer werden oder in Menschenkonzentrationen, die aus der grünen Wiese emporwachsen und krebsartig immer weiter auseinanderquellen. Breite Straßen auf dem Lande, schnel-

le Flugzeuge in der Luft und ein umfassendes Medienwesen ermöglichen eine weit-  
weite Kommunikation. Diese Änderungen können wiederum nur unter Geburtswe-  
hen vor sich gehen in großen Kriegen und in gesellschaftspolitischen Auseinander-  
setzungen. Und nun kommt das Entscheidende: durch diese gewiß grundlegenden  
Umstrukturierungen der alten Schichtungen des Volkes haben sich scheinbar auch  
die alten Ordnungen und somit das Leben in diesen überlieferten Ordnungen aufge-  
hört, damit gibt es auch den alten Volksbegriff nicht mehr und das für unsere Be-  
trachtungen wesentliche unreflektierte „Denken, Fühlen und Handeln“<sup>10</sup>) ist einem  
bewußten Handeln, einem reflektierenden Leben gewichen.

Zwangsläufig gäbe es auch keine Vulgarität mehr und keine Erscheinung, die  
man mit „vulgus in populo“ beschreiben könnte. Damit gibt es auch keine lebendige  
Volkskultur mehr und auch keine lebendige Volkskunst.

Mit diesen Theorien hat sich die heutige Forschung eigentlich schon weit von  
ihrem Objekt entfernt. Jedenfalls verhält sich der Organismus „Mensch“ anders,  
als es ihm von manchen Wissenschaftlern vorgeschrieben wird.

Es steht fest, daß der Mensch zu allen Zeiten das Bedürfnis hat, sich und seine  
Umwelt zu gestalten und daß die Art dieser Gestaltungen von den jeweiligen Um-  
ständen abhängt, denen er unterliegt. Es ist überholt, unsere Volkskultur als statisch  
anzusehen, denn dann müßten wir uns noch im Steinzeitalter befinden, aber die Ver-  
änderung, die unserer Volkskultur innewohnt, geht langsam, verzögernd, mit einer  
Art Bremswirkung, vor sich und wird erst in bestimmten Situationen dynamisch.  
Solche Situationen sind etwa gekennzeichnet durch die Übergänge der vier Zeitab-  
schnitte, die wir oben skizziert haben. Eine graphische Darstellung würde eine  
rhythmische Entwicklung ergeben, die durch ein ausgewogenes Verhältnis von Län-  
gen und Kürzen, von Beharren und Aktion gekennzeichnet ist, wobei die Aktions-  
phase eventuell mit dem reflektierenden Denken und die Beharrungsphase mit dem  
unreflektierenden Denken gleichgesetzt werden kann. Es sei auch darauf hingewie-  
sen, daß es einem Menschen unmöglich ist, immer nur bewußt zu handeln, immer  
nur reflektiert zu leben, weil das sein Organismus nicht durchhält. Menschen, die  
nur Intellekt sind, tragen zumindest den Keim der Geisteskrankheit in sich. Deshalb  
braucht auch der Mensch unserer Tage eine Ausgewogenheit von bewußtem Denken  
und Handeln und von unbewußtem Leben und Handeln. Jeder, mit ganz wenigen  
Ausnahmen, hat diese Eigenschaften, diesen „Regulator“, in sich, jeder Industrie-  
arbeiter, jeder Bauer, jeder Wissenschaftler, jeder Unternehmer, jeder Politiker und  
was es sonst noch für Zeitgenossen gibt. Es war dies immer so, und es wird wahr-  
scheinlich auch immer so bleiben. Zwei Beispiele mögen dafür zeugen:

Von dem Aufklärer Nicolai, der um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert  
gelebt hat, wird berichtet, daß er kleine Scheiben eines zerbrochenen Spiegels bei  
sich trug, um das Unglück von sich abzuhalten. Der Verfasser weiß von einer jungen  
Dame der Wiener Gesellschaft aus den Fünfzigerjahren, einer hübschen und außer-  
gewöhnlich intelligenten Frau, die äußerlich von einer Vulgarität so weit entfernt  
war wie der Himmel von der Hölle, die aber immer ein rotes Mascherl an ihrem  
Strumpfband getragen hat als Abwehr gegen schlechte Nachrede, besonders im  
Kreis ihrer Freundinnen. Die Beispiele ließen sich unendlich fortsetzen — man den-  
ke nur an die anhaltende Horoskopgläubigkeit in unseren Tagen!

Wir wollen damit nur andeuten, daß auch in unserer Zeit der Faktor des vom  
Ursprung her Unbewußten im Einzelmenschen und zwangsläufig in jeder Summe  
von Einzelmenschen, in den Gemeinschaften der Familie, der Gruppe, des Volkes

noch vorhanden ist, ja daß die Vulgarität, das *vulgus in populo*, ein Wesenszug des Menschlichen ist. Damit sind aber auch die Grundvoraussetzungen für die Existenz einer Volkskultur als einer echten Subkultur (Wortsinn ist nicht abwertend zu verstehen!) und in weiterer Folge einer Volkskunst im Sinne der volkskundlichen Wissenschaft gegeben.

## V.

Sehen wir uns doch einmal an, wie der heutige Mensch seine Umwelt gestaltet und was da alles drinnen ist an objektiviertem Kulturwollen. Das Spektrum ist reicher als jemals zuvor, die Vielschichtigkeit ist größer und das Schillernde noch schillernder. Wir haben ein echtes Nachleben alter Überlieferungen (volkstümliches Barock in den Alpenländern; in Salzburg ist es organisch selbstverständlich, in Linz tut's weh!). Wir haben Zwischenglieder von Restauration und Innovation<sup>11</sup>), von denen man nicht recht weiß, was echt weiterlebt oder durch Pflege wieder neue Impulse erhalten hat, das aber frisch und lebendig lebt wie z. B. die grüngeflamnte Geschirrhafnerei des Salzkammergutes oder die zahlreichen weiblichen Handarbeiten auf dem Gebiet des Kreuzstiches. Wir haben echte Innovationen auf dem Gebiet der Tracht, die so echt aussehen und die vom Volke selbstverständlich aufgenommen werden und daher auch wieder „echt“ geworden sind. Wir haben eine ungezählte Vielfalt von Nachahmungen alter Volkskunsterzeugnisse, die von der Masse des Volkes geradezu aufgesogen, deren Techniken in zahlreichen Kursen mit recht unterschiedlicher Qualität gelehrt werden, die vom Volke bewußt als „Volkskunst“ bezeichnet und heiß geliebt werden, die scheinbar elementar vorhanden sind und die dem Forscher wie dem Pfleger mitunter bis ins Herz hinein wehtun können. Man weiß nicht recht, welches auslösende Moment hier stärker ist: die Sehnsucht nach der Geborgenheit, nach dem Gefühl (Funktionen des Unbewußten!), die den Menschen der Industrie bestimmt, oder der Zwang nach scheinbarer Originalität, der vom Fremdenverkehr und vom Folklorismus her ausgeübt wird. Dann haben wir das reiche Angebot der Handarbeitsgeschäfte jeder möglichen Art und Prägung und schließlich noch den Ausbruch eines undefinierbaren Gestaltungsdranges für Heim und Garten. Schließlich finden wir noch Produktionen aus echter Tradition, die aussterben, weil ihre Erzeuger keinen oder zuwenig Absatz haben. Hieher gehören z. B. Holzgefäße aus der Binderei, Wagner- und Sattlerarbeiten. Diese Gruppe zählt in der Regel zu den „weichenden Gewerben“. Andererseits gibt es wieder gegenläufige Bewegungen, z. B. bei den Wachsziehern und bei den Zinngießern. Ein „dynamisches“ Element kommt seit einigen Jahren dazu und stiftet zusätzliche Verwirrung: nämlich die Erzeugung von Kleingegenständen besonders aus Holz, die im Stile unserer tradierten Volkskunst im Fernen Osten (China, Hongkong, Taiwan) vorgenommen wird. Diese Erzeugnisse kommen bei uns zu Schleuderpreisen auf den Markt. Ein Höhepunkt dieser Aktivitäten dürfte um das Jahr 1976 gelegen sein, die heimischen Erzeuger kämpfen mit wechselndem Erfolg gegen diese Konkurrenz. Ähnliches war im 18. und 19. Jahrhundert in umgekehrter Richtung der Fall: Viechtauer Ware wurde in die Türkei und Nürnberger Tand aus Berchtesgaden, Thüringen und dem Erzgebirge in den Nahen und Fernen Osten exportiert.

Es ist nun gewiß waghalsig, in einer solchen Situation zu behaupten, daß es eine echte Volkskunst in unserer Zeit bereits gibt und diese Volkskunst auch noch abzu-

grenzen. Spätere Generationen werden dies alleine schon durch ihre größere zeitliche Distanz leichter haben. Aber den Versuch wollen wir auch auf die Gefahr hin wagen, daß uns faule Eier auf den Kopf geworfen werden!

Wir bedienen uns wieder der alten Erkennungsmerkmale und wir sind uns bewußt, daß wir ohne Wertung nicht auskommen, wenngleich diese Wertung auch subjektiv und zeitbedingt sein mag!

Zunächst versuchen wir die breiten Randbereiche auszuscheiden: Auf der einen Seite steht alles Kunsthandwerk, das wir deshalb als „modern“ und weiter als „beziehungslos“ bezeichnen, weil nur wenige Ästhetiker damit etwas anfangen können, Leute mit durchschnittlich geschultem Geschmack und die Allgemeinheit aber ratlos sind. Auf der anderen Seite stehen die oftmals nichtssagenden Handarbeiten, wie sie überall in allen industrialisierten Teilen der Welt ohne spezifische geographische oder nationale Note angeboten werden. Massenware des einschlägigen „industrial design“ gehört dazu. Es muß dies aber noch nicht Kitsch sein! Ausgeschieden wird auch alles, was wir als echten Kitsch empfinden, und mag dieser noch so volkstümlich und so kreativ sein wie etwa die Zwergerlgarten-Schrebergarten-Kultur oder alle Einzel- und Massenproduktionen des Folklorismus. Hieher gehört z. B. auch das Problem um die Dürervorlagen, um die vervielfältigten „Hasen“, „Rasenstücke“, „Betenden Hände“, das Problem um die edlen Blumen Edelweiß und Enzian, während eine Zuordnung der kolorierten Öldruckbilder mit religiösen oder profanen Motiven, die Wildererszenen etwa, schon fraglich ist!

Was können wir nun aber als echte Volkskunst unserer Zeit gelten lassen? In der Hauptsache sind es die Innovationen besonders auf dem Gebiet der Tracht, die Frauen- und Männertrachten als solche und die Teile, aus denen sie bestehen, die Druck- und Seidenstoffe, Loden, Leinen, aber auch entsprechend verarbeitete Synthetics, Schmuck und anderes Zubehör. Auf dem Dekorsektor Vorhang- und Möbelstoffe, Tisch- und Bettwäsche in tradierten oder aus der Überlieferung modern weiterentwickelten Musterungen und Farben. Möbel und besonders Hausrat aus Holz, Keramik, Glas, Metall, das nach den eben geschilderten Prinzipien gestaltet ist, Kreuzsticharbeiten, Klöppel- und Handstrickmodel. Man kann einwenden, es handle sich hier überall um direkte oder versteckte Restaurationen. Dies ist in keiner Weise der Fall, besonders dann nicht, wenn man Gelegenheit hat zu erleben, wie sich junge Menschen mit modernem Geschmack empfinden ein ganzes Ensemble gestalten, wie moderne Österreicher ihre unmittelbare Umgebung so formen, daß sie unverkennbar österreichisch ist. Vielleicht werden diese schwer zu formulierenden Vorstellungen dann deutlicher, wenn wir in größerer Distanzhaltung auf Skandinavien verweisen, auf die Einrichtung und Kleidung der schwedischen Menschen, auf den „Skandinavischen Stil“, den man durchaus als „moderne“ Volkskunst bezeichnen könnte.

Es wird vielleicht verschiedene Arten der formalen Aussage geben, in der sich eine Volkskunst manifestieren kann oder gibt es doch nur die Möglichkeiten, die wir aus der Tradition kennen und ihre Weiterentwicklungen in den neuen Zeitstilen? Vielleicht sind die Manifestationsmöglichkeiten einer Volkskunst auch durch den komplexen Organismus des Menschen bedingt, der nur gewisse Artikulationsarten zuläßt!

Einen ganz entscheidenden Zugang zur Volkskunst unserer Zeit finden wir aber auf dem Gebiete der Brauchkunst. Die Brauchtumsfreudigkeit des Industriemenschen ist eine längst erwiesene Tatsache und seine Gestaltungskraft äußert sich hier

vielleicht am unmittelbarsten. Es sei nur auf den an sich jungen Christbaum verwiesen, auf den vollkommen neuen Christbaumschmuck aus Strohsternen, auf die lieblichen oder auf die phantastischen Gebilde aus Holz, Folie und Glas und auf die vielen im Kreis der Familie gebastelten kleinen Kunstwerke, mit denen dieser Christbaum, dieser Baum der Hoffnung, behängt wird.

Jede neue menschliche Ordnung bildet auch neue Traditionen, die wieder ihre Subkulturen und ihre eigene (Volks-)Kunst entwickeln. Sehen wir uns um in unserer Umgebung und suchen wir nach Beispielen in der Stadt, in Industriesiedlungen und auf dem Lande! Auf den Gebieten der Bekleidung, des Gerätes und der Brauchkultur können wir echte Ansätze feststellen, am schlechtesten ist es noch um Haus und Hof und um unsere Kulturlandschaft bestellt, die jetzt wieder erneut in eine Phase der schwungvollen Deformierung getreten sind.

An das Ende unserer „sehr persönlichen Gedanken“ wollen wir noch eine provokante Frage stellen: Die Volkskunde hat als historische Wissenschaft die Aufgabe, ihren Forschungsgegenstand immer wieder neu zu beschreiben und darzustellen. Ist es gerade in unserer Zeit nicht auch notwendig, das vielfältige in Bibliotheken und Museen gespeicherte Wissen wieder hinauszutragen in das Volk? Gewiß gehört eine solche Handlungsweise in das Gebiet der Kulturpflege und der Bildungswissenschaften. Alles aber, was wir unternehmen, soll doch dem Menschen dienen, seiner Erkenntnis, seiner Erforschung und seiner Vollendung. Die Volkskunst und die Hochkunst vergangener Zeiten haben ihre gewaltigsten Leistungen in der Darstellung von Brauch und Glauben und in der Verherrlichung Gottes gefunden. Wie wird das in Zukunft sein?

### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Für diesen Aufsatz wurde hauptsächlich folgende Literatur verwendet: L i p p, Volkskunst und Handwerk der Gegenwart in Österreich. Wien 1957. — L i p p, Oberösterreichische Stuben. Bäuerliche und bürgerliche Innenräume, Möbel und Hausrat. Linz 1966. — L i p p, Von Restauration zur Innovation. Grundsätzliches zur Trachtenerneuerung (Franz Lipp und Helene Grönn: Volkstracht in Niederösterreich. Erneuerte Tracht. Linz 1973, S. 9 ff.). — S c h m i d t, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951. — S c h m i d t, Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos. Wien 1952. — S c h m i d t, Volkskunst in Österreich. Wien-Hannover 1966. — E l k e S c h w e d t, Volkskunst und Kunstgewerbe. Tübingen 1970. — E r i c h - B e i t l, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl., Stuttgart 1955, S. 809 ff. — H u e m e r, Lebendige Volkskunst in Oberösterreich (Oberösterreich, Kulturzeitschrift, 16. Jg., H. 3/4, Winter 1966/67, S. 12 ff.).

<sup>2)</sup> F. L i p p, Von Restauration, S. 12. Lipp schildert hier die Entwicklung am Beispiel der Tracht.

<sup>3)</sup> E. S c h w e d t, Volkskunst, S. 49 ff. Hier auch Literatur.

<sup>4)</sup> E r i c h - B e i t l, Wörterbuch, S. 809 ff. u. a.

<sup>5)</sup> Wie bei vielem im Leben ist wohl ein Mittelweg der beste. Diesen beschreibt S c h m i d t (s. Volkskunst, S. 185 ff.), wenn er die Meinung äußert, daß der einzelne Volkskünstler wohl beachtet werden sollte, seine Persönlichkeit, bezogen auf sein Werk, jedoch weniger Bedeutung hat. — E l k e S c h w e d t (Volkskunst) fordert eine Ausrichtung der Volkskundeforschung nach Konsumtionsforschung (S. 127 ff.) und Kreativitätsforschung (S. 133 ff.) und unterscheidet bei letzterer drei Gruppen, a) eine „präformierte Kreativität“, b) eine „konditionierte Kreativität“ und c) eine „innovative Kreativität“. — H u e m e r versuchte schon 1966 eine Darstellung der Volkskunst Oberösterreichs aus der Sicht ihrer Träger, nämlich aus den Wechselwirkungen zwischen Herstellern und Verbrauchern. Es ging ihm dabei darum, die Situation von „gestern“ und die Veränderungen von „heute“ zu beschreiben (s. H. H u e m e r, Lebendige Volkskunst, S. 12 ff.).

<sup>6)</sup> „Eine neuorientierte Volkskunstforschung muß sich als Sozialwissenschaft verstehen, und sie muß ihre theoretischen Konzepte in der Auseinandersetzung mit den Begriffen und Ergebnissen ihrer so-

zialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen gewinnen. Das ist auch deshalb wichtig, weil . . . in diesen Wissenschaften Überlegungen zu einer „Volkskunst nach ihrem Ende“ zu finden sind (s. E. S c h w e d t, Volkskunst, S. 117 f.).

<sup>7)</sup> H. H u e m e r, Zur Volkskunst der Schweiz. Eröffnungsvortrag anlässlich einer Schweizer Ausstellung am 7. Oktober 1977 in Linz/Donau.

<sup>8)</sup> L. S c h m i d t, Gestaltheiligkeit.

<sup>9)</sup> L. S c h m i d t, Volkskunst, S. 13 ff.

<sup>10)</sup> L. S c h m i d t, Geschichte der öst. Volkskunde, S. 10 f.

<sup>11)</sup> F. L i p p, Von Restauration zur Innovation.

## Brauchtum und Volksglaube im Blickfeld des Beginns der Missionierung der Germanen

Von Karl I l g

Dem Jubilar und Freunde Franz Lipp war die außerordentlich erfolgreiche Pflege des oberösterreichischen Trachtenwesens — zu dem er nicht nur als Forscher, sondern auch als schöpferischer Architekt und Praktiker Entscheidendes beitrug — wie selbstverständlich auch die Erhaltung des Brauchtums ein Herzensanliegen. Das Trachtentragen ist ja schon Brauchtum. Genauer gesagt ist es „Sitte“, wenn ich mich an meine wissenschaftliche Definition<sup>1)</sup> halten darf, wonach Sitte und Brauch nicht Synonyma sind, als was sie vielfach<sup>2)</sup> in der Volkskunde verstanden werden, sondern zwei klar erkennbare, von einander zu unterscheidende Problemkreise umschreiben, so daß Sitte den „Verkehr der Menschen untereinander“ regelt, der Brauch jedoch den „Verkehr der Menschen bzw. der menschlichen Gemeinschaft mit außermenschlichen Mächten“ ordnet. Er ist daher kultischen Ursprungs. Nachträglich konnten allerdings Bräuche „Sitten“ werden, indem sie, vordem gültiger religiöser Inhalte entkleidet, beispielsweise als Spiele fortleben, dem Verkehr der Menschen untereinander dienend, immer noch bewundernswert in ihrer Lebenskraft und Dauerhaftigkeit.

Solche Entwicklungen stellten sich namentlich in der Begegnung mit neuen Kulturen und religiösen Vorstellungen ein. Die Begegnung mit fremden Völkern und Kulturen auf meinen Forschungsreisen in Südamerika<sup>3)</sup> und die dabei gebotenen Vergleichsmöglichkeiten haben mich immer wieder zur Betrachtung solcher Vorgänge angeregt und in mir die Frage nach denselben bei unserem eigenen Volke wach erhalten.

Allerdings will ich mich hier vornehmlich auf die Christianisierung der Germanen im allgemeinen beschränken, sodaß es mir nicht möglich ist, auf den besonderen Fall Österreichs, namentlich an seiner Südflanke, von Kärnten bis Tirol, sowie der Schweiz<sup>4)</sup> einzugehen.

Sicherlich hatte das germanische Glaubensgut, schon bevor es mit dem Christentum in Berührung trat, Veränderungen erfahren. Vor allem wird dabei in der Forschung das Hervortreten Wodans, des Totengottes, gegenüber den anderen Gottheiten, vor und zur Zeit der kriegerischen Begegnung der germanischen Stämme mit den Römern hervorgehoben.<sup>5)</sup> Den Kämpfern sollte mit ihm das Sterben leichter gemacht werden. Gleichwohl! — Das germanische Glaubensgefüge hatte dadurch nur eine gewisse Gewichtsverlagerung erhalten. Das römische Religionsgut, sicherlich in sich nicht mehr einheitlich geprägt und durch die Truppenkontingente aus dem Orient, welche gegen die Germanen herangeführt wurden, noch mehr veruneinlicht, hatte letztere nur in den Randzonen tiefer erfaßt, wobei ohnehin die Frage berechtigt ist, ob die Darstellung des Tacitus über die Götter und die Religion der Ger-

manen stichfest ist, auch wenn man sie nur auf die linksrheinischen Germanen bezieht. Auch die von Tacitus gebrauchten Götternamen wie Mars, Isis, Mercurius, Hercules usw. dürften nur römische Übersetzungen darstellen. Möglicherweise hatten einige germanische Hilfstruppen den römischen Götterhimmel angenommen. Doch ist auch dieses zweifelhaft.

Was den „Sonntag“ als Entlehnung aus dem Sol-invincus-Kult betrifft, so wird man auch diese für den germanischen Bereich nicht überbewerten dürfen und aus ihr auf eine starke Verbreitung dieses Kultes bei den Germanen schließen. Vielmehr scheinen die getauften römischen Truppen an der alten Bezeichnung dieses Wochentages festgehalten zu haben, welche von den Germanen in Übersetzung übernommen wurde.

Die große Auseinandersetzung und Veränderung trat in der Tat für die Germanen mit der Christianisierung ein. Der in der Missionierung eingeschlagene Weg und der durch sie ausgelöste Vorgang entschied damit aber auch wesentlich — zumindest für Jahrhunderte — (und genau wie bei den Völkern Lateinamerikas) — über das Weiterleben vorchristlicher Vorstellungen oder zumindest aus dieser Zeit stammender Handlungen. Eine Untersuchung über diese Vorgänge erklärt uns deshalb auch einen beachtlichen Teil unseres Brauchtums. Wie ging also die Christianisierung der Germanen vor sich? Man hebt in der Forschung in diesem Zusammenhang häufig das „Gefolgschaftsprinzip“ hervor. Dieses ist sicherlich nicht zu unterschätzen. Konnten die Adeligen — als von den Göttern Ausgezeichnete verstanden und mit entsprechender religiöser wie militärischer und ritterlicher Bedeutung bedacht — für das Christentum gewonnen werden, dann traten wie selbstverständlich auch deren Gefolgschaften zu ihm über. Doch auch unter Bedachtnahme dieser für die Germanen typischen Gegebenheit war zunächst und primär von Bedeutung, auf welche Weise die Missionare den Adeligen oder ihren Gefolgschaften das neue Glaubensgut vortrugen und wie sie sich mit den vorchristlichen Anschauungen auseinandersetzten.

Da den Volkskundler das Brauchtum und innerhalb desselben auch der religiös fundierte Brauch beschäftigt, der wieder mit dem jeweiligen Volksglauben ursächlich verknüpft ist, gibt es keine andere Möglichkeit, als sich eben auch mit dem Vorgang der Ausbildung des genannten Volksglaubens zu befassen. Bezüglich letzterer ist noch folgende Überlegung am Platz.

Wenn ich in meinen Vorlesungen zur Bestimmung unserer, d. h. auf unsere volkstümliche Gemeinschaft bezogene Volksreligion komme, stelle ich zunächst fest, daß es in unserem Falle seit Existenz der Hochreligion keine Volksreligion in dem Sinne mehr geben könne, in der, wie einst, jedem Volke seine eigenen Götter und eigene Vorstellungswelten zukamen. Jene Zeit, da „Berg gegen Berg (Olymp), wie Volk gegen Volk standen“, sei längst vorbei. Im Zeitalter der Hochreligionen könne es sich im Verbreitungsgebiet derselben bei der Volksreligion nur noch um Nuancierungen handeln, durch die gewisse Eigenständigkeiten gegeben seien.

Diese Nuancen könnten vornehmlich durch vier Ursachen entstehen. Einmal war das Lehrgebäude der vermittelten Hochreligion nicht zu allen Zeiten gleich! Was das Christentum betrifft, war es zweifellos in den frühchristlichen Jahrhunderten noch nicht so ausgefeilt, wie zu unserer Zeit. Zum Zweiten waren auch die Missionsvorgänge verschieden. Der Unterschied innerhalb derselben wird einem besonders deutlich nahe gebracht, wenn man beispielsweise die Missionierung der Jesuiten

in Südamerika samt der Ausbildung ihres Missionsgebietes als „civitas dei“ im Sinne einer bis zum Vollziel durchgeführten Christianisierung dieser Indianersiedlungen etwa mit der unter Almagro und Pizarro in die Wege geleiteten „Bekehrung“ der Inkastämme vergleicht. Zum Dritten aber war auch die Religion eine verschiedene, auf die nun das Christentum auftraf. Es mußte sich folgerichtig jeweils vordergründig mit jenen Problemen befassen, die ihm durch den Vorgänger aufgenötigt waren und es hat auch jene Formen und Handlungen zu verdrängen oder zu verchristlichen versucht, die eben jeweils vorhanden waren. Werden schon durch diese drei Bedingungen hinreichend die oben erwähnten Nuancierungen, d. h. Unterschiede in der Auffassung der Hochreligion und Gestaltung des Kultes derselben erklärlich, so kommt als vierte und letzte Ursache hinzu, daß das jeweilige Volk auf Grund seiner Art und Verfassung aus dem religiösen Angebot auch noch unterschiedlich und eine seiner Art entsprechende Auswahl trifft, so daß der eine religiöse Gedanke hier mehr, dort weniger Gewicht und Auswirkungsform erzielt. „Volksreligion“ jedoch in diesem Sinne gibt es folglich immer und überall.

Aus diesem Grund wollten wir uns hier mit der Christianisierung der Germanen beschäftigen! Sie wirkt sich bis in die Gegenwart aus und die letzten Ausführungen sollten die Einordnung dieser Frage in einen größeren volkskundlichen Problemkreis zu vermitteln versuchen.

Zur Beleuchtung der Missionierung der Germanen steht eine sehr gute, an der Westfälischen Wilhelms-Universität preisgekrönte, in der Folgezeit noch einmal gründlich überarbeitete und ergänzte, 1929 veröffentlichte theologische Untersuchung von Franz Flakamp zur Verfügung.<sup>6)</sup> Sie beschäftigt sich mit der „Missionsmethode des Hl. Bonifatius“, der als „Apostel Germaniens“ gilt.

Wir erfahren, daß Bonifatius — wie sein Lehrer Wilbrod, der „Apostel der Friesen“ — Angelsachse und adeligen Geschlechts war. Er hatte an den berühmten Ordensschulen von Exeter und Nursling studiert und war sodann, von seinen Getreuen begleitet, mit dem festen Vorsatz nach Germanien aufgebrochen, „ganz Germanien zu missionieren“. Kein kleines Unterfangen in Anbetracht all der Schwierigkeiten, die ihm durch Unwegsamkeit des Geländes, durch wilde Tiere bei Durchschreiten der Urwälder, durch feindliche Stämme und Haufen, durch Wegelagerer u. a. m. entstehen konnten. Wer selbst solche Reisen unternommen hat, bekam von all diesen Möglichkeiten und Überraschungen selbst eine Ahnung: „Weite Strecken mußten hoch zu Roß durchmessen werden; bei kürzeren Entfernungen diente bisweilen der Esel als Tragtier. Enge Waldpfade, den Einheimischen vertraut, beschritt der Fremde natürlich nicht ohne Gefahr einer Verirrung im Dickicht. Nur zu selten begegnete man da einem Menschen; bei einigem Abstände versperrten ja auch Bäume, Sträucher und Schlinggewächse jede Aussicht. Scheu flüchtendes Wild, Haar- und Federvieh machte den Wald unruhig und behinderte ein sicheres Erhorchen menschlicher Schritte und Bewegungen. Nur im mehr gelichteten Bestande zu beiden Seiten älterer Landwege konnte man beispielsweise durch Klopfen an einen Baumstamm sich bemerkbar und verständlich machen. Im Gebiete der größeren Gewässer war eine Nachenfahrt der Bewegung auf dem Lande vorzuziehen. Sie ließ vor allem eine bleibend-sichere Spur zur Heimkehr, überhob außerdem jede Bedrohung durch Menschen wie Raubtiere. Eine Fahrt stromabwärts ging dazu verhältnismäßig schneller vonstatten als eine Wanderung. In den Rheinlanden war der Wasserweg gemeinhin der gegebene. An den großen Umschlageplätzen für Süddeutschland, besonders in Mainz, lagen dauernd fränkisch-friesische Schoner vor Anker, die auf

der erleichterten Fahrt der See zu gerne auch Personen beförderten . . . Zu längerem Verweilen an einem bestimmten Platze (Station) wurde ein Blockhaus aus roh zubehauenen Baumstämmen errichtet, mit Reisig, Rasenstücken und Erdmassen gedeckt; eine ‚Zelle‘, ein Kloster in bescheidensten Ausmaßen.“<sup>7)</sup>

Man kann füglich annehmen, daß bei der Aufnahme dieses Wagnisses die Jugendlichkeit des Bonifatius — er hieß damals noch Wynfrith — mit eine Rolle gespielt hatte.

Ein großes Wollen ließ ihn nicht nur aufbrechen, sondern wirklich ganz Germanien bereisen, so wie es damals nach der Völkerwanderung entstanden war, und zwar bis an die östlichen Grenzen, an denen die Slawen lebten. Diese hielt er auf Grund der sprachlichen Barriere „als nicht für das Christentum ausersehen“. Die sprachliche Barriere mußte für Wynfrith schon bei der Missionierung der Germanen eine arge Belastung bedeutet haben.

In der Tat gab es für ihn keinen anderen Ausweg, als der Reihe nach alle germanischen „Dialekte“ zu erlernen. Der Umstand, daß er Angelsachse war und dadurch sprachliche Anlehnungen besaß, war sein Vorteil. Gleichwohl war er am Beginn seiner Missionstätigkeit mit großen Sprachschwierigkeiten konfrontiert und mußte umso mehr sein Lebenswandel und seine Tätigkeit als Fremder propagandistisch wirken. In diesem Zusammenhang ist vor allem sein Eintreten für die Armen und Opfersklaven, sowie seine leibliche Hilfe für sie zu erwähnen. „Er tat Gutes!“ Hierbei half ihm das Mutterland unentwegt. Immer wieder erreichten ihn Missionsspenden, Kleidungsstücke, Geld, kirchliche Gewänder, gottesdienstliche Gefäße und Bücher religiösen, aber auch landwirtschaftlichen und medizinischen Inhalts. Von der Nonne Heaburg-Brugga ist überliefert, daß sie für das Missionswerk des Bonifatius ihr ganzes Vermögen stiftete. Man kann diese Vorgänge durchaus mit den heutigen vergleichen!

Sobald Wynfrith einigermaßen die Sprache der Leute beherrschte, las er ihnen aus der Bibel vor und übersetzte und erläuterte die jeweiligen Abschnitte. Mehr nicht. Eine Debatte über diese Stellen im Sinne einer „Katechese“ fand nicht statt. Es blieb bei der „Homilie“. Er ging also sehr autoritär vor, könnte man sagen, auch gegenüber den Adeligen. Die Erklärung dieses Verhaltens dürfte wohl in der Hochschätzung und Achtung des Apostels der Germanen vor der Bibel selbst zu suchen sein. Daneben hätten ihn allerdings lange Reden und Debatten vor der Durchführung des großen Vorhabens abgehalten. Auf alle Fälle gab es gegen die Art seiner Missionierung schon damals auch Kritik. Bischof Daniel von Winchester urteilte über die Methode des am 30. November 725 in Rom von Papst Gregor II. zum „Bischof Germaniens“ geweihten Wynfrith, der dabei den Namen Bonifaz angenommen hatte: „sie drängt den Heiden eine Meinung auf; das muß deren Bekehrung verhindern.“

Sie hat sicherlich das Aufblühen derselben nicht beschleunigt. Natürlich konnten unter diesen Voraussetzungen auch nicht alle vorchristlichen Vorstellungen beseitigt werden, im Gegenteil, fast bin ich wieder versucht, mit der Indianermissionierung einen Vergleich zu ziehen. Neben der Bekehrung durch das Ohr spielte auch jene durch das Auge eine beachtliche Rolle. Um den Germanen die Bibel, natürlich eine lateinisch geschriebene, in ihrer Bedeutung noch zu unterstreichen, ward sie mit

goldenen Lettern und prunkvollen Verzierungen versehen. Ihnen so dargereicht, konnte sie von ihnen als etwas noch nie Dagewesenes bewertet werden. Ähnlich hatten die prächtigen Kultgewänder und -gefäße auf die Augen einzuwirken, als dem „größten Tor zur Seele!“

Daneben half der Missionierung der kulturelle Vorsprung der angelsächsischen Sendboten. In den berühmten Klosterschulen waren sie täglich mit einer von den Mönchen und Brüdern hervorragend geübten Landwirtschaft und Gärtnerkunst in Verbindung gekommen. Die hintereinander gegründeten Klöster sorgten planmäßig für einen besseren Gemüseanbau, für die Entwicklung der häuslichen Kultur und für eine Hebung des Ackerbaues und der Viehzucht. Als bald stiegen auch die ersten Großbauten aus der Erde und machten Eindruck. Der Gott der Christen schien in der Tat ein Mächtiger und beschenkte deren Anhänger mit Vorteilen, die aufhören ließen.<sup>8)</sup> Dieser Macht wollten auch die Germanen, namentlich ihre Führer, teilhaftig werden. Letztlich hatte ja auch die Christianisierung der Franken mit dem Übertritt ihres Königs Clodwig zu dem „stärkeren Gott“ eingesetzt, indem er vor der Alemannenschlacht betete: „Gewährst Du mir jetzt den Sieg und erfahre ich so Deine Macht, so will ich ganz an Dich glauben und mich taufen lassen.“ Es ist kein Zweifel, daß nicht nur bei ihm, sondern auch bei der Bekehrung anderer Adelige politische Überlegungen eine Rolle spielten, wie denn auch das christliche Frankreich durch die Bekehrung Germaniens einen Machtzuwachs erhoffte und sie deswegen unterstützte. Nicht übergangen werden darf allerdings ebenso, daß es Bonifatius mit großem Erfolg gelang, immer wieder bekehrte Adelige mit Überzeugung in die Gemeinschaft der Mönche aufzunehmen, unter welchen sie alsdann in besonderer Weise für die Gewinnung ihrer Landsleute wirken konnten. Dasselbe gilt für adelige Frauen, die in seine Gefolgschaft eintraten.

Mit den gewonnenen Adelligen auf der einen Seite und dem durch in christlicher Nächstenliebe vollbrachten Wohltaten gewonnenen großen Anhang unter den Armen und Hilfebedürftigen vermochte Bonifatius das Volk der Germanen daher gewissermaßen in die Zange zu nehmen und das Missionsvorhaben insoweit zu einem großen Erfolg zu führen, als der offizielle Übertritt zum Christentum zu seinen Lebzeiten erreicht wurde und dem Angelsachsen Wynfrith eine historische Großtat sondergleichen mit all ihren Konsequenzen gelang.

Doch wird man kaum verkennen dürfen, daß die „Kleinarbeit“ erst getan werden mußte und daß infolge der flächenhaften Missionierung am Beginn derselben der Tiefgang noch länger auf sich warten ließ. Dadurch wurden Vorzeichen gesetzt, die sich so schnell nicht beseitigen ließen. Durch sie ist aber unser Brauchtum mitgeprägt worden. Aus der sogenannten „Dicta Pirmini“ auch „Pirmins Predigt“ oder „Scarpasus“<sup>9)</sup> genannten Aufzeichnung, welche in Einsiedeln aufgefunden wurde, muß man schließen, daß den Missionaren Germaniens eine Kenntnis des vorchristlichen Glaubensguts nicht zur Verfügung stand. Aus dem „Scarpasus“, den wir als „vademecum für Missionare“ bezeichnen können, werden nämlich neben der Heilsgeschichte in kurzer Fassung mehrere Lehrsätze als Christenpflichten angeführt, die sicherlich für die Germanen keine Anwendungsmöglichkeiten boten. Die zwischen 720 und 727 entstandene Anleitung hatte nach Meinung der Forscher auf 300 Jahre zurückliegende Vorstellungen und Schriften des Cäsarius von Arles und des Martin von Braga (Portugal) zurückgegriffen und sie pauschaliter übernommen. Die Entlassung der Frau beispielsweise bei schon vermutetem Ehebruch oder der Genuß des Fleisches tot gefundener Tiere mußten bei den Germanen nicht eigens

verboten werden. — Nachdem Tacitus ebenfalls keine rechte Kenntnis vom Germanenglauben hatte, waren somit unsere Missionare auf das erst allmähliche Sammeln und Eindringen in dasselbe angewiesen und begann folglich die Auseinandersetzung mit demselben erst nach dem Bekehrungszug des Bonifatius bis an die östlichen Grenzen. Auch die oben als mangelhaft kritisierte Katechese des Angelsachsen wird durch diesen Hinweis um mehrere Grade verständlicher.

Zunächst wurde offenbar einfach verboten, was nicht christlich war. Aus der erwähnten Pirmins Predigt, des Begründers der Reichenau am Bodensee — die „Predigt“ dürfte allerdings erst von der ihm nachfolgenden Generation von Missionaren verfaßt worden sein — heißt es denn auch schlicht: „Wollet nicht Götzen verehren, nicht beten vor Steinen und Bäumen, an Quellen, Eichen oder Dreiwegen. Nicht zu Zauberern oder Wahrsagern laufen! Nicht achten auf Niesen (Helf Gott!) oder Vogelflug oder andere böse Phantasien! Nur an bestimmten Tagen auf Reisen gehen, ist Teufelskult! Zu Neujahr in Hirsch- und Kalbsfell laufen, Männer in Frauentracht und Frauen in Männertracht, das laßt sein! Hängt doch keine hölzernen Gliedmaßen an Kreuzungen oder Bäumen auf (spätere Motivgaben, der Verf.), das bringt euch die Gesundheit nicht! Laßt das Schreien, wenn sich der Mond verfinstert und glaubt nicht an Zauberspruch! Dafür erweist dem dreieinigen Gott Anbetung und Ehre.“<sup>10)</sup>

Eine Begründung, warum „die Auswahl bestimmter Reisetage — Teufelskult“, warum „das Aufhängen hölzerner Gliedmaßen zur Erlangung der Gesundheit“ usw. zwecklos sei, wurde von den ersten Missionaren nicht gegeben oder die von ihnen fallweise abgegebene Begründung erreichte nur einen kleinen Kreis von Menschen, die in der Nähe der Missionare lebten.

Man kann sich auch vorstellen, daß es für den Großteil der Missionare am Anfang dringlicheres gab, als sich in theoretische Erörterungen einzulassen, zu denen auf der anderen Seite wohl auch häufig der Partner fehlte. Ihr erstes Augenmerk mußte sich wohl auf die Abstellung unmittelbar ins Auge fallender Unzulänglichkeiten richten. Das Leben und Zusammenleben der Germanen sollte geordnetere Formen annehmen, wie sie die Missionare selbst vorlebten.

Gegen wieviel unchristliches Verhalten sie zu Felde ziehen mußten, vermag uns indirekt die Lex Baiuvariorum zu beweisen.<sup>11)</sup> Es mußte vor allem „gegen die ungezügelte Wildheit“ vorgegangen werden, in der alles Mögliche geschehen konnte, etwa der „Fauststreifen“, bei welchem Schläge einer taub oder lahm geschlagen werden konnte, die „Leibwunde“, so daß bei diesem Raufhandel „die Schädelknochen oder die Eingeweide sichtbar“ werden. „Die Nase durchstechen“, „die Augenlider verstümmeln“ oder „die Zähne einschlagen“ kam ebenso vor, wie „die Gegner ins Wasser oder ins Feuer werfen“, dem Gegner „einen vergifteten Trank zu reichen“ oder „mit vergifteten Pfeilen nach ihm zu schießen“.

Besonders arg scheint es um Haß und Rache, namentlich um die „Blutrache“ bei den Germanen bestellt gewesen zu sein. Jedem Hausforscher ist die Aufzählung der Schadensliste bei „Anlegen des Feuers bei Nachtzeit“ und von der „Zerstörung des Hauses“, sowie der Wirtschaftsgebäude und sogar der Zäune und die an diese Missetaten angehängten Bußen aus der Lex Baiuvariorum bekannt, nachdem durch die Aufzählung aller Bestandteile von Haus und Hof auch ein vortrefflicher Einblick in die Konstruktion, das Baugefüge und Baumaterial des baiuvarischen Bauens und Wohnens gefunden werden konnte.<sup>12)</sup>

Auch zum Verbrechen des „Diebstahls“ führte diese „Lex“ eine erstaunlich große Liste auf; die „Versetzung der Grenzzeichen“ oder „deren Zerstörung“ gehörte ebenfalls in dieses umfangreiche Kapitel, woraus zu schließen ist, daß dergleiche Eingriffe in das Besitztum des anderen nicht selten waren.<sup>13)</sup>

Zu den „Rechtsfällen gegenüber Frauen“ bemerkt die „Lex“ sogar ausdrücklich in einem Nebensatz, daß sie „sich häufig zutrug“ und die Aufzählung der Missetaten hier läßt alle Variationen des Vergehens erkennen, vom „Beiliegen beim Weibe eines anderen“ und „wenn sie mit ihm im Bett zusammen umgebracht wird“, über den „unzüchtigen Griff“ und „Walcwurf“ sowie den „Raub an Jungfrauen und Witwen“ bis zur „Abtreibung durch Trank“ oder einer anderen „Art von Abtreibung“. Auch wenn es vielleicht nicht statthaft ist, von den in der Lex Baiuvariorum angeführten Missetaten zu schließen, sie hätten sich bei den anderen Stämmen ebenso zugetragen, wird man doch füglich behaupten können, daß es bei jenen heidnischen Stämmen nicht viel besser bestellt war.

In allen Fällen dürfte Anlaß gewesen sein, daß sich die ersten Missionare gewaltig anstrengen mußten, die Wildheit der Germanen wie ihre Zügellosigkeit zu bekämpfen, was weniger durch theologische Aufklärung als durch Verkündung himmlischen Glücks, wie umgekehrt durch Androhung zeitlicher und ewiger Strafen erfolgversprechend war bzw. vor sich ging.

Angelpunkt dieses ganzen Gewinnens der Germanen für den neuen Glauben war, wie schon erwähnt, der „stärkere Gott“. Wie sehr sie sich für ihn gewinnen ließen, läßt sich vielleicht am besten durch die Westgoten beweisen, die auch für den Märtyrertod bereit waren und für die „der kleine Wolf = Wulfila“, 341 mit Eusebius zum Bischof geweiht, aus Runen sowie griechischen und lateinischen Buchstaben die „gotische Schrift“ schuf, mit deren Hilfe er eine germanische Bibel schrieb.

Dieser den Germanen begreiflich gemachte Gott war, wie die Forschung feststellt, ein „Gott der Macht und Herrlichkeit“<sup>14)</sup>, er war „der Herr des Himmels und der Erde“ (vgl. Vater unser, der Verf.), er war der „Schöpfer des Weltalls“, er war auch der „Weltenrichter“. Es mag scheinen, daß die den Germanen von ihren Missionaren vorgeführte Herrlichkeit und Größe des neuen Gottes noch aus dem Lied „Großer Gott wir loben Dich, Herr wir preisen Deine Stärke“ herausklingt, wie uns vielleicht noch ein urhafter Schauer zu durchrieseln vermag, wenn wir Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ vernehmen. Die Macht dieses Christengottes verbürgte, wie wir hörten, den Sieg. Hatte nicht schon Kaiser Konstantin „in hoc signo“ gesiegt? Dann hatte Clodwig mit jener Hilfe den Sieg über die Alemannen davon getragen. Unter den gleichen Vorzeichen konnte das Frankenreich entstehen und wurde gewissermaßen das „römische Reich deutscher Nation“ grundgelegt.

Immer noch in kriegerischer Auseinandersetzung begriffen oder diese erst kurz abgelegt, war den germanischen Heerscharen ein in Kriegen erfolgreicher Gott eine ersehnte Vorstellung und läßt sich begreifen, daß der Übertritt zu ihm nicht allein aus dem „Gefolgschaftsprinzip“, sondern auch mit eigenem Willen und in Scharen geschah, von bekanntem Zwang, wie etwa bei den Sachsen abgesehen.

Auch Christus wurde von ihnen als Königssohn, als Überwinder des Todes, auf dem Regenbogen sitzend, begriffen. Der „Heliantgedanke“ eines Augustin und Gregor I. konnte voll von ihnen Besitz ergreifen. Daneben war es die versicherte Hoffnung auf Gerechtigkeit, verbunden mit der Loslösung vom bedrückenden Schicksalsglauben, der sie umfängen hatte. Diese neue Anschauung von Gott über

den Sinn der menschlichen Existenz vermochte zusammen mit der angeführten Anhebung der Kultur und Bildung, aber auch der Verbesserung des Daseins des Einzelnen die Lokomotive in die neue Zeit abzugeben. Hinter ihr aber finden wir eine ganze Reihe von Waggonen mitgezogen, die mit heidnischen Auffassungen bunt beladen ebenfalls in die neue Zeit hinein gelangten.

So scheint uns die Betrachtung des Beginns des Missionsvorgangs bei den Germanen einen wesentlichen Aufschluß darüber zu geben, wieso so viel vorchristliches Gut im Volksglauben so lange fortleben und im Brauchtum bis in unsere Gegenwart herauf Bestand haben konnte.

Die unter Bonifatius eingeleitete Bekehrung ganz Germaniens konnte nicht anders als vorderhand flächenhaft erfolgen. Eine Menge vorchristlicher Einrichtungen und Vorstellungen konnten erst nachträglich und in einer Jahrhunderte sich hinziehenden Katechese beseitigt oder verchristlicht werden. Dem Angelsachsen war es zunächst um das Grundsätzliche gegangen und daß er ganz Germanien für dieses gewinnen konnte.

Deutlich hören wir eine gleiche Auffassung über die Aufgabe und gebotene Einstellung der ersten christlichen Missionare auch aus dem viel zitierten Brief des Bischofs Melittus 601 heraus, auch wenn er nicht die germanische Missionstätigkeit betrifft:

„Wenn das Volk seine Tempel nicht zerstört sieht, mag es von Herzen seinen Irrtum ablegen und an den ihm vertrauten Orten nach altem Brauch sich lieber einfinden. Denn ganz gewiß geht es nicht an, daß man harten Gemütern alles auf einmal abschneidet.“ Also hatte sich vermutlich auch Bonifaz und sein Gefolge bewußt damit abgefunden, daß die von ihm zur Bekehrung Geführten noch lange Zeit vorchristliche Vorstellungen und Brauchtümer mittragen würden, wodurch auch die Eigenart unseres Brauchtums mitgeprägt wurde. Durch die so in jener Zeit erfolgte Bekehrung Germaniens, die wir als flächenhaft bezeichnen, geschah aber nicht nur die Ausprägung unseres Brauchtums, sondern durch die Bekehrung ganz Germaniens auch die Grundlegung unseres Volkes zur Einheit!

## A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Karl I l g, Die Gegenwartsaufgabe von Sitte und Brauch. (Tiroler Heimat, XX. Bd., 1956, S. 123—131); d e r s.: Brauchtum und Brauchtumpflege — Über die Definition und Bedeutung von Sitte und Brauch. (Schönere Heimat, 51. Jg., 1962, S. 530—534); d e r s., Grundsätzliches zum Brauchtum. (Walserheimat in Vorarlberg, H. 2, 1968, S. 3—5.)

<sup>2)</sup> Paul S a r t o r i, Sitte und Brauch, Leipzig 1910; Adolf S p a m e r, Sitte und Brauch. In: Wilhelm Peßler (Hrsg.): Handbuch der Dt. Volkskunde, II. Bd., Potsdam 1936, S. 33—236; Lutz M a c k e n s e n, Sitte und Brauch. In: Adolf Spamer (Hrsg.): Die Deutsche Volkskunde, I. Bd., Leipzig 1934, S. 108—167; Paul G e i g e r, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch. In: John Meier (Hrsg.): Deutsches Volkstum, 5. Bd., Berlin—Leipzig 1936; Rudolf K r i s s, Sitte und Brauch im Berchtesgadner Land, München 1947.

<sup>3)</sup> Karl I l g, Pioniere in Brasilien und Peru. Innsbruck—Wien—München 1972; d e r s.: Pioniere in Argentinien, Chile, Paraguay, Venezuela. Innsbruck—Wien—München 1976.

<sup>4)</sup> Georg G r a b e r, Volksleben in Kärnten. 3. Aufl., Graz—Wien 1949; Ludwig von H ö r m a n n, Tiroler Volksleben. Stuttgart 1909; Hans F i n k, Verzaubertes Land — Volkskult und Ahnenbrauch in Südtirol. Innsbruck—Wien—München 1969; Friedrich H a i d e r, Tiroler Volksbrauch im Jahreslauf. Innsbruck—Wien—München 1968; Richard W e i ß, Volkskunde der Schweiz. Erlenbach—Zürich 1946.

- 5) Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte. 2 Bände, Berlin—Leipzig 1935—1937; ders., Die geistige Welt der Germanen. Halle/Saale 1943.
- 6) Franz Flaska mp, Die Missionsmethode des hl. Bonifatius (= Geschichtliche Darstellungen und Quellen, 8. Bd.), 2. Aufl., Hildesheim 1929.
- 7) Franz Flaska mp, a. a. O., S. 17, 18, 21, 22.
- 8) Wilhelm Grönbech, Kultur und Religion der Germanen. 2 Bde., 5. Aufl., Stuttgart 1954.
- 9) Gall Jecker, St. Pirmins Herkunft und Missionierung. Gallusstift Bregenz, o. J.
- 10) Gall Jecker, a. a. O., S. 24—26.
- 11) Konrad Beyerle, Lex Baiuvariorum. München 1926.
- 12) Konrad Beyerle, a. a. O., S. 116ff.
- 13) Konrad Beyerle, a. a. O., S. 70f., 92f., 114f.
- 14) Walter Boelke, Die Aufnahme des Christentums durch die Germanen. Darmstadt 1959.



## Die Hauslandschaften Niederösterreichs

Von Adalbert K l a a r

Kein Bundesland umfaßt eine solche Fülle wechselnder Hauslandschaften wie Niederösterreich. Geographisch werden die Hauptgebiete durch die Donau geteilt. Nördlich des Stromes liegen das Wein- und das Waldviertel. Ihre breite Grenze verläuft entlang des Manhartsberges zwischen den Flüssen Kamp und Schmieda. Südlich der Donau trennt der keilförmige Alpenzug die beiden Viertel Ober und Unter dem Wienerwald. Ihr Ende liegt am Greifensteiner Sporn nächst Klosterneuburg — Wien.

Die Bauernhaustypen strahlen von Niederösterreich in die umgebenden Nachbarländer aus, bzw. werden von diesen beeinflusst. Die heute noch mangelhafte, technisch ausgerichtete Bautenforschung hat noch immer nicht die vielfältige Palette der Haupt- und Mischformen volkskundlich erfaßt. Dies ist ein großer Mangel, da in unserer Zeit durch die immer stärker werdende Industrialisierung der Bauwirtschaft die traditionellen Bauweisen verwischt und allmählich aufgelöst werden.

Im Oberen Wienerwald-Viertel herrscht von der Ennsgränze bis ins Mündungsgebiet von Url und Ybbs der stattliche, zweigeschossige Vierkanthof. Er ist um einen regelmäßigen Vierseithof geschlossen errichtet und einheitlich überdacht. Vier Bauten: das Wohnhaus, die Scheune, Stallungen und Schupfen umgeben — an den Ecken geschlossen — diesen Hof. Das drei- bis fünfteilige Wohnhaus hat in seinem Mittelteil das sogenannte „durchgängige Flurhaus“ mit Haus- und Hoftür. In der Regel liegt dem Wohnhaustrakt die Scheune mit zwei und mehr Tennen gegenüber. Beiderseits dieser Trakte — schmaler als sie — werden der Pferdestall mit Hofeinfahrt und ihm gegenüber der Rinderstall errichtet. Beiderseits der Tennen im Scheunenteil werden — mit Toren zugänglich — das Preßhaus für Obst, gegenüber dem Preßhaus — mit dem Rinderstall verbunden — die Grünfütterkammer untergebracht. Häufig wird der Roßstall neben den Küchenteil des Wohnhauses angebaut. Diese Hauseinteilung kann über Oberösterreich hinaus bis Bayern beobachtet werden. Es ist eine Reliktform, welche die Bedeutung des Pferdes (Rosses) andeutet.

Das Obergeschoß des Vierkanters ist in Wohnräume und Speicher eingeteilt. Die zeitliche Entstehung dieser Großform des Bauernhofes hat Eduard Kriechbaum (Braunau/Inn) auf Grund alter Bilder in das 16. Jahrhundert gedeutet. Die besten noch bestehenden Beispiele werden vom 18. bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts angetroffen. Vielfache Varianten dieser Type gehen vom Kerngebiet um Kremsmünster, Oberösterreich, teils in das Voralpengebiet, teils in das Mühl- und Waldviertel über.

Alpine Einflüsse auf Hofformen sind abwechslungsreich in der Flyschzone der Nordabdachung der Alpen bis zum Kaumberger Sattel von der Gölzen bis zur Traisen zu finden.

Oberhalb Steyr an der Enns, bei Gaflenz und Neustift gibt es eine Art Streckhof, der im stark hügeligen Gelände zweigeschossig angelegt wird. Im Untergeschoß befindet sich der Stall, über diesem der Wohntrakt mit durchgängigem Flur. Anschließend stehen aneinandergereiht Scheune und Schupfen. Scheune oder Schupfen kann auch im Haken angebaut sein. Die stattlichen Einhof-Bauten haben Krüppelwalm-Giebel und ein Rofendach mit Ständergerüst.

Ab Waidhofen an der Ybbs, um Windhag — Sonntagsberg gegen Ybbsitz — Lunz finden sich die schon vom Hausforscher Anton Dachler so genannten „Doppel-T-Höfe“. Sie erinnern schon an die rein alpinen Formen des Paarhofes, bei welchem Wohnhaus und Scheune parallel zueinander gestellt sind. Beim Doppel-T-Hof wird der Stalltrakt verbindend quergelagert. Der Stall ist somit das Bindeglied von der Scheune (Tenne) zum durchgängigen Hausflur. Obwohl ein Gruppenhaus, ist der Doppel-T-Hof doch als ein Einhaus zu bezeichnen, weil Wohnhaus, Stall und Scheune baulich mit einem Dach verbunden sind.

Als Grenzform zur Haustype der Steiermark sind die Paarhöfe um Ybbsitz und Raming bis hinein ins Salztal zu bezeichnen. Das dreiteilige Wohnhaus und die von ihm getrennte Stallscheune sind zwei gesonderte Bauten. Das Wohnhaus hat ein durchgängiges Vorhaus mit beiden Haustüren, daneben die heute meist umgebaute Rauchküche mit anschließender sogenannter „Kachelstube“, in der ein Heizofen von der Rauchküche aus bedient werden kann. Der dritte Hausteil enthält Speicher und Kellerräume und wird heute als Wohntrakt benützt. Die Stallscheune ist zweigeschossig, mit Längsstall im Erdgeschoß und mit einer Quertenne im Obergeschoß, die durch eine Auffahrtsrampe erreicht wird. Der Blockbau beherrschte einst beide Häuser. Ein steiles Schindel- oder Strohdach überdeckte diese Bauten. Der Typus „Paarhof“ ist vorwiegend im Alpenland anzutreffen und hat nichts mehr mit den donauländischen Hausformen gemeinsam.

Im östlichen Abschnitt der alpinen Hauslandschaft Niederösterreichs kommt ein locker umbauter Vierseithof vor, dessen Gestaltung sehr unregelmäßig ist. Die vier Hausbauten (Wohnhaus, Stall, Scheune, Schupfen) umstellen oft einzeln den Innenhof, so daß die Entwicklung dieses Gehöftes sehr an den Haufenhof erinnert. Das Wohnhaus ist dreiteilig, mit durchgängigem Mittelflur, einer Rauchstube und einer Kachelstube. Gegenüber ist der oft zweigeschossige Speicherbau, heute als Wohn- und Schlafraum genützt, gelegen. Die Scheune ist eine Querscheune mit Mitteltenne, Ösen und Bansen (das sind die beiden Räume links und rechts der Tenne). Darüber ruht ein Steildach mit Rofen- bzw. Sperrhaxen-Dachstuhl. Eine besonders altartige Type dieses Vierseithofes ist um Eschenau, Bezirk Lilienfeld, festzustellen.

Beiderseits des sehr alten Verkehrsweges und Alpenüberganges über den Kaumberger Sattel (Bahnlinie St. Pölten—Leobersdorf), zwischen Wilhelmsburg und Potenstein, beobachtet man einen eigenartigen Formwandel des Wohnhausbaues im Gehöft. Die Rauchküche — und bei noch älteren Formen die Rauchstube — wird in das durchgängige Vorhaus (Flurhaus) des mittleren dreiteiligen Hauses hineingeschoben und riegelt damit das Vor-(Flur-)Haus ab. Der Mittelteil wird davon allmählich abgeriegelt und die Durchgängigkeit aufgelassen. Dieses somit „abgeriegelte Haus“ beherrscht ab dieser Grenze auch nördlich der Donau den Wohnhaustypus im Bauernhof. Im Westen dieser Zone herrscht sowohl im Donauraum als auch in den Alpen das durchgängige, im Osten das von der Rauchküche abgeriegelte Haus vor. Ursache dieses wesentlichen Wandels der Hausbautechnik ist die Siedlungsform der Dörfer. Während das durchgängige Haus im Einzelhof-Gebiet üblich ist,

herrscht das abgeriegelte Haus in den Zeilen-, Straßen- und Angerdörfern vor. Die enge Aneinanderreihung der Gehöfte scheint hier diese bautechnische Lösung zu bevorzugen. Historisch kann — über einen weiten Zeitraum betrachtet — die Entstehung dieser Bauten in die mittelalterliche Kolonisation um das Jahr 1000 gefallen sein. Die Zone dieser Bauten ist ungleich breit und kann ab der steirischen Grenze (Semmering—Wechsel) bis Ybbs und jenseits der Donau bis in das Wald- und Mühlviertel bestimmt werden.

Auf eine zusätzliche Eigenart im Speicherbau entlang des Kaumberger Sattels muß aufmerksam gemacht werden: viele dieser Bauten der Drei- und Vierseithöfe sind wehrartig, fast wie Burgtürme, aufgeführt. Ihre Entstehung beweist die Durchgangsstraße, auf der Ungarn und Türken bei der Umgehung von Wien in die oberen Donauebenen im Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert eingefallen sind.

Die Gehöfte im westlichen Wienerwald um Schöpl und Kleinmariaszell gehören zu den Streusiedlungen des Mittelalters. Sie sind unregelmäßig, Drei- und Vierseithöfe, die jedoch immer ein von der Rauchküche abgeriegeltes Wohnhaus haben. Die seit dem 16. und 17. Jahrhundert neu aufgeschlossenen Waldrodungen sind „Waldämter“, wie beispielsweise Pressbaum, Tullnerbach am oberen Wienfluß, oder Breitenfurt, Hochrotterd, Alland. Hier herrscht der kleinere Streck- und Hakenhof als Einhaus in der sogenannten „Duck-Hütten“ der Holzfäller vor: Wohntrakt mit Stube und Kammer; mittlerer Teil: Vorhaus und Rauchküche (Herdplatz) mit Anschluß an Stall und Scheune, die oft im Haken dazu gestellt ist.

Die Hausformen des Viertels unter dem Wienerwald sind dreigeteilt. Sie umfassen die planmäßig besiedelten, ebenen Gebiete südlich des Wienerberges und östlich davon an der Leitha bis ins Steinfeld zur Pitten und Schwarza, die weinbedeckten Vorgelände der Kalkberge bis zur Hohen Wand und das Gebiet von Semmering-Puchberg sowie das Rosaliengebirge und dessen Anstieg zum Wechsel. Letzteres ist das Gebiet der Pittner Mark, die bis an die Piesting reichend noch im späten Mittelalter zur Steiermark, noch früher zur Karanthischen Mark gehörte. Die ebenen Gebiete des Wiener Beckens gegen Süden bis zum Steinfeld kennen manche Abwandlungen von Dreiseit-, Haken- und Zwerchhof, also das in planmäßigen Straßendörfern errichtete abgeriegelte Haus. Auch jenseits der Leitha bis ins ehemals ungarische Burgenland sind diese Typen anzutreffen. In der Weinbauzone kommen — mit Keller ausgestattet — städtische Bauten des Dreiseit- und Hakenhofes vor. Im ehemals steirisch-karanthischen Grenzraum wechseln in den vorhandenen Streu- und Sammelsiedlungen, dem Einzelhofgebiet und in den Weilern das abgeriegelte mit dem durchgängigen Haus, ein deutlicher Hinweis darauf, daß Ortsform und Hofform nicht getrennt, sondern gemeinsam betrachtet werden müssen.

Verschieden und aus anderen Grundtypen hervorgegangen sind die Zwerch-, Dreiseit- und Hakenhöfe in den beiden Manhartsberg-Vierteln. Diese Typen reichen über die Staatsgrenzen nach Böhmen, Mähren und in die Slowakei hinüber, ebenso nach Oberösterreich. Mitursache sind für diese stark erneuerten Typen wieder die planmäßig angelegten Anger-, Zeilen- und Straßendörfer und deren Sonderformen. Die Besiedlung des Unteren Manhartsberg-Viertels (Weinviertels) reicht in die Vor- und Frühgeschichte zurück. Die zeitweise erfolgte römische Besiedlung hatte rein politisch-strategische Bedeutung, es war keine volksmäßige Besiedlung. In und nach der Völkerwanderungszeit war das Gebiet durch Hunnen, Awaren und Ungarn besetzt gewesen. Dauerhafter war die slawische Besiedlung des Großmährischen Rei-

ches im 8. bis 10. Jahrhundert. Slawische Flur- und Bergnamen und Endungen von Dorfnamen liefern dafür die Beweise. Erst die Eroberungspolitik der deutschen Kaiser um das Jahr 1000 hat neuerlich die Besiedlung grundsätzlich verändert und die heutigen Siedlungsformen ausgebildet.

Der heute vorherrschende Zwerchhof in den Straßendörfern ist eine jüngere Hofanlage in den Baublöcken mit regelmäßigen Grundstücken. Ähnlich wie der Vierkant — nie so groß — wird er seine heutige Gestalt erst seit dem 16./17. Jahrhundert erhalten haben. Seine alte Keimzelle ist ein Streckhof mit zur Straße gelegener Laube, dem hofseitig angeschlossenen Flur- und Küchen-Mittelteil, an den sich weiter im Hof Stall und Speicher anschließen. An der Hofseite werden die Wirtschaftsräume durch einen überdeckten Gang, die „Gredn“ genannt, welche mitunter von gemauerten Bogengängen begleitet wird, wettersicher erreichbar gemacht. Entlang der Dorfstraße, im Winkel zum Hoftrakt, wird ein jüngerer Erweiterungsbau angeschlossen, der zusätzlich Zimmer, Kammer und die überbaute Toreinfahrt mit von hier aus zugänglichen Speicherräumen enthält. Dieser senkrechte Quertrakt zum vermutlichen Altteil an der Dorfstraße wird vom Bauern als „Zwerchbau“ bezeichnet. Der Bauer nennt ihn deshalb auch „zwerchumi-baut“, eine Erinnerung daran, daß der Hoftrakt mit Küche der Altteil der Hoftyp ist.

Besondere Beachtung im Weinviertel bis Schmieda und Kamp und bis an das linke Donauufer — aber niemals darüber — verdient der Scheunenbau. Er ist als *Längsscheune* zu bezeichnen. Der Eingang ist durch beide Scheunentore an den Giebelseiten möglich. Damit ist eine Längs-Tenne in Richtung des Dachfirstes erschlossen. Neben der Längs-Tenne, direkt als Einraum mit ihr verbunden, befindet sich das „Viertel“, der Lagerraum für das Getreide. Für die Heulagerung dient der Dachgiebel-Raum der Tenne, der „Vorstadl“.

Gleichlaufend mit Tenne und Viertel, unter den tief herabreichenden Traufenkanten des Satteldaches, befinden sich in Mannshöhe die „Abseiten“. Sie dienen zur Aufbewahrung von Geräten. Der mächtige Einraumbau der Längsscheune ist meist als Ständerbau in Holz errichtet, das Dach ist ein steiles Rofen-, kein Pfettendach, mit Schaubenstroh-Deckung versehen.

Die Längsscheune steht immer frei im Hof oder Hausgarten, manchmal gesondert vom Gehöft, mit gleichen Bauten in der „Hintaus-Gass'n“ des Dorfes in einer Zeile. Die hier beschriebene Bautype gleicht in vielen Teilen den großen Bauernhöfen zwischen Elbe und Rhein, dem Niedersachsen- und Westfalenhaus. Dort heißt die Längstenne „Diele“; die niederen Abseiten sind die „Kübbungen“, und der heubergende Vorstadl, die „Heubarge“, dient gleichen Zwecken. Dieser Vergleich läßt die Annahme richtig erscheinen, daß die Längsscheunen im Unteren Manhartsberg-Viertel als Beispiel der Frühzeit gewertet werden können. Heute gehen diese wichtigen Bauwerke reihenweise als „unzweckmäßig“ zugrunde.

Das Viertel ober dem Manhartsberg, das Waldviertel, weist keine derart alten Baureste auf. Seine Besiedlung steigt vom linken Donauufer ab Krems-Wachau bis zur Greiner Enge steil zu einer Hochfläche von über 600 m an. Diese rauhe Hochfläche ist stark von den siedelleeren Flußtälern des Kamp, der Krems, Ysper und Thaya zertalt. Eine europäische Wasserscheide zwischen Donau und Moldau-Elbe verläuft im mittleren Drittel und wird durch die Lainsitz gegen Norden entwässert. Sowohl einzelne Flüsse als auch Gruppen von Dörfern haben slawische Namen und sind als alte Siedlungshorste vom ehemaligen, dichten „Nordwald“ eingeschlossen gewesen.

Auch hier hat die deutsche Kolonisation seit dem 11. bis ins 14. Jahrhundert diesen Raum zu einem geschlossenen Siedlungsgebiet mit Anger- und Straßendörfern geprägt. Träger der Besiedlung waren Reichs-Ministerialen, vorwiegend Babenberger und Kuenringer.

An den Grenzen gegen Böhmen finden wir als späte, mittelalterliche Siedlungsformen die langen Reihendörfer der Waldhufen. Eine neuzeitliche Besiedelung durchsetzt ab dem 16. Jahrhundert, ähnlich wie im Wienerwald, mit Kleingehöften alte Waldbestände, nach Ämtern gegliedert, wie etwa Gföhl, Rosenau, am Reinberg und an der Lainsitz. Die Siedler sind keine Bauern mehr, sondern Holzfäller, Weber, Glasbläser . . .

Im alten Siedlungsgebiet der Anger- und Straßendörfer herrscht der Drei- und Vierseithof vor. In den südöstlichen Gebieten dringt vom Unteren Manhartsberg-Viertel der Zwerch- und Hakenhof, *n i e m a l s* jedoch die Längsscheune vor.

Im Dreiseithof stehen die vier Hausbauten um den vierseitig der Parzelle angepaßten Hof; giebelseitig zur Dorfstraße das abgeriegelte Wohnhaus mit Stallanbau, diesem gegenüber, den zweiten Hausgiebel an der Straße bildend, das Austraghäusl des Altbauern mit Schupfenbau. Beide Häuser werden straßenseitig durch eine Mauer verbunden, in die das Einfahrtstor mit ein bis zwei Gehürln an den Hausseiten eingelassen ist. Im rückwärtigen Hofteil gegen den Hausgarten oder Gartenacker zu befindet sich die dreiteilige Querscheune. Ihr Mittelglied ist die Tenne mit den an den Traufseiten befindlichen Toren und den beiderseitigen Lagerräumen.

Diese Querscheune ist ein Ständer- oder Blockbau und wird von einem fünfpfettigen Dachstuhl überdeckt, der die Bezeichnung „Scherbalkendach“ trägt. Dieses Pfettendach wird von fünf sogenannten waagrechten Pfettenbalken gebildet. Zwei Doppelpfetten umklammern den Bundtram, zwei Pfetten liegen in der Mitte der Dachschräge und eine Pfette liegt in der Schere zweier Schrägbalken. Diese Schrägbalken werden auf den Bundtram aufgekämmt. In der Mitte befindet sich ein waagrecht Balken, die Zange, in deren Enden durch Überplattung die beiden Mittelpfetten liegen. Die Altartigkeit dieser weit verbreiteten Dachstuhlkonstruktion wird zuweilen durch eine Firstsäule betont, die von der Mitte des Tennenbodens bis zur Unterstützung der Firstpfette oder nur zum waagrechten Mittelbalken reicht. Im letzteren Fall wird sie zur „Sproßleiter“ im Obergeschoß der Tenne ausgestaltet.

Aus der Fülle dieser geschilderten, vorwiegend im Donaunraum vorkommenden Bauformen können wir feststellen, daß der donauländische Hoftypus im Vierkanter deutlich seine Verbindung mit dem westlich gelegenen Bayern darstellt. Vom Raum um St. Pölten aus in Richtung Osten beginnt die vollkommene Einflußnahme östlicher Bautypen hervorzutreten. Vor allem ist es die Verbindungslinie des Kaumberger Sattels, wo ein entscheidender Wandel in der Wohnhausstruktur durch die Verschiebung der Rauchküche eintritt. Ebenso können wir feststellen, daß im Alpenraum bis Semmering-Wechsel ebenfalls der alpine Typus, der das abgeriegelte Haus noch besitzt, zu Ende ist, und auch hier der Vierkanter in immer klareren Formen in den Sammelsiedlungen der Straßen- und Angerdörfer auftritt. Hervorgehoben wurde weiters — und dies ist einzeln noch zu untersuchen —, daß wir zwei entscheidend geformte Scheunentypen haben, die Längsscheune und die Querscheune; die Längsscheune bleibt auf einen engeren Raum, das Weinviertel, beschränkt mit der sehr interessanten Erscheinungsform, daß sie *n i c h t* über die Donau nach Süden reicht. Sie beschränkt sich nur auf das sehr alte, frühgeschichtlich besiedelte Bauernland

des Unteren Manhartsberg-Viertels und dringt von hier aus nach Norden in die Slowakei und nach Mähren vor. Das Siedlungsgebiet hat — und diese Tatsache ist volkskundlich in jeglicher Weise noch zu untersuchen — zur Zeit des Großmährischen Reiches noch bestanden und ist merkwürdigerweise von der deutschen Kolonisation nicht aufgelöst worden. — Die Querscheune hingegen ist fast im ganzen Donauraum, auch in Bayern, in der hier beschriebenen Form zu sehen, nämlich mit der Einfahrt in die Tenne von der Traufenseite her. Dieser Unterschied zwischen den Scheunenformen ist ebenfalls noch volkskundlich zu erforschen.

Ebenso mußte aufmerksam gemacht werden auf die Kleinhäuser im Wienerwaldgebiet wie im Waldviertel; sie haben ihre Parallelerscheinungen im Mühlviertel und vereinzelt wie in Gruppen auch im Gebiet um Wels, Ried u. a. m. Notwendig wäre auch eine Untersuchung, woher die Kleinhäuser kommen; sind diese Einhäuser in Kleinformat eine alte Abwandlung des Einhauses schlechthin oder ist es eine ganz neue Form der Grundriß-Erfindung, welche diesen Typus entstehen ließ? Das ist ausdrücklich noch nicht festgestellt worden; er tritt jedenfalls erst im 17. Jahrhundert auf.

Desgleichen wurde mehrfach darauf hingewiesen, daß auf die Siedlungsformen der Dörfer besonderer Wert zu legen ist und sie zu den Gehöfteformen in Beziehung zu bringen sind. Dies ist bis heute noch nicht geschehen. Der Zusammenhang zwischen Siedlungs- und Gehöfteform ist zumindest für die heutige Ausgangsposition der Hausforschung über frühere Zeiten ganz entscheidend und typenlösend. Bis heute hat man nur auf eine ganz besondere Altartigkeit oder auf die Neuartigkeit der Bauernhöfe hingewiesen; auf die Zwischenformen, die traditionell entwickelt worden sind, wurde wenig Wert gelegt. Gerade diese Zwischenformen aber müßte eine neue Hausforschung in Zukunft besonders betonen.

# Hinterglas-Silhouetten in und aus dem Lande ob der Enns

Von Friedrich K n a i p p

## Einleitung

Gemäß dem Titel dieser Untersuchung müssen wir zwar auf den Beginn der Erzeugung und die Stufen der Entwicklung des Sachgutes in West- und Nordeuropa eingehen, sofern dieser Ausgriff die Entstehung und Entwicklung im Lande ob der Enns erklärt und der Vergleich notwendig ist. Keinesfalls können wir uns hier mit den Silhouetten der Früh- und Vorgeschichte befassen, etwa den Silhouetten auf antiken Vasen oder eiszeitlichen Felsbildern. Auch in den Gelehrtenstreit können wir uns nicht einmischen: Ob aus Papier, Leder, Blech oder anderem Material geschnittene Schattenspielbilder als Vorläufer der europäischen Papier- oder Hinterglas-Silhouetten zuerst in Ostasien (China, Japan, Ceylon, Java, Malaysia, Siam, Thailand usw.) aus dem 13. Jahrhundert stammen, oder ob sie schon im 12. Jahrhundert in Persien entstanden, ob sie gar in Arabien im 11. Jahrhundert erfunden wurden, nachweislich um 1171 in Ägypten bekannt, im 12. Jahrhundert mit der arabischen Kultur über Tunis, Algerien, Marokko nach Spanien kamen, im 17. Jahrhundert von Tunis über Neapel, Rom, Bologna nach Venedig, oder ob sie den Weg aus Persien über Konstantinopel (dort 1582 nachgewiesen) über den Balkan, Österreich, Süddeutschland, die Schweiz 1652 nach Holland und England genommen haben? Einer der Wege weist von Konstantinopel über das damals an das Osmanische Reich im Süden grenzende Polen nach Livland, von wo Schausteller aus Riga sie 1683 nach Danzig gebracht haben! Biesalski (s. Quellenverzeichnis) teilt uns mit: „Wir entdeckten . . . bei dem englischen Schriftsteller Ben Jonson (1573—1637), einem Zeitgenossen Shakespeares . . ., daß er 1633 Schauspieler . . . Schattenspiele veranstalten läßt . . ., für die sie „. . . das Maskenspiel ausschneiden“, das heißt, die dazu gehörigen Schattenspielfiguren. . . . Auffallend ist hiebei . . . daß diese Silhouettenarbeit a l l e n g u t b e k a n n t erscheint und man von ihr wenig Aufhebens macht . . .“ Wenn demnach also die Scherenschnittkunst in Spanien im 12. Jahrhundert, im übrigen Europa, einschl. Englands, spätestens im 17. Jahrhundert, bekannt war, warum soll erst der französische Finanzminister Étienne de Silhouette sie nach seiner Rückkehr aus England in Frankreich und damit auf dem Kontinent bekannt gemacht haben? Diese Fragen müssen wir den Spezialforschern über die Papiersilhouetten überlassen. Uns berühren sie hier nur als Andeutungen zur Vorgeschichte der Hinterglas-Silhouetten im Lande ob der Enns.

## 1. Das Sachgut

Zur Bezeichnung der behandelten Dinge müssen wir uns einer der drei, seit dem Beginn ihrer Entstehung im deutschen Sprachraum gebräuchlichen Benennungen bedienen. Am Anfang, um die Mitte des 18. Jhs., finden wir abwechselnd die Benennungen „Schattenriß“ und „Schattenbild“. Der „Schattenriß“ — wie etwa

„Reißbrett“ oder „Reißfeder“ — ist von dem „Umreißen“ des menschlichen Profilschattens herzuleiten. Wir finden zwar lateinisch „sciagraphia“, aber sonst nur noch dänisch (nach Molbech, 19. Jh.) „Skyggerids“ oder „Skygetegning“, was alles — auch der deutsche „Schattenriß“ — nur eine Schatten-Z e i c h n u n g bedeutet und daher unser Sachgut nur mit einem Zwischenvorgang des Arbeitsvorganges, d. h. falsch, bezeichnet. Die Entsprechung für „Schattenbild“ finden wir im Lateinischen (bei Schedler, 1819) als „umbra“, in Italien als „ombra“, französisch (bei Henschel, noch 1841) als „ombre“. Die erst 1835 durch die Académie Française offiziell aufgenommene Benennung „Silhouette“ dürfte sich also erst allmählich durchgesetzt haben. Im Englischen nennt Weber noch 1832 „shade“ oder „shadow“, der Holländer preist etwa 1770—1825 „Schaduwportraits“ an, und Schweden schrieb noch von dem „skuggbild“ oder „skuggporträtt“. Dänemark nennt während der Entstehungszeit neben dem „Skyggerids“ auch das „Skygebillede“. Weil nun das Wort „Riß“ in den meisten deutschen Handwerken eine Vorlagenzeichnung („Umriß“, „Aufriß“, „Grundriß“ usw.) bedeutet und unter „Schattenbildern“ aus Leder, Blech oder Pappe geschnittene Figuren im orientalischen und europäischen Schattenspiel, ja mitunter das Spiel selbst verstanden werden, bleibt für unser Sachgut leider nur die seit etwa 150 Jahre durchgesetzte Benennung „Silhouette“ übrig wie in Italien „siluetta“, im anglophonen Raum zuerst „siluet“, später „silhouette“, den zwar die Franzosen geprägt haben, denen aber weder die Erfindung noch die größte Erzeugung nachzuweisen ist. Eine „H i n t e r g l a s - S i l h o u e t t e“ ist also ein Hinterglasbild, das (vorwiegend schwarze) Profilköpfe, Brustbilder, seltener stehende Figuren, oft aber Genre-Szenen ganzer Silhouettengruppen in verschiedenen Hinterglas-Techniken zeigt. Auf Papier gemalte Silhouetten und Scherenschnitte wollen wir der Einfachheit halber hier künftig als „Papiersilhouetten“ bezeichnen.

## 2. Die Technik

Um Portätähnlichkeit mit der darzustellenden Person zu erreichen, fertigte jeder Silhouetteur von den Schatten einen naturgetreuen Umriß an. Während in der Frühzeit der Papiersilhouetten der Umriß noch in natürlicher Größe schwarz ausgefüllt wurde, war man am Beginn der Erzeugung von Hinterglas-Silhouetten um die Mitte des 18. Jahrhunderts zur Verkleinerung der Umrisse mittels des Storchschnabels gekommen. Bisher wurden uns nur Hinterglas-Silhouetten bekannt, deren Rißvorlagen auf diese Weise in kleinen und kleinsten Formaten gewonnen worden waren. Im Gegensatz zu den Scherenschnitten, die im 18., 19. und 20. Jahrhundert oft frei mit der Hand geschnitten wurden, diente zur Herstellung von Hinterglas-Silhouetten — wie bei allen anderen Hinterglasbildern — stets eine Rißvorlage zur Übertragung der Umrißzeichnung auf eine flache oder bombierte Glasfläche. Wie bei den übrigen Hinterglasbildern finden wir auch bei den Hinterglas-Silhouetten die „Hinterglasmalerei“ und die „Hinterglasradierung“. Auch hier wurden beide Arten der Hinterglasradierung angewendet: Die Rißvorlage wurde entweder auf eine mit einer Farbschicht untermalte oder eine mit Blattmetall (Gold, Silber oder beidem) hinterlegte Glasfläche übertragen. Im ersten Fall wurden die innerhalb der Umrißlinien liegenden Flächenteile aus der Farbschicht, im zweiten Falle aus dem Blattmetallbelag herausradiert und mit schwarzer Farbe, Asphaltlack oder dergl. hintermalt. Als Ergebnis steht die schwarze Silhouette vor dem Gold- oder Silbergrund, der weißen oder hellen Farbe oder anderen Unterlagen. Bei der hinter-

glasgemalten Silhouetten wurden die Konturen der Umrisse hinter die leere Glasscheibe durchgemalt, dann schwarz ausgefüllt und die übrige Glasfläche mit einer hellen Farbe untermalt bzw. einem hellen Grundmaterial (Pappe, Gips usw.) hinterlegt. Etwa eine Generation später als in England begannen die Hinterglas-Silhouettisten auch in Mitteleuropa eine Kombinationstechnik anzuwenden: Während die Personen und manchmal Möbelstücke als reine Silhouetten ausgeführt wurden, stellte man Möbelbeschläge, Wanduhren, Rahmen von Wandbildern und -Spiegeln, Gardinenbretter u. s. w. in schwarz untermalter Goldradierung dar, während die Fußböden, Wandtapeten, Draperien und Vorhänge mehrfarbig hintermalt wurden. Zarte Gardinen wurden sogar in Nadelstich-Technik wie Spitzenbilder gearbeitet und unterlegt. Der Fensterausblick bei Interieurs wurde teils in Hinterglasmalerei, teils in hinterlegten Aquarellen auf Papier hergestellt. Die Flächen der Wandspiegel wurden innerhalb der aus Blattgold radierten Rahmen mit echtem Spiegelbelag versehen. Diese Lösung ergibt eine Kombination vieler Techniken der Hinterglasdekoration hinter einer Glastafel: Hinterglas-Silhouetten, Hinterglasradierung, Hinterglasmalerei, Spiegelbild, Aquarell und mitunter Lappenbild. Während die Anhänger der „reinen, klassischen“ Silhouette darin einen Greuel und den äußersten Verfall ihres Ideals erblicken, sehen wir mit den Augen der Volkskunde in dieser Vielfalt technischen Könnens eine Spitzenleistung volkstümlichen Kunsthandwerks, die z. B. in Linz a. d. Donau schon um 1792—1798 erreicht wurde!

### 3. Die Entwicklung

Wie bei der „klassischen“ Papiersilhouette scheint man sich anfangs auf das strenge, schwarze Profilbild vor dem hellfarbenen oder metallisch leuchtenden Bildgrund beschränkt zu haben. Aber dann folgte auch die Hinterglas-Silhouette jener Mode, die zuerst in England, dann auf dem Kontinent bei Papier- und Hinterglas-Silhouetten begann: Man hielt die einheitlich schwarzen Profilbilder für zu düster oder zu ärmlich. Zuerst begann man in England auf den schwarzen Papiersilhouetten Gewandsäume, Knöpfe u. dgl. mit feinstem Pinsel in Bronzefarben aufzutragen. Bei Hinterglasradierungen radierte man diese Einzelheiten aus der schwarzen Fläche und unterlegte sie mit Blattmetall oder blassen, hellen Farben. Schließlich wurden Uniformborten, die Spitzenjabots der Herren, die Spitzenkragen oder Schleier der Damen auf das zarteste aus dem Schwarz radiert und abstechend unterlegt oder untermalt. Schon um dieselbe Zeit entstand auch die Mode, die vergoldete, versilberte oder hintermalte Fläche um die schwarzen Profile an den Rändern der Täfelchen mit Ornamenten zu dekorieren. Bei den radierten Hinterglas-Silhouetten geschah dies in Radiertechnik, bei hinterglasgemalten in Hinterglasmalerei. Man verfiel auch — besonders bei den radierten Hinterglas-Silhouetten — darauf, die Profilsilhouette in der Mitte der meist hochrechteckigen oder hochovalen Glastafel völlig frei stehen zu lassen, eine schwarzuntermalte, aus Blattgold oder -silber radierte Umrandung anzubringen und den Zwischenraum mit weißem, gegipstem Karton oder Seide zu unterlegen, die durch den freien Teil der Glasfläche sichtbar sind.

### 4. Der Gegenstand

Die uns bisher bekanntgewordenen alten Hinterglas-Silhouetten zeigen ausnahmslos profane Gegenstände, in der Mehrzahl Kopfbildnisse, Brustbilder, Kniestücke einzelner Personen im Profil. Es finden sich aber auch getrennt gerahmte Silhouettenpaare, Stücke mit den zueinander blickenden Profilen zweier zusammen-

gehörender Personen auf einer Tafel, Erinnerungstafeln mit 5—9 oder mehr goldradierten Ovalen einer Personengruppe auf einer Scheibe gruppiert, darunter eine Widmung. Beliebt waren auch Genre-Szenen: Ein Vater mit seinen Kindern, ein Elternpaar am Kaffeetisch, von den bescheiden daneben stehenden Kindern und Bedienten umgeben, ein Pianist am Flügel, neben ihm ein Notenblattumwender, lauschende Paare im Raum, ja sogar — wohl einzig dastehend — eine ganze Musikkapelle in Vollfiguren, in Uniformen, jeder Musikant sein Instrument in der Hand, dazu aufgeschlagene Notenblätter! Ob auch die in den Studenten-Kneiplokalen der Burschenschaften üblich gewesenen Papiersilhouetten der Aktiven in vollem Wuchs als Gegenstand von Hinterglas-Silhouetten ihre Entsprechung gefunden haben, war in Oberösterreich nicht feststellbar. Reitersilhouetten, meist von Offizieren, zählen zu den reizvollsten Stücken. Wir fanden solche aus und in Linz, wie sie in Norddeutschland, Holland, England und Nordamerika vorkommen.

### 5. Die Dargestellten

Papiersilhouetten stellten, besonders in der Mitte des 18. Jahrhunderts, noch zum größten Teil Angehörige der Dynastien, des Adels, Staatsmänner, Kirchenfürsten, Dichter, Gelehrte, Heerführer usw. dar. Ganze Alben mit gemalten oder geschnittenen Papiersilhouetten sind in allen deutschen Ländern, bes. in Hannover, Leipzig, Weimar und Wien, aber auch in England, Holland und Skandinavien erhalten geblieben. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts ließen sich immer mehr Angehörige des „dritten Standes“, Bürger, Pfarrer, Offiziere und Studenten silhouettieren. Die damals beliebten „Stammbücher“ sind voll von Silhouetten, man tauschte sie im Familien- und Freundeskreis aus und sammelte sie — wie später die Lichtbilder — in eigenen Alben.

### 6. Zweck und Anlaß

Für Hinterglas-Silhouetten gilt in den meisten Ländern dasselbe. Die ältesten, die wir in Oberösterreich entdecken konnten, stammen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Da sich Hinterglas-Silhouetten weder in Stammbücher malen noch in Alben einkleben ließen, dienten sie in erster Linie als Wandschmuck. Sie wurden aber auch zur Verzierung in Dosen- und Deckelingelegt, an den Wänden von Zwischengoldgläsern angebracht oder als Medaillons außen auf kostbar geschnittene Kristallbecher gekittet, gleichfalls als Medaillons in Metallfassung an Kette oder Band um den Hals getragen, ja sogar in winzigem Format in Fingerringe und Krawattennadeln gefaßt. Oft wurden sie als Liebesgaben dem oder der Angebeteten geschenkt. Wenn nun bei Medaillons das Glas in dem Freiraum zwischen der schwarzen Silhouette und dem goldradierten Randzierat mit zarter Seide, aus dem Kleide der Spenderin oder dem Hemd des Spenders geschnitten, unterlegt ist, muß man schon an ein „Angebinde“, ein Amulett mit Liebeszauber denken. Besteht aber das Medaillon aus zwei, mit den Rückseiten gegeneinander gefaßten Glasscheiben, deren vordere das Bildnis vor Seidengrund, deren hintere das Monogramm des Spenders vor einem Geflecht aus seinem Haupthaar oder einer gebündelten Haarlocke zeigt, kann wohl kaum Zweifel an dem Amulettcharakter bestehen. Mit den herkömmlichen, meist gewerblichen, „Haararbeiten“ desselben Zeitalters zu Verkaufszwecken ist nur ein loser Zusammenhang zu finden: Wenn etwa der Berufsfriseur Tiemann in Lübeck sich anbot,

„Hinterglas-Silhouetten, Haarmatten, Schlingungen und Namen von Haaren“ anzufertigen oder der Perückenmacher Ackermann in Wien u. a. Silhouetten anpries. Anlässlich der Hochzeit ließen sich Brautpaare hinter Glas silhouettieren. Anlässlich der silbernen Hochzeit ließen sich Paare in zwei Silhouetten aus Blattsilber hinter einer Glastafel porträtieren. Vor dem Queroval einer blattgoldbelegten Glastafel leuchten die hinterglasradierten Silhouetten einer Matrone mit Goldhaube und eines alten Herren mit Pelzmütze zum Andenken an die goldene Hochzeit. Werbung, Andenken an die grüne, silberne oder goldene Hochzeit sind in Oberösterreich des öfteren Zweck und Anlaß zur Bestellung von Hinterglas-Silhouetten gewesen. Wenn dem von J. Schellenberger 1805 datierten und signierten Brustbild des Karl Alexander Freiherrn von Seckendorff, auffällig betont, ein Ordenskreuz vor der Brust baumelt, darf man annehmen, daß Zweck und Anlaß zur Herstellung das Andenken an eine Ordensverleihung nach der Schlacht bei Austerlitz gewesen ist. Bei anderen Soldaten-, Offiziers- oder Reiter-Silhouetten in Hinterglastechnik darf man als Zweck die Erinnerung an den Anlaß, etwa eine Beförderung zu einem höheren Dienstgrad, eine Transferierung zu einem anderen Regiment usw. annehmen. Denn an diesen Silhouetten sind der Uniformschnitt, die Rangabzeichen, die Schabracken<sup>1)</sup> und die Schabrunken<sup>2)</sup> in Farbe und Blattmetall deutlich hervorgehoben. Die Farbe des braunen oder schwarzen Pferdes hingegen dürfte tatsächlich einen Braunen, einen Rappen und keine Silhouette meinen.

1) Schabracke = meist mit Regimentsabzeichen oder Herrscher-Monogramm gezierte Satteldecke.

2) Schabrunke = ähnlich gezierte Schutzdecke über dem Pistolenhalfter.

Das großartige Gruppenbild der Musikkapelle des „Grünen Bürger-Korps“ (Abb. 1) könnte 1796 aus Anlaß eines Festes zur Erinnerung von dem Hinterglas-Silhouetteur und Korpsmitglied Ignaz Pfeilhauer gearbeitet worden sein. Die meisten Genre-Szenen dürften zum Anlaß Familienfeste, zum Zwecke die Erinnerung gehabt haben. Einzelne aufgefundene Damen- oder Herrenportraits, ohne alle Hinweise auf Liebes- oder Freundschaftsangebinde, lassen den Schluß zu, daß es sich um Paarstücke handelt, die durch Erbteilung oder durch Bruch des Pendants vereinzelt wurden. Diese Beobachtung haben wir schon bei allen anderen Hinterglasbildern, auch bei Heiligenbilder-Paaren, gemacht.

## 7. Format und Rahmung

Die Hinterglas-Silhouetten im Hochrechteck oder Hochoval von etwa 5 x 7 cm aufwärts sind meistens gerahmt. Aus dem 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts finden wir Rahmen aus Messingbronze, aus Hartholz, Holzrahmen mit getriebenem Messingbeschlag. Der Bildausschnitt der Rähmchen ist rechteckig, hochoval oder kreisrund. Im Biedermeier werden oft runde, braun- oder schwarzpolierte Hartholzrahmen, auch quadratische mit kreisrundem Ausschnitt, der gelegentlich von einer schmalen, ornamentierten Goldbronzeleiste eingefasst ist, verwendet. Große, vielfigurige Genreszenen tragen spätbarocke, schwarze Profilrahmen mit einer sogen. „Ochsenaugen“-Leiste in Blattvergoldung innen. Aber auch Louis-Seize- oder „josefinische“ Rahmen mit erhabenen Würfecken oder -Rosetten treten auf. Medaillonrähmchen oder -Kapseln für die doppelseitigen Stücke sind aus einst vergoldeter Messingbronze mit Aufhängering aus dem selben Material und wurden an

einem Samtband um den Hals getragen. Die billigste Einrahmung bestand im Hinterlegen des Glastäfelchens mit Karton oder Spanholz und Einfassung der Ränder mit einem geprägten Buchbinder-Goldpapierstreifen. Im Empire und Biedermeier gab es wohl keine Bürgerstube ohne Hinterglassilhouetten an der Wand.

## 8. Die Erzeuger

Wir kennen zahlreiche Namen von Hinterglas-Silhouetteuren in England, Norddeutschland, Holland, Skandinavien usw. Manche von ihnen malten auch Papiersilhouetten. Während unter den Scherenschneidern zahlreiche Amateure wie Goethe und zahllose Dilettanten geringen Könnens waren, können wir das bei den Hinterglas-Silhouetteuren wegen der hohen technischen Anforderungen ebenso wenig annehmen wie die dauernd wiederholte Behauptung, „Bauern“ hätten Hinterglasbilder gemalt. Die im allgemeinen bei den Silhouetten der übrigen deutschen Landschaften vorherrschende Anonymität der Erzeuger ist in Linz und den Vierteln Oberösterreichs nicht so deutlich zu beobachten. Wir fanden hier doch fast an 20% der untersuchten Stücke Monogramme oder Signaturen, mit oder ohne Datierung. Ob die so berühmten Scherenschneider und Papiersilhouettenmaler Wiens wie Ignaz Weber um 1790, Franz Deiwel, 1748—1810, der Franzose Francois Gonord, 1756—1825, der „Silhouettenfabrikant“ Hieronymus Löschenkohl, 1771—1807, der ehemalige Friseur Gonord's, Wilhelm Ackermann, um 1784, der Bildnisstecher Josef Gareis und andere auch Hinterglas-Silhouetten verfertigt haben und ob unsignierte oder nicht aufgefundene Stücke aus deren Händen sich im Lande befinden, wissen wir noch nicht. Ebensovienig konnten wir bisher feststellen, ob die als solche nachgewiesenen Hinterglas-Silhouetteure S. Schmid, 1795 in Prag, 1800 in Wien, der Wiener I. A. Schmetterling, 1750—1828, meist in Holland, der Hinterglasradierer Johann Kindermann aus Wallern (Südböhmen), in Wien 1804 u. 1809, der aus Lichtenfels stammende Franz Anton Siebel, 1772—1842, Wandersilhouetteur und Glasmacher, tätig in Würzburg, Frankfurt a. M. und Wien und endlich Speckberger, tätig in Wien als Hinterglas-Silhouetteur 1790—1800, jemals in Linz oder im übrigen Oberösterreich gearbeitet haben und Stücke aus ihren Händen, u. U. unsigniert, hier vorhanden sind. Das gilt auch für den begabten Amateur Juhn, Propst von Neuhaus (bei Passau?), der zahlreiche Hinterglas-Silhouetten angefertigt haben soll. Unter den in Oberösterreich untersuchten Stücken in Museen, im Kunsthandel und in Privatbesitz konnten wir folgende Signaturen feststellen:

anonym		Hinterglas-Silhouette des Pastor's Bode	Böddicker i. Westf., Kreis Felsberg	durch Erbgang privat Gmunden
„F. C.“	1801	in Hinterglasmalerei	Herkunft Kassel	privat Gmunden
„C. D.“	1820	Hinterglasradierung	Herkunft Steyr	privat Gmunden
Fahrnberger Ferd.		Bildnisinschrift „Bei Wolfgang Amadeus Mozart“, Hinterglasradierung mit -malerei	früher Bad Ischl	später Kunsthandel in München
Gall	1805	Hinterglasradierung		privat Gmunden
Gruber R.	1836	Hinterglasradierung	Dorotheum Linz	privat Gmunden
„J. H.“	1825	Hinterglas-Silhouettenpaar	Linz	privat Gmunden

Jorden od. Jordan (?)	4. V. 18. Jh.		Fundort Gmunden	privat Gmunden
Kindermann Johann	1804 in Linz, 1809 in Wien			privat Bad Ischl
Kolar	Ende 18. Jh.		„Neustadt in Mähren“	privat Gmunden
„J. G. L.“	Ende 18. Jh.			Innviertler Heimathaus, Ried i. Innkreis
Pfeilhauer Ignaz	1792 u. 1796		Linz und Wien	2 Expl. OÖLM, Linz 1 Expl. priv. Gmunden
Ruß Ignaz	1806		Prag und Trautenu	durch Erbgang privat Gmunden
Seyrl Johann Georg			I. Glaser in Linz-Urfahr	OÖLM Linz
Schellenberger J.	1805	„Karl Alex. Frh. v. Seckendorff“	Fundort Altmünster	privat Gmunden
Schrott G.	um 1820			Museum der Stadt Wels

## 9. Die Herkunft der Erzeuger und die ursprünglichen Besitzer

Wenn wir unter den signierten Werken nur wenige eindeutig Linzer oder anderen oberösterreichischen Erzeugern nachweisen können, so deuten doch insbesondere bei den unsignierten Portrait-Silhouetten weiblicher Personen häufig die Goldhauben auf die Entstehung im Lande ob der Enns und auf ursprünglich oberösterreichische Besteller oder Dargestellte solcher Stücke hin. Bei den bearbeiteten Stücken nicht-oberösterreichischer Herkunft, die wir im Lande gefunden haben, sind gewisse historische Ereignisse zu berücksichtigen. Linz ist erst seit 1784 Sitz eines katholischen Bischofs. Es ist daher erklärlich, daß im seelsorgerischen Klerus, aber besonders unter den Ordensangehörigen am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts nicht wenige Kleriker aus westlichen und nördlichen Landschaften außerhalb des Landes ob der Enns hier im Lande wirksam waren. Manche Hinterglas-Silhouetten können auf diesem Wege ins Land gekommen sein. Nicht erst im 18. Jahrhundert waren zahlreiche Adels- und Bürgerfamilien süd-, mittel-, west- und norddeutscher Abkunft in Linz, Wels, Steyr und auf Landgütern seßhaft. Noch heute bestehen in Oberösterreich herzogl. Coburgische, Schaumburg-Lippe'sche, Castell-Castell'sche, Braunschweig-Lüneburgische Besitzungen bzw. Güterverwaltungen, um nur einen Bruchteil der ja bekannten Namen zu erwähnen. Vom 19. Jahrhundert an gilt dies noch in vermehrtem Umfang für das Salzkammergut, in dem sich auch mancherlei Wiener Familien niederließen. Die Sommerresidenz Franz Josefs I. in Bad Ischl zog zahlreiche Familien aus der ganzen einstigen Monarchie herbei. Das Exil des Ex-Königs von Hannover in Wien und die Hofhaltung seiner Nachfolger als Herzöge von Braunschweig-Lüneburg bzw. Cumberland in Gmunden brachten viele Anhänger des Welfenhauses, insbesondere ehemalige Offiziere der 1866 unterlegenen hannover'schen Armee und große Teile des Hofadels und der Hofbediensteten nach Gmunden, die ihre hannoverschen Pensionen und die Einkünfte ihrer zurückgelassenen Güter hier verzehren konnten, und damit die durch den Bahnbau verarmte alte Salzhandelsstadt zu einem Treffpunkt des internationalen Adels gemacht haben. Unsere mit „D. Jorden“ oder „Jordan“ signierte

Hinterglas-Silhouette so wie die des Pastors Bode aus Westfalen könnten von hanover'schen Hofangehörigen nach Gmunden gebracht worden sein. Es erstaunt daher nicht, wenn wir neben Linz, im Salzkammergut eine Häufung von Hinterglas-Silhouetten gefunden haben wie sonst kaum in anderen Teilen des Landes. Vielleicht kam das Stück aus der Hand Kolar's in Mähren an den Traunsee, als der König von Württemberg für sein Schloß in Altmünster Personal von seinen böhmischen Gütern an den Traunsee brachte. Es wundert uns nicht, wenn einige im Salzkammergut aufgetretene Signaturen oder Namen von Dargestellten auf Entstehung im Norden bzw. Westen hindeuten. Die Brüder Richard und Walter Jordan sollen um 1775 aus dem Lüneburgischen nach England gekommen sein und dort Hinterglas-Silhouetten erzeugt haben wie Karl Rosenberg aus Mecklenburg, der als Page im Gefolge der Königin Charlotta Sophia, einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, 1761 anlässlich ihrer Vermählung mit dem Englischen König Georg III. (aus dem Hause Hannover) nach England geholt, dort zum Hof-Silhouettieur und persönlichen Freund der königlichen Familie aufgestiegen war. Die Jordan anglisierten sich zu „Jordan“ und Karl Rosenberg zu „Charles“. Er lebte von 1745 bis 1844(!).

#### 10. Der Bestand in Oberösterreich

Die repräsentativsten Hinterglas-Silhouetten mit Genreszenen und Reitersilhouetten des 18. Jahrhunderts befinden sich im OÖLM in Linz (s. Abb. 1, 2, 3). Die Zeitangaben der Erwerbung (z. B. 1868 und 1906) widerlegen die bis heute immer wieder nachgeplapperte Fiktion, erst die Expressionisten um Max Picard und den „Blauen Reiter“ hätten die Hinterglasbilder wiederentdeckt und sich um deren Bewahrung verdient gemacht. Die Museen der Städte Bad Ischl, Freistadt, Ried im Innkreis, Steyr, Vöcklabruck und Wels besitzen je einige Portrait-Hinterglas-Silhouetten. Das gilt auch für die Kunstsammlungen des 1200 Jahre alten Stiftes Kremsmünster. In den meisten Museen Österreichs und der anderen deutschen Länder sind die Hinterglas-Silhouetten immer noch nicht als Hinterglasbilder anerkannt und daher nicht unter diesen erfaßt. Man muß sie oft unter den „Miniaturen“, den Scherenschnitten, unter der Graphik oder der Malerei suchen. Es gibt Institute, in denen sie als Sammelbegriff gar nicht erfaßt sondern verteilt unter den verschiedensten Stichwörtern wie „Schmuck“ usw. verborgen sind, was jede Nachforschung sehr erschwert, besonders, wenn diese Stichwörter verschiedenen Instanzen im Hause unterstellt sind und die einen nicht wissen, was bei den anderen vorhanden ist. Lediglich das OÖLM, die Museen Freistadt und Ried haben sie unter den „Hinterglasbildern“ richtig eingeordnet. Da sich die Heimathäuser kleinerer Orte meist auf „bäuerliches Kulturgut“ — oder was man so dafür hält — und ortsgeschichtliche Objekte beschränken, sind dort Hinterglas-Silhouetten selten zu finden; auch wenn einst Sensenschmiede, Säge- oder Getreidemühlenbesitzer, Bierbrauer u. a. ein Landpatriziat bildeten, das neben Ölportraits auch Hinterglas-Silhouetten anfertigen lassen konnte. Als dann nicht wenige, einst weltberühmte Kunst- bzw. Volkskunstsammlungen, die Generationen des 19. und 20. Jahrhunderts voll Idealismus zusammengetragen hatten, als Folge der beiden Weltkriege im Auslande oder in Übersee versteigert wurden, verschwand vieles aus dem Lande, das vor 1914 für alle Zeiten vor Zerstörung oder Abwanderung geborgen zu sein schien. Seit 1918 floß und fließt, immer noch uneingedämmt, ja zeitweise nach 1945 durch „Exportprämien“ gefördert, der Strom einstmals deutschösterreichischen Kulturgutes über die Grenzen. Die Besatzungstruppen haben nach 1945 manches aus Unverstand oder

Bosheit zerstört, vieles „organisiert“ und manches gekauft. Auf den sogenannten „schwarzen Märkten“ wurde viel gegen Lebensmittel in der Nachkriegszeit vertauscht. Von zwei US-Universitäten sandte man mir Fotos von Hinterglasbildern mit der Bitte um Herkunfts- und Zeitbestimmung! Auch die „angewandte“ Hinterglas-Silhouette ist im Privatbesitz selten geworden. Eine aus Blattgold radierete Hinterglas-Silhouette zierte einen Ring im Museum Ried im Innkreis, eine zweite einen solchen in Privathand in Steyr. Wohnungen und Villen einst im Salzkammergut ansässig gewesener Aristokraten- und Stadtbürgerfamilien, an deren Wänden sich noch in den zwanziger Jahren, selbst in einigen nach 1945, zahlreiche Hinterglas-Silhouetten befunden hatten, sind wegen Auswanderung, Rückwanderung nach Wien, West- und Norddeutschland, ihrer Bestände entleert worden. Manche Reste wurden bei Lebzeiten der Besitzer oder nach deren Ableben aus Altersheimen durch Aufkäufer fortgebracht. Einige Idealisten unter den Sammlern in Linz, Bad Ischl, Gmunden und St. Wolfgang haben manches Stück vor der Abwanderung über den Kunsthandel zu nach DM- oder Dollarpreisen berechneten Schillingbeträgen durch Ankauf gerettet, einige Nachfahren ebenso aus Idealismus den Kaufangeboten der Ankäufer widerstanden und den Familienbesitz an alten Stücken bewahrt. Die unserer Untersuchung unbekannt gebliebenen Stücke eingerechnet, dürfte der Restbestand im Lande kaum ein halbes Tausend erreichen. Wir hoffen, nicht zu optimistisch zu sein. Selbst dieser kärgliche Rest beweist jedoch, daß das Land ob der Enns einstmals an Qualität und Vielfalt seiner Hinterglas-Silhouetten den anderen deutschen Kulturlandschaften durchaus ebenbürtig war.

### L i t e r a t u r v e r z e i c h n i s

- Ernst B i e s a l s k i, Scherenschnitt und Schattenrisse. München 1964.  
 Max von B ö h n, Miniaturen und Silhouetten, München o.J.  
 Georg B u s s, Aus der Blütezeit der Silhouette. Leipzig 1913.  
 Ludwig F. F u c h s, Die Glaskunst im Wandel der Jahrtausende. Darmstadt 1956.  
 Gustav G u g i t z, Schattenrisse aus Alt-Österreich (num. Expl. Nr. 89). Wien 1912.  
 Peggy H i c k m a n n, Silhouettes. National Portrait Gallery, London 1972.  
 E. Neville J a c k s o n, Silhouette (und andere Publ. von 1911—1938). London und New York.  
 Herbert Wolfgang K e i s e r, Die Deutsche Hinterglasmalerei. München 1937.  
 Viktor K l a r w i l l, Francois Gonord's Silhouetten aus dem Jahre 1781. Wien 1922.  
 Friedrich K n a i p p, Hinterglasbilder, 1. Aufl. 1963, 2. Aufl. 1973. Linz/Donau,  
 d e r s., Hinterglasbilder III., „Goldradierung und Silhouetten hinter Glas“, Glas im Raum,  
 3. Jg., H. 9, Stuttgart 1955,  
 d e r s., Katalog zur Sonderausstellung „Hinterglasbilder des 18. u. 19. Jhs., Hinterglasmalerei,  
 Hinterglasradierungen, Hinterglas-Silhouetten“, Gmunden, Juni bis Sept. 1973,  
 d e r s., Hinterglasbilder-Ausstellung, Juli bis Okt. 1977 im Ethnograph. Mus., Schloß Kittsee,  
 Sondergruppen 2, Hinterglas-Silhouetten.  
 Franz Carl L i p p, Bemalte Gläser. München 1974.  
 Erich M e y e r - H e i s i g, „Glas“ im Katalog der Ausstellung „Kunst und Kultur in Böhmen,  
 Mähren und Schlesien“, Germ. National-Mus. Nürnberg 1955.  
 Christa P i e s k e, Schattenrisse und Silhouetteure. Hsg. Heinr. Kreisel. Darmstadt 1963.  
 Eberhard von S c h e n k z u S c h w e i n s b u r g, Bildnisgläser der Sammlg. Heine in Karls-  
 ruhe. Frankfurt/Main. 1970.  
 Gustav W e i ß, Ullstein Gläserbuch. Berlin 1965.



## „Mit Nadel und Faden auf Leinen geschrieben“

### Zur Kärntner Flachstickerei

Von Franz K o s c h i e r

Die volkskundliche Abteilung des Landesmuseums für Kärnten (einstiges Kärntner Heimatmuseum) verzeichnet unter ihren Beständen eine Reihe von bürgerlichen und bäuerlichen Flachsticharbeiten, die als Decken oder Polsterüberzüge mit rosa Leinengarn oder farbenfroher Schafwolle auf Hausleinen gestickt wurden.

Es wird noch zu untersuchen sein, inwieweit die bestickten Gailtaler Ledermäntel, „kožuh“ genannt, solche Flachsticharbeiten angeregt oder beeinflußt haben, die von der, im Sinne der Förderungsmaßnahme für den wirtschaftlich armen Bergbau, im Jahre 1874 in Bleiberg gegründeten Kunststickerei-Schule — von der zu Beginn dieses Jahrhunderts eine kleine Hausindustrie ausging — gepflegt wurde.

Nach dem Ersten Weltkrieg nahm sich die Kärntner Landsmannschaft durch die Herausgabe von farbigen Musterblättern um diese Arbeiten an, die von den Handarbeitslehrerinnen der späteren Bleiberger Haushaltungsschule, namentlich von Frau Olga Markowitz, derzeit in Villach, bis heute fortgesetzt wurden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat das Kärntner Heimatwerk durch eine eigene Pauserei und nun auch durch eine Filmdruckerei die Erhaltung und Weiterentwicklung der im Rosen- und Gailtal üblichen Flachstickerei ermöglicht. Da sich bei dieser Aufgabe die Pflege und Erneuerung, die museale Tätigkeit und Heimatwerkidee verbinden, sei dieser Beitrag dem Jubilar, der Forschung und Pflege aufs beste vereinigt, zugeeignet.

„Geschrieben“ nennt man, nach Heisig, in Siebenbürgen die Flachstichmuster, die ungebunden, farbenfroh die Leinenflächen füllen und schmücken. Sie sind nicht an die rasterförmige Unterlage, wie beim Kreuzstich, gebunden; freier in der Musterwahl können ihre Linien nun ausschwingen, die geradlinigen Blütenstiele der Kreuzstichmotive sind hier durch kunstvolle Blätterranken ersetzt.

Auch diese Arbeiten sind ein Bestandteil einer einst breiten, brauchtumsgebundenen Gemeinschaftskunst, sind namen- und zeitlos, und sprechen, wie jede echte Volkskunst, ihre Bildersprache. Ihre Sinnbilder (Symbole) entstammen der Pflanzen- und Tierwelt, heben sich einfarbig (rosa oder weiß) oder farbenfroh (mehrfarbig), frei und beschwingt vom weißen Leinen- oder lichten Lederuntergrund ab. Sie entstammen zumeist der Vorstellungswelt und dem Kunstempfinden der bäuerlichen Mutterschichte unseres Volkes.

Wir begegneten in Kärnten dem Flachstich in der Goldstickerei der Boden- und Bürgerinnenhauben, als Weißstickerei bei der Bett- und weiblichen Körperwäsche (Bluse), bei den farbenfrohen Miedersteckern (Brustlätze) der tirolisch beeinflussten

Trachten des Lesachtales, bei den weiß gestickten Federkielgürteln der Untergailtaler Frauen-, aber auch sonstigen Kärntner Männertrachten, bei den ein- oder vielfarbigen Tisch- und Weihkorbdecken, aber auch bei Überzügen der Hochzeitspölster im Rosen-, namentlich aber im unteren Gailtal.

Was das Material der Decken und Pölster anbelangt, so haben wir es hier mit bauerlichem, meist fein gewebtem Leinen zu tun, das mit rosa Garnstickerei oder mit bunter (rot-blau-ocker bzw. blau-ocker) Wollstickerei verziert wurde. Fast alle diese farbenfrohen Arbeiten weisen licht- und waschechte Naturfarben auf, wobei vor allem das Rot (Malve), das Blau (Weid) und das Gelb (Berberitze, Safran) vorherrschen. Der Zusammenklang der Farben läßt hier klar das Vorbild der Malerei einer begabten Frau oder eines künstlerisch veranlagten Kürschners (siehe Ledermäntel) erkennen.

Bei den Tischdecken begegnen wir meist einer Rosette als Mittelmotiv. Bei Weihkorbdecken herrscht das IHS mit Herz, Dreisproß, Kreuz und Jahreszahl, umgeben von einem Lorbeerkranz, vor.

Ornamental reich entfaltete Blüten sprosse (3-9 Sproß, oft mit verschiedenen Blüten) beherrschen die Ecken, während sich die Seitenmotive (Blütensproß aus dem Herzen oder einem Gefäß — symbolische Lebenswasser-Behälter — wachsend) bescheidener ausnehmen.

Eine entsprechende Randbordüre (Ranke mit Blättern und Blüten), aber auch Durchbruchsarbeiten oder Spitzen bilden den rahmenförmigen Abschluß.

Wie beim Kreuzstich, herrschen auch beim Flachstich als Symbolkunst die stilisierten, nie aber naturalistischen Blüten vor, wobei Nelken, Rosetten (Blätter- bzw. Sternblüten), Tulpen, Türkenbundlilien und Granatäpfel bevorzugt werden. Sie entsprechen der in das bürgerliche Handwerk und in die bauerliche Volkskunst abgesunkenen<sup>1)</sup>, in der Renaissancezeit in den Klosterschulen bzw. Klostersgärten modern gewesen orientalischen Blumen- bzw. Musterwelt.

Stets sind die Blüten sprosse symmetrisch, oft auch mit kleinen gegenständigen Blumen, ja auch Blüten am Stamm bereichert, wobei die Blütenformen allein vorkommen oder auch, wie die Formen wechseln.

Daß die Blüten sprosse aus zierlichen Vasen, denen man die retardierende Stilrichtung abliest oder anderen Gefäßen (auch Körben), meist jedoch aus dem Herzen (Lebenswasser) sprießen, von paarigen Vögeln (oft mit einem Ringlein im Schnabel) „behütet“ werden, ist bei Hochzeitsdecken und -pölstern nicht verwunderlich.

In zahlreichen Arbeiten begegnen wir dem „süßen Namen Jesu“ (IHS) und dem kunstvoll gestalteten Marien-Monogramm, aber auch dem Kreuzzeichen und der Kreuzinschrift „INRI“. Hier ist die kirchliche Gebundenheit (Altartücher, -pölster, Meßgewänder), aber auch die religiöse Funktion im Volksleben (Weihkorbdecken, Decken für den bauerlichen Hausaltar im Herrgottswinkel) klar erkenntlich.

Die vorkommenden Jahre 1740, 1745 und 1860 lassen auch die Zeit der Entstehung bzw. der Blüte klar erkennen.

Zu den Symbolen gehören aber auch die Tiere, namentlich die paarigen Vögel (Tauben), seltener der Panther bzw. der Doppeladler als heraldisches Wappentier.

Aber auch geometrische Muster sind in den Flachsticharbeiten zu erkennen, die Raute, die Spirale, die Doppelspirale; die zierlichen Blätterrangen werden von Sternen, Blüten und Früchten (Eicheln) geziert.

Gar oft sind Tisch- und Weihkorbdecken mit reichen, farbenfrohen Quasten versehen, wobei sich in diesen die jeweiligen Farben der Stickerei harmonisch vereinigen.

Der Blütezeit der Flachstickerei in der Mitte des 18. Jahrhunderts sind die, für den biedermeierlichen Zeitgeschmack des 19. Jahrhunderts so kennzeichnenden naturalistischen Blumengewinde, Sträußchen und Kränze (vergleiche die sentimentalsten Freundschaftsaltäre mit ihren Rosen und Vergißmeinnicht) aber auch die Fremdenverkehrsblumen des 20. Jahrhunderts (Almrausch, Enzian, Edelweiß) unbekannt.

Entstehung und Herkunft der Flachstickerei in Kärnten sind noch nicht geklärt, wobei sicher die farbenfroh bestickten Untergailtaler Ledermäntel hier anregend gewirkt haben, was bei der Formenwelt und Farbenbuntheit der Pölster (Inv. Nr. 6190 a)<sup>2)</sup> angenommen werden könnte. (Bedauerlicherweise sind diese einst von wandernden, begabten Kürschnergesellen entworfenen, handbestickten Ledermäntel bereits zur trachtlichen Seltenheit im Gailtal geworden.)

Die Brauchtumsbezogenheit im kirchlichen und völkischen Jahreslauf (Weihkorbdecken für die Fleischweihe am Karsamstag, Decken für den Almkorb, Hochzeits-Tischdecken bzw. -Sitzpölster machten diese Arbeiten zu einem echten Bestandteil unserer Festkultur.

In ihren Mustern (weltlichen neben religiösen, pflanzlichen neben geometrischen) erscheinen uns diese Stickereien als Parallelen zur Malerei auf den bäuerlichen Kästen und Truhen, Wiegen und Betten. Ihr Formenreichtum, ihre Farbenpracht, aber auch die erkennbare Gestaltungskraft machen diese kleinen Kunstwerke zu einer wertvollen Ausprägung der Kärntner Volkskultur. Auch in ihrer schöpferischen, spielerischen Weiterentwicklung entsprechen sie den Lieblingsformen und Gestalten der überlieferten Vorstellungswelt. Waren einst diese Muster sinnvoller Ausdruck des Lebens, so sind sie heute sinnentleerte Ornamente geworden; sie sind aber deshalb nicht weniger wertvoll, verbinden sich doch in ihnen Volksüberlieferung, einstige Symbolik und jeweiliger Zeitgeschmack in harmonischer Farbenfreude.

Wieweit hier — nach Heisig<sup>3)</sup> — fränkischer Einfluß (rosarote Garnstickerei wie in Siebenbürgen) eine Rolle spielte, wird erst durch Vergleiche festgestellt werden können, auch welche Bedeutung der farbenfrohen, handwerklichen Lederstickerei und der seinerzeitigen Handarbeitsschule<sup>4)</sup> in Bleiberg zukommt.

\*

#### Schrifttum

Erich Meyer-Heisig, Weberei, Nadelwerk, Zeugdruck, Prestl Verlag, München.  
Maria Weidmann, Stickervorlagen der Kärntner Landsmannschaft, Klagenfurt, 1934 ff.  
Vgl. auch Franz Koschier, „Es ranken Blumen aus dem Herzen, es hüten Hirsch und Pfau“ (Zur Kärntner Kreuzstickerei). (Festgabe für Oskar Moser, Klagenfurt, Landesmuseum für Kärnten, 1974).

#### Anmerkungen

1) Burnus, vgl. Viktor Geramb, Steirisches Trachtenbuch, II, S. 323/60; kožuh slow. Ledermantel.

2) Heisig, S. 50.

3) Heisig, S. 51.

4) Mitteilungen des Landesschulrates für Kärnten AZ. 1423/78 vom 20. 3. 1978: Kunststickereischule 1874—1884, Mädchenarbeitsschule 1884—1945, Haushaltungsschule 1945—1960.

## Legende zu den Abbildungen:

- Gailtaler Ledermantel:** Innen dunkelbraune Wolle, außen licht gegerbt mit färbiger Flachstickerei.  
Mittelmotiv: Siebensproß (Tulpe, Granatapfel und Rosette).  
Beiderseits: Verschlungene Ranke mit Blüten.
- Weihkorbedecke:** Feines Leinen, Wollstickerei in den Farben rot, blau und ocker, Größe 70 x 70 cm, Inv. Nr. 5436.  
Mittelmotiv: IHS im Lorbeerblätter- und Blütenkranz, umgeben von zweifärbigen Sternen.  
Eckmotiv: Vase mit Siebensproß, Blätterranke (Nelke, Rosette, Strahlenblüte).  
Zwei Seitenmotive: Gefäß, Siebensproß (wie oben), dazu paarige Vögel.  
Bordüre: Breite Blätterranke mit Blüten und Sternen.  
Dreifärbiger Schopf.
- Hochzeitsdecke:** Feines Leinen, reiche Wollstickerei, rot und ocker, Größe 70 x 70 cm, Inv. Nr. 5321/4.  
Mittelmotiv: IHS im Lorbeerblätterkranz, 4 Rauten mit Sonnenmuster und Stern; Sterne (verteilt).  
Eckmotiv: Zierliche Vase, reicher Blütensproß (Nelke, Rosette, Tulpe), Blätterranke.  
Seitenmotiv: Vase mit Siebensproß; paarige Herzen, paarige Vögel mit Ring im Schnabel.  
Breite Randbordüre: Blätterranke mit Herzen und Blüten.  
Ausschnitt: Randbordüre, Seitenmotiv, paarige Vögel mit Ring.
- Deckchen (Hausaltar):** Weißes Leinen, rotes Garn, verblaßt (rosa?), Größe 45 x 30 cm, Inv. Nr. 5114.  
Mittelmotiv: Große Strahlenblüte, beiderseits Blätterranke mit Granatapfel, darauf Vögel, darunter Tulpen. Breiter Spitzenrand.
- Polster:** Weißes Leinen, rotes Garn, verblaßt (rosa?), Größe 72 x 48 cm, Inv. Nr. 5112.  
Mittelmotiv: Herz mit Dreisproß (Granatapfel, Tulpe — Paarige Panther).  
Eckmotiv: Kleiner Dreisproß (Blüte mit Ranken).  
Breite Seitenbordüre, Blätterranke mit Blüten (Granatapfel, Rosette).
- Tischdecke:** Bauernleinen weiß, blau-ocker-Wollstickerei, Größe 70 x 70 cm, Inv. Nr. 4021 (stark zerstört, ausgebleicht)  
Mittelmotiv: Rosette, zerstört.  
Eckmotiv: Blütensproß mit weiteren Blüten am Stamm (Nelke, Rosette, Granatapfel),  
Seitenmotiv: Herz mit Fünfsproß.  
Randbordüre: Blätterranke mit blauen Blumen.
- Weihkorbedecke:** Feines Leinen, rotes Garn, verblaßt (rosa?), Größe 72 x 72 cm, Inv. Nr. 8685.  
Mittelmotiv: IHS, darunter Herz und Dreisproß, darüber Kreuz, Jahreszahl 1745, Lorbeerblätterkranz mit Blüten.  
Eckmotiv: Zierliche Vase mit Fünfsproß, reiche Ranken- und Blätterzier.  
Seitenmotiv: Gefäß mit Fünfsproß, wie oben.  
Zwischen Ecken- und Seitenmotiven je 6 kleine Sterne.  
Randbordüre: Schmal; Ranke mit Sternchen.
- Tischdecke (Ausschnitt):** Leinen, rotes Garn, ausgebleicht (rosa?), Größe 80 x 80 cm, Inv. Nr. 5548.  
Mittelmotiv: Inschrift ISECH NREG ENSIN WASEL.  
Eckmotiv: Offene Vase mit Fünfsproß (Tulpe, Granatapfel, Nelke).  
Seitenmotiv: Doppeladler mit Krone.  
Bordüre: Breit, Ranke mit Vögeln und Blüten (Granatapfel, Nelke, Stechapfel).
- Polster:** Leinen, blau-ocker Garnstickerei, Größe 60 x 40 cm, Inv. Nr. 8478, Kärntner Heimatwerk.  
Mittelmotiv: Zierliche Vase mit Fünfsproß und gegenständigen Blüten (Rosetten, Tulpen), mehrfärbig.  
Randbordüre: Eckgefäße mit Ranken und Blüten.

## Aus Schwarz wird Weiß

Zu einem Gnadensinnzeichen als Legendentopos

Von Leopold K r e t z e n b a c h e r

Mein Freund Franz C. L i p p und ich, wir hatten schon in der 2. Hälfte der Zwanzigerjahre gemeinsam ein geistliches Gymnasium besucht. Er hat es dann freiwillig vor mir verlassen. Mir gab man später ein *consilium abeundi*, nicht ohne Grund, wie ich gestehe, auch nicht ohne Vorteil für mich. Der Dank für eine entscheidend prägende humanistische Grundausbildung bleibt ungeschmälert. Gründliche Kenntnisse im Latein, im Griechischen, in der Liturgie mit Orationen und Antiphonen, selbstverständlich im lateinischen Wortlaut erlernt (und behalten!), das Dauererlebnis von Hymnensang und Kirchenlied, Bilderbetrachten und Legendenhören in ständiger „Katechese“. Was dies für mich bedeuten sollte, habe ich früh im Vergleich mit dem von meiner tieffrommen liebenden Mutter reich Überkommenen schätzen gelernt, dazu beim Studium der Volkskunde gemeinsam mit F. C. L i p p bei Viktor von G e r a m b in Graz, nicht minder im nunmehr jahrzehntelangen Umgang mit sogenannter „geistlicher Volksdichtung“ zumal in der Feldforschung.

So blieb mir auch vom Gymnasium her das Legendenthema vom Teuflich-Schwarzen, das *per miraculum* zum Engel-Weißen wird. Es gilt z. B. auch für eine im Mühlviertel wie in der heimatlichen Süd-Steiermark wieder abgefragte Legende vom schwer mit Sünde Beladenen, der nach Rom gezogen war, vom Papst trotz Reue und Beichte die Absolution nicht hatte erhalten können, von ihm aber ein schwarzes Schaf aufgeladen bekam, es büßend in die ferne Heimat zu tragen. Der reuige Sünder nimmt diese schwere Buße auf sich, weint bittere Tränen über seine nichtvergebene Schuld. Diese Tränen aber waschen nach und nach das schwarze Schaf so weiß, daß dem Heimgekehrten damit die wiedererlangte Gnade allen sichtbar angezeigt war.

Diese auch zu St. Georgen a. d. Stiefing in meinem Heimatbezirk Leibnitz in der Steiermark aufgezeichnete, von mir mitgeteilte und von anderen verwendete Legende<sup>1)</sup> von der Heilswirksamkeit der Tränenreue wie der Frucht der schweren Buße in *perseverantia* hat ihren Nährgrund ganz offenkundig in katechetischer Absicht mittelalterlicher Poenentialpraxis zur Seelenführung.

Ein auffallend frühes Beispiel der in Reue erbetenen und im Sinnzeichen des Schwarz zu Weiß erlangten Erlösung begegnet in einem Codex der alten St. Petersburger Bibliothek mit Legenden- und Mirakelaufzeichnungen um „St. Gregorius“ im 10./11. Jahrhundert<sup>2)</sup>:

*Fertur et aliud miraculum sci gregorii. Nam cum ipse esset die Dominico solus orans in quodam loco apparuit ei quidam Ethiops niger. Quem cum interrogaret Gregorius. Quis es. Respondit. De habitatoribus inferni ego sum. Dixit ei*

*Gregorius. Quid hic queris et uis. Respondit. Ego in die Dominico a penis solutus sum et huc illucque transcurrens. uidi te solum orantem et diuertiantem. Rogo te ut me tuis orationibus iuues. Credo enim quia quecumque a Domino poposceris impetrabis. Uidens autem Gregorius fidem eius misertus est eius et confessus orationem pro eo sic ille discessit. Altera autem die Dominica iterum uenit ad eum habens in se paucas particulas albas, et gratias agens ostendit eas Gregorio, rogans eum ut deinceps oraret et ab eo recessit. Altera una Dominica uenit et maiores particulas albas (h)abuit. Et benedixit Gregorium. Iterum quoque die Dominico ueniens. multo plures et maiores habuit albas partes. Quid moror postea uenit ad eum et erat totus albus et sine macula. et gratias egit Deo et sco Gregorio et dixit. Nunc per tuam orationem pergo ad celum. Reddat ti(bi) Dominus plenam mercedem in celis. Et ualedicens ei recessit ab eo.*

Der Sinn dieser dogmatisch gewiß nicht einwandfreien Legende vom Farbwandel des in doppelter Hinsicht „Schwarzen“, des Äthiopiens (Ethiops niger) wie des Höllenbewohners (*habitor inferni*) zum endlich begnadeten „Weißen“, dem durch eigene Reue und durch Heiligenhilfe nunmehr der Himmel offen steht, ist klar: auch dieser zur Hölle Verdammte muß in seinem Diesseitsleben etwas wenn auch noch so geringes „Gutes“ getan haben. Das bewirkte für ihn zwar nicht eine volle „Versöhnung im Jenseits“<sup>3)</sup> gemäß der seit Origenes (um 185—254) so sehr umkämpften Apokatastasis-Lehre einer Endlichkeit auch der Qualenewigkeit durch den barmherzigen Gott, wohl aber daß der zur Hölle (und nicht etwa bloß in ein zeitbegrenztes *purgatorium*) Verurteilte gleichwohl eine temporäre Unterbrechung der Höllenqualen an Sonntagen als ein *in die Dominico a penis solutus* genießen kann im Sinne jener in so vielen Legenden des Mittelalters begegnenden Vorstellung der Strafunterbrechung auf Zeit (*ἀναπαυσις, refrigerium*) wie sie selbst Judas Ischariot nach der Brandanslegende auf der Klippe im Nebelmeer des Nordens zugestanden ist.<sup>4)</sup> Unser *Ethiops niger* aber „nützt“ dieses *refrigerium*, indem er darin den Heiligen um sein Gebet um Beihilfe zur vollen Erlösung bittet. Das aber gewährt ihm „St. Gregorius“, dem er die Kraft dafür zuschreibt und der ihm hilft, weil er die Reue und den Glauben des Bittenden erkennt (*uidens . . . fidem eius*).

Mag sein, daß beim eigentlichen Legenden-*miraculum*, beim Aufscheinen einzelner weißer Flecke auf der schwarzen Äthiopierhaut als Folge der Fürbittgebete des Heiligen für den Höllenbewohner, beim allmählichen Weißwerden des „Schwarzen“ auch Gedanken der lang wirkenden Gnosis mitspielen. Das Kernmotiv des „Schwarz wird Weiß“ als sinnfälliges, als unmittelbar „verständliches“ Symbol der Gnadenerlangung ist hier vor der Jahrtausendwende und Jahrhunderte vor der Ausbildung einer großen Gruppe sogenannter „Armenseelen-Legenden“<sup>5)</sup> mit dem gleichen Augenschein-Motiv der Schuldenentladung und Gnadenerfüllung gegeben. Weithin über Europa erweist sich dieser für jegliche Seelenführung und *exhortatio ad imitationem* ganz besonders geeignete Legenden-Topos in der mittelalterlichen Hagiographie, besonders in den unmittelbar anschaulich wirken sollenden Predigten (*sermones*) verbreitet. In kennzeichnender Auswahl spätmittelalterlicher Belege aus dem Norden hat sie der hervorragende schwedische Mediävist und getreue Helfer einer gesamtandinavischen Vergleichenden Volkskunde O l o p h O d e n i u s-Stockholm im Zusammenhang mit spätmittelalterlichen Kirchenfresken zu Yttergran und Edebo in der Provinz Uppland in seinen ikonographischen und legendenkundlichen Studien über „Rechte Reue“ (1959 und 1969)<sup>6)</sup> der Forschung aus schwedischen Handschriften des 15. Jahrhunderts zugänglich gemacht.

In reicher Fülle bot er sie für diese kleine Festgabe an F. C. L i p p aus Handschriften und Bildlegenden an. Sie können hier im begrenzt zugestandenen Raum freilich nur in Auswahl Eingang finden, mögen aber dankbar für weitere Forschung bereitgestellt sein.<sup>7)</sup>

Jene schwedischen Uppland-Fresken (Yttergran nach 1480; Edebo um 1514/15), auf denen die Sünder von schwarzen Teufeln gefesselt und mit einer Art Maulkorb gequält herangeschleppt werden, dann aber trotz dieser teuflischen Mundsperrre in „rechter Reue“ in der Kirche beichten und dafür mit weiß gewordenem Antlitz in ein Gnadensein treten, beruhen auf frühen Mönchslegenden des Vorderen Orients wie sie in den berühmten *Vitae Patrum* vom 6. Jahrhundert an wirksam werden und ihre Spuren bis weit über das Spätmittelalter hinaus, ja noch in die Gegenwart alpiner Sagenüberlieferung erkennen lassen.<sup>8)</sup> Im besonderen steht dahinter die *Vita* des hl. Paulus Simplex, der als Schüler des Mönchsvaters Antonius (um 356) gilt. Von ihm berichtet u. a. ein *Codex upsaliensis C 375* zu Anfang des 14. Jahrhunderts bei den Dominikanern zu Sigtuna in Schweden diese Legendenepisode<sup>9)</sup>:

*Exemplum in vitis patrum vbi legitur. quod paulus simplex habebat hanc gratiam quod corda senum ingrediencium ecclesiam in facie cognosceret. Cum igitur eos clara facie et laeto animo et angelos eorum cum gaudio pariter cum ipsis uidisset ingrediendi, uidit unum nigrum et nebulosum habentem corpus et demones hinc atque inde trahentes eum ad se misso freno in naribus et angelum eius delonge sequentem tristem, flens igitur paulus pro eo et pectus tundens. sedit ante ecclesiam donec egrederentur. Vidit autem illum nigrum clara facie et candido corpore de ecclesia egredi et demones eum delonge sequentes, angelum autem eius prope eum hylarem et gaudentem super eum nimis. Tunc paulus exurgens uociferatur. benedicens deum qui omnes vlt saluos fieri et manifestans omnibus que uiderat. monuit illum fratrem ut manifestaret ei cogitationes suas et quomodo deus istam commutationem ei donnasset . . .*

Der mit dem Charisma der Seelenschau begabte Paulus Simplex — er ist demnach wohl ein *σαλός*, ein „Narr in Christo“ byzantinischer Prägung und gegendweise langer Nachwirkung<sup>10)</sup> — sieht den ob seiner Sündenlast Schwarzen, vom Teufel Geschleppten nach Kirchenbesuch (und doch wohl Beichte!) hellen Antlitzes und mit weißem Leib (*clara facie et candido corpore*) aus der Kirche treten und die Engelsfreude über den durch solche von Gott bewirkte *commutatio* zum Begnadeten, Gewandelten. Die gleichen oder ähnliche Worte gebrauchten mehrere spätmittelalterliche Versionen unserer Legenden in Schweden: *videns eum pulchrum quem prius viderit nigrum et solutum . . .*; ausführlicher: *vidit hominem nebulosum et nigrum ductum a demonibus gaudentibus et letantibus incathenatum et vinctum . . . Vidit quem prius viderat clarum et pulchrum solutum . . .*<sup>11)</sup> Auch die Gründonnerstagpredigt mit dem Eucharistiebezug eines *Thomas Brinton*, der zwischen 1373 und 1389 als Bischof von Rochester wirkte, gründet in der Legende des Paulus Simplex, wenn sie die Mönche als die Diener des Eucharistiesakramentes zur absoluten „Reinheit des Herzens“ ermahnt, die eben durch „wahre Reue“ erreichbar sei gemäß einem alttestamentlichen Ezechiel-Worte (36, 25) wie sie auch offenbar wurde in jenem Väterbericht vom sichtbaren Erfolg der Beichte aus wahrer Reue<sup>12)</sup>:

*Dixi primo quod ad spiritualis lepre emundacionem, primo requiritur cordis purificatio per veram contricionem. Quia sicut aqua lauat sordes pannorum, ita aqua intimae contricionis cordes peccatorum, dicente Domino per prophete*

*tam Ezechielis 36, Effundam super vos aquam mundam et mundabimini ab omnibus inquinamentis vestris. Quod ad probandum verum legitur in vitis patrum quod Paulus discipulus beati Antonii vidit peccatorem intrare ecclesiam vt Ethiopem nigrum a demonibus ductum et bonum angelum elongatum. Quo facto, modico interuallo vidit ab ecclesia exeuntem a demonibus solutum ab angelo bono comitatum et supra niuem mirabiliter dealbatum. Admirans vir stans de tam subito mutacio ne quesiuit ab eo quomodo ingrediens ecclesiam nigrior fuit pice et egrediens candidior niue, qui in multorum audiencia sic respondit, „Diu immundissimam duxi vitam et cum audirem legi in ecclesia illud Ysaie primo Lauamini, mundi estote et cetera, statim concepto firmo proposito continendi, cum vera contricione promissi Deo me omnia peccata dimissurum et ei cum munda consciencia seruiturum“. Nec mirum si anima vere contrita excedat niuem albedine sua cum dicat psalmista ad concludendam ista, Asperges me, Domine, isopo et mundabor. Lauabo me et super niuem dealbabor . . .<sup>13)</sup>*

Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen dieser Gruppe von Legenden aus dem Gefolge der *Vitae patrum*, im besonderen deren VI. Buche mit den *Verba seniorum* und der Paulus Simplex-Legende im 23. Kapitel auf der einen Seite und jener aus dem St. Petersburger Codex des 10. Jahrhunderts mitgeteilten Legende auf der anderen. Bei den Väterlegenden handelt es sich sozusagen um Lebenshilfe zur Heilsgewinnung von diesseitig noch Reue Empfindenden, das Heil selber Suchenden und durch eigene Beichte auch Gewinnenden. In der anderen Legende ist es aber ein schon ins Qualenjenseits „auf ewig“ Verdammter, der aber gleichwohl noch das *refrigerium* zu Reuebekundung und Bitte um eines Heiligen, diesseits noch Lebenden Gebet nützt. Er wendet sich also aus dem Jenseits noch an den diesseits schon als „hinüberwirkend“ Erkannten.

Beide Versionen mit dem äußerlich gleichen Kernmotiv des für „das Volk“ so sinnhaft-leichtbegreiflichen Gnadensymbols von Schwarz zum Weiß stehen mithin weitab von jenen im wesentlichen mit Breitenwirkung der Legendenprägung und -streuung erst vom Hochmittelalter an „möglichen“, sich nicht auf Diesseitstreuige und Umkehrwillige und auch nicht auf längst schon für „ewig“ Verdammte beziehenden geistliche Vorstellung über die Armen Seelen, für die fortan unser Legendentopos als sinnlich wahrnehmbarer Vorgang allmählicher *purificatio* eben durch Diesseitshilfe in das (als Ort dogmatisch nicht fixiert, jedenfalls) „jenseits“ gelegene *purgatorium* geht.

Schon die Institution eines „Feg(e)feuers“ — *purgatorium* als eines in vielen alten Religionen vorgebildeten „Zwischenzustandes“ zwischen dem leiblichen Tode und dem Eintritt der „Seele“ in ihre ewige Bestimmung durch „Läuterung“ von mitgebrachten Makeln, die die volle Seligkeit noch auf Zeit ausschließen, ist ja weder von der ostkirchlichen Orthodoxie noch von den allermeisten protestantischen Konfessionen überhaupt anerkannt. Mehr als einmal wurde mir auch in jüngster Zeit dieser katholische Glaube an ein *čistilište* als ein weit über die berühmte *Filioque*-Formel des Nicäno-konstantinopolitanischen *Credo* hinaus Einigungshinderndes im Gespräch in Serbien genannt. Aber auch im Bereich der katholischen Kirche ist die Fegefeuerlehre nie bis zur vollen Definitionsmöglichkeit ausdiskutiert worden, weil sie „in der Schrift noch nicht voll ausgeprägt, sondern nur so ansatzmäßig enthalten ist, daß die spätere theologische Entwicklung darauf aufbauen konnte“. <sup>14)</sup> Erst allmählich ist aus theologischer Spekulation und vielfach kontrovers geführter Diskussion jene „Lehre“ entstanden, wie sie — gegen harten Wider-

stand der Ostkirche — auf dem Konzil von Florenz 1439 als Glaubensartikel verkündet und nachmals in das Tridentium übernommen wurde. Das allzu Einseitig-Bildliche am deutschen Ausdruck „Fegfeuer“ läßt den Theologen K. R a h n e r die Feststellung treffen: „das dt. Wort F(egfeuer) ist religionspädagogisch nicht sehr glücklich und sollte langsam verdrängt werden“.<sup>15)</sup> Doch wurde m. W. bisher kein anderes Wort mit einiger Aussicht auf wirkliche Rezeption in Hochreligion und Volksglaube an seine Stelle gesetzt. Demgemäß bleibt auch die Art und Weise der Hilfsmöglichkeiten durch diesseitig gesprochene Gebete und dargebrachte Opfer, Almosen, durch die „Spende“<sup>16)</sup> für die Armen Seelen im Volke weithin gültig ohne besondere theologische Begründung allein aus dem Gefühl allgemein menschlicher Verbundenheit der Lebenden mit den Toten, bloß „Vorausgegangenen“. Über das Wie des Wirksamwerdens solcher Hilfe hinüber ins Jenseits „liegt keine bindende kirchenamtliche Lehre vor“.<sup>17)</sup> Ein im altchristlichen „Volksglauben“ verankertes Helfenwollen ist gewiß durch die vormittelalterlichen Jahrhunderte als praktiziert vorauszusetzen. Es erscheint auch seitens der Gläubigen, die — religionsphänomenologisch gesehen — sich mancher menschheitweit im „Ahnenkult“ wiederfindender Riten zur Armenseelenhilfe bedienen, auch durch die Berufung auf viele und breitenwirksam gehörte Theologenstimmen jener Zeit gestützt.

Dennoch bleibt bei der Beurteilung von Widerspiegelungen eines Glaubenslebens in Mythos und Legende zu beachten: ist nämlich vor dem späteren Mittelalter die kirchliche Fegfeuerlehre nicht als allgemeinverbindlicher Glaubensinhalt festgelegt, so können wir auch von einem Allerseelen-Gedenken (*Commemoratio omnium fidelium defunctorum*) und einem „Kult“ für die „Armen Seelen“, der getragen erscheint vom ritualisierten Glauben an diesseitige Einflußnahme und Hilfsmöglichkeit für die jenseitig auf Zeit Leidenden, trotz mancher schwacher Ansätze im Frühmittelalter (Isidor von Sevilla) nicht vor der Jahrtausendwende, genauer seit den Gedankengängen eines O d i l o v o n C l u n y (994—1048) sprechen. Er hat erst für seine Klöster — und das betraf nach und nach sich ausbreitend bedeutende Teile des Abendlandes mit breitenwirksamen geistlichen Zentren! — den Tag nach dem Allerheiligen-Feste zum (erheblich später in Rom 1311 so benannten) *anniversarium omnium animarum* bestimmt, damit einen sehr schnell aufblühenden, auch heute noch im Volke besonders bedeutsamen Kultanlaß geschaffen.<sup>18)</sup> Damit erst konnten sich frühere Ansätze profilieren, konnten sich liturgische Frühformen besser herauskristallisieren, „kirchlichen“ Charakter annehmen, durch den sich der Glaube an den Sinn des Opfern für die Armen Seelen im Fegfeuer in breiten Kreisen verfestigen sollte, sodaß sich auch die Überzeugung vom diesseitigen Helfenkönnen in Richtung auf eine Abkürzung der Reinigungsleiden in jenem ansonsten so unbestimmt bleibenden Zwischen-Jenseits verstärkte bis dorthin, wo dann Legende und Sage solches geistig-geistliches Geschehen über die Todesschwelle hinweg immer stärker und wiederum die Gebets- und Opferbereitschaft für die Armen Seelen steigend in der Anreicherung durch altüberlieferte Bildvorstellungen zu umranken begannen. So besehen gehören denn auch die Legenden vom Gnadensinnzeichen des Schwarz zu Weiß, die an den Armen Seelen als Zeugnisse zunehmender Erfülltheit mit seligkeitbringenden Werten „sichtbar“ werden, einer späteren, frühestens wohl mit dem ausklingenden Mittelalter in Zusammenhang zu bringenden Stufe an. Sie fügen sich zwar in das allgemeine Schema der Grundvorstellung vom Weißen = Schönen = „Caelestischen“ gegenüber einem Schwarzen = Häßlichen = Bösen, wohl auch Unheimlich-„Chthonischen“. Gleichwohl aber bilden sie

mit diesen ständig auch außerhalb des Erzählbereichs etwa auch im Brauchtumsleben wiederkehrenden Gegensatzpaar „Schwarz: Weiß“ eine besondere, im ganzen katholischen Abendlande verbreitete und in das „Volksleben“ noch des 19., ja des 20. Jahrhunderts nachwirkende Gruppe.<sup>19)</sup>

Das schließt nicht aus, daß „Armenseelen-Geschichten“ auch schon im hohen Mittelalter, so z. B. bei C a e s a r i u s v o n H e i s t e r b a c h (um 1180 — um 1240) begegnen.<sup>20)</sup> Wir können auch die Vielfalt der schwarz oder weiß oder halbschwarz-halbweiß gekleideten Sagengestalten aus mancherlei Überlieferungen nicht unmittelbar hierher stellen.<sup>21)</sup> Viel näher aber stünden hier die höchst eigenartigen Parallelen aus der breiten keltischen Überlieferungswelt wie sie R o b e r t W i l d h a b e r zuletzt 1973 in reicher Fülle zusammengestellt und interpretiert hat.<sup>22)</sup>

Bedeutsam sind vor allem die Beispiele der Erlösungs-Sagen bzw. der Märchen dieser Art mit fest integriertem Schwarz zu Weiß-Motivenkern. Eine einprägsame Formulierung aus polnischer Tradition in Schlesien brachte wiederum J. H a n i k a zum Vergleiche.<sup>23)</sup> Es handelt sich um eine Arme Seele, die sich im nächtlichen Walde nahe einem Friedhofe einer zunächst begreiflicher Weise sehr erschrockenen Frau mit eigenartiger Hilfebitte in den Weg stellt:

*„Ich bin eine arme Seele und leide schon lange schreckliche Qualen. Es ist nur ein einziger Weg zu meiner Rettung vorhanden. Aber er ist schwer; denn wenn die Person, die ich mir ausersehen habe, nicht vorsichtig genug dabei zu Werke geht, so bin ich und sie verloren. Die ausersehene Person bist du; denn ich weiß, daß du eine fromme und gerechte Frau bist. Morgen gehe sofort in die Kirche, empfang die heiligen Sakramente und bitte Gott, daß er dir helfen möge. Dann geh dreimal um Mitternacht hier auf diesen Kirchhof und bete für mich. Du wirst jedoch einen schweren Kampf zu bestehen haben. Denn viele Geister werden hinter dir gehen und dich beim Namen nennen. Wenn du dich umsiehst, so sind wir verloren.“ Die Frau sagte alles zu, die Gestalt verschwand. Drei Nächte stand die Frau den Gang auf den Kirchhof unter Gebet, ohne sich stören zu lassen, mutig durch, obwohl sie in dem Heulen und Rufen auch die Stimmen von Vater, Mutter, Mann und Kindern zu vernehmen glaubte. In der dritten Nacht waren die Versuchungen am schlimmsten. Als sie aber ihre Gebete verrichtet hatte, erschien ihr wieder die Gestalt, aber schön und weiß, und sagte: „Ich danke dir von ganzem Herzen für den Dienst, den du mir geleistet hast. Auch ich will deiner nicht vergessen bei Gott und werde für dich eine schöne Wohnung inmitten aller Heiligen zu bereiten wissen.“ Nach diesen Worten verschwand die Gestalt, aber ein herrlicher Lobgesang drang an das Ohr der Frau . . .*

Die Arme Seele, die zu Eingang jener schlesischen Sage der Frau als „schwarzer Hund“ und dann wiederum als „kopflöse schwarze Gestalt“ erschienen war als Epiphanie der zwar nicht verdammt, aber im Fegfeuer auf Zeit zur Läuterung leidenden *anima defuncta* mit der Erlösungsmöglichkeit, gebunden an „sagenhaft schwere“ Bedingungen des Helfenwollens für sie, die „Jenseitige“ durch die diesseits Hilfebereite, steht hier in der Sage in gleicher Situation wie im Märchen so oft die „erlösungsreife“ (und das heißt nach L. R ö h r i c h's klar formulierter Beobachtung<sup>24)</sup>, die „heiratsfähige“) Prinzessin. Die Parallele bei den B r ü - d e r n G r i m m, KHM 121, „Der Königsson, der sich vor nichts fürchtet“, gibt

sich sehr einprägsam. Mutig besteht der Königssohn viele atemberaubende Abenteuer, ehe er an ein verwünschenes Schloß kommt: *In dem Tor stand eine Jungfrau von schöner Gestalt und feinem Antlitz, aber sie war ganz schwarz. Sie redete ihn an . . . : „ach könntest du mich erlösen aus dem bösen Zauber, der über mich geworfen“. Das will der mutige Jüngling. Drei Nächte, eine immer grauenhafter als die vorhergegangene, soll er im Schloß aushalten, schon in der ersten von Teufeln gequält und geschlagen. Gegen Morgen verschwanden sie, und er war so abgemattet, daß er kaum seine Glieder regen konnte: als aber der Tag anbrach, da trat die schwarze Jungfrau zu ihm herein. Sie trug in ihrer Hand eine kleine Flasche, worin Wasser des Lebens war, damit wusch sie ihn, und alsbald fühlte er, wie alle Schmerzen verschwanden und frische Kraft in seine Adern drang . . . Da ging sie wieder weg, und im Weggehen bemerkte er, daß ihre Füße weiß geworden waren . . . .* Nach der zweiten Qualennacht erschien die Jungfrau und heilte ihn mit dem Lebenswasser. Und als sie wegging, sah er mit Freuden, daß sie schon weiß geworden war bis zu den Fingerspitzen . . . Nach der dritten und schlimmsten Nacht, in der er wieder alle Martern schweigend erduldet hatte, lag er da ohnmächtig und regte sich nicht; er konnte auch nicht die Augen aufheben, um die Jungfrau zu sehen, die hereinkam und ihn mit dem Wasser des Lebens benetzte und begoß. Aber auf einmal war er von allen Schmerzen befreit und fühlte sich frisch und gesund, als wäre er aus einem Schlaf erwacht, und wie er die Augen aufschlug, so sah er die Jungfrau neben sich stehen, die war schneeweiß und schön, wie der helle Tag . . .

Unwillkürlich stellt sich hier im Vergleich mit so viel Predigtmärlein, *exempla* u. dgl. die Empfindung ein, daß es sich bei solchem Erzählgut mit der „Erlösung durch eigenes Leiden für andere, vom Bösen Geschlagene“, und dies in der formelhaften Dreiteiligkeit des Wirksamwerdens des „Leidens für andere“ mit dem Motiv des Weiß zu Schwarz als Sichtbarwerden der Erlöserkraft des freiwillig Leidenden um nachwirkende Geistigkeit des christlichen Mittelalters handeln könne. Vergleichbar jener Legende des 10. Jahrhunderts, von der wir ausgegangen waren in der Bitte des *Ethiops niger* in der Qualenverdammnis an den zu tätiger Hilfe bereiten Diesseitigen, der den Erfolg seiner tätigen Liebe ebenfalls im allmählichen Schwarz zu Weiß für den „Verzauberten“, ins Schwarze Gestoßenen erkennen durfte. Möglicherweise sind solche Erzählinhalte im völlig „saekularisierten“ Umkreise des Märchens doch auch von dorthier zu verstehen, wo es sich um letzte Heilshoffnung handelt, zumindest aus einer Art *generatio aequivoca* beeinflusst, wenn nicht gar mitbestimmt.

Das eindrucksvoll bereits frühmittelalterlich zu geistlicher Betrachtung und Heilslehre Konzipierte, in Legendenform wirkungsvoll Verbreitete, vor oder zumindest deutlich neben dem „rein Erzählerischen“ in Märchen- oder Sagenformen Geprägte, auf mancherlei Wegen Tradierte, fand seinen wohl auch aus gleichem mittelalterlichen Grundton nachschwingenden Widerhall dann auch in Liedform. Es ist deutlich von pastoraler Intention her geprägt in sangbarer Reimbindung, in etwa doch wohl auch zur „Verkündigung durch Volksgesang“, um D. R. Moser's Habilitationsschrift<sup>26)</sup> von 1977/78 hier vorweg zu zitieren. Derlei Thematik ist uns aus dem Volksliederschatz verschiedener deutscher Landschaften durchaus vertraut. Ein Beispiel auch dafür.

Aus Hessen und dem Nassauischen sind Lieder mit Text und (verschiedenen) Singweisen, meist aufgezeichnet um und nach 1880, erhalten, wie sie ähnlich auch aus dem ostpreußischen Ermland, aus der Bodenseegegend und aus der Wetterau veröffentlicht sind.<sup>27)</sup>

Es handelt sich um Fastenlieder, bestimmt für die Kirchenjahreszeit des Nachdenkens, Umdenkens, der μετανοία eben, die zur Buße und über sie nach Kirchenlehre und „Volksglauben“ zum Heile führen soll. Dementsprechend läßt diese Liedgruppe — trotz deutlicher Erscheinungen des „Zersingens“ in offenkundig seit langer Zeit hergetragener Tradition — denn auch immer noch das Lehrhaft-Eindringliche gerade an unserem Motiv des Schneeweißwerdens der Kleider für die als Armenseelensünder Gedachten, aber durch Gottes Barmherzigkeit der Seligkeit bald und am Farbwechsel sichtbar teilhaftig Werdenden erkennen. Die Einleitung ist verschiedentlich gegeben. Gelegentlich ist es ein Vorausblick in den Himmel, wo „der Freuden so viel“ sind, „*Da jauchzen die Engel und haben ihr Spiel*“. Dann wieder gehen die Reimpaarverse des Textes unmittelbar über in einen lediglich sehr kurzen Bericht vom Letzten Abendmahle. In einer weiteren Fassung wird daraus eine Paraphrasierung des Evangelienberichtes einschließlich der Judasfrage und Jesu Gang auf den Ölberg. Erst dann setzt — und dabei völlig unvermittelt — die legendenhafte Erzählung vom Sünder ein, der weinend vor der Himmelstüre steht, ohne daß von der Art seiner einstmals begangenen Sünden oder dem Ja und Nein zur Vergebungsmöglichkeit wie in anderen, deutlich barock geprägten Legendenballaden von den „Drei armen Seelen vor der Himmelstüre“<sup>28)</sup> die Rede wäre. In unserer hessischen Fassung um 1880/85 heißt es ab der Strophe 5:

- Dort oben, dort oben, vor der himmlischen Thür,  
Da steht ein armer Sünder und weinet so sehr.*
6. *„Arme Seele, arme Seele, was weinest du hier?  
Wenn ich dich anschau, so weinest du mir.*
  7. *Warum sollt ich nicht weinen, du gütiger Gott?  
Ich habe übertreten die zehen Gebot.*
  8. *„Hast du übertreten die zehen Gebot,  
So fall auf die Knie und bete zu Gott.*
  9. *Bet immer, bet ewig, bet allezeit froh,  
Dann wird dir Gott geben die ewige Kron.*
  10. *Bet' all deinen Jammer, bet alle dein Leid,  
So werden dir alle deine Kleider schneeweiß.“*
  11. *Schneeweiße, schneeweiße, gleich wie es der Schnee,  
So werden wir alle ins Himmelreich gehn.*
  12. *In das Himmelreich, in das Himmelreich, in das heilige Paradies,  
Wo Gott Vater, wo Gott Sohn, wo Gott heil'ger Geist ist.*

Die ein halbes Jahrhundert früher schon mitgeteilte Bodensee-Fassung bei Berthold Auerbach<sup>29)</sup> faßt den Vorgang erheblich kürzer.

Schon in der 2. Strophe erbarmt sich Gott der armen Seele, die traurig (also noch unerlöst) vor seiner Himmelstüre steht:

*Arme Seele mein, arme Seele mein, komm zu mir herein!  
Und da werden deine Kleider ja alle so rein.  
So rein und so weiß, und so weiß als der Schnee,  
Und so wollen wir miteinander in das Himmelreich eingehn.*

Hier halten wir inne. Was aus der fernen Kindheit in Erinnerung blieb, was sich aus Handschrifturkunden, Literaturstudium und Eigenabfragungen etwa in Oberösterreich wie in der Steiermark beibringen und mitteilen ließ, das erweist sich in früh- und in hochmittelalterlichen Parallelen, ja auch in fremdem Volkstum eigenartig ähnlich geprägt<sup>30)</sup> und auch dort wohl aus langer Herleitung. Es sollten in die-

ser kleinen Freundesgabe an F r a n z C. L i p p ja nicht Motivkontinuitäten behauptet werden. Die müßten sorgfältig nachgezeichnet sein mit einer größeren Fülle von tragfähigen Zwischengliedern als sie hier im begrenzten Raum auch nur einigermaßen ausreichend angedeutet zu werden vermöchten. Zudem müssen es weder bei den mittelalterlichen Bußlegenden noch bei den Armenseelen-Mirakeln und den ihnen zuzurechnenden Armenseelen-Liedern zu lehrhafter Ermunterung zu Gebet und Vertrauen auf Gottes unendliche Barmherzigkeit für die Erlangung der *gratia finalis* wirklich als solches eindeutig interpretierbare Vermittlungsträger zum Kontinuitätsbeweis sein. Das Motiv des Sinnzeichens „Aus Schwarz wird Weiß“ darf zu den auf jeden Fall einprägsamsten, sinnfälligst, mithin leichtest begreifbaren gezählt werden. Es kann sich ebenso aus Urgedanken der Farbsymbolik konvergent da und dort innerhalb sehr weiter Traditionsräume ergeben wie durch den Vorgang der *generatio aequivoca* in verschiedenen Zeiträumen, deren Motivverkettungen ihrerseits wieder „Tradition“ zu schaffen hatte oder solchen meist pastoraltheologisch intendierten Diensten entsprechend neugeprägt und verkündet wurden. Jedenfalls lohnt es sich, immer wieder darauf hinzuweisen, welch unglaublich treibkräftiger Nährboden das abendländische Mittelalter mit seiner so stark vom Geistlichen her durchwirkten Welt des Geistes darstellt, welche Bedeutung die Legende in ihm für Wort- und Bilddenkmäler hat, die als Erbe in unsere Zeit hereinragen, und wie vielfältig die Kulturbedingungen und die Funktionen eben dieser Legende im kirchlich geprägten wie im laienfrommen Weltbild der Menschen in Erscheinung treten.<sup>31)</sup>

#### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Hsl. Pfarrer Anton Meixner, St. Georgen a. d. St.; Johannes Krainz (= Hans von der Sann) f. d. Mürztal. — L. Kretzenbacher, Der Tannhäuser in der Volksdichtung Österreichs. (Volkslied-Volkstanz-Volksmusik, Jgg. 48, Wien 1947, 2—7, bes. 5). Darnach D.-R. Moser, Volkslieder u. Volkserzählungen als Mittel religiöser Unterweisung. Tagungsbericht Internationale Musikurse Kloster Steinfeld 1974. (Beiträge zur Musikreflexion, hrsg. v. H.-J. Irmen, H. 1, 69) (zur Darlegung des Bußsakramentes in der Reihung *attritio, contritio*, seit Thomas v. Aquin, dem das Tridentinum hierin folgt, möglichst als *lacrimis testanda*, wobei im Legendenfalle dennoch die *absolutio* nicht gewährt wird, worauf erst die Zerknirschung des Sünders in der *detestatio peccati* augenblicklich das Heil erwirkt). — Derselbe, Die Tannhäuser-Legende. Eine Studie über Intentionalität u. Rezeption katechetischer Volkserzählungen zum Bußsakrament. Berlin—New York 1977, 15, 28.

<sup>2)</sup> A. Stærck, Les manuscrits latins du V<sup>e</sup> au XIII<sup>e</sup> siècle conservés à la Bibliothèque Impériale de Saint Péterbourg. Petersburg 1910, 230 im cap. LXXII (= cod. Q. v. I. Nr. 55 aus d. Slg. Peter Durovski, fol. 205 x 120), saec. X—XI., Vita Sancti Gregorii Nazianzeni et Sancti Gregorii Magni. — Freundlicher Hinweis meines verehrten Kollegen Univ.-Prof. Dr. Dr. h. c. Bernhard Bischoff-München, 1977. Es bleibt in d. Hs. unklar, um welchen „St. Gregorius“ es sich in der Mirakelserie jeweils handelt, um Gregor v. Nazianz (Dioscaesarea; um 329 — um 390) oder um Gregor von Nyssa (um 325 — nach 394) oder um Gregor v. Tours (538—594). Es spielt für unseren Legendenstos keine wesentliche Rolle.

<sup>3)</sup> Vgl. L. Kretzenbacher, Versöhnung im Jenseits. Zur Widerspiegelung des Apokatastasis-Denkens in Glaube, Hochdichtung und Legende. (SB d. Bayer. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl. Jgg. 1971/7), München 1971.

<sup>4)</sup> Ebenda 55—63 mit Lit. zur *refrigerium*-Frage. Vgl. dazu neuerdings P. Dinzelbacher, Judastraditionen (Raabser Märchen-Reihe 2), Wien 1977, 56 f.

<sup>5)</sup> Johanna Sailer, Die Armen Seelen in der deutschen Volkssage. Diss. München (ungedruckt) 1956, bes. 44 ff. (schwarze und weiße Seelen).

<sup>6)</sup> O. Odénius, Rätt ånger. Ett ikonografiskt och legendhistorisk bidrag. (Saga och sed. Stockholm 1959, 87—93); Derselbe, Rätt ånger. En ikonografisk notis. (Västerås Stiftsbok 1969, 23—28).

<sup>7)</sup> Die nachstehende, von Dr. O. Odénius mir brieflich am 1. XII. 1977 übermittelte Zusammenstellung seiner Zusatzbelege zum Hauptthema der „Rechten Reue“ am Beispiel der Paulus Simplex-

Legende zeigt, daß hsl. Traditionen bis ins 15. und frühe Drucke noch des 16. Jhs. weithin auch im deutschen Sprachraum vorhanden waren:

**Dionysius Carthusianus**, *Epistolarum ac Euangeliorum Dominicalium totius anni Enarratio*. I. Köln 1533, fol. CLIII<sup>r</sup> (Dom. Paschae, sermo 1 circa Epist. Quomodo sacramentum), Inc. Legitur de santissimo Paulo simplice, quod quadam die . . . — J. A. H e r b e r t, *Catalogue of Romanes in the Department of manuscripts in the British Museum*. 3. London 1910, S. 668, Nr. 280, Cod. Add. 27336 fol. 65b, Anf. XV. Jh. — Clm 3580, Bayer. Staatsbibl. München, fol. 237<sup>r</sup>, XV. Jh. — *Parati Sermones Parationis*. Ed. W. M o l i t o r, Col. Agr. (Köln) 1677, 105 (Sermo 1, Dom. infra oct. Epiph.) Exemplum, Inc. Paulus eremita vidit homines intrantes ecclesiam . . . ; desgl. 558 (Dom. XXI post Trinitatem) Exemplum, Inc. Paulus Eremita vidit . . . — S a n t i u s d e P o r t a, *Sanctorale vel Sermones de Sanctis*. Hagenau 1515, fol. XVIII<sup>v</sup> (de s. Thoma de Aquino, Sermo 3) Inc. Nam legitur de beato Paulo quod tantam . . . — Zu diesen Themen der „Rechten Reue“ vgl. auch noch bei F. C. T u b a c h, *Index exemplorum. A Handbook of Medieval Religious Tales*, FFC 204, Helsinki 1969 die Nrn. 233, 663, 664, 1959, 1960. —

Weitere Texte nach O. O d e n i u s: E. J. A r n o u l d, *Le Manuel des péchés. Etude de littérature religieuse anglo-normande*. (XIII<sup>e</sup> siècle). Paris 1940, 117 f., Nr. 55: Le diable rendu aveugle par la confession. — **Dionysius Carthusianus** (wie oben) fol. XCVIII<sup>r</sup> (Dom. Sexag. Sermo 2, circa Euang. Qualiter audiendum) Inc. Legitur namque in Vitaspatrum quod quidam sanctus heremita . . . — *Parati Sermones Parationis* (wie oben) 105 f. Inc. Quidam sanctus episcopus stetit et vidit multos homines intrantes ecclesiam . . . ; desgl. 229 (Sermo 1. Feria VI post Laetare) u. 290 f. (Sermo 1. In die Paschae). — Als Nachklang F. P f e i f f e r, *Beiträge zur Kenntnis der Kölnischen Mundarten*. (Die deutschen Mundarten I, 1854, 170—226, bes. 206 f., Nr. 35.)

<sup>8)</sup> Die Texte der *Vita e patrum* bei Migne PL LXXIII; Vgl. dazu L. K r e t z e n b a c h e r, *Zur Kärntner Sage vom redenden Totenkopf* (Carinthia I, 162, Klagenfurt 1972, 499—503).

<sup>9)</sup> Migne PL LXXIII, 1046-7; Text hier nach O. O d e n i u s, *Rätt änger*, 1959, 88.

<sup>10)</sup> Ob es sich dabei um jenen Paulus Salós handelt, für den ein Februar-Menologion in einem Cod. Parisinus graecus Nr. 1452 eine Vita enthält, die sonst nirgends nachgewiesen wurde, bleibt ungeklärt. Vgl. H.-G. B e c k, *Kirche u. theologische Literatur im Byzantinischen Reich*, München 1959, 570. — Zum Typus vgl. L. K r e t z e n b a c h e r, *Bayerische Barocklegenden um „Narren in Christo“*. *Volksliteratur u. Geschichte*. FS f. J. D ü n n i n g e r zum 65. Gbtg., hrsg. v. D. H a r m e n i n g, G. L u t z, B. S c h e m m e l, E. W i m m e r, Berlin 1970, 463—483.

<sup>11)</sup> O. O d e n i u s, 1959, 89; dazu: R. W i l d h a b e r, *Das gute u. das schlechte Gebet. Ein Beitrag zum Thema der Mahnbilder*. *Europ. Kulturverflechtungen im Bereich der volkstümlichen Überlieferung*. FS f. B. S c h i e r zum 65. Gbtg., hrsg. v. G. H e i l f u r t h u. H. S i u t s, Göttingen 1968, 63—72 u. 12 Abb., bes. 71.

<sup>12)</sup> *Sister Mary Aquinas Devlin*, O. P., *The Sermons of Thomas Brinton, Bishop of Rochester (1373—1389)*, II, London 1954, Sermon 87, 397 f. (Für die Besorgung einer Ablichtung danke ich ebenfalls Herren Dr. Oloph O d e n i u s-Stockholm).

<sup>13)</sup> Das bezieht sich auf Ps. 51, 9 (bei S. M. A. D e v l i n, II, 198, A. 1 zu berichtigen).

<sup>14)</sup> J. G n i l k a, *Stichw. „Fegfeuer“ im Lexikon f. Theologie u. Kirche*, Hrsg. v. M. B u c h b e r g e r, Bd. IV, 2. Aufl. Freiburg i. B. 1960, 50.

<sup>15)</sup> K. R a h n e r, ebenda IV, 51.

<sup>16)</sup> H. K o r e n, *Die Spende. Eine volkskundliche Studie über die Beziehung „Arme Seelen — Arme Leute.“* Graz—Köln 1954.

<sup>17)</sup> K. R a h n e r, LThK IV, 52.

<sup>18)</sup> O d i l o v. C l u n y, *Texte bei Migne*, PL 142, 927 B; das Dekret ebenda PL 142, 1037 f.

<sup>19)</sup> Vgl. die reichen Materialien bei J. H a n i k a, *Der Wandel Schwarz-Weiß als Erzähl- und Brauchmotiv*. (Bayerisches Jahrb. f. Volkskunde 1961, 46—60).

<sup>20)</sup> *Caesarius v. Heisterbach*, *Dialogus miraculorum*, hrsg. v. J. S t r a n g e, Köln 1851, 335 f. — Hier fehlt in der Geschichte vom Wucherer, der nach sieben Jahren christlicher Werk-tätigkeit seiner Frau teilentzühnt war und sich nach weiteren solchen sieben Jahren als für immer erlöst bekennt, unser Motiv des allmählichen Schwarz zu Weiß. Es ist nur im Ansatz vorhanden.

<sup>21)</sup> Vgl. E. L. R o c h h o l z, *Schweizer Sagen aus dem Aargau*, II, Aargau 1856, 237, J. H a n i k a, 48.

<sup>22)</sup> R. W i l d h a b e r, *Keltische Beiträge zur vergleichenden Volkskunde*. *Dona ethnologica*, hrsg. v. H. G e r n d t u. G. R. S c h r o u b e k, München 1973 (= Südosteuropäische Arbeiten Bd. 71), 11—27.

<sup>23)</sup> J. H a n i k a, 50 f. nach R. K ü h n a u, *Schlesische Sagen*, I, Leipzig 1910, 49 f.

<sup>24)</sup> L. R ö h r i c h, *Märchen u. Wirklichkeit*, Wiesbaden 1056, 89; 2. Aufl. 1964, 99 ff.

<sup>25)</sup> Br ü d e r G r i m m, Kinder- u. Hausmärchen, Nr. 121 = Jubiläumsausg. v. Fr. v. d. L e y e n, Jena 1912, I, Nr. 41, 195—200.

<sup>26)</sup> D.-R. M o s e r, Verkündigung durch Volksgesang. Studien zur Liedkatechese der Gegenrefna 1912, I, Nr. 41, 195—200.

<sup>26)</sup> D.-R. M o s e r, Verkündigung durch Volksgesang. Studien zur Liedkatechese der Gegenreformation. Msc. Freiburg i. B. 1977; für die freundliche Einblickgewährung danke ich dem Verfasser sehr (Dezember 1977).

<sup>27)</sup> L. E r k — F. M. B ö h m e, Deutscher Liederhort, III, Leipzig 1894, Neudruck Hildesheim 1963, Nr. 2032 ff.

<sup>28)</sup> Vgl. L. K r e t z e n b a c h e r, „Es reisen drei Seelen wohl aus von der Pein . . .“. Zur Kulturgeschichte der Ballade von Maria und den drei Seelen. (Jahrb. d. Österr. Volksliedwerkes 2, Wien 1953, 48—58).

<sup>29)</sup> B. A u e r b a c h, Schwarzwälder Dorfgeschichten. I. Teil, Mannheim 1843, 174. Darnach E r k - B ö h m e III, Nr. 2035.

<sup>30)</sup> Zur Legende vom schwarzen Schaf, das unter den Reuetränen des in Rom nicht losgesprochenen Büßers weiß wird, vgl. aus dem Spanischen ein ähnliches Motiv, dort aber verbunden mit der (auch vom Teufel unlösbaren) „schweren Aufgabe“. Vgl. F. K a r l i n g e r, Verwandtes im Volkslied der Alpen und der Pyrenäen. (Der Zwiebelturm, Regensburg 1952, H. 10, 240 f.) (Els Dimonis Segadors — Die dämonischen Schnitter).

<sup>31)</sup> L. K r e t z e n b a c h e r, Kulturbedingungen u. Funktionen der mittelalterlichen Legende. (Ethnologia Europaea IX/1, Göttingen 1976, 53—63). D a s s e l b e portugiesisch (Leopoldianum. Revista de estudos e comunicações IV/11, Santos, Brasilien, 1977, 35—46 als „Condições culturais e funções da lenda medieval“).



## Zur Entwicklung von Haus und Siedlung im Salzkammergut im Wandel von der Salzwirtschaft zur Fremdenverkehrswirtschaft

Von Walter K u n z e

Für die Gestalt und Entwicklung des Hauses sind verschiedene formende Kräfte und Einflüsse maßgebend. Für eine umfassende strukturanalytische Untersuchung wären sie insgesamt ins Auge zu fassen, wenngleich sie von Landschaft zu Landschaft von verschiedener Wirksamkeit sind. Eine ganzheitliche Betrachtung der Entwicklung des Hauses müßte umfassen: die im allgemeinen Fortschritt des Menschen begründeten formenden Kräfte, die im Wesen des Menschen liegenden Einflüsse (Stammeseigentümlichkeiten), Haus und Siedlung als Funktion der Landschaft und des Baumaterials, den Einfluß wirtschaftlicher Tätigkeit auf Haus und Siedlung.

Zum Teil beeinflussen sie einander oder hängen voneinander ab. Keiner der Faktoren hat Ausschließlichkeitscharakter.

Im vorliegenden Beitrag soll die Entwicklung des Hauses und der Siedlung im Salzkammergut in ihrer Abhängigkeit von der wirtschaftlichen Tätigkeit, im wesentlichen begrenzt auf das 19. Jahrhundert, untersucht werden. In dieser Zeit erlebte das Salzkammergut einen tiefgreifenden Wandel seiner Wirtschaftsstruktur, nämlich den Wandel von der bis dahin alles beherrschenden Salzwirtschaft zur Fremdenverkehrswirtschaft.

Die wirtschaftliche und siedlungsbildende Entwicklung des Salzkammergutes wurde bis ins 19. Jahrhundert vom Salz bestimmt. Dadurch entstand eine Kulturlandschaft von eigenem Gepräge. Die Wirtschaft war in ihrer Gesamtheit, mit allen ihren Wirtschaftszweigen, auf die Salzgewinnung ausgerichtet. Als Kammergut war eine staatliche Unternehmung entstanden, die bis ins kleinste organisiert und reglementiert war und das gesamte Leben der Bewohner dieses Gebietes nach den Forderungen der Salzwirtschaft ausrichtete. Die Reformationslibelle von 1524, 1563 und 1656 gaben die bestimmenden Richtlinien für das gesamte Leben im Kammergut.<sup>1)</sup> Die Bewohner dieses „privilegierten Distrikts“ genossen in vielen Belangen Sonderrechte. Eine eigene Gerichtsbarkeit, Polizeiverfassung und Steuerverfassung, die Befreiung vom Militärdienst machten ihn zu einem Staat im Staate. Eine Note der Ministerial-Banko-Deputation an das Direktorium in Pub. et Cam. vom 14. November 1750 kennzeichnet diese Stellung mit den Worten: „Die Freiheit des Salzkammergutes hat ihren Ursprung von anno 1311, welche per tot saecula von so vielen Kaisern durch die Reformationslibelle und verschiedene resolutiones bei all sich ergebenden Ansprüchen oder Turbationen in contradictorio bestätigt worden. Alle Untertanen, Berg-, Sud- und andere Arbeiter wie auch alle Insassen und Beamten sind in dem ganzen Distrikt (so das Salzkammergut ausmacht) unter dieser Exemption begriffen . . .“<sup>2)</sup>

Die Salzstätten bildeten die Zentren der Wirtschaft. Sie standen von Natur aus fest und gaben der wirtschaftlichen Tätigkeit ihre Stabilität. Verbunden mit der naturgegebenen Abgeschlossenheit und einstigen schlechten Zugänglichkeit dieser Landschaft, entstand hier ein stärkeres Festhalten am Überkommenen. Die Unterordnung allen Wirtschaftslebens unter die Forderungen der Salzgewinnung gab den anderen Wirtschaftszweigen ihren Charakter. Die Waldwirtschaft war der Saline unmittelbar angeschlossen. Entsprechend der Bedeutung des Holzes für alle salzwirtschaftlichen Bereiche, galt diesem Wirtschaftszweig eine besondere Sorge. Auch die Entwicklung der Landwirtschaft als dem wirtschaftlichen Rückhalt der ärarischen Arbeiterschaft war von der Salzwirtschaft bestimmt. Auch das Gewerbe war ein Glied dieses Wirtschaftsorganismus und von daher gelenkt.

Der Wirtschaftsraum Salzkammergut deckte sich mit einer Siedlungslandschaft von eigentümlichen Zügen. Die Elemente der Kulturlandschaft waren im oberösterreichischen und steirischen Salzkammergut im wesentlichen die gleichen. Es erscheint daher berechtigt, die beiden Gebiete als eine kulturlandschaftliche Einheit zu betrachten. Das schließt nicht aus, daß sich in einzelnen Tallandschaften gewisse individuelle Erscheinungen der Volkskultur ausbildeten. Das Gebiet mit gemeinsamen kulturlandschaftlichen Zügen umfaßte das Ausseer Becken, das Trauntal bis Ebensee und Gmunden. Dazwischen lagen Traunkirchen und Altmünster, die nicht zum Kammergut gehörten. Dieses Gebiet lebte auf vorwiegend bäuerlicher Grundlage, und die Siedlung zeigte andere Züge. Politisch deckte sich diese Kulturlandschaft ziemlich genau mit den Grenzen des Pflegegerichtes Wildenstein, der landesfürstlichen Stadt Gmunden und des Pflegegerichtes Pflindsberg. Der Bereich des Pflegegerichtes Hinterberg ist nicht mehr zur salzwirtschaftlich bestimmten Kulturlandschaft zu rechnen, wengleich es verwaltungsmäßig zum steirischen Kammergut gehörte. Es war nur über die Waldwirtschaft an den Salinenbetrieb gebunden, ansonsten lebte es, ähnlich wie die Waldgebiete im Westen, auf vorwiegend bäuerlicher Grundlage.

Wie sich die Wirtschaft im alten Salzkammergut in ihrem Wesen durch Jahrhunderte nicht veränderte, so blieb auch die Grundeinstellung im Bauen die gleiche. Als Salinenkolonie hatte das Gebiet in erster Linie Wohnplatz und Wirtschaftsstätte der ärarischen Arbeiterschaft zu sein. Bestimmend für Haus und Siedlung war ferner, daß alle Tätigkeit auf diesem Gebiet gelenkt war. Die Entwicklung der Siedlung hatte sich vollständig den Erfordernissen der Salzerzeugung unterzuordnen. Die Siedlungspolitik des Salzamtes in Gmunden (später hieß es Salzoberamt) gipfelte darin, jedem in seinen Diensten stehenden eine eigene Behausung zu schaffen und ihn damit an das Gebiet zu binden. Über den Eigenbedarf hinaus durften Wohnstätten nicht errichtet werden. Der Bau von Miethäusern für fremde Parteien war verboten.<sup>3)</sup> Das Errichten eines Hauses war an die salzbehördliche Bewilligung gebunden, und die Wahl des Platzes und die Art des Bauens durch eigene Bauordnungen bestimmt. Diese legten auch weitgehend das Baumaterial fest. Der riesige Holzbedarf für die Sudpfannen, aber auch an Grubenholz, Holz für die Verpackung (Küfel und Faßl) und an Schiffsholz hatte im alten Salzkammergut eine immerwährende Holznot zur Folge. Diese zwang zu Einschränkungen in der Bautätigkeit. Wenn auch auf das Holz beim Hausbau nicht ganz verzichtet werden konnte, so wurde es doch eingespart, wo es ging. Nur in jenen Teilen durfte es verwendet werden, wo es die Konstruktion unbedingt erforderte, ansonsten wurde mit Stein gebaut. Der Steinbau bestimmte das Bild der Siedlung im alten Salzkammergut. „Die Häuser

der Untertanen sind in Mauerwerk aufgeführt und mit Brettern gedeckt.“<sup>4)</sup> Das gilt sowohl für das Haus der Sammelsiedlung als auch der Streusiedlung.

Das Haus der Salzmärkte war neben seiner Bestimmung als Wohnstätte vielfach salzwirtschaftliche Arbeitsstätte, Werkstätte in der Fertigung und Stützpunkt im Verschleiß. Im allgemeinen war es weiträumig und mehrstöckig. Als Stätte in einem salzwirtschaftlichen Arbeitsgang hatte es neben der Werkstätte auch ein Magazin. Dazu war es im allgemeinen auch Unterkunft für Bedienstete. Die Fassade sowie die gesamte Anlage zeigen eine überwiegend wirtschaftliche Baugesinnung. Die meist vorbaulosen Wände und die meist vergitterten Fenster geben dem Haus einen in sich gekehrten Charakter. Das Baumaterial ist unbehauener oder nur grob behauener Kalkstein, meist unverputzt. Im Hinblick auf seinen eigenen Charakter erscheint es berechtigt, es das „salinenbürgerliche Haus“ zu nennen. (Das Bild dieses Hauses ist aus alten Ortsansichten der Salzmärkte zu entnehmen, in einigen Beispielen aber auch noch nach dem 2. Weltkrieg in Lauffen zu sehen gewesen. Die Art des unbehauenen, unverputzten Kalksteinmauerwerks ist heute z. B. noch am alten Teil des Hotel Post in Bad Goisern zu sehen.)

In der Ortsanlage stand das salinenbürgerliche Haus sowohl allein, als auch in einer Zeile aneinandergelagert. Gedrängt stand es um salzwirtschaftliche Stätten. Diese waren siedlungsbildende Schwerpunkte und bestimmten das Ortsbild. Vom Markt Aussee sagt eine Schilderung von 1834: „Der Markt selbst bietet des Merkwürdigen nur wenig dar. Man kann ihn füglich in zwei Teile teilen, den oberen und unteren. Man findet drei Plätze. Die alte Pfanne, die Dörren, das Salzmagazin, der Getreidekasten, das Rathaus, das Salzoberamthaus mit einem artigen Gärtchen, die auf dem unteren Platz liegende Spitalkirche und die erhöht situierte Pfarrkirche sind die vorzüglichsten Gebäude.“<sup>5)</sup>

Lauffen entwickelte sich als Haltepunkt in der Salzschiifahrt entlang der Traun und als Mautstelle für das steirische Eisen entlang der Straße. „Zwei Reihen von Häusern, die an das rechte Ufer der Traun hingebaut eine schmale Gasse bilden, und einige Hütten unten an der Traun sind alles, was den Markt Lauffen ausmacht.“<sup>6)</sup> Die Häuserzeile entlang der Traun war so gebaut, daß sie sowohl dem Flusse als auch der Straße ein Gesicht zuekehrte. Der Eindruck eines „öden steinigen Marktes“<sup>7)</sup> entstand, weil auch hier der salinenbürgerliche Steinbau vorherrschte und weil hier infolge des Platzmangels die Häuser dicht gedrängt standen und für Gärten kein Platz war.

Für die Entwicklung Ischls wurde der Platz der Sudhütte und die Lage am Weg der Salzschiifahrt bestimmend. So entwickelte sich um die Sudhütte ein Siedlungsschwerpunkt, der andere entlang der Traun am Anlegeplatz der Salzzillen. Eine Zweizeiligkeit kennzeichnete das Ortsbild des alten Ischl. „Sehen Sie, wie dort die Doppelreihe der schönen Häuser aus dem Tal emporsteigt.“<sup>8)</sup>

Auch in Gmunden wurden die salzwirtschaftlichen Stätten zu siedlungsbildenden Zentren. Um die Anlege- und Verladeplätze der Salzschiifahrt nahe dem Ausfluß der Traun ordnete sich die Siedlungsentwicklung. Aber in Gmunden ist das Haus nicht mehr betont wirtschaftlicher Zweckbau. Wir treffen hier auch Bauelemente, wie sie in den anderen Salzmärkten nicht zu finden sind. Dafür dürfte der Einfluß der angrenzenden Siedlungslandschaften maßgeblich gewesen sein. Hier wurden überwirtschaftliche stilbildende Kräfte stärker wirksam, und der Einfluß einzelner Epochen ist deutlich erkennbar. Das Baugesicht des alten Gmunden ist vorwiegend von einem alpin-barocken Baucharakter bestimmt.

Außerhalb der geschlossenen Ortskerne bestand im alten Salzkammergut die salinenbäuerliche Streusiedlung. An günstigen Plätzen gruppierte sie sich zu salinenbäuerlichen Kolonien in der Form von lockeren Ortschaften und Weilern. Das gilt vor allem für das Goiserertal. Es handelte sich um Kleinanwesen, die Wohnstätte der ärarischen Arbeiterschaft mit halbbäuerlicher Wirtschaft waren. Man kann sie im Gegensatz zum „salinenbürgerlichen Haus“ als „salinenbäuerliches Haus“ bezeichnen.<sup>9)</sup>

Es kann dabei nicht von einem durchgehend einheitlichen Haustypus gesprochen werden. Einflüsse der angrenzenden bäuerlichen Siedlungslandschaften machten sich geltend. Die meisten dieser Häuser haben Zwohofcharakter. Das Gemeinsame des salinenbäuerlichen Hauses liegt vor allem in der Ähnlichkeit der Grundrisse und des Baukörpers. Es handelt sich um ein „Kreuzhaus“ (Dreiraumhaus).<sup>10)</sup> Raum- und Materialersparnis prägen des weiteren seine Form. Das salinenbäuerliche Haus war mit Ausnahme des Daches gleichfalls ein Steinbau. Es stand nicht immer auf guten Siedlungsflächen. Der Platz war mit der Zuweisung eines Grundstückes bestimmt. Häufig waren es sogenannte „Infänge“, in den Wald gerodete Flächen in meist höheren Regionen. Dadurch entstanden solche Anwesen auf landwirtschaftlich schlecht nutzbaren Plätzen. Hier liegt ein grundlegender Unterschied zu einer bäuerlichen Besitznahme, die sich in der Wahl des Platzes zeigt. Die verhältnismäßig hohe Bevölkerungsdichte des Salzkammergutes zwang zu einer starken Parzellierung. Die Streusiedlung reichte bis in die Höhe der Niederalmregion, in Goisern z. B. bis in die Höhe der Gschwandtalm (846 m). Die Anwesen lagen mit ihren Wiesen und kleinen Feldern vielfach inselartig vom Wald umsäumt.

In der Notzeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand im Salzkammergut neben dem salinenbäuerlichen Haus eine Kleinhausform, das „Arbeiterhaus“. Es gehört auch zum Kreuzhaustyp und ist überraschend wohnlich.<sup>11)</sup> Mitunter machte dieses Haus einen eher ärmlichen Eindruck. Schultes spricht z. B. bei der Schilderung von Traundorf, wie das heutige Obertraun damals hieß, von „zerstreuten Hütten“ und von „ärmlichen Hütten“.<sup>12)</sup>

Soweit im alten Salzkammergut reine Bauernhöfe bestanden, lagen sie in der Talsohle, auf Schwemmkegeln oder Moränen.

In den an das Kammergut grenzenden Gebieten entstand die Siedlung unter völlig anderen Gesetzen. Mit der bäuerlichen Wirtschaft herrschte die bäuerliche Siedlungsbildung vor. Die Dörfer an den westlichen Seen lebten mit Ausnahme der Kirchen- und Klosterplätze St. Wolfgang und Mondsee vorwiegend auf bäuerlicher Grundlage. Die Beziehung zum bäuerlich nutzbaren Land bestimmte in erster Linie ihre Entwicklung.

Mit ausgehendem 18. Jahrhundert setzte im alten Salzkammergut ein tiefgreifender wirtschaftlicher Wandel ein. Er wurde einerseits durch den technischen Fortschritt in der salzwirtschaftlichen Arbeitsweise, andererseits durch Veränderungen auf dem Gebiet der Wirtschaftsführung und Verwaltung, bedingt durch eine neue Staatsidee und neue Wirtschaftsanschauungen, ausgelöst. Die neue Entwicklung führte Schritt für Schritt zur Aufhebung der alten Formen. Mit der Anpassung an die neuen Verhältnisse und dem damit verbundenen Rationalisierungsprozeß verlor die Salzwirtschaft zunehmend ihren Totalitätscharakter. Viele Arbeitskräfte wurden frei. Die salinenamtliche Beschränkung der Bevölkerungszahl, die nur so viel Menschen im Gebiet erhielt, als für den Betrieb erforderlich waren, fand ein Ende. Das

Sonderleben dieses Gebietes hörte auf, und Einflüsse jeder Art von außen hatten Zugang. Das Ende der Abschließung brachte die Eingliederung des Salzkammergutes in die Gesamtwirtschaft. Die anderen Wirtschaftszweige verloren ihre enge Bindung an die Saline. Das Ende der Salzdomäne war gekommen. Zunehmend tauchte das Gespenst der Erwerbslosigkeit auf. Anfang des 19. Jahrhunderts gab es schon über 1000 Arbeitslose im oberösterreichischen Kammergut. Soziale Probleme wurden immer dringlicher. Da entstand in der Zeit wirtschaftlicher Bedrängnis ein neuer Wirtschaftszweig: der Fremdenverkehr. Ein Umstellungsprozeß setzte ein, der für die gesamte Wirtschaft tiefgreifende Folgen hatte. Den Platz der zurückgehenden Salzwirtschaft nahm die Fremdenverkehrswirtschaft ein, und die übrigen Wirtschaftszweige traten zu ihr in eine zunehmende Bindung. Die räumliche Verteilung der neuen Wirtschaft richtete sich nach dem Vorhandensein der neuen Wirtschaftsgrundlagen. Der alte Wirtschaftsraum erweiterte sich, die neue Wirtschaft schuf sich ihre neuen Grenzen. Das westliche Seengebiet erfuhr seine Einbeziehung in den neuen Wirtschaftsraum Salzkammergut.

Als die Salzwirtschaft ihren Ausschließlichkeitscharakter verloren hatte, nahm auch ihr Einfluß auf die Siedlungsbildung ab. Das Bauwesen hörte auf, der Salinenbehörde zu unterstehen, als das Salzkammergut der Verwaltung des Landes ob der Enns unterstellt wurde. Das Salzoberamt hatte sich im Bauwesen nach den für das ganze Land gültigen Vorschriften zu richten, und die Baupläne mußten zur Genehmigung eingesandt werden.<sup>13)</sup> Bauliche Einflüsse von außen begannen nun einzudringen, und mit der neuen Wirtschaft tauchten völlig neue Motive des Bauens auf. Die Fremdenverkehrswirtschaft stellte andere Anforderungen an das Haus als die Salzwirtschaft. Die Beziehung zu den neuen Werten, zu Sonne, Wasser und Luft und zu den landschaftlichen Reizen fand im Bauen stärkere Berücksichtigung, und nach ihrem Vorhandensein ordnete sich die Siedlung. Zwischen Haus, Natur und Landschaft entstand eine engere Beziehung. Nun konnte das abgeschlossene, in sich gekehrte salinenbürgerliche Haus nicht mehr die geeignete Form sein. Die neue Wohnstätte öffnete sich der Landschaft. Die Fenster wurden größer, und Balkone öffneten die Fassade.

Die erste Phase des Fremdenverkehrs im Salzkammergut, die man die künstlerische Entdeckung der Landschaft bezeichnen könnte, machte sich im Siedlungsbild noch kaum bemerkbar. Es handelte sich damals vorwiegend um Durchreisende mit kürzeren Aufenthalten. Die Gaststätten waren noch wenig auf Beherbergung eingerichtet und Privathäuser noch gar nicht. Die zweite Phase des Fremdenverkehrs beschränkte sich in der Hauptsache auf Ischl, das Sommeraufenthalt des kaiserlichen Hofes geworden war. Man könnte sie die exklusive Phase bezeichnen. Sie zeigte bereits stärkere Einflüsse auf Haus und Siedlung. Zunächst galt es, Unterkunftsstätten für die Gäste zu schaffen. „Ischl, in welchem man noch vor 15 Jahren mit Mühe ein ordentliches stabiles Quartier erhalten konnte, zählte nach einem Verzeichnis vom Jahre 1825 schon 278 Zimmer und 51 Kammern, welche zur Unterkunft der Badegäste disponibel waren.“<sup>14)</sup> Im Jahre 1827 waren es schon 329 Zimmer und 51 Kammern. Das Solebad wurde nun der neue siedlungsbildende Schwerpunkt, nach dem sich das Wachstum des Ortes auszurichten begann. Wie augenfällig die Anpassung der Siedlung an die neuen Forderungen war, geht aus der folgenden Schilderung eines Zeitgenossen hervor: „... allein was änderte sich in dieser so kurzen Zeit einiger Jahre in diesem kleinen Raum? Dort wo vor kurzem ein unbeachtetes Heulager stand, imponiert nun ein herrliches Posthaus; ein schönes Theatergebäude ver-

drängte das alte, düstere Hafnerhaus; dort wo die dumpfe Holzhütte Faulungsgerüche spendete, strömt nun aus dem niedlichen Kaffeehause lockendes Aroma; die anspruchslose Wiesen- und Baumflur, kaum öfter als zur betreffenden Erntezeit betreten, dient nun mit Anlagen, einem Theseustempel in der Mitte, zur geselligen und angenehmen Unterhaltung als Volksgarten; dort am sonst unbesuchten Saum des bewaldeten Hügels ist nun ein Prater, ein wahrer Hain der Laune, der Belustigungsort für alt und jung; . . . dort steht auf dem einstigen Hunds-, nun Siriuskogel, ein Parapluie, häufig besucht, wo sonst . . . Füchse und Hasen ihr Spiel trieben; dort wo einst im Busche die heimische Grille zirpte, die kleine schlaue Feldnatter sich scheu durchwand, erblicke ich vor mir eine Rosenlaube, zum Sitze der schuldlosen Freude, des reinen Naturgenusses erkoren; hier sitze ich selbst im Freien unter einem Dache, ähnlich Platos Tempel, . . . ; und all dies — sind die Folgen des errichteten Solenbades.“<sup>15)</sup>

Zunächst setzte eine Anpassung des salinenbürgerlichen Hauses an die neuen baulichen Grundsätze ein. Das wird aus alten Ortsansichten dieser Zeit ersichtlich. Die Grundzüge der Umgestaltung sind z. B. an Bildern der Esplanade von Ischl zu erkennen. Der Stich von Thomas Ender aus dem Jahre 1828 zeigt noch den alten Anlegeplatz der Salzzillen und die Zeile der Fertigerhäuser. Platz und Haus sind noch salzwirtschaftliche Arbeitsstätte. Das Aquarell von Rudolf von Alt aus dem Jahre 1837 zeigt bereits ein vollkommen verändertes Bild. Der Anlegeplatz ist einer baumbestandenen Promenade gewichen, und die Fassaden der Häuser zeigen bereits Veränderungen nach den neuen Prinzipien. Fenstergitter sind verschwunden und dafür Jalousien angebracht. Balkone öffnen die Fassaden. Über einem Haustor spannt sich ein Baldachin und schützt den davor an einem Tischchen verweilenden Gast. Aus dem Bedürfnis, der Natur möglichst nahe zu sein, entstanden nun allenthalben Gärten und Parkanlagen. Der Salzmarkt mit seinem nüchternen, geschäftigen Charakter wurde grüner. Straßen wurden in Alleen verwandelt. 1837 wurde z. B. das Traunufer vom alten Rathaus bis zum Pfannhaus (der heutige Adalbert-Stifter-Kai) mit Bäumen bepflanzt und in die Kolowratesplanade verwandelt.<sup>16)</sup> Wie schnell sich das Siedlungsbild veränderte, geht aus der Darstellung eines Zeitgenossen hervor: „Gestalt und Aussehen von Ischl hat sich seit 1822, als die Bäder entstanden, ebenfalls größtenteils verändert. Häuser, Straßen, Plätze, Gärten, Promenaden sind nun da, als wären sie durch einen Zauberschlag hervorgerufen.“<sup>17)</sup> Die Siedlung ergriff in zunehmendem Maße von der Landschaft Besitz. Ein neues Siedlungselement waren der Hotelbau und die herrschaftliche Villa. 1828 wurde in Ischl das erste Hotel, der „Posthof“ (heute Hotel Post), mit großen Stallungen für 120 Pferde, errichtet.<sup>18)</sup> Die herrschaftliche Villa hatte neben der Beherbergung als Gästehaus für die Gesellschaft zu dienen und bekam dadurch Repräsentationszüge. Eine einheitliche Bauweise entwickelte sich dabei nicht, vielmehr ist sie durch eine Vielfalt von Stilen gekennzeichnet. Im Gegensatz zum klaren Baukörper der Salzkammerguthäuser sind es hier komplizierte Formen, Vor- und Rücksprünge, Anbauten und Aufbauten, Erker und Türmchen. Gemeinsam ist der herrschaftlichen Villa die Platzwahl. Aussicht und reizvolle Umgebung spielen eine bestimmende Rolle. Meist wurde ein erhöhter Standort gewählt. Beispiele der herrschaftlichen Villa stellen in Ischl z. B. die Villa Bellegarde dar oder die 1833 von Graf Wilhelm Sickingen-Hohenburg erbaute Villa im Empirestil (später Starhembergvilla) mit einem großen Park und Stallgebäuden. In Kaltenbach entstand eine ganze Villenkolonie.

Dr. Elz aus Wien erbaute am Fuße des Jainzen eine Villa, 1854 wurde diese zur Kaiservilla umgebaut.

In der Phase des exklusiven Fremdenverkehrs beschränkten sich die Veränderungen des Siedlungsbildes im großen und ganzen auf Ischl. Nur in Gmunden war seit den zwanziger Jahren auch ein gewisser Umgestaltungsvorgang festzustellen. „... auch auf ein freundliches Äußeres wurde in Gmunden Bedacht genommen, indem beinahe alle Häuser der Stadt und ein Großteil der Vorstädte neu herabgeputzt und statt den schweren eisernen, das Ansehen eines Gefängnisses gebenden Gittern, die Fenster mit Jalousien versehen wurden, und der Stadtgraben, diese außer einigem Graswuchs sonst unnütze Vertiefung durch teilweise Verpachtung in niedliche von Blumen und Blüten duftende Gärten umgestaltet wurde.“<sup>19)</sup>

Das übrige Salzkammergut erlebte in dieser Zeit noch kaum Veränderungen seines Siedlungsbildes. Nur die Bedeutung der Gaststätten nahm im Ausflugsverkehr von Ischl aus zu. An gern besuchten Plätzen entstand die „Jausenstation“. In der Umgebung von Ischl so z. B. die Schmalnau, eine beliebte Jausenstation der Künstlerwelt, oder das Gasthaus am Nussensee.

Abgesehen von solchen Ausflugszielen, erfuhr die Streusiedlung des Salzkammergutes noch kaum eine Veränderung. Die salinenbäuerliche Siedlung besaß für die neue Wirtschaft noch zu wenig Voraussetzungen. Das salinenbäuerliche Haus war nicht für eine Beherbergung geeignet. Nur mittelbar wurde die salinenbäuerliche Siedlung vom Wandlungsprozeß berührt. Das Ende der ärarischen Bevölkerungslenkung und Siedlungsplanung brachte das Ende des Gleichgewichts zwischen Bevölkerungszahl und Siedlungsraum. Die Landnot wurde größer. In dieser Zeit entstanden die „landlosen Kleinstsiedlungen“.<sup>20)</sup> Der Mangel an Baugrund wirkte sich in einem Höherführen des Hauses aus. Dazu entstand ein organisiertes Kleingartenwesen.

Als in den Sechzigerjahren der Fremdenverkehr eine breitere Grundlage erhielt und aus dem exklusiven Fremdenverkehr ein Sommerfrischenbetrieb entstand, wurden die neuen siedlungsgestaltenden Faktoren im gesamten Gebiet wirksam. Nicht ein gesellschaftlicher Mittelpunkt, sondern das Erholungsbedürfnis zog nun immer stärker die Besucher an. Die neue Baugesinnung erfaßte die gesamte Salzkammergutlandschaft. Einerseits wirkte sie sich in einer Anpassung und vielfach Umgestaltung der bestehenden Häuser aus, andererseits entstand eine neue Form des Hauses: die Sommerfrischenvilla. Nicht mehr Repräsentationszüge bestimmten ihren Charakter; ihre Ausstattung steht vollkommen unter den Bedürfnissen der Erholung während eines Sommeraufenthaltes nahe der Natur. Dieser Bau ist als Sommerhaus angelegt und im allgemeinen für einen Winteraufenthalt schlecht geeignet. Die enge Beziehung zwischen außen und innen ist durch große Fenster und Veranden ausgedrückt. Außentreppen und Terrassen stellen die Verbindung mit der Landschaft her. Von einem einheitlichen Stil kann auch bei der Sommerfrischenvilla nicht gesprochen werden, waren es doch in der Hauptsache „Fremde“, die diese Häuser errichten ließen. Menschen, die aus verschiedenen Gegenden und Ländern kamen. Das Typushafte liegt vor allem in seiner baulichen Grundtendenz, entsprungen aus dem neuen Verhältnis zwischen Mensch und Landschaft. Viele gemeinsame Züge liegen im Detail. Es erscheint berechtigt, die Sommerfrischenvilla als eine Leitform der Fremdenverkehrssiedlung zu bezeichnen. Ihre Form entspringt der Verbindung von ländlichen Bauelementen mit städtischen Baugewohnheiten. Ein Teil der Formen ist dem Bauernhaus entlehnt, der andere dem Cottage der Städte. Dadurch ist,

was die Gestalt betrifft, eine große Variationsbreite gegeben. Der Baukörper ist im allgemeinen stark gegliedert und weicht von der Einfachform des bodenständigen Hauses erheblich ab. Im Gegensatz zu seiner gewachsenen Form überwiegt hier der Konstruktionscharakter. Es fehlt die klare Ordnung der Räume. Im Grundriß der Sommerfrischenvilla ist keine Einheitlichkeit zu erkennen. Er variiert wie die Größe des Hauses. Sie richtet sich im allgemeinen nach den Wohnerfordernissen einer Großfamilie. Es war damals üblich, daß die ganze Familie samt den Großeltern, mitunter auch Onkel und Tanten und das Dienstpersonal die Sommermonate „auf dem Lande“ verbrachten und hier ein gemeinsamer Haushalt geführt wurde. Dem war die Raumeinteilung angepaßt. Im allgemeinen befinden sich im 1. Stock einige Schlafzimmer und Kabinette. Im Erdgeschoß liegen ein großes Wohnzimmer (Speiszimmer), die Küche mit „Speis“, häufig eine Diele, mitunter auch ein Schlafzimmer oder Kabinett. Vom Wohnzimmer oder der Diele führt häufig eine Tür (Doppeltür) auf die Terrasse oder unmittelbar in den Garten. Das Dachgeschoß hat meist Mansardenzimmer und „Kammerl“. Die Räume sind entsprechend städtischen Wohngewohnheiten hoch und geräumig. Die Fenster sind in ihren Maßen auch dem Stadthaus angepaßt, das gleiche gilt für die Türen. Allgemein sind Jalousien angebracht. Die Dachneigung ist uneinheitlich, es kommen Steil- und Flachdächer vor. Was das Baumaterial betrifft, wurden für die Wand meist Ziegel verwendet. Für die Dekoration nahm man reichlich Holz. Ein wesentliches Merkmal der Sommerfrischenvilla ist die Veranda. Sie bestimmt weitgehend das Gesicht dieses Hauses und gibt ihm einen stark aufgeschlossenen Charakter. Giebelseitige und traufenseitige Veranden kommen vor. Häufig sind sie an zwei Seiten vorhanden. Sie sind der Wand vorgebaut oder dem Baukörper eingefügt. Heckl unterscheidet neben der „Sommervilla“ das „Verandahaus“.<sup>21</sup>) In dieser Zeit wurde im Salzkammergut vereinzelt auch das sogenannte „Schweizerhaus“ gebaut, ein im allgemeinen kleinerer Holzbau mit gewollt bäuerlicher Form und vielfach unechten Dekorationselementen und unübersehbaren Imitationszügen.

Ein weiteres Merkmal der Sommerfrischenvilla ist häufig ein Zuviel an Schmuckformen, ja mitunter ein Überladen durch Zierat. Das kommt besonders bei Veranden zum Ausdruck. Sie haben ihr Vorbild im „Gang“ des bäuerlichen Hauses. Seine Baluster oder einfachen Muster der ausgeschnittenen Gangbrüstungen werden bei der Veranda der Sommerfrischenvilla oft hemmungslos, ohne auf die alten Einfachformen Rücksicht zu nehmen, abgewandelt. Es entsteht dadurch der Eindruck der Künstelei und eines Imitationsstils. Der ursprüngliche Funktionscharakter steht im Hintergrund, an seine Stelle tritt eine Häufung verspielter Formen. Neben der Veranda ist ähnlicher Zierat im Giebelbereich vorhanden. Die Fenster und Türen sind häufig mit in den mannigfachsten Formen ausgeschnittenen Zierleisten gerahmt.

Das salinenbäuerliche Haus erlebte in dieser Phase des Fremdenverkehrs noch keine Umgestaltung.

Mit der Sommerfrischenvilla erweiterten sich die Ortskerne und lockerten sich auf. Das Wachstum der Orte bekam mit den neuen Siedlungsmotiven vielfach eine neue Richtung. Im allgemeinen war es ein Hineinwachsen in die schöne Landschaft. Ein Vergleich des Planes von Bad Ischl aus dem Jahre 1825 mit dem um 1900 verdeutlicht diese Entwicklung. Der Ort hat sich von seiner Bindung an die Sudstätte gelöst. Die 1825 noch landwirtschaftlich genutzte Fläche zwischen Traun und Ischlfluß ist durch Villen verbaut, und die Siedlung ist auf die umliegenden Höhen gestie-

gen. Der Kalvarienberg und der Fuß des Jainzen erscheint in die Besiedlung einbezogen. Die Fremdenverkehrssiedlung schloß die umgebenden Ortschaften an den Markt an. Eglmoos, Kaltenbach, Reiterndorf, Steinfeld wurden auf diese Weise ein Teil des Ortes.

In Gmunden entstand die Villensiedlung entlang des Seeufers. In Aussee begann in den sechziger Jahren das ganze Becken eine Sommerfrischenkolonie zu werden. In Goisern kam die aufgelockerte dörfliche Siedlung dieser Entwicklung entgegen. Die neue Siedlung schob sich zwischen die bestehende ein. Der kausale Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Siedlungsbildung wird am Beispiele von Lauffen besonders deutlich. Infolge des Fehlens eines Sommerfrischenbetriebes in dieser Phase des Fremdenverkehrs blieb der Ort von den damit verbundenen siedlungsgestaltenden Vorgänge unberührt. Lauffen bewahrte sich dadurch im 19. Jahrhundert noch vollständig den Charakter des Salzmarktes.

Mit dem Bau der Sommerfrischenvillen wuchsen Altmünster und Gmunden zusammen. Dort, wo um 1850 nur vereinzelte Fischerhäuschen standen, entstanden nun Villen und dazugehörige Bootshütten.

Die siedlungsmäßige Neuausrichtung der Orte an Seen ging überall dort vor sich, wo die Umstellung auf die Fremdenverkehrswirtschaft erfolgt war. So wurde auch das westliche Seengebiet einbezogen. Die neue Siedlungsbildung traf hier, mit Ausnahme von St. Wolfgang und Mondsee, auf reine Bauernsiedlungen. Das bäuerliche Element begann in zunehmendem Maße aus den Dörfern hinausgedrängt zu werden. An seiner Stelle bekamen die Orte Züge der Sommerfrische und eines Seebades. Die bisher in ihrem Wachstum gegen das Land orientierten Orte wandten sich zunehmend dem See zu. Was ein Zeitgenosse über die Wandlung von Kammer zum Seebad schreibt, gilt sinngemäß für die meisten Orte um den Attersee, Wolfgangsee und Mondsee: „Aus dem Meierhofe ist zum Teil ein Herrenhaus geworden, und die wettergebleichten Hütten von Kammer am Fuße des Hefelberges haben geräumigen, eleganten Villen den Platz geräumt. Das Rohrgefäster in der kleinen Bucht ist verstummt, den aufgeschütteten Boden drängt das Ufer in regelrechter Form zurück und deckt die Wurzeln des Schilfes und Röhrichs . . .“<sup>22)</sup> Allenthalben entstanden Villenkolonien entlang der Ufer der Salzkammergutseen. Der Villenort „Am See“ bei Seewalchen deutet schon in seinem Namen auf die Lage hin.

Wenn sich auch die Form des salinenbäuerlichen Hauses noch nicht änderte, so tauchte nun zunehmend das neue Siedlungselement in der Streusiedlung auf und begann teilweise das alte zu verdrängen. Mit der Verbauung landwirtschaftlich nutzbarer Flächen begann ein Rückgang der Landwirtschaft im Salzkammergut.

## A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> V. K r a u s, Die Wirtschafts- und Verwaltungspolitik des Aufgeklärten Absolutismus im Gmündener Salzkammergut (Wiener staatswissenschaftliche Studien, 1. Bd., H. 4, S. 2).

<sup>2)</sup> V. K r a u s, S. 63.

<sup>3)</sup> C. S c h r a m l, Das oberösterreichische Salinenwesen von 1750 bis zur Zeit nach den Franzosenkriegen, Wien 1934, S. 502.

<sup>4)</sup> S a l z o b e r a m t s a r c h i v ; Handschriften 11a: Histor.-statist. Beschreibung des Salzkammergutes; 1800.

<sup>5)</sup> F. C. W e i d m a n n, Darstellungen aus dem steiermärkischen Oberlande, Wien 1834, S. 127.

<sup>6)</sup> F. S a r t o r i, Neueste Reise durch Österreich ob und unter der Enns, Salzburg, Berchtesgaden und Steiermark, Wien 1811, I. Teil, S. 306.

- 7) J. S c h u l t e s, Reisen durch Oberösterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808, Tübingen 1809, I. Teil, S. 164.
- 8) J. S c h u l t e s, I, Teil, S. 165.
- 9) W. K u n z e, Die kulturgeographische Wandlung des Salzkammergutes, Diss. Wien 1947, S. 145.
- 10) R. H e c k l, Die Grundformen des ländlichen Bauens (Oberösterreichische Baufibel), Salzburg 1949, S. 140.
- 11) R. H e c k l, S. 142.
- 12) J. S c h u l t e s, I. Teil, S. 147.
- 13) C. S c h r a m l, S. 150.
- 14) J. S t e i n e r, Reisegefährte durch die österreichische Schweiz oder das obderennsische Salzkammergut, Linz 1832, S. 227.
- 15) J. S t e i n e r, 2. Vorrede; 1827.
- 16) H e i n r. P r o c h a s k a, Geschichte des Badeortes Ischl 1823—1923 (Heimatgaue 1923, S. 15).
- 17) M. K o c h, Reise in Oberösterreich und Salzburg, Wien 1864, S. 385.
- 18) H e i n r. P r o c h a s k a, S. 8.
- 19) J. S t e i n e r, S. 118.
- 20) R. H e c k l, S. 25.
- 21) R. H e c k l, S. 138.
- 22) P. R. S t o l z i s s i, Der Attergau, ein Vademecum bei Bereisung des Attergaus, mit besonderer Berücksichtigung des klimatischen Kurortes Kammer und der Atterseeufer, Vöcklabruck-Salzburg 1883, S. 12.

# Sozial-ökonomische Aspekte der Gasthaus-Archäologie

## Ein methodischer Versuch

Von Richard Pittioni

In der Erforschung der mittelalterlichen und der frühneuzeitlichen Keramik kann man drei Perioden unterscheiden: Den Beginn, der besonders mit dem Namen von A. Walcher von Molthein verbunden ist, mit einer von der kunstgewerblichen Betrachtungsweise ausgehenden Untersuchung von qualitätsmäßig hervorragenden Einzelstücken und einer damit verbundenen Würdigung der auf solchen Keramiken angebrachten Töpfermarken in ihrer Aussagefähigkeit für das Erfassen spezieller Werkstättenbereiche.<sup>1)</sup>

War A. Walcher von Molthein auch noch um eine zeitliche Fixierung bestimmter keramischer Formen bemüht, und zeigten sich ähnliche Orientierungen bei dem um die Erforschung der Gebrauchsware so verdienten F. Wiesinger<sup>2)</sup>, so gab es zu deren Zeit doch noch zu wenig brauchbare Anhaltspunkte für eine chronologische Bestimmung der als Eisentonware zusammengefaßten spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Erzeugnisse. So richtete man in der zweiten Forschungsperiode vorwiegend die Aufmerksamkeit auf jene Gefäße, die als Behälter von Münzverwahrungen verwendet worden waren. Durch die Zusammenarbeit von Numismatik und Bodenforschung konnten so schon in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg recht brauchbare Ergebnisse erzielt werden. Nach weiteren Beiträgen von E. Beninger<sup>3)</sup> hat dann die von der volkskundlichen Sicht ausgehende Zusammenstellung von H. Steininger<sup>4)</sup> ein beachtlich reiches Material gebracht. Damit wurde nicht bloß die chronologische Seite der Keramikforschung gefördert, sondern ein sehr wesentlicher Beitrag zur Formenkunde der als Münztöpfe verwendeten Ware geleistet.

Derartige formenkundliche Beurteilungen bezogen sich allerdings fast ausschließlich auf das äußere Erscheinungsbild dieses Materials, aber nicht darauf, welchen Zwecken sie vor ihrer Deposition gedient haben, noch weniger jedoch auf die Frage, welchem ökonomischen Bereich sie entnommen wurden. In dieser dritten Forschungsperiode stand daher die rein formenkundliche Betrachtung im Vordergrund, um damit auch Anhaltspunkte für die zeitliche Zuordnung von weiterem Fundmaterial zu erhalten, das nur über den typologischen Vergleich datiert werden konnte. Solche Bestrebungen wurden durch Bodenaufschlüsse unterstützt, die durch den Nachweis mehrerer aufeinander folgender Schichten noch eine zusätzliche relativchronologische Beurteilung ermöglichten. Die Untersuchung des Hausberges in Gaiselberg, NÖ., darf hierfür als ein lehrreiches Beispiel genannt werden.<sup>5)</sup> In Ergänzung dazu konnte aber auch noch gezeigt werden, daß es Fälle gibt, in denen das Fundgut mit datierten historischen Ereignissen verbunden werden kann<sup>6)</sup>, woraus sich genaue termini ad quos ableiten lassen. Insgesamt hat also die Erforschung der spätmittelalterlichen und der frühneuzeitlichen Keramik — nicht nur in

Österreich, sondern auch im süddeutschen Raum — in den letzten Jahren mehrfach neue Ergebnisse erzielen können, womit auch interessante Beiträge zur Interpretation von einzelnen Gefäßformen hinsichtlich ihrer Verwendung verbunden waren.

Doch sind solche Interpretationsmöglichkeiten nicht aus Einzelfunden, sondern bloß aus größeren Fundbeständen zu gewinnen, da nur sie eine ausreichende Basis für die Beurteilung sowohl hinsichtlich der Verwendung wie auch bezüglich der Herkunft bestimmter Gefäßformen aus spezifischen sozialen oder ökonomischen Milieus zu bieten vermögen. Somit handelt es sich nicht nur um die Gefäßform als solche, sondern auch um den Charakter des Quellen-Nachweisortes, also um den Befund innerhalb eines Aufschlusses, um daraus Anhaltspunkte für die Verwendung bestimmter keramischer Formen innerhalb deutlich umschreibbarer Siedlungsarten zu gewinnen.

Eine solche Fragestellung ist mir zuerst bei der Behandlung des umfangreichen Fundstoffes aus dem Küchenabfall-Haufen des Waldwirthshauses in Jochbergwald südlich von Kitzbühel — wenn man so sagen darf: dem eponymen Fundort für die Gasthaus-Archäologie — geläufig geworden.<sup>7)</sup> Noch deutlicher trat sie bei der Durchsicht des großen Fundbestandes hervor, der während der U-Bahnbauten auf dem Rooseveltplatz (Wien IX) geborgen werden konnte.<sup>8)</sup> Dazu kamen dann 1977 weitere Aufschlüsse im zweiten gasthaus-archäologischen Fundort in Jochberg beim Gasthof Jodlbichl<sup>9)</sup> und schließlich der besonders beachtenswerte Bestand von der Taverne Oberrain in Unken, Land Salzburg.<sup>10)</sup> In diesen Rahmen fügt sich dann weiters noch das Material aus Kitzbühel-Vorderstadt 23<sup>11)</sup>, das zwar aus einem bürgerlichen Haushalt stammen dürfte, aber auf Grund seiner Zusammensetzung doch auch sehr gut für die hier angeschnittene Fragestellung mitverwendet werden kann. Das für die Veröffentlichung vorbereitete Material vom Dachboden des Hauses Kitzbühel-Hinterstadt 14<sup>12)</sup> hingegen läßt sich gleichfalls mit der Gasthaus-Archäologie in einen engeren Zusammenhang bringen. Einen gewissen Ansporn, die sozial-ökonomische Problematik nicht außer Acht zu lassen, bot das bis jetzt erst nur teilweise aufgearbeitete Fundgut aus Heiligenkreuz bei Baden<sup>13)</sup>, während das neueste Fundgut aus Thallern — wahrscheinlich aus der dortigen Grangien-Küche stammend und damit als Reste einer Großverpflegungsstätte anzusprechen — demnächst vorgelegt wird.<sup>14)</sup>

Dieses somit nicht unbedeutende Material ist nicht bloß chronologisch unterschiedlich einzuordnen, es ist auch bezüglich des Charakters der verschiedenen Quellennachweis-Orte divergierend orientiert, damit aber für eine Untersuchung in dem vorliegenden Sinne bestens geeignet. Jochbergwald und Jochberg-Jodlbichl entstammen einem echten bäuerlichen Milieu, unterscheiden sich aber voneinander dadurch, daß das Waldwirthshaus Verpflegstation für die Paß Thurn-Geher und die Wallfahrer zur Jochbergwalder Muttergottes, Jochberg-Jodlbichl hingegen eine Gaststätte für die Ortsbewohner und nur zum Teil für die vorbeiziehenden Benützer der alten Thurner Straße gewesen ist. Trotzdem wird man wohl annehmen dürfen, daß das bäuerliche Element den Hauptanteil an dem in beiden Gaststätten verkehrenden Personenkreis gebildet hat.

Dem gegenüber kommen die beiden keramischen Bestände von Kitzbühel-Vorderstadt 23 und Hinterstadt 14 aus dem Lebensbereich einer Kleinstadt, also dem bürgerlichen Raum<sup>15)</sup>, den man auf Grund erhaltener Besitzer-Namen in einzelnen Personen sogar noch näher fassen kann. In den Rahmen einer Gefäßkunde,

die man nur in einem Gaststättenbetrieb erwarten kann, gehören jedoch nur die Bestände aus Jochbergwald und aus Jochberg-Jodlbichl, denen gegenüber der Bestand von Kitzbühel-Hinterstadt 14 zu gering ist, um einen speziellen Aussagebereich zu ermöglichen. Ein Aufschluß in Kitzbühel, der sicher ein besonders interessantes und wahrscheinlich auch ein sehr aussagekräftiges Material ergeben hätte, ist leider durch die Unaufmerksamkeit zuständiger Stellen in Kitzbühel verloren gegangen: der Abraum aus dem alten Gasthof Tiefenbrunner. Von diesem konnte Herr M. Rupert nur mehr einen ganz winzigen Rest bergen, der aber so geartet ist, daß er zweifellos sehr wertvolle Informationen hätte liefern können.

Bei dem Fundgut, das im Sommer 1977 am Fuß der ehemaligen mittelalterlichen Taverne Oberrain bei Unken gerettet werden konnte, handelt es sich zwar wohl auch nur um einen Bruchteil dessen, was einmal vorhanden war und dem man bei weiteren Geländearbeiten noch manches wird vielleicht anfügen können, aber was bis jetzt vorliegt, ist aufschlußreich genug, um für unsere Fragestellung herangezogen werden zu können. Denn diese Taverne war ebenfalls Verpflegstation der auf der alten Saalach-Straße von Bayern hereinkommenden Händler und Wanderer sowie der bäuerlichen Bevölkerung bis Lofer und vielleicht sogar bis Saalfelden. Die Bedeutung dieser Gaststätte geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß man bereits für das 15. Jahrhundert Namen der hier tätigen Wirtsleute kennt.<sup>16)</sup>

Zu dem Wiener Bestand von der Votivkirche aber ist zu sagen, daß er mit jener bürgerlichen Schicht zu verbinden ist, die vom 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert im nahen Schottentor-Bereich gewohnt hat. Für diesen Bestand ist eine ausschließliche Zuordnung zu einem gastgewerblichen Betrieb nicht zu erweisen, auch wenn die verhältnismäßig umfangreichen, mit dem keramischen Material vermischten Knochenreste nicht nur als aus bürgerlichen Haushalten kommend<sup>17)</sup> interpretiert werden können. Einzelne keramische Reste, wie Bruchstücke von Godenschalen, von Tellern aus italienischer Mezzo-Majolika, von bemalten Schüsseln sowie von Puppen-Küchengeschirr machen es aber deutlich, daß zumindest ein Teilbestand dieses Abfallmaterials aus gutbürgerlichen Haushalten gekommen ist.

Nimmt man als Kennzeichen für eine gastgewerbliche Tätigkeit die Verpflegung einer größeren Zahl von Menschen durch längere Zeit an, dann könnte man auch — allerdings in einer übertragenen Bedeutung — die Versorgung einer klösterlichen Gemeinschaft hierher stellen. Vielleicht wäre dies aus methodischen Gründen nicht nur erwünscht, sondern sogar notwendig, weil unsere Fragestellung nach möglichen sozial-ökonomischen Aspekten im Fundgut aus Gaststätten und damit auch aus Verpflegstätten größerer Gemeinschaften eine aus der Art des Quellennachweises, also eines Klosters, ableitbare wohl ziemlich deutliche Antwort erhalten könnte.

Zu einer solchen Problematik kommt dann aber noch ein weiterer Gesichtspunkt.

Er ergibt sich aus der Frage nach der Funktion der einzelnen keramischen Formen zur Zeit ihrer Verwendung. Deren nähere Formulierung fällt aber in den Aufgabenbereich der volkscundlichen Forschung, weil diese von der Basis der gegenwärtigen oder geschichtlich überblickbaren Verwendungsweise bestimmter keramischer Formen zu urteilen berechtigt ist. Denn es geht ja hier um die Transponierung rezenter Gegebenheiten auf ein verschieden lang zurückliegendes, also verschieden altes Fundgut, dessen funktionsbestimmte Aussage zu erfahren und zu umschreiben ist. „Volkscunde aus dem Boden“ — wie ich dies einmal genannt habe<sup>18)</sup> — ist eben

nicht bloß Sammeln und Sichten von alten, ausgegrabenen Materialien, sondern sie ist wesentlich mehr noch der Versuch, nach der Verwendung bestimmter Fundobjekte zu fragen, konkret also nach einer solchen keramischer Erzeugnisse in bestimmten Lebensbereichen, um diese auch damit entsprechend deutlicher erfassen zu können. Deshalb habe ich schon früher auch auf die verschiedenen Arten unserer Quellennachweisorte aufmerksam gemacht, weil die in einem realen sozialen Verband verankerte Fundgemeinschaft auch eine Erklärung für die Verwendung von speziellen keramischen Formen zu bieten in der Lage ist. Besonders, wenn durch einen ausreichend großen Materialbestand zumindest andeutungsweise das Hervortreten einer oder mehrerer spezieller Formen erkennbar wird. Enge verbunden damit ist allerdings das Problem einer Herkunftsbestimmung solcher keramischer Formen, wozu dann auch noch die Frage nach der Herkunft solcher Gefäße kommt, die auf Grund ihrer äußeren Erscheinungsweise deutlich von den anderen Beständen distanziert werden können. Daraus ergibt sich auch die allgemeine Richtung für die ökonomischen Aspekte der Gasthaus-Archäologie.

Für die Herkunftsnachweise bestimmter keramischer Sorten und Formen wurden bis jetzt vor allem zwei Hilfsmittel herangezogen: einmal die Untersuchung des keramischen Rohstoffes auf spezifische Bestandteile hin, die auf dem Wege der Tonbeimengungen dazu gekommen sind, dann aber auch durch die auf Gefäßen angebrachten Zeichen bestimmter Töpfereien. Ergänzend kommt eine weitere technologische Einzelheit hinzu, u. zw. die Behandlung der Oberfläche, wenn diese in einer ganz bestimmten Art erfolgt ist. Nur selten aber werden Gefäßformen eine herkunftswisende Aussage vermitteln.

Zur Zeit gibt es noch zu wenig einschlägiges, planmäßig geborgenes und befundetes Material für ausreichende Aussagen, weshalb die nachstehenden Bemerkungen nur vorläufige Hinweise sein können und daher auch nur als Anregungen für sozial-ökonomische Interpretationen verstanden werden dürfen. Erschwert wird diese noch durch eine weitere Einzelheit, u. zw. eine derzeit in der volkskundlichen Keramikforschung des österreichisch-süddeutschen Raumes festzustellende Uneinheitlichkeit in der Formansprache, also durch den Mangel an einer klaren, fest umrissenen Typenbezeichnung. Dies hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß die in den einzelnen Landschaften gebräuchlichen Namen für verschiedene Gefäßformen in die Fachsprache übernommen wurden, was zwar für deren Verlebendigung nützlich, für eine allgemeine Verständigung aber abträglich ist. Wie ich von Kollegen In-golf Bauer weiß, sind aber Bestrebungen für eine Vereinheitlichung solcher Typennamen im Gange.

Für eine konkrete Umschreibung unserer Fragestellung darf von dem Fundbestand ausgegangen werden, der vom alten Waldwirthshaus am Kirchanger bei Jochbergwald vorliegt.<sup>19)</sup> Bei ihm handelt es sich um ein Material mit einer genauen chronologischen Zuordnung: es gehört in die Zeit zwischen 1672 und 1837, doch wird der Hauptbestand des Küchenabfallhaufens aus dem 18. Jahrhundert herrühren. Er besteht aus drei Komponenten: Reste von Öfen, Gefäßen und Gläsern verschiedener Art. Unter den Ofenresten stehen die barockzeitlichen, grün glasierten Kacheln hervor, bei den Glasresten gilt dies für die Römer ähnlichen Kelchgläser, beides Zeugnisse eines gewissen Wohlstandes der Gastleute, aber auch der diese Gastlichkeit genießenden Besucher. Hinzu kommen noch Reste des rheinischen Steinzeuges in Form kleiner Bruchstücke der bekannten, aus grauem Material hergestellten und mit einer hellblauen Musterung verzierten Krüge<sup>20)</sup>, die gleichfalls dem

18. Jahrhundert zuzuweisen sind. Wenn gleiche Reste solcher rheinischer Steinzeugkrüge auch im bürgerlichen Milieu der Kleinstadt Kitzbühel<sup>21)</sup> sowie im bürgerlichen Zusammenhang des Wiener Schottentor-Areals aufscheinen, so bedeutet dies für den Jochbergwälder Wallfahrts- und Transit-Gasthausbetrieb eine Sonderheit, die sich von dem übrigen keramischen Bestand sehr deutlich absetzt. Denn in Nordtirol rheinisches Steinzeug zu erwerben, setzt wahrscheinlich nicht bloß gute Marktbeziehungen, sondern wahrscheinlich auch einen gewissen finanziellen Standard voraus, der eine solche Erwerbung ermöglichte. Gleichzeitig darf sie auch als Beweis dafür gewertet werden, daß solche exquisite Stücke doch nur einer gehobenen Schichte zugänglich gewesen sein werden, wie man vielleicht auch aus dem Schwannstädter Fund lernen könnte. Für Jochbergwald wird man diese exquisite Ware noch besser würdigen können, wenn man ihr den keramischen Hauptbestand aus dem Küchenabfallhaufen gegenüberstellt. Er besteht nicht bloß aus Kochgeschirr, also aus dem für die Speisenzubereitung verwendeten Formenbestand (wie hohe Töpfe mit Kragenrand und Henkel), sondern vor allem aus dem beim Essen benützten Geschirr. Ein Salz-Zerreiber ist da zwar ein interessantes Einzelstück genau so wie die kleinen Salzschildchen, aber viel aufschlußreicher sind jene Reste, die zum Servieren der gebräuchlichen Speisen gedient haben. Hier tritt die konische Schüssel mit eingebogenem Rand deutlich hervor. Sie dient zur Aufnahme einer flüssigen Speise, wohl einer Suppe, deren Verschütten durch den umgebogenen Rand verhindert werden soll. Die Schüssel ist aber hoch genug, um nicht bloß eine ausreichende Menge an Suppe, sondern auch noch eine entsprechende Einlage aufnehmen zu können. Damit kann eine ausreichende und sättigende Portion serviert werden. Wer die Vorliebe der Alpenbewohner für solche Suppen mit Einlagen kennt, wird daher eine solche Gefäßform gerne als „Knödelschüssel“ ansprechen. So dürfte man auch verstehen, daß in dem immerhin umfangreichen Bestand aus dem Waldwirthshaus keine Reste vorliegen, die auf die Verwendung von Tellern hinwiesen. Dies steht in deutlichem Gegensatz zu dem Fundbestand von Kitzbühel-Vorderstadt 23, in dem die flachen, mit einem breiten, schief nach aufwärts gerichteten Rand versehenen Teller belegt sind. Man wird daraus nicht bloß eine andere Art des Speisen-Servierens, sondern auch eine Kost ableiten dürfen, die in einem nichtbäuerlich, sondern bürgerlich orientierten Milieu üblich gewesen ist. Hingegen ist das von Jochberg-Jodlbichl vorliegende Fundgut in gleicher Weise durch eine bemerkenswerte große Komponente an solchen „Knödelschüsseln“ bestimmt.

Weitere sozial-ökonomische Aussagen vermitteln die aus Jochbergwald stammenden Reste an Glasgefäßen. Nicht nur, daß die kleinen, in jeder Rock-Innentasche unterzubringenden Schnapsflaschen vorliegen, mit denen jeder Almgeher bäuerlicher Herkunft ausgestattet war, sondern daß daneben die aus grünem Waldglas bestehenden Weingläser mit entsprechendem Volumen mehrfach nachgewiesen sind, zeugen von der bäuerlichen Besucherschicht ebenso wie von den begüterten Händlern, die hier vor oder nach Überwindung der steilsten Paß Thurn-Straßenstrecke eingekehrt sind.

Zeigen sich also in solchen Einzelstücken sozial-ökonomisch zu interpretierende Aspekte, so werden solche noch durch die Bestimmung der Herkunft des genannten bevorzugten Eßgeschirres ergänzt. Es stammt in überwiegendem Umfang aus den bäuerlichen Töpfereien im bayerischen Kröning<sup>22)</sup>, dessen Erzeugnisse auf den Märkten in Salzburg und in Nordtirol ebenso zu kaufen waren wie von den diese Gebiete durchziehenden Wanderhändlern, die während der schönen Jahreszeit von

Haus zu Haus gehend ihre Ware feilgeboten haben dürften. Die für Jochberg mehrfach erbrachten Belege an Kröninger Ware bei verschiedenen Häusern sind eine erfreuliche Ergänzung zu den Beständen aus den beiden Gasthäusern, sie können sich aber kaum mit jenem Material vergleichen, das Tierarzt H. Adler im Loferer Bereich bei verschiedenen Bodenaufschlüssen sammeln konnte. Dieses Material zusammenzustellen wäre umso notwendiger, als vor allem die fundmäßige Zuordnung von Kröninger Ware zur bäuerlichen Lebenshaltung an Hand gesicherter Aufschlüsse noch wesentlich deutlicher, als es zur Zeit gelingt, erwiesen werden könnte. Ganz abgesehen davon, daß bei umfangreicheren Beständen die Kröninger Waren sehr deutlich von den Erzeugnissen bodenständiger Töpfereien abgesetzt werden können. So stammen z. B. die mehrfach in Jochbergwald nachgewiesenen Töpfe mit Innenglasur und Kragenrand sicher nicht aus bayrischen Hafnereien, sondern aus solchen, die für Kitzbühel gesichert, für St. Johann und Mittersill anzunehmen sind. Daß man mit solchen Erzeugungsplätzen zu rechnen hat, erkennt man an dem keramischen Bestand aus Kitzbühel-Hinterstadt 14. Die in seinem Verband enthaltenen Kachelreste weisen Magerungsbeigaben auf, die einerseits auf das Pinzgauer Salzachtal und andererseits auf die Umgebung des Wilden Kaiser (vermutlich St. Johann i. T.) zu beziehen sind.<sup>23)</sup> Aber der in diesen Töpfereien verwertete Ton ist doch so anders geartet, daß dadurch deutliche Qualitätsunterschiede bemerkbar werden. Die hohe Qualität der Kröninger Erzeugnisse hingegen dürfte auch der Grund für deren weite Verbreitung sein. Von in bäuerlichem Lebensraum tätigen Hafnern erzeugt ist sie wahrscheinlich auch für einen gleich gerichteten Abnehmerkreis bestimmt gewesen, ohne dabei aber auf jenen des kleinstädtischen Bürgertums zu verzichten. Solches gilt für die aus hellgelbem, sehr feinem Ton angefertigte und klingend hart gebrannte, mit einer glasklaren Glasur überzogene Ware<sup>24)</sup>, der gegenüber die außerdem noch erzeugte schwarze Keramik kaum den Weg in ein weiter abgelegenes Gebiet gefunden haben dürfte.<sup>25)</sup> Jedenfalls befinden sich unter dem mir bis jetzt bekannt gewordenen Fundgut nur ganz wenig Reste, die man mit aller Vorsicht hier anschließen könnte. Die Kröninger Schwarzhafnerei ist durch die auf der Außenfläche der Gefäße angebrachte Glättmusterung ausgezeichnet und dadurch ebenso wie die glasierte Ware von allen anderen Erzeugnissen leicht abzugliedern.

Die jetzt schon eindrucksvolle Menge an Kröninger glasierter Keramik im Salzburger und Nordtiroler Raum führt dann zur Frage nach deren Verkaufspreis, der nicht bloß durch die Herstellungs-, sondern auch durch die Transportkosten bestimmt worden sein wird. Außerdem wird er so orientiert gewesen sein, daß er von der bäuerlichen Schicht dieser Gebiete leicht zu bezahlen war, da man kaum wird annehmen dürfen, daß sie für das tägliche Gebrauchsgut allzuviel an Geldmitteln wird aufgewendet haben können.<sup>26)</sup>

Die für die Kröninger Ware feststellbaren technologischen Einzelheiten bieten eine brauchbare Handhabe für die allgemeinen Beurteilungsmöglichkeiten von spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Keramik. So kann im Vergleich dazu auf eine zweite keramische Gattung aus dem Nordtiroler und Salzburger Bereich aufmerksam gemacht werden, die nicht minder typisch in ihrem äußeren Erscheinungsbild ist als die Kröninger Ware. Sie wird außerdem durch eine Art Signum näher bestimmt, dessen Aussagekraft man etwa mit der Kröninger Glasur vergleichen kann. Diese zweite Gattung wird fast ausschließlich durch eine einzige, ihrer Größe nach aber variable, etwa leicht konische Topfform mit einem verdickten, nach außen umgelegten Rand bestimmt. Hinsichtlich ihres Materials ist diese Ware daran zu erken-

nen, daß der Ton mit einem gereinigten und systematisch zerkleinerten Graphit vermischt ist. Er ist ebenso typisch wie der hellgelbe feine Ton der Kröninger Gefäße, deren glasklarer Glasur die auf den graphitversetzten Töpfen angebrachte Marke entspricht, da sie über Herkunft und Güte des Erzeugnisses Auskunft gibt. Diese, durch die Graphitbeimengung bedingte schwarze Ware mit ihren kennzeichnenden Stempeln ist ein Teilbestand der in Österreich vielfach nachgewiesenen gestempelten Ware, für die an Hand dieser Stempel verschiedene Herstellungsorte bzw. Herstellungsbereiche nachzuweisen oder anzunehmen sind. Während aber bei der Kröninger Ware eine noch bis in nicht lange Vergangenheit zurückgehende Tradition zu erfassen ist, fehlt eine solche für fast alle Erzeugnisse der Schwarzhafnerei und der an ihr feststellbaren Töpfermarken.

Für die in Salzburg und Nordtirol nachgewiesene graphitversetzte Schwarzhafnerei ist die aus einem gleichschenkeligen Kreuz und einem darunter gesetzten Querbalken bestehende Marke kennzeichnend. Sie ist, wie die bayerische Forschung zeigen konnte, auf Passau zu beziehen und hier mit jenen Hafner-Werkstätten zu verbinden, die unter der Grundherrschaft des Passauer Benediktinerinnen-Stiftes Niedernburg gearbeitet haben.<sup>27)</sup> Auf Grund formenkundlicher Überlegungen hat diese Erzeugung bereits im 15. Jahrhundert eingesetzt und deren Produkte in die Umgebung verhandelt, wobei damals zwei verschiedene Größen solcher Töpfe angefertigt worden sein dürften: eine kleine Ausgabe, die durch Funde im bäuerlichen Bereich um Lofer festgestellt werden konnte, und eine große bis sehr große Ausgabe, die man durch die Materialien von der Oberrainer Taverne kennt. In ihnen konnten die Speisen für die Tavernenbesucher gekocht werden. Auf dem offenen Feuer der Rauchküchen stehend<sup>28)</sup> mußten solche Töpfe aus einem widerstandsfähigen und feuerbeständigen Material bestehen, um die dauernden Hitze-Einwirkungen zu ertragen. Wenn im 17. Jahrhundert in der Küche von Jochbergwald die innen glasierten Töpfe den gleichen Aufgaben gedient haben, so wird die Glasur denselben Widerstandseffekt besorgt haben wie der Graphitzusatz. Die zur Zeit aus Salzburg und Nordtirol bekannten Fundorte ergeben für die Passauer Schwarzhafnerei eine allgemeine, nicht bloß auf die bäuerliche Schichte oder den Gasthausbetrieb beschränkte, sondern auch im bürgerlichen Raum übliche Verwendung und Verbreitung. Daraus wird man schließen dürfen, daß es sich bei ihr um eine wohlfeile Ware gehandelt haben wird. Für sie ist dann auch noch eine weite Exportverbreitung längs der Donau nach dem Osten festzustellen, wie nicht bloß Belege aus Wien oder aus Niederösterreich, sondern auch aus der Preßburger Gegend sowie aus Ungarn erweisen.<sup>30)</sup> Wenn es solche sogar aus der Burg von Buda gibt, so zeugt dies von der Güte der Ware, die sogar in die Küchen höchster sozialer Schichten Eingang gefunden hat. Ihre Verwendung im kleinstädtischen Bürgerbereich wird durch die Aufschlüsse aus Tata, östlich von Raab, erwiesen.<sup>31)</sup>

Mit der Passauer Schwarzhafnerei verbindet sich dann noch eine zweite, bis jetzt allerdings nur in wenigen Belegen bekannt gewordene Gefäßform: ein hoher Krug mit konisch erweitertem Hals, aber mit nach innen etwas vorkragendem Rand, an dessen Außenseite ein dicker Stabhenkel angesetzt ist. Auf ihm ist die gleiche Kreuzmarke angebracht. Nachweise für solche Krüge sind bis jetzt noch nicht so dicht, daß aus ihnen eine ausreichende Aussage über deren Verwendungsbereich abgeleitet werden könnte. Das Vorkommen am Südrand des niederösterreichischen Weinbaugebietes könnte aber ein Hinweis darauf sein, daß man solche Krüge im Kellereibetrieb verwendete, wobei jedoch noch ungeklärt ist, ob bzw. inwieweit der

graphitversetzte Ton auch in einem solchen Zusammenhang funktionsbestimmend gewesen ist. Erwähnt darf noch werden, daß es bis jetzt aus dem Salzburger und Nordtiroler Bereich Reste von solchen mit Kreuzmarke versehenen Krügen nicht gibt.

Abschließend darf dann noch auf eine Randfrage hingewiesen werden. Wie schon früher bemerkt, kann man die Verpflegung größerer geschlossener Gemeinschaften zwar nicht mit den Aufgaben und Notwendigkeiten von Gaststätten vergleichen und deshalb auch nicht den Geschirrbedarf in gleicher Weise beurteilen, aber eine allgemeine Orientierung zumindest in der Fragestellung selbst dürfte gestattet sein. Denn vor allem bei klösterlichen Gemeinschaften spielt das soziale Moment doch auch eine gewisse Rolle. So, wenn an ein zum weltlich-bäuerlichen bzw. weltlich-bürgerlichen Bereich unterschiedliches Verhalten gedacht und versucht wird, Besonderheiten für den geistlich-klösterlichen Bereich an Hand erhaltenen Fundgutes herauszuarbeiten. Da die Kloster-Archäologie<sup>32)</sup> jedoch bis jetzt noch zu wenig Fundgut gebracht hat, das für eine solche Fragestellung in Betracht käme, wird man sich vorläufig bloß mit einem Hinweis darauf begnügen müssen. Das Wenige, das für Heiligenkreuz und Thallern bis jetzt gezeigt werden konnte, gibt bloß eine annähernde Vorstellung dessen, was bei einer erweiterten Fundlage noch erwartet werden könnte.

So skizzenhaft auch die vorstehenden Hinweise sein mögen, so haben sie vielleicht doch zu zeigen versucht, daß keramisches Fundgut über rein formenkundliche Beurteilungen hinaus auch Aussagen zu vermitteln vermag, die in den sozialen und den ökonomischen Bereich hineinführen. Die damit verbundenen Fragestellungen einmal anzuschneiden, dürfte eines Versuches wert sein.

## A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Zur Geschichte der Keramikforschung vgl. allgemein S. Felgenhauer-Schmiedt, Stand und Aufgaben der Keramikforschung des Mittelalters in Österreich (ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA - Beiheft 10, 1969, 1ff.), mit weiteren Literaturangaben.

<sup>2)</sup> F. Wiesinger, Die Schwarzhafner und die Weißhafner in Oberösterreich. (Jahrbuch d. ö. Musealvereines 87, 1937, S. 88 ff.)

<sup>3)</sup> E. Beninger, Erörterungen zur mittelalterlichen Irdenware. (Mitteil. d. öst. Arbeitsgemeinschafts. f. Ur- u. Frühgesch., 9, 1958, 22 ff.)

<sup>4)</sup> H. Steininger, Die münzdatierte Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Österreich, 1964. — Ders., Die datierte Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Niederösterreich. (88. Sonderausstellung des NÖ. Landesmuseums 1965), mit weiteren Literaturangaben.

<sup>5)</sup> S. Felgenhauer-Schmiedt, Die keramischen Horizonte des Hausberges zu Gaiselberg, p. B. Gänserndorf, NÖ. (ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA — Beiheft 10, 1969, 10 ff.) — Dies., Das Fundmaterial des Hausberges zu Gaiselberg, NÖ. (Archaeol. Austr. 61/62, 1977, 209 ff.) — Fr. Felgenhauer, Der Hausberg zu Gaiselberg, eine Wehranlage des 12. bis 16. Jahrhunderts in Niederösterreich. (Zeitschr. f. Archäol. d. Mittelalters 1, 1973, 59 ff.)

<sup>6)</sup> R. Pittioni, Schwarzhafnerei aus dem Stift Heiligenkreuz bei Baden, NÖ., I: Die Funde bei der Bernhardikapelle 1969 (Archaeol. Austr. 56, 1974, 37 ff.); II: Die Funde aus dem Konventgebäude 1970 (a. a. O. 59/60, 1976, 175 ff.) — Ders., Spätmittelalterliche Schwarzhafnerei aus Schönau a. d. Triesting (p. B. Baden, NÖ.). (Unsere Heimat 48, 1977, 83 ff.)

<sup>7)</sup> Ders., Tiroler Gasthaus-Archäologie. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde N.S. 23/72, 1969, 201 ff.) — Ders., Nachtrag zur Tiroler Gasthaus-Archäologie. (a. a. O., N.S. 37/76, 1973, 118 ff.)

<sup>8)</sup> Das von hier stammende Fundmaterial konnte bis jetzt nur vorläufig durchgesehen, aber noch nicht näher bearbeitet werden.

<sup>9)</sup> Ders., Zwei neue Aufschlüsse zur Gasthaus-Archäologie in Tirol und im Lande Salzburg. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, 32/81, 1978, 41 f.)

<sup>10)</sup> Die Veröffentlichung dieses wichtigen Bestandes wird für die „Mitteilungen der Kommission für Burgenforschung und Mittelalter-Archäologie“ vorbereitet.

<sup>11)</sup> R. Pittioni, Keramisches Fundgut aus der Stadt Kitzbühel. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, N.S. 31/80, 1977, 213 ff.)

<sup>12)</sup> D e r s., Keramik- und Kachelreste des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit aus Kitzbühel, Tirol, wird in der Österr. Zeitschr. f. Volkskunde erscheinen.

<sup>13)</sup> Vgl. Anm. 6.

<sup>14)</sup> R. Pittioni, Mittelalterliche Keramik aus Thallern bei Guntramsdorf, p. B. Mödling, NÖ. (Unsere Heimat, in Druck.)

<sup>15)</sup> Bei der ausgesprochen negativen Lage innerhalb der Schriftquellen (vgl. dazu G. J a r i t z, Die realienkundliche Aussage der sogenannten „Wiener Testamentbücher“, in: Das Leben in der Stadt des späten Mittelalters, Veröffentlichungen d. Inst. f. mittelalterl. Realienkunde 2, 1977 (Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl. Sitzber. 325) 171 ff., bes. 179, kommt einem solchen Aufschluß besondere Bedeutung zu.

<sup>16)</sup> F. Zaisberger, Schloß Oberrain. (SV-Gästezeitung vom 26. 7. 1972, 9. 8. 1972, 23. 8. 1972 und 6. 9. 1972.)

<sup>17)</sup> Bloß als Gedächtnisnotiz sei festgehalten, daß bei den U-Bahn-Bauten 1976 in der Landesgerichtsstraße zahlreiche Hornzapfen von primigenem Rind gefunden wurden, die auf ein im Fundbereich einmal gestandenes Schlachthaus hinwiesen.

<sup>18)</sup> R. Pittioni, Volkskunde aus dem Boden, In: Volkskunde, Fakten und Analysen. Festgabe für L. Schmidt (= Sonderschriften des Vereines f. Volkskunde in Wien 2) 1972, 14 ff.

<sup>19)</sup> Vgl. Anm. 7.

<sup>20)</sup> Als Vergleich sei verwiesen auf G. R e i n e k i n g v o n B o c k, Steinzeug. Katalog Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln, Köln 1971, und W. J a n s s e n — A.-B. F o l l m a n n, 2000 Jahre Keramik im Rheinland. Katalog Ausstellung Grevenbroich 1972, wie z. B. hier Abb. 86. — Zum Handel mit rheinischem Steinzeug siehe a. a. O., S. 40 f. und die Karte 4.

<sup>21)</sup> Vgl. Anm. 11.

<sup>22)</sup> I. B a u e r, Hafnergeschirr aus Altbayern. Kataloge d. Bayerisch. Nationalmuseums München XV, 1, 1976. — Die hier S. 98 ff. gegebenen Hinweise zur Definition von Gefäßformen verdienen besondere Beachtung, das Material aus dem Kröninger Bereich S. 63 ff. zusammengestellt. Neue Forschungsaufgaben, vor allem für die Frage des Keramikhandels, ergeben sich aus der Tatsache, daß neben dem Kröninger Bereich auch im benachbarten Lkr. Pfarrkirchen eine weitgehend ähnliche bäuerliche Ware hergestellt wurde (a. a. O., 197 ff.), doch dürfte es zur Zeit noch nicht möglich sein, beide Waren einwandfrei voneinander abzutrennen. — Weiters d e r s., Hafnerware aus Altbayern. (Der Storchenturm 10, 1975, 1 ff.) — L. G r a s m a n n — F. M a r k m i l l e r, Katalog zur Ausstellung „Kröninger Hafnerware“, a. a. O., 73 ff.

<sup>23)</sup> Vgl. Anm. 12.

<sup>24)</sup> Sie ist bei I. B a u e r, Anm. 22, in sehr eindrucksvollen Beispielen belegt, doch fehlt noch eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller im 17. und 18. Jahrhundert gebräuchlichen Gefäßformen.

<sup>25)</sup> Anm. 22, 135 ff., mit den Abb. 107, 108, 111 etc. als Beispiele.

<sup>26)</sup> Zum Handel mit Kröninger Geschirr vgl. man P. S t i e b e r, Die Kröninger Hafner-Ordnung von 1428, vollständiger Text, Glossar und Kommentar (= Schriften d. Deutschen Hafner-Archives, Heft 8), München 1972, 28 ff. — L. G r a s m a n n, Vertrieb der Hafnerware vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. In: Beiträge zur Kröninger Hafnerei (Der Storchenturm, Sonderheft 1, 1977, 1 ff.). — Über die Preise, die für die Kröninger Ware gezahlt wurden, ist man nicht ausreichend unterrichtet. P. S t i e b e r (Jahresrechnung 1728/29 über Hafnergeschirr für das Spital zum Hl. Geist in Vilsbiburg, in: Geburtstagsgabe für Alfred Höck, Aufsätze zu volkskundlichen Themen, Marburg 1971, 51 ff.) gibt aber ein interessantes Beispiel, aus dem hervorgeht, daß „höffer“ und „khrugl“ 1 bis 2 Kreuzer, ein „dampfl weidling“ aber 7 Kreuzer gekostet haben. Herrn Kollegen Bernhard K o c h verdanke ich die Aufklärung darüber, daß im frühen 18. Jahrhundert 60 Kreuzer einem Gulden entsprachen und daß man damals in Wien für einen ungarischen Ochsen 50 Gulden bezahlt hat. Nimmt man von dieser Basis ausgehend an, daß im Salzburger und Nordtiroler Hörndlbauern-Bereich ein Rind mit 30 bis 40 Gulden Verkaufspreis zu bewerten ist, dann würden die oben genannten zwei bzw. drei Gefäßgattungen selbst bei einem doppelten, sich aus der Entfernung ergebenden Verkaufspreis von 2 bis 4 Kreuzer, bzw. 10 bis 14 Kreuzer für den bäuerlichen Käufer ebenso wie für jeden Gasthausbetrieb als billig zu bezeichnen sein. Herrn cand. phil. Manfred R u p e r t - Kitzbühel verdanke ich die nachstehend genannten Preisangaben, aus denen in gleicher Weise hervorgeht, daß die Kröninger Ware von der bäuerlichen Bevölkerung ohne finanzielle Belastung erworben werden konnte. Angaben aus den Bürgermeisteramtsrechnungen der Stadt Kitzbühel (Stadtarchiv Kitzbühel, 47/523 ff.): 1 Pfund (0,56 kg) ausgesottenes Schmalz (aus Butter

hergestellt) kostete 1725 9 kr, 1726 und 1727 aber 10 kr. — 1 Zentner (100 Pfund = ca. 56 kg) ausgesottenes Schmalz kostete 1728 und 1729 15 fl 30 kr. — 1 Zentner „ganz gueter Käß“ kostete 1725—1727 7 fl, 1728 7 fl 30 kr, in den folgenden Jahren wieder 7 fl. — 100 Stück Mauerziegel wurden 1725—1728 an Kitzbüheler Bürger um 54 kr, an Leute von außerhalb der Bürgerschaft um 1 fl 12 kr verkauft. — Namens der Stadt kaufte der Bürgermeister im Jahre 1730 1 Star (ca. 30 Liter) Roggen um 42 kr, 1 Star Hafer um 30 bzw. 32 kr, den Zentner Heu um 30 bzw. 34 kr, den Zentner Stroh um 24 bzw. 30 kr. — Nach der Kupferschmiedmeßstiftungsrechnung (Stadtarchiv Kitzbühel, 107/1605) wurde 1727 ein Pferd um 44 fl gekauft und um 39 fl wieder verkauft. Herrn M. Rupert darf ich für diese Angaben nochmals meinen besten Dank aussprechen.

<sup>27)</sup> R. P i t t i o n i, Passauer Schwarzhafnerei in Österreich, ein Beitrag zum Keramikhandel des 15. bis 17. Jahrhunderts. (Mitteilungen der Kommission für Burgenforschung und Mittelalter-Archäologie No. 21, Phil.-hist. Kl. Anzeiger 114, 1977, 93 ff.) — Ein weiterer Tiroler Nachweis bei A. L i p p e r t, Ausgrabungen am „Mandlbödele“ am Sonnleitbühel bei Wiesing. (Tiroler Heimat 40, 1976, (1977), 5 ff., Abb. 1/3, 2/4.)

<sup>28)</sup> Vgl. dazu H. K ü h n e l, Die materielle Kultur des Spätmittelalters im Spiegel der zeitgenössischen Ikonographie. In: Katalog Gotik in Österreich, 1967, Abb. 18, 19 (beide 15. Jhd.).

<sup>29)</sup> Siehe dazu die beiden Gemälde von P. Hornemans (1765) bei I. B a u e r, Anm. 22, Abb. 1, 2.

<sup>30)</sup> Zu den Anm. 27 genannten Belegen als weitere Ergänzungen zur Frage der Zuordnung von Töpferstempeln zu bestimmten Werkstätten vgl. noch I. H o l l, Angaben zur mittelalterlichen Schwarzhafnerkeramik mit Werkstattmarken. (Mitteil. d. Archäol. Inst. d. Ungar. Akademie d. Wiss. 5, 1974/75, 1976, 129 ff.) mit besonderer Beachtung der in Ungarn gefundenen T-Stempel (auf deren Zuordnungsfrage aber hier nicht näher eingegangen werden soll).

<sup>31)</sup> Diesen Passauer bzw. Hafnerzeller Stempel bezieht Ch. S z a t m á r i - B i r ó (Städtisches Leben im Spätmittelalter am Beispiel des Marktfleckens Tata/Totis. In: Das Leben in der Stadt des Spätmittelalters, 1977, 37 ff., Abb. 38) ohne Beweis auf Wien und bezeichnet ihn als Eichstempel.

<sup>32)</sup> Zu solchen Einzelfragen vgl. u. a. R. P i t t i o n i, Über wirtschafts- und handelsgeschichtliche Aussagen der Heiligenkreuzer Kloster-Archäologie, (SANCTA CRUX 39, 1977, 8 ff.), und die beachtenswerten Ausführungen bei B. S c h o l k m a n n, Ein Keller mit spätmittelalterlichen Funden unter der Probstei des ehemaligen Chorherrenstiftes Sindelfingen (Forschungen und Berichte der Archäologie d. Mittelalters in Baden-Württemberg 4, 1977, 135 ff.) — G. P. F e h r i n g, Unterreggenbach, Kirche, Herrnsitz, Siedlungsbereiche (Forschungen 1, 1972), darf als besonders wertvoller Beitrag zur Kloster-Archäologie beurteilt werden. — Im übrigen schiene eine bibliographische Zusammenstellung aller auf dieses Fachgebiet bezüglichen Veröffentlichungen eine dringende Aufgabe.

## **Die alte Schule aus Prätis im Österreichischen Freilichtmuseum**

Von Viktor Herbert P ö t t l e r

Bei der Erstellung meines Konzeptes für das Österreichische Freilichtmuseum in den Jahren 1961/62 wagte ich kaum zu hoffen, noch ein altes Schulhaus zu finden, um der Nachwelt ein Bild aus den Anfängen unseres Schulwesens auf dem Lande zu bewahren, wie es uns Peter Rosegger aus den „Schriften des Waldschulmeisters“ erahnen läßt.<sup>1)</sup>

Mir wäre selbstverständlich in einem gesamtösterreichischen Freilichtmuseum jede brauchbare Schule aus einem österreichischen Bundesland willkommen gewesen, doch gab es kaum eine Wahl. Die Bemühungen um ein steirisches Schulmuseum in den sechziger Jahren blieben leider ohne bleibenden Erfolg. Sie konzentrierten sich im wesentlichen auf die Sammlung von altem Schulinventar und versäumten die systematische Erkundung alter Schulräume. Mein stetes Interesse an einer alten Schule war indessen durch den steirischen Versuch nur bestärkt worden. Durch die umfangreichen Aufgaben beim Aufbau des Österreichischen Freilichtmuseums voll ausgelastet, konnte ich mein „schulisches Vorhaben“ vorerst aber nicht mit dem nötigen Einsatz betreiben. Die mir vereinzelt genannten alten Schulgebäude erwiesen sich bei näherer Betrachtung alle als ungeeignet. So blieb denn mein Wunsch, das Österreichische Freilichtmuseum durch eine alte Bauernschule zu bereichern, fürs erste unerfüllt, doch nicht erloschen. Meine Beharrlichkeit, als gelernter Schulmann dem alten „Schulmeister“ ein bleibendes und ehrendes Denkmal zu setzen, sollte indessen nicht unbelohnt bleiben. Anlässlich einer Vortragsreihe in der Grazer Urania zum Thema Bauernhaus habe ich im Dezember 1976 auch über meine vergeblichen Bemühungen um ein altes Schulhaus berichtet und erhielt aus den Reihen meiner Zuhörer den entscheidenden Hinweis.<sup>2)</sup>

Schon am 17. Dezember war ich in Prätis, um an Ort und Stelle das angebliche alte Schulhaus beim Gehöft „Schiester“ in Prätis Nr. 63 zu besichtigen. Meine Überraschung, ein mir seit über zwanzig Jahren bekanntes kleines bäuerliches Wohnhaus als ehemalige Haarstube und alte Schule von Prätis vorgestellt zu bekommen, war berechtigt und entsprechend groß. Man ziehe daraus die Lehre für die volkskundliche Feldforschung, daß der Kreis der Befragten und die Intensität der Befragung nie groß genug sein kann. Das erste Gespräch mit dem Besitzehepaar Friedrich und Maria Prinz verlief grundsätzlich positiv, und die Bereitschaft, die alte Schule dem Österreichischen Freilichtmuseum zu überlassen, war erkennbar. Am 14. Feber 1977 konnte ich in einem zweiten, klärenden Gespräch den Kaufpreis festlegen und eine bindende Zusage erhalten, so daß am 16. März 1977 die Aufnahme des Objektes möglich war. Schon am 9. Mai fing ich mit dem Abbau der Schule an, Ende Oktober wurde im Österreichischen Freilichtmuseum über der Kapelle

beim „Sallegger Moar“ ein geräumiger Bauplatz freigestellt, und am 28. November mit dem Aufbau der alten Prätiser Schule begonnen.

## I.

Diese alte Schule führt uns in eine Zeit zurück, in der man begann, auch die Bauernkinder entlegener Berggebiete in die Bemühungen um eine allgemeine Pflichtschulbildung einzubeziehen. Es erscheint daher angezeigt, am Anfang unserer Betrachtungen der Entwicklung des niederen Schulwesens etwas Aufmerksamkeit zu widmen und einen Blick auf den steinigen Weg zu werfen, der von der mittelalterlichen Pfarrschule über die Trivial- oder Gemeindeschule zur staatlichen Volksschule geführt hat.

Üblicherweise wird Kaiserin Maria Theresia als die Schöpferin der österreichischen Volksschule bezeichnet. Wie die einschlägige Forschung zeigt, sind die Probleme jedoch vielschichtiger, und die Frage, ob die „Allgemeine Schulordnung“ zu Recht als „der Diamant in der Krone Maria Theresias“ bezeichnet wird, bleibt zumindest teilweise offen.<sup>3)</sup> Immerhin, am 6. Dezember 1774 unterschrieb die Kaiserin die „Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämtlichen kaiserl. königl. Erblanden“.<sup>4)</sup> Sie bekannte sich damit zu ihrem am 28. September 1770 niedergeschriebenen Satz: „Das Schulwesen aber ist und bleibt allzeit ein politicum.“ Unter anderem war diese Schulordnung auf die Gründung sogenannter Trivialschulen in den Pfarrorten ausgerichtet. Neben dem Religionsunterricht als Hauptfach sollten das Trivium Lesen, Schreiben und Rechnen, also die sogenannten „einfachen Kulturtechniken“ vermittelt werden. Nun bestanden in den meisten großen Pfarren schon sogenannte Pfarrschulen oder deutsche Schulen, so daß die kaiserliche Schulordnung nicht den Anfang unseres niederen Schulwesens, sondern vielmehr den Beginn einer staatlichen Reform der schon bestehenden Schulen darstellt.

Dem Schulgesetz von 1774 ging eine umfassende Erhebung durch die Kreisämter voraus, die den Auftrag hatten, den Zustand der aus jahrhundertelangen Bemühungen hervorgegangenen Schulen zu ergründen und Verbesserungsvorschläge zu erstellen. Mit Hofdekret vom 8. Febr. 1752 wurden die Kreishauptleute aufgefordert, über das niedere Schulwesen zu berichten, sie wandten sich ihrerseits an die Pfarrer. Diese „Theresianische Schulbefragung“ stellt gewissermaßen das „erste Eingreifen des Staates“ in das niedere Schulwesen dar, das bis dahin nahezu ausschließlich im kirchlichen Bereich gelegen war. Die Meldefreudigkeit der Befragten ließ allerdings zu wünschen übrig, denn bei allen steirischen Kreisämtern gingen von 361 bestehenden Pfarren nur 151 Meldungen ein.<sup>5)</sup> Franz Christoph Graf von Webersberg, Kreishauptmann des Vorauer Distriktes, bezweifelte in seinem zusammenfassenden Bericht die Notwendigkeit, die Anzahl der schon bestehenden Schulen zu vermehren und führte u. a. aus: „... und scheint mir besser zu seyn, wann der Bauernstand die nothwendigkeiten zur Seeligkeit wiste, als wann solcher in dem leßen und schreiben erfahren ist.“<sup>6)</sup> Solchen Auffassungen widerspricht die Theresianische Schulordnung, die sich die Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechts als die wichtigste Grundlage der wahren Glückseligkeit der Nation zur Aufgabe gestellt hat. Zu diesem Zwecke solle „die Finsternis aufgeklärt und jedem der seinem Stande angemessene Unterricht verschafft werden“.<sup>7)</sup> Nach dem geplanten Schulsystem der Kaiserin sind in jeder Provinz eine Normalschule für die Ausbildung der Lehrer (Vorstufe der Lehrerbildungsanstalt), in jedem Kreis mindestens eine Hauptschule

und bei jeder Pfarr- oder Filialkirche eine Trivialschule zu errichten. Schon vorhandene Schulen sind nach § 3 der Schulordnung in dieses System einzuordnen. Allen, die bisher Schulen unterhalten haben, blieb dieses Recht gewahrt, sofern sie sich der neuen Schulordnung einfügten. Neue Schulen sind insbesondere dort zu errichten, wo es bislang keine gegeben hat. Die Kinder sollten zumindest vom 6. bis zum 12. Lebensjahr die Schule besuchen. Unterrichtet wurde fast durchwegs in einem einzigen Schulzimmer, doch saßen Buben und Mädchen getrennt. Die Koedukation war damals also allgemein üblich, wenn man von Ausnahmen in Klosterschulen absieht.<sup>8)</sup> Der Obrigkeit wurde befohlen, die Eltern zum Schulbesuch ihrer Kinder anzuhalten und Verzeichnisse der schulfähigen Kinder zu führen. Für die Erwachsenen bis zum 20. Lebensjahr wurden an Sonntagnachmittagen nach dem Nachmittags-gottesdienst Wiederholungsstunden im Lesen, Schreiben und Rechnen eingeführt. Für jede Schule mußte ein Orts-Schulaufseher bestellt werden. Wir werden diesem auch in Prätis begegnen. Wenngleich vieles dieser Anordnungen vorerst nur auf dem Papier blieb, so gab man sich vielfach doch größte Mühe, die Bevölkerung aufzuklären und für die Schule zu gewinnen. Im Jahre 1776, zwei Jahre nach dem Inkraft-treten der kaiserlichen Schulordnung, zählte man in der Steiermark 720.000 Ein-wohner, wobei auf 3090 Personen eine Schule entfiel. In Kärnten kamen bei 297.000 Einwohnern nur 1142 auf eine Schule, in Oberösterreich hingegen entfielen bei 600.000 Einwohnern 1507 Personen auf eine Schule. Das damalige Böhmen hielt bei 2,300.000 Einwohnern und 2056 Schulen die Spitze, denn dort kamen auf eine Schu-le nur 1118 Personen.<sup>9)</sup>

Konnte die Theresianische Schulordnung auf vorhandene Schulen zurückgreifen, so mußte die Entwicklung des Schulwesens lange zuvor eingesetzt haben. Träger der höheren Bildung waren im Mittelalter ausschließlich die Klöster. Das Late-rankonzil des Jahres 1215 unter Papst Innozenz III. ordnete an, daß alle Kollegial-kirchen mit Schulen verbunden sein müssen. Für die Bildung der Laienwelt erlangten indessen die Pfarrschulen besondere Bedeutung. Für Graz ist uns schon im Jahre 1254 durch die Nennung eines Schulmeisters namens Heinrich eine Schule verbürgt. Der Deutsche Ritterorden erhielt 1278 das Aufsichtsrecht über alle Schulen in Graz, und Kaiser Maximilian bestätigte 1490 dem Orden seine Schulen. 1378 gibt es in Graz bereits eine bürgerliche Stadtschule, 1399 eine Judenschule. Ab dem 14. Jahr-hundert werden Schulmeister und Schulen öfters in Stiftsurkunden genannt. Für folgende steirische Orte sind uns Schulen genannt: Murau (1304), Judenburg (1330), Göss (1350), St. Lorenzen i. Mürztal (1359), Stainz (1365), Pöllau (1375), Leibnitz (1380), St. Lambrecht (1384), Aussee (1408), Hartberg (1425).<sup>10)</sup>

Für Mürzzuschlag wird in einer Stiftungsurkunde etwa um 1409 ein Schulmei-ster erwähnt.<sup>11)</sup> Als Schulerhalter kamen für diese frühe Zeit die Kirche und die Ma-gistrate in Betracht. Der Besuch in diesen Schulen war eher mäßig und blieb nur we-nigen Kindern vorbehalten. Aber noch 1617 schrieb Bischof Jakob Eberlein in sei-nem Visitationsbericht, daß nur wenige Kinder zur Schule kommen, und insbeson-dere die Bauern ihre Kinder nicht schicken, da sie diese von Kindheit an zur Arbeit brauchen und sie es wohl nicht für nötig hielten, lesen und schreiben zu können.<sup>12)</sup> Und so blieb es der Aufklärung vorbehalten, die meist schul- und bildungsfeindliche Bevölkerung „aufzuklären“ und die Aufmerksamkeit des Staates auf die Schule zu lenken.

Leider war den Theresianischen Schulbestrebungen, wie schon erwähnt, nicht der erhoffte Erfolg beschieden, so daß Kaiser Joseph II. mehrmals die Schulord-

nung seiner kaiserlichen Mutter novellierte. Mit dem Hofkanzleidekret vom 16. Oktober 1783 wurde verordnet, daß der Unterricht in den Normal- und Trivialschulen künftig unentgeltlich zu erteilen und hiefür in jeder Pfarre oder Lokalkaplanei ein Schulmeister anzustellen sei.<sup>13)</sup> Die Durchführung stieß auch diesmal vorerst auf Schwierigkeiten. Aber schon das Hofdekret vom 24. März 1785 behandelte in 14 Punkten die beabsichtigte und offenbar notwendig gewordene Neuorganisation des niederen Schulwesens.<sup>14)</sup>

Danach sollen nicht nur in Pfarrorten und Lokalkaplaneien Schulen errichtet werden, sondern insbesondere auch in jenen Orten, die im Umkreis von einer halben Stunde 90 bis 100 schulfähige Kinder aufweisen. Die Errichtung solcher Gemeindeschulen wurde zu je einem Drittel der Grundobrigkeit, der Gemeinde und den Patronen auferlegt. Auf diese Josephinische Schulreform ist letztlich wohl auch unsere Schule in Prätis zurückzuführen, wenngleich erst als späte Frucht. Für die Trivialschulen verlangte das Hofdekret von 1785 die Trennung der Buchstabenlerner und Buchstabierer von den Lesern und Schreibern und damit eine vorerst wohl kaum erreichbare Zweiklassigkeit der Schulen. Im Jahre 1783 wurden die Kreisämter wieder intensiv mit der Schule befaßt und beauftragt, den genauen Zustand aller Schulen aufzunehmen.<sup>15)</sup>

1784 reiste Kaiser Joseph II. durch die Obersteiermark, was nicht ohne Folgen für die schulischen Bemühungen des Landes blieb.<sup>16)</sup> Baron von Waidmannsdorf wurde zum Untersuchungskommissär für die Steiermark bestellt. 1785 legte er einen Bericht über seine Inspektionsreisen vor, in dem er den Kreisämtern kein gutes Zeugnis über den Zustand der Schulen ausstellt.<sup>17)</sup> In diesem Zusammenhang dürfen zahlreiche nach 1786 erfolgte Schulhausbauten gesehen werden. Darunter fallen in der weiteren Nachbarschaft von Stübing Semriach (1787), Stübinggraben (1788), St. Pankrazen (1788), Stiwill (1788), St. Bartholomä (1795).<sup>18)</sup>

War der Schulordnung Maria Theresias im Hinblick auf neue Schulgründungen kein durchschlagender Erfolg beschieden, so hatte sich die Situation nach der Neuorganisation des Schulwesens unter Joseph II. doch erheblich geändert. Die breite Verwirklichung dieser neuen Absichten blieb indessen der Regierung Franz I. vorbehalten, denn erst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts kam es tatsächlich zur Gründung zahlreicher neuer Gemeindeschulen. In der Regel gab es für diese Gemeindeschulen vorerst kein eigenes Schulhaus, sondern die Bauern mußten für den Schulraum wie für die Unterkunft und Verköstigung des Lehrers aufkommen. Dennoch erwachsen aus den meisten Gemeindeschulen, die anfänglich in den Bauernhäusern Unterschlupf finden mußten, spätestens mit dem Reichsvolksschulgesetz von 1869 richtige staatliche Volksschulen, wie das am Beispiel von Prätis zu zeigen sein wird. Erst diese bescheidenen aber zahlreichen Gemeindeschulen — im Bezirk Hartberg kamen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu den bestehenden 25 Pfarrschulen 25 Gemeindeschulen hinzu<sup>19)</sup> — ermöglichten einigermaßen die Erfassung aller schulfähigen Kinder. Wie weit die Pfarr- und Gemeindeschulen um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert oder bald danach das Bildungsniveau der Landbevölkerung anzuheben vermochte, ist schwer zu beurteilen. Das „Drucklesen“, wie man das Lesen damals nannte, lernte mitunter einer vom andern. Das Schreiben schaffte man in der Regel aber nur in der Schule. Unterfertigte Eingaben der Bauern an eine Dienststelle erlauben einen bescheidenen Einblick in die damaligen Schreibkenntnisse auf dem Lande. So „unterschrieben“ 1794 von 126 Bauern der Wenigzeller Pfarre 122 eine Eingabe an das Ordinariat mit einem Kreuz. 1826

verwendeten in der Pfarre Schäffern für eine schriftliche Beschwerde von 23 Bauern noch 12 das Kreuz, und in Stubenberg kreuzten 1846 von 24 Bauern noch 15.<sup>20)</sup>

Erst mit dem Schulplan von 1804 und letztlich mit der „Politischen Verfassung der deutschen Schulen in den deutschen Erbstaaten“ vom Jahre 1806 fanden die Bestrebungen der Aufklärung um die Schulgesetzgebung ihren Abschluß. In dem umfangreichen französisch-deutschen Gesetzeswerk werden die vorangegangenen Schulordnungen bestätigt und den veränderten Umständen und Bedürfnissen der Zeit angepaßt. Insbesondere wird darin auch die Aufsicht über die Trivialschulen geregelt. Kaiser Joseph II. hatte 1789 den Bischöfen die Oberaufsicht über die Schulen entzogen und sie den Gubernien übertragen. Unter seinem Nachfolger Leopold II. wurden die bischöflichen Konsistorien wieder mit der Schulaufsicht betraut.<sup>21)</sup>

Für die Steiermark ist uns mit Normalschuldirektor Frick von Frickenberg aus Graz schon für das Jahr 1778 der erste weltliche Schulinspektor überliefert. Seine Visitationsreisen im Auftrag der Studien-Hofkommission dienten insbesondere auch der Überprüfung des Ausbildungsstandes der Lehrer.<sup>22)</sup> In der üblichen Aufsichtspraxis steht neben dem Ortspfarrer der schon erwähnte Ortsschulaufseher und als übergeordnete Stelle der jeweilige Dechant als Schuldistriktsaufseher. Er war der Vorgänger des späteren Bezirksschulinspektors und war den Kreisämtern und den Konsistorien für seine Tätigkeit verantwortlich. Die staatliche Behörde war für den Unterhalt der Schule und der Schullehrer sowie für den Zustand der Schulhäuser zuständig, die Konsistorien für den Religions- und Schulunterricht sowie für die Moralität der Lehrer. Beim Kreisamt gab es den Kreiskommissär für die Schulagenden. Bei der Diözese betreute ein Domherr als Schulaufseher und Referent für die deutschen Schulen die Schulangelegenheiten des Konsistoriums. In jedem Lande gab es eine Landesstelle und darüber die Studien-Hofkommission, die dem Kaiser verantwortlich war. Bis zum Reichsvolksschulgesetz von 1869 ist es im wesentlichen bei dieser Organisation des niederen Schulwesens geblieben.<sup>23)</sup>

Das Jahr 1848 ging an der Schule allerdings nicht spurlos vorüber. Die Lehrer forderten eine Verbesserung ihrer materiellen Lage und ihrer Ausbildung. Im Vordergrund aber stand die Forderung nach Trennung von Schule und Kirche, Aufhebung der weltlichen und kirchlichen Patronatsrechte, Trennung des Organistendienstes vom Schuldienst, Erteilung des Religionsunterrichtes ohne Beisein des Lehrers. Die 1848 eingeleiteten Bestrebungen trugen allmählich Früchte. So wird 1856 die Einhebung des Schulgeldes an die Gemeinden übertragen. 1863 werden alle Steuerpflichtigen mit dem Schulgeld belastet. 1864 werden die geistlichen und weltlichen Schulpatronate aufgehoben. Die Rechte gehen an die Schulgemeinden über, denen damit auch das Recht erwächst, einen gesetzlich befähigten Lehrer zu ernennen. Das Gesetz vom 25. Mai 1868 bringt vollends die Trennung von Schule und Kirche. Der Staat übernimmt die oberste Leitung, an die Stelle der geistlichen Schulbehörden treten nun Landes-, Bezirks- und Ortsschulräte. Die Kundmachung des Gesetzes über die Schulaufsicht vom 8. Februar 1869 räumt den Ortsschulräten das Recht ein, die Lehrergehälter festzusetzen und befugt die Ortsschulaufseher der Lehrerkonferenz beizuwohnen und den Lehrer während des Unterrichtes zu besuchen. Am 14. Mai 1869 erscheint das Reichsvolksschulgesetz, das am 1. Oktober in Kraft tritt. Mit diesem Gesetz wurde die „Politische Schulverfassung“ von 1806 abgelöst. Statt der sechsjährigen gilt nun eine achtjährige Schulpflicht, vom 6. bis zum 14. Lebensjahr. Es überrascht nicht, daß die „Neuschule“ Befürchtungen hervorrief, der erweiterte Lehrplan werde die Kinder dem Bauernhause entfremden und zur Abwan-

derung in die Stadt führen. Mit 4. Februar 1870 wurde dem Lehrer die Ausübung des Mesnerdienstes verboten, der Organistendienst bleibt erlaubt. Einen letzten Strich unter die alte Schule setzte das Gesetz über die Errichtung des Schullehrerpensionsfonds von 1870, wodurch auch der Lebensabend der Lehrer wirtschaftlich gesichert war. Damit endete vorerst eine jahrhundertelange Entwicklung, die von den ersten Pfarrschulen des Mittelalters über die lange Epoche des kirchlichen Schulwesens unter dem Einfluß von Aufklärung und Liberalismus die Schule aus der Bevormundung der Kirche führte und zu einer staatlichen Einrichtung werden ließ.<sup>24)</sup>

Wenn hier die Verdienste von Kirche und Staat für die Entwicklung der Schule angedeutet wurden, so sollte am Ende dieses Kapitels der „Schulmeister“ als der Träger und Vermittler dieser Bemühungen nicht unerwähnt bleiben. Wie gezeigt wurde, stand er, vielfach bis zum Reichsvolksschulgesetz von 1869, meist in großer Abhängigkeit zur Kirche. Allerdings schufen ihm die zusätzlichen Verpflichtungen als Mesner und Organist oft erst seine wirtschaftlichen Lebensgrundlagen. Zahlreiche diesbezügliche Verträge in den Pfarrarchiven bezeugen uns dies. So hatte etwa der Friedberger Schulmeister im Jahre 1617 täglich zweimal zum englischen Gruß und allenfalls für die Verstorbenen zu läuten. Im Sommer waren ihm 3 oder 4 Schüler anvertraut, im Winter waren es bis zu 15. Dafür erhielt er von jedem Friedberger Bürger 18 kr. und von jedem Schüler 15 kr.<sup>25)</sup> In den meisten Pfarren waren Verpflichtung und Entlohnung des Schulmeisters ziemlich ähnlich. In seiner Eigenschaft als Mesner erhielt der Schullehrer eine Naturaliensammlung, die vom Korn, über Weizen und Mais, Fleisch, Flachs und Eiern bis zum Wein reichen konnte. Als Mesner und Organist erhielt er aber auch den Anteil an der sogenannten Stola und an den Zinsen für die Meßstiftungen. Für Uhraufziehen, Kirchensäubern, Waschen der Kirchenwäsche u. a. m. gab es Sondervergütungen. Das Schulgeld für den Lehrer war in der Regel eher bescheiden.<sup>26)</sup> Vom Schulmeister wurde erwartet, daß er einen Gottesdienst erbaulich gestalten konnte, was wiederum die Beherrschung einiger Instrumente, insbesondere der Orgel, voraussetzte. Aber er hatte auch als Vorbild zu gelten für ein christliches Leben und für gute Sitten. Wir werden in Prätis eine Reihe solcher Schulmeister noch finden, die das Maß erhoffter Vollkommenheit mehr oder weniger erbracht haben. In größeren Orten, wo sich außer den kirchlichen Funktionen noch andere Einnahmequellen boten, konnte es der Schulmeister bisweilen auch zu einem gewissen Wohlstand bringen, wie der Nachlaß des 1784 in Pöllau verstorbenen Schulmeisters Franz Filmsoser zeigt. Neben seinen Einkünften als Schulmeister, Organist und Stiftschreiber verhalf ihm eine einträgliche Heirat zu ansehnlichem Wohlstand. Filmsoser hinterließ ein Barvermögen von 345 fl., ein umfangreiches Inventar, darunter ein spanisches Rohr.<sup>27)</sup> Auch der Hartberger Schulmeister des Jahres 1675 war ein gutsituierter Mann. Er mußte aber auch einen Kantor halten und einen Diskantisten, mußte für die verschiedenen Stimmen im Chor und für den Mesner sorgen u. a. m.<sup>28)</sup>

Indessen blieb der Schulmeister in kleinen Pfarren ein armer Mann, wie jener Pferschy von Mönichwald, der trotz der Fülle seiner Aufgaben weder wohlhabend noch angesehen war.<sup>29)</sup> Die Ausbildung der Schulmeister war lange uneinheitlich, und anfänglich überwogen die ungeprüften Schullehrer, die aus den verschiedensten Berufen kamen. Indessen begann das Ansehen der „Winkelschullehrer“ mit der Allgemeinen Schulordnung von 1774 zu erlöschen, zumal die Normalschule für die Ausbildung der Lehrer besondere Bedeutung erhielt.<sup>30)</sup> Doch es werden uns noch lange ungeprüfte Schullehrer begegnen, denn von den Schulmeistern früher Pfarr-

und Gemeindeschulen bis zu den kenntnisreichen Oberlehrern unserer Kindheit — ganz zu schweigen von den Oberschulräten unserer Tage — führt ein weiter und mühevoller Weg.

Indessen wir sollten uns wünschen, daß alle, die heute in der Schule lehren, neben der Meisterschaft ihres Verstandes auch jene ihres Herzens entfalten, indem sie den ihnen anvertrauten Schülern nicht nur mit ihren Gaben des Wissens, sondern insbesondere auch mit jenen der Güte und Liebe begegnen, damit uns der „Schulmeister“ im besten Sinne des Wortes auch in unseren nüchternen Tagen die Schule zur geistigen Heimat unserer Jugend werden läßt.<sup>31)</sup>

## II.

Die Schule von Prätis liegt etwa 6 km von Pöllau entfernt, gehörte zum Dekanat Pöllau, wurde daher von Pöllau aus ins Leben gerufen und von dort betreut. Die Einsicht in die Schulvisitationsprotokolle des Dekanates Pöllau gibt ein eindrucksvolles Bild von den Bemühungen um die Entwicklung der Schulen in diesem Raume.<sup>32)</sup> Obgleich für Pöllau schon für 1375 ein Schulmeister bezeugt ist, führt Dechant Stadl 1773 noch berechtigte Klage, daß die Bürgerschaft des Ortes, Weber, Schneider, Schuster und andere Handwerker, ihre Kinder zum Handwerk anhielten und offenbar zuwenig in die Schule schickten, so daß der Schulmeister vom Kinderlehren allein sein Auskommen nicht finden könne. Das Ausbleiben in der Schule trifft in noch höherem Maße für die Bauernkinder zu. Stadls Nachfolger Karl Joseph Kellner gewann als Dechant und Schuldistriktsaufseher von Pöllau für das Schulwesen des ihm anvertrauten Gebietes besondere Bedeutung. Er war ein überzeugter und begeisterter Anhänger der Schule und unentwegt bemüht, die Bevölkerung über den Wert und die Notwendigkeit dieser Einrichtung aufzuklären. Wir werden ihm auch als den Begründer der Schule von Prätis begegnen. Seine Visitationsberichte sind mit besonderer Sorgfalt und Ausführlichkeit abgefaßt und stellen uns den Schulpionier Kellner mit all seinen Sorgen und Aktivitäten vor.<sup>33)</sup> 1779 kommt es in Pöllau zur Gründung einer Hauptschule, die allerdings mit der Aufhebung des Stiftes ihre Tätigkeit wieder einstellt, und es verbleibt den Pöllauern nur die Trivialschule. Aber auch diese wird im Jahre 1806 bei 105 schulfähigen Kindern nur von 74 besucht. Kellner verstärkt seine Bemühungen, und eine allgemeine Kinderbeschreibung erfaßt 600 schulfähige Kinder, von denen 350 eingeschult werden und 234 tatsächlich zur Schule kommen. Die in einem ehemaligen „Schütthaus“ oder Getreidekasten untergebrachte Schule wurde nun zu eng; in einem Zimmer mußten 90, in einem zweiten 80 Kinder untergebracht werden. Über Pöllau, wo 1807 nur 37 Kinder die Schule besuchten, obgleich 64 dorthin eingeschult waren, berichtet Kellner, die alten Leute stellen die alte, rohe Welt dar und hassen, was ihnen neu erscheint, wie Lesen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus Nr. 4 und möchten es ausrotten. „Es gibt hier ein unbeugsames Volk, wahre Naturmenschen eigensinnig und zum Teil so unwissend, daß sie den Sinn eines Predigers nicht verstehen.“ Die jungen Leute hingegen folgten gern den Worten des aufgeklärten Priesters, schreibt Kellner.<sup>34)</sup>

Die Berichte Kellners machen die damalige Situation im Schulwesen, aber auch jene in der bäuerlichen Bevölkerung erkennbar. Was Kellner für Pöllau berichtet hat, wird man im wesentlichen auch für Prätis annehmen dürfen, insbesondere für jene Zeit, in der Kellner seine ersten Versuche unternahm, die Bauern von Prätis für die Errichtung einer Schule zu gewinnen. Über die alte Schule in Prätis gibt es

zwar keine lückenlose Darstellung, doch geben einige historische Quellen reichlichen Aufschluß über die Entstehung der Gemeindeschule Prätis und ihren Werdegang zur staatlichen einklassigen Volksschule, als die sie dann bald in das neue Schulhaus übersiedelte. Diese kurze, doch für unsere alte Prätiser Schule so wichtige Zeitspanne von der Wende ins 19. Jahrhundert bis zum Jahre 1880 soll hier aufgezeigt werden. Die einschlägigen Faszikeln des Diözesanarchivs, ergänzt durch jene des Landesarchivs und die Arbeit von Bruno Brandstetter wurden als Quellen und Unterlagen schon erwähnt.<sup>35)</sup>

Als eine besonders ergiebige Geschichtsquelle erschließt sich uns indessen die Chronik der Schule Prätis. Sie wurde mit 21. November 1885 vom damaligen Schulleiter Theodor Nagy, der im Jahre 1883 aus Schönau nach Prätis gekommen war, eröffnet. Nagy mußte daher alle vor dem Jahre 1885 liegenden Ereignisse auf Grund von Akten und Überlieferungen zu Papier bringen. Da er seine Quellen zumeist nicht zitiert, sind Fehler leider nicht auszuschließen. Das soll keine Schmälerei der Verdienste des ersten Chronisten von Prätis sein, sondern nur die Aufmerksamkeit und Kritik des Historikers herausfordern. Nagy hat die Chronik sicher umsichtig und gewissenhaft geführt und sie insbesondere durch seine schöne Kurrentschrift zu einem kalligraphischen Meisterstück gemacht. In dem mit 21. November 1885 datierten Vorwort bezieht sich Nagy auf den „Erlaß des k.k. Landesschulrathes vom 6. Juni 1878, Z. 3364“, wonach die Chronik, sofern die Schule schon vor dem Reichsvolksschulgesetz bestand, in zwei Teilen abzufassen ist. „Der I. Theil umfasse die Zeit der Gründung der Schule bis zu dem Jahre 1868/69; der II. Theil die fernere Zeit.“ Zum Schluß heißt es: „Zum Behufe der Abfassung der Schulchronik nehme der Lehrer von allen vorhandenen Schulacten Einsicht und excerptiere aus denselben dasjenige, was für den Zweck wichtig und verwendbar erscheint . . . Die Schulchronik umfasse Alles, was auf die Schule Bezug hat und von Belang und Wert ist. Ihr Inhalt sei wahr, die Darstellung klar und bündig. Bei historischen Angaben ist die Quelle, aus der sie geschöpft wurden, anzuführen, bei Erwähnung mündlicher Überlieferung der Gewährsmann zu nennen.“

Diese unmißverständlichen Forderungen wurden leider nicht immer befolgt, dennoch versichert der Chronist in seinem Vorwort, sich „stricte an den officiellen Plan einer Schulchronik“ zu halten und daß er „zwischen den einzelnen Abschnitten keinen Raum belassen werde, da in der Folge die Weiterführung nach Schuljahren zu geschehen hat.“<sup>36)</sup>

Leider ist es Nagy nicht gelungen, alle historischen Quellen freizulegen, die über die ersten Versuche, in Prätis eine Schule zu gründen, Auskunft geben. Es mußten daher für diese Darstellung auch andere Unterlagen herangezogen werden, um bestehende Lücken zu schließen und Ergänzungen zu finden. Dies geschah insbesondere durch die schon erwähnte Einsichtnahme in die Schulakten des Dekanates Pöllau im Diözesanarchiv Graz.

Nagy setzt in der Chronik den Beginn schulischer Tätigkeit für Prätis mit 1825 an und schreibt: „Anfänglich war eine Schule in dieser Gemeinde nur dann möglich, wenn ein menschenfreundlicher Hausherr ein Zimmer oder ein Häuschen dazu hergelassen und die Schuldistriktsaufsicht die Bewilligung zur Errichtung einer Schule gegeben hatte.“<sup>37)</sup> Laut Chronik soll erstmals durch vier aufeinanderfolgende Jahre von 1825 bis 1829 bei Mathias Allmer, vlg. Steinhiasl, Schule gehalten worden sein. Diese Feststellung ist unrichtig, denn ältere Quellen bezeugen einen wesentlich früheren Beginn der schulischen Bestrebungen in Prätis. So ist einer von Dechant Kell-

ner angefertigten Übersichtsliste zu entnehmen, daß die Gemeindeschule von Prätis in der Haarstube des Besitzers Peter Faist, vlg. Schiester, also in unserer Schule, schon im Jahre 1809 bestand. Als Lehrer wirkte damals 72jährig der ehemalige Eremit Michl Merkl, der richtig Franz Markl geheißen haben soll.<sup>38)</sup> In seinem Schulvisitationsprotokoll des Jahres 1809 schreibt Dechant Kellner anlässlich des Ablebens des ersten Prätiser Schulmeisters: „Michl Merkl, 72 Jahre alt, ein gewester Eremit, ein Mann der Welt ganz abgestorben. Er lehrte mit Eifer und großem Nutzen in der Gemeind Prätis. Er würde in dieser Gemeinde es weit gebracht haben, wenn es nicht dem Allerhöchsten beliebt hätte diesen Lehrer von dieser Welt in eine bessere zu nehmen. Er starb den 26. September 1809.“<sup>39)</sup> Wenn Kellner über Markl sagt: „... er lehrte mit Eifer“, so darf man gewiß annehmen, daß Markl dies auch schon vor seinem Tode, also vor dem Jahre 1809, getan hat. Brandstetter berichtet nämlich in seinem Buch, leider ohne Angabe einer genauen Quelle, daß Markl laut Bericht Kellners von 1809 „zehn Jahre in Prätis“ gewesen sei und damals als Gemeindeglehrer 18 Schüler hatte.<sup>40)</sup>

Somit darf die Gründung unserer Gemeindeschule von Prätis in der Haarstube beim Gehöft „Schiester“ für 1799 angesetzt werden. Als erster Schulmeister begegnet uns dort der um 1740 (1738) geborene auch in Friedberg, Pernegg und Birkfeld tätig gewesene ehemalige Eremit Franz Markl oder „Michl Merkl“, wie ihn Kellner nannte.<sup>41)</sup>

Für das Jahr 1809 wird die Gemeindeschule bei Peter Faist, vlg. „Schiester“, in Prätis in dem schon erwähnten „Summarium“<sup>42)</sup> mit folgenden Zahlen ausgewiesen: Für 36 Häuser sind 57 Kinder schulfähig, davon sind 38 Knaben und 19 Mädchen, schulbesuchend sind indessen nur 35 Kinder, 25 Knaben und 10 Mädchen. Als Lehrer wird wiederum „Franz Merkl 72 Jahre“ erwähnt.

Ein Bericht des Jahres 1806 „Schulsachen Pöllau“<sup>43)</sup> weist für Prätis 74 schulfähige Kinder aus, davon 37 Knaben und 37 Mädchen, die Schule besuchten allerdings nur 22, nämlich 13 Knaben und 9 Mädchen. Mit dem Tode Markls hörte unsere Schule in der Haarstube beim „Schiester“ zunächst auf, um erst 1835 wieder aktiviert zu werden. Das heißt aber nicht, daß in Prätis nicht Schule gehalten worden wäre, denn im Jahre 1809 erwähnt Dechant Kellner in seinem „Summarium“<sup>44)</sup> eine zweite Schule für Prätis, die vermutlich die Nachfolge der Schule beim „Schiester“ angetreten hat. Und zwar war sie „im oberen Prätiser Viertel beim Simerl in Stein“ untergebracht. Für 9 Häuser werden 30 schulfähige Kinder angegeben, 20 Knaben und 10 Mädchen; 12 Knaben und 6 Mädchen, also insgesamt 18 Kinder besuchten die Schule beim Simerl in Stein tatsächlich. Im Schulvisitationsprotokoll von 1809 berichtet Kellner über eine Lehrerin, die den Kindern Unterricht erteilte. Kellner schreibt: „Maria Baumgartnerin eine sehr fromme Witwe hält in einer zwei Stunden von hier entfernten Gegend Schule. Ihr Unterricht wirkte schon so viel, daß die Kinder in dem Ausfragen aus der heiligen Religion sehr wohl bestehen, welches man ihrem Fleiße zuzuschreiben hat. Das Lesen und Schreiben geht etwas langsamer her (15. Nov. 1809).“<sup>45)</sup> Maria Baumgartnerin dürfte in der Steiermark wohl eine der ersten Lehrerinnen auf dem Lande gewesen sein. Wie Franz Markl war auch sie ungeprüft.

Nach der Erschließung der ältesten Quellen für die Geschichte unserer Prätiser Schule wenden wir uns nun wieder der Schulchronik zu. Hier wird, wie schon erwähnt, für die Jahre von 1825 bis 1829 die Schule im Gehöft des Mathias Allmer, vlg. Steinhiasl, Prätis Nr. 53, genannt. Das Gehöft bestand aus Wohn- und Wirt-

schaftsgebäude, Haarstube und Hausmühle (Grundbuch Hartberg, KG. Prätis, EZ. 30, vlg. Steinanderl, heute Steinpeter; Urb. 1, Herrsch. Pöllau, Amt Prätis). Der Hof befindet sich noch heute im Besitz der Familie Allmer. Auch diese Schule war in einer Haarstube untergebracht, in der auch der Lehrer gewohnt haben soll.<sup>46)</sup> Im Jahre 1829 übersiedelte die Schule für 3 Jahre in die Haarstube des Peter Haas, vlg. Peter im Baumgarten, Prätis Nr. 10 (Grundbuch Hartberg, KG. Prätis, EZ. 60, vlg. Hansjörgl im Baumgarten; Urb. 36, 38, Herrsch. Pöllau, Amt Prätis). Das Gehöft bestand aus Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Holzhütte, Feldkasten, Hütte, Hausmühle und Söllnerhaus Nr. 9<sup>47)</sup>, offenbar die umgebaute Haarstube. Seit 1790 war der Hof im Besitz der Familie Pailler, 1852 folgte die Familie Haas. Die Haarstube stand unterhalb des Wohn- und Wirtschaftsgebäudes am Hang und wurde, wie später auch unsere Haarstube beim Schiester, in ein Wohnhaus umgebaut. Schließlich kam die Schule im Jahre 1833 für 2 Jahre in die Haarstube des Anton Allmer, vlg. Toni in der Grub, Prätis Nr. 17 (Grundbuch Hartberg, KG. Prätis, EZ. 45, vlg. Hansl, jetzt Peter in der Grub; Urb. 106, Herrschaft Neuhaus). Zum Wohn- und Wirtschaftsgebäude zählen noch Keller, Holzhütte und Haarstube.

Nun schließt sich der Kreis unserer schulischen Wanderschaft, und die Prätiser Schule kehrt zum „Schiester“ zurück. Im Jahre 1835 bewog der Nachfolger Kellers, der Schuldistriktsaufseher Dechant Georg Falk, den Prätiser Richter Peter Rieger, vlg. Fuchs, die schon genannte und bereits von Franz Markl als Schule benutzte Keusche (Haarstube) des Peter Faist, vlg. Schiester, wieder als Schule zu mieten. „Und so diene dieses Häuschen bis zum Jahre 1880 immerfort zu Schulzwecken, obwohl es den an ein Schulhaus zu stellenden Anforderungen in nichts entsprach.“<sup>48)</sup> So berichtet der Chronist, und er hat damit sicher recht, denn der auf uns überkommene Zustand des alten Schulhauses darf keinesfalls für die Jahre von 1835 bis 1880 als gegeben angenommen werden, wie die hauskundliche Besprechung des Objektes noch zeigen wird. Dennoch scheint die Lage des alten Schulhauses durchaus für die Entscheidung des Jahres 1835 und für jene von 1799 zu sprechen, denn auch das 1880 erbaute neue Schulgebäude steht in unmittelbarer Nachbarschaft zur alten Schule, nahe dem Gehöft „Schiester“ an der Straße, die von Pöllau kommend zum Schloffereck führt. Die Schule Prätis wurde von 1799 bis zum Reichsvolksschulgesetz von 1869 als Gemeindeschule geführt, und die Bestellung der Lehrer erfolgte in dieser Zeit mit Zustimmung der kirchlichen Behörde, also des Schuldistriktsaufsehers und Dechants von Pöllau. Das Bestellsdekret wurde vom erzbischöflichen Konsistorium ausgestellt und hatte im Jahre 1828 folgenden Wortlaut:

„Der Gehülfe oder Schullehrer N. N. wird in Ansehung seiner für einen Schuldienst anerkannten Tüchtigkeit und guten Aufführung auf die gesetzmäßige Präsentation des Pfarrers und der Gemeinde mittels des gegenwärtigen Dekretes als Schullehrer zu . . . angestellt. Man versieht sich zu demselben, daß er den Dienst ungesäumt antreten, und durch eifrige Erfüllung aller seiner Pflichten sich der Bestätigung der hohen Landesstelle würdig machen werde.

Von dem erbz. Consistorium  
Graz dem 1. Dezember 1828.“<sup>49)</sup>

Einen bescheidenen Einblick in die geistig-schulische Ausbildung der Prätiser Gemeindevertreter um das Jahr 1820 gibt uns die Tabelle der Katastralgemeinde des Verwaltungsbezirkes Hartberg. Für Prätis „unterschrieben“ 1820 vier Vertreter mit der eigenen Unterschrift, während sich fünf Bauern aus Prätis noch des Kreuzes bedienen mußten.<sup>50)</sup>

Entstehung und Entwicklung unserer alten Schule werden am besten gegenwärtig, wenn wir vorerst die Reihe jener Lehrer überblicken, die bis zum Bau der neuen Schule in Prätis gewirkt haben.

1. Am Beginn steht der schon genannte Franz Markl (Michl Merkl), der seit 1799 zehn Jahre in der Haarstube beim Schiester unterrichtete, und dessen Schülerstand von anfänglich 18 bis zu 57 Schülern im Jahre 1809 schwankte. Am 23. September des Jahres 1809 ist der erste Schulmeister von Prätis gestorben.

2. Maria Baumgartnerin wird für 1809 als Lehrerin im oberen Prätiser Viertel beim Simerl in Stein genannt.

Für die Zeit bis 1834 kennen wir zwar verschiedene Bauernhöfe, in denen unterrichtet wurde, die Lehrer sind uns indessen unbekannt.

3. Johann (Georg) Durfmayer (1834—1837) kommt im Oktober des Jahres 1834 als „Schullehrer“ nach Prätis. Er wurde im Alter von 64 Jahren von der Gemeinde mit Bewilligung des Schuldistriktsaufsehers Dechant Georg Falk angestellt. Durfmayer wirkte 3 Jahre in Prätis und reiste von dort im Jahre 1837 ab. Er unterrichtete ganztägig und hatte aus 37 Häusern 32 eingeschulte und 12 auswärtige Schüler, also insgesamt 44. In der Sonntagsschule unterrichtete er ganzjährig 36 Schüler. Die Entlohnung war bescheiden. Durfmayer erhielt 10 kr. monatlich je Kind und wurde abwechselnd bei den Besitzern in „freier Station“ verköstigt.<sup>51)</sup>

4. Johann Werther (1837—1840) war Lehrer in Winkl<sup>52)</sup>, ehe er die Stelle in Prätis antrat und kam von hier in eine Gemeindeschule des Dekanates Birkfeld.

5. Josef Dunsinger (1840—1841) kam im November 1840 und blieb nur ein Jahr in Prätis. In der Schulchronik werden für Dunsinger allerdings 3 Jahre angegeben, das stimmt aber nicht, da der neue Lehrer schon 1841 eintrifft.<sup>53)</sup>

6. Anton Leiner (1841—1847) kommt als geprüfter Lehrer in unsere Schule. Er mußte allerdings wegen „Nachlässigkeit und Trunkenheit“ entlassen werden und verließ am 31. August 1847 Prätis. An der „Salzstraße“ in Obersteiermark soll er wieder eine Lehrerstelle erhalten haben.<sup>54)</sup>

7. Johann Fürst (1847—1850) wurde 1829 in St. Ruprecht a. R. geboren und trat als definitiver, geprüfter Lehrgehilfe mit 17 Jahren die Nachfolge Leiners an. Im Jahre 1847 hatte er 67 Schüler, sonntags waren es 25. Sein Einkommen wurde auf 25 fl. geschätzt. 1850 kam Fürst als Schulgehilfe nach Gleisdorf und starb dort 1858 im Alter von 29 Jahren.<sup>55)</sup>

8. Ignaz Fischer (1850—1867) wurde 1806 als Sohn des Leinwebermeisters Stefan Fischer in Schachen geboren und starb am 24. August 1867, nachdem er 17 Jahre Lehrer in Prätis gewesen war. Fischer wurde 1850 von der Gemeinde unter dem Richter Franz Kroich und dem Schuldistriktsaufseher Dechant Andreas Scherer angestellt. Als Lehrer war er ungeprüft, hatte indessen das Handwerk eines Zimmermannes erlernt und war überdies Abschieder<sup>56)</sup>, also ein aus dem Militär entlassener Soldat. Nach den damals geltenden Schulgesetzen durften ungeprüfte Lehrer längst nicht mehr angestellt werden, doch war man in der Praxis offenbar durch die Gesetzeslage überfordert und behalf sich mit den gegebenen Möglichkeiten. Ignaz Fischer hatte 1844 im Alter von 38 Jahren als Söldner<sup>57)</sup> und Zimmermann die Anna Maria Kandlbauer aus Kleinschlag geheiratet und wohnte im Hause Prätis Nr. 57. Dort wurde ihm 1850 eine Tochter geboren. Fischer hauste also nicht wie seine Vorgänger in unserer alten Schule, was mit Frau und Kind den damaligen Gegebenheiten entsprechend wohl nicht möglich gewesen wäre. Die Schülerzahl Fischers schwankte

zwischen 52 im Jahre 1851 und 82 im Jahre 1863. Der ausgewiesene Höchststand wurde im Jahre 1860/61 mit 87 Schülern erreicht, davon waren 43 Knaben und 44 Mädchen. Das Einkommen Fischers betrug im Jahre 1852 ganze 15 fl. und war „das niedrigste aller Gemeindeführer“. Im Jahre 1861 erhielt er unter dem Ortsschulinspektor Markus Derler allerdings schon 60 fl. Fischer unterrichtete an Wochentagen von 9 bis 12 Uhr und von 1 bis 3 Uhr, am Samstag nur von 1 bis 3 Uhr. Das Schuljahr dauerte damals von Anfang November bis Mitte September. Noch im Jahre 1861 hatte Fischer als Lehrer keine Prüfung. Es ist nicht überliefert, ob er jemals eine solche abgelegt hat, wahrscheinlich wohl nicht, denn Fischer war 1861 bereits 57 Jahre alt.<sup>58)</sup>

9. Wenzel Wolf (1867—1868). Dechant Andreas Piebetz wollte als Schuldistriktsaufseher 1867 nur die Gemeindefschulen Schönau und Prätis belassen und nach Auflösung der Gemeindefschule Winzendorf den dortigen Lehrer Paul Indrischek nach Prätis versetzen, doch scheiterte dieser Plan am Widerstand des Bezirksschulrates Pöllau. So wurde dem „Wenzel Wolf, einem herumreisenden, mit Lehrzeugnissen versehenen Individuum, dieser Posten verliehen. Wolf wurde mit Ende des Wintersemester (1868) seiner Sittenlosigkeit (und Trunksucht) wegen aus dem Schuldienst entlassen.“ Für die Schulkinder wurde damals jährlich eine Schulmiete von 10 kr. und ein Beitrag für Brennholz von gleichfalls 10 kr. bezahlt. Unterrichtet wurde zeitweise auch von 11 bis 2 Uhr, und es kamen dazu auch die meisten Kinder aus Köpplreith und die anwohnenden Kinder aus Zeil-Pöllau.<sup>59)</sup>

10. Franz Terler (1868—1880) wurde 1823 in Anger geboren und war vor seiner Anstellung in Prätis Lehrersupplent in Piregg bei Birkfeld gewesen. Er wurde mit Datum vom 29. September 1868 unter dem Gemeindevorsteher Johann Kohl, vgl. Statthansl, als letzter Gemeindeflehrer in Prätis angestellt. Die Stelle wurde ihm laut Dekret vom 4. Oktober 1868, Z. 575, mit der Weisung, seinen Dienst als Lehrersupplent mit 1. November 1868 anzutreten, verliehen. Terler hauste noch im alten Schulhaus und schied vor dem Umzug in das neue Schulgebäude am 31. August 1880 mit einer Abfertigung aus dem Dienst. In seine Amtszeit fällt der durch das Reichsvolksschulgesetz von 1869 bedingte Übergang von der Gemeindefschule zur staatlichen Volksschule. Leider sind von Terler darüber keine Zeugnisse hinterlassen worden. Während seiner Amtszeit erfolgte aber auch der Bau der neuen Schule. Unterricht wurde damals täglich von 8 bis 11 Uhr und von 12 bis 2 Uhr erteilt. Die Hauptferien lagen vor 1878 in der Zeit vom 15. September bis 1. November. Danach wurden sie um 2 Wochen vorverlegt.<sup>60)</sup>

11. Franz Metliczka (1880—1883) unterrichtete zwar nicht mehr in unserer alten Schule. Er sei dennoch erwähnt, denn er bezog am 6. September 1880 mit seiner Frau, einer ungeprüften Handarbeitslehrerin, als Lehrersupplent das neue Schulhaus und setzte damit einen neuen Anfang für die Schule von Prätis. Metliczka, der, wie teilweise schon sein Vorgänger, bereits unter den neuen Bedingungen des Reichsvolksschulgesetzes von 1869 unterrichtete, erhielt eine Remuneration von 360 fl. Da er seine Lehrbefähigungsprüfung nicht abgelegt hatte, wurde er 1883 von seinem Dienst entlassen.<sup>61)</sup>

12. Theodor Nagy (1883—1886), geboren 1858, sei als Verfasser der Schulchronik für unsere Berichtszeit als letzter in dieser Reihe der ersten Schulmeister von Prätis erwähnt. Er kam am 25. September 1883 als provisorischer Lehrer und Schul-

leiter an die neue Schule, hatte die Reifeprüfung und war mit 24 Jahren 1882 Lehrer in Schönau gewesen. Im Jahre 1884 wurde Nagy definitiv und erhielt eine Remuneration von 385 fl. (70%). Im Jahre 1886 verließ er Prätis und kam als Unterlehrer nach St. Lorenzen.<sup>62)</sup>

Das Einkommen der Lehrer war zu verschiedenen Zeiten recht unterschiedlich. Die erste diesbezügliche Überlieferung in Prätis betrifft die Lehrerin Maria Baumgartnerin, von der es in diesem Zusammenhang nur heißt, daß ein Lehrer von ihrem Einkommen nicht hätte bestehen können.<sup>63)</sup> Aus dem Jahre 1834 wird uns berichtet, daß dem Lehrer 10 kr. monatlich je Kind zuerkannt wurden, und er von den Bauern reihum verköstigt werden mußte. Im Jahre 1852 betrug die Entlohnung für den Lehrer 15 fl. und stieg 1861 auf 60 fl. an.<sup>64)</sup> Mit dem Reichsvolksschulgesetz von 1869 wurde die Schule Prätis in die 3. Gehaltsklasse eingestuft, deren Ausmaß gemäß des Gesetzes vom 4. Februar 1870 600 fl. betrug. Aber schon mit Gesetz vom 3. Mai 1874 wurde die Prätiser Schule in die 4. Gehaltsklasse zurückgereiht, und das Lehrgelohlt damit um 50 fl., also auf 550 fl., vermindert.<sup>65)</sup>

Als Religionslehrer fungierten in Prätis stets Kapläne aus Pöllau. Es waren dies für die Zeit unserer alten Schule:

1. Josef Proboscht vom 1. November 1868 bis August 1873
2. Eduard Leifert von 1873 bis 1877
3. Anton Scherz von 1877 bis Jänner 1878
4. Anton Zotzek von 1878 bis Februar 1883<sup>66)</sup>

Schuldistriktsaufseher war bis zum Reichsvolksschulgesetz stets der Dechant von Pöllau, und zwar:

Dechant Karl Joseph Kellner (bis 1834), Dechant Georg Falk (1834—1848), Dechant Andreas Scherer (1848—1858), Dechant Josef März (1858—1867) und Dechant Andreas Piebetz (1867—1869).

Die Schulaufsicht war bereits seit der Allgemeinen Schulordnung Maria Theresias geregelt, aber erst die „Politische Verfassung der deutschen Schulen in den k. k. deutschen Erbstaaten“ von 1806 wurde für Prätis spürbar wirksam. Unter „Aufsicht und Leitung des Schulwesens“ heißt es dort bei § 1: „Die nächste unmittelbare Aufsicht über jede Trivialschule, und auf dem Lande auch über jede Hauptschule ist dem Ortsseelsorger anvertraut. Dieser ist nicht nur dazu geeignet, weil der Religionsunterricht der Haupttheil der Belehrung an Volksschulen ist, sondern auch dadurch, weil der geistliche Stand vermöge seines Berufes dem Staate beim Lehramte überhaupt dienen soll, und darin vormals auch am meisten gedient hat. Jeder Ortsseelsorger hat demnach sowie über den Religions- also auch über den Schulunterricht, über das methodische Verfahren, über den Wandel des Schullehrers, über den Fleiß und die Sittlichkeit der Schüler, und über das Anhalten der Eltern in Hinsicht auf das Schicken ihrer Kinder zur Schule zu wachen, die Gebrechen mit sanftem Ernste zu verbessern, und bei nicht erfolgter Besserung die Anzeige an den unmittelbaren höheren Aufseher zu machen.“<sup>67)</sup>

Laut § 2 des zitierten Gesetzes war dieser unmittelbar höhere Aufseher der Schuldistriktsaufseher, dem wir schon mehrfach begegnet sind.

Nachdem die Gemeindeschule Prätis gemäß Reichsvolksschulgesetz von 1869 „Staatsanstalt“ geworden war, unterstand sie dem Bezirksschulrat Pöllau, der in den Jahren 1869 bis 1875 aus folgenden Mitgliedern bestand: Pirner Ferdinand, k. k. Bezirkshauptmann, Vorsitzender; Lökher Matth., Bezirksschulinspektor,

Stellv. d. Vors.; Genser Josef, Gemeindevorsteher in Zeil-Stubenberg; Hochegger Josef, Grundbesitzer in Unterneuberg; Haushofer Math., Kaufmann in Pöllau; Karner Josef, Hausbesitzer in Pöllau; Rasko Josef, Pfarrer in St. Johann bei Herberstein; Rothschedl Al., Lehrer in Pöllauberg, und Wolfbauer Anton, Lederer und Hausbesitzer in Pöllau.

Das Amt des Bezirksschulinspektors bekleidete in den Jahren 1869 bis 1875 Matth. Lökher, Lehrer in Hartberg, danach Lehrer in Waltendorf bei Graz. Im Jahre 1875 wurde Franz Proboscht, Lehrer an der Franz-Josef-Schule in Graz, zum k. k. Bezirksschulinspektor ernannt und 1881 auf abermals sechs Jahre in diesem Amte bestätigt.

Als Ortsschulaufseher sind uns überliefert: Franz Kroich (1835), Anton Pichler (1849), Markus Derler (1861), Lorenz Heil (1872—1875), Simon Kronberger (1876 bis 1880) und Eduard Mayler (1880—1885).

Mit dem Reichsvolksschulgesetz wurde der Ortsschulrat gegründet. Bis 1872 unterstand die Schule Prätis allerdings noch dem Ortsschulrat Pöllau. Im September 1872 wurde im Hinblick auf den am 22. April 1872 erstellten Schulsprengel ein eigener Ortsschulrat ins Leben gerufen. Dabei entfielen auf die Gemeinde Prätis vier Mitglieder, auf Köppelreith zwei und auf Zeil-Pöllau ein Mitglied. Zu diesen sieben Gemeindevertretern kamen noch der Ortsschulaufseher, der vom Bezirksschulrat ernannt wurde, der Lehrer als Fachmann und der Religionslehrer. Folgende Personen wurden im Jahre 1872 in den Prätiser Ortsschulrat gewählt: Johann Krautgartner, Georg Haas, Andreas Pöttler, Simon Faist — der damalige Besitzer unseres alten Schulhauses — (alles Bauern oder „Grundbesitzer“ aus Prätis); Franz Terler, Andreas Töglhofer, Math. Bauernhofer (Bauern aus Köppelreith) und Patritz Heiling (Bauer aus Zeil-Pöllau).

Georg Haas aus Prätis wurde von den Ortsschulratsmitgliedern zum Obmann gewählt, wollte aber diese Ehrenstelle nicht annehmen, bis er im November 1872 vom Bezirksschulrat mit einer Geldbuße von 100 fl. bedroht wurde. Der Religionslehrer Eduard Leifert wurde zum Obmannstellvertreter gewählt. Sitzungen fanden im Jahr zwei statt, oft kam auch nur eine zustande.

Im September 1874 schieden durch Auslosung vier Mitglieder aus dem Ortsschulrat. Nach der Neuwahl gab es folgende Zusammensetzung: Simon Kornberger, Andreas Pöttler, Georg Kainer, Simon Faist, Lorenz Heil (aus Prätis); Andreas Terler, Math. Städtler (aus Köppelreith) und Patritz Heiling (aus Zeil-Pöllau). Dazu kamen der Lehrer Franz Terler und der Religionslehrer Eduard Leifert. Obmann wurde Simon Kornberger, Stellvertreter Lorenz Heil. Doch schon nach zwei Monaten wechselten sie ihre Stellen. Kornberger wurde Ortsschulaufseher, Heil Obmann des Ortsschulrates.

Die nächste Wahl erfolgte im April 1880, also noch für die alte Schule. Gewählt wurden: Johann Allmer, Anton Arzt, Johann Glöhl und Simon Kornberger für Prätis; Math. Doppelhofer und Math. Städtler für Köppelreith; Leopold Wiesenhofer für Zeil-Pöllau. Zum Ortsschulaufseher wurde der schon erwähnte Wundarzt aus Pöllau, Eduard Mayler, ernannt. Johann Allmer, Bauer und Gemeindevorsteher in Prätis, wurde einstimmig zum Obmann gewählt. Die Wahl fand im Hause des Eduard Köhler, vlg. Schiester, des damaligen Besitzers unserer alten Schule, statt.

Die Unzulänglichkeiten des alten Schulhauses wurden immer offenkundiger, so daß sich der Ortsschulrat in seiner Sitzung vom 8. Mai 1877 u. a. mit der „Erbauung

eines neuen Schulhauses“ befaßte. „In dieser Sitzung wurde der wichtige Beschluß gefaßt, auf der unweit vom alten Schulhause gelegenen Hutweide (Parz. Nr. 529/925) ein Schulhaus zu bauen. Auch wird mit der Eigenthümerin des Bauplatzes, Maria Faist, ein Kaufvertrag geschlossen.“ Am 22. September 1878 wurde in der Sitzung des Ortsschulrates mit den gemeinschaftlichen Besitzern des Hauses Nr. 63, vlg. Schiester, Ferdinand Stefan und Eduard Köhler der Vertrag geschlossen, „die neben ihrem Bauernhause befindliche und bis 1880 als Schulhaus verwendete Haarstube noch auf 2 Jahre zu vermieten.“<sup>68)</sup>

Der Neubau der Schule kostete die Gemeinde gegen 3000 fl. Die eingeschulten Gemeinden leisteten keinen Beitrag. Im Präliminare für das Jahr 1880 wurden die Ausgaben mit 74 fl. bemessen. Der Bezirksschulrat verlangte indessen im Hinblick auf die Notwendigkeit, für die neue Schule auch eine neue Einrichtung zu schaffen, einen Betrag von 200 fl. einzusetzen. Darauf erhöhte der Prätiser Ortsschulrat den Voranschlag auf 100 fl.<sup>69)</sup>

Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang auch die Schulkostenanteile für die eingeschulten Gemeinden, also die sogenannten „Schulkonkurrenzkosten in Gemäßheit des Artikels IV des steierm. Landesgesetzes v. 22. Dez. 1872“, deren Verteilung unter Bezugnahme auf die im Jahre 1872 erfolgte Schulsprengelteilung vorgenommen wurde. Demnach hatte das gänzlich eingeschulte Prätis einen Beitrag von 999 fl., 83 kr. zu leisten, das waren 66,5% Anteil zu den jährlichen Schulkosten. Köppelreith zahlte für die Häuser 1 bis 12 einen Beitrag von 432 fl., 87 kr., das waren 26,4% Anteil, und Zeil-Pöllau hatte für die Häuser 38 bis 48 135 fl. zu entrichten, das entsprach einem Anteil von 7,1%. Dieser „Auftheilungsmaßstab gründet sich“ auf den Beschluß des Ortsschulrates vom Oktober 1874.<sup>70)</sup>

Auch die Schulsprengelteilung wurde nach 1869 neu festgelegt, ohne jedoch stark von der bisherigen Praxis abzuweichen. Am 22. April 1872 fand im Hause des Simon Faist, vlg. Schiester, also des damaligen Besitzers der alten Schule, eine Versammlung der Gemeindevertreter von Prätis, Köppelreith und Zeil-Pöllau statt, die den Schulsprengel so abgrenzte, daß die Häuser Prätis Nr. 7 bis 68, Köppelreith Nr. 1 bis 26 und Zeil-Pöllau Nr. 38 bis 48 als eingeschult galten. Diese Sprengelteilung wurde mit Erlaß des k. k. steierm. Landesschulrates vom 6. März 1873, Z. 4464, genehmigt. Für insgesamt 84 schulpflichtige Kinder wurde von den eingeschulten Gemeinden ein Betrag von 1294 fl. entrichtet. Die Entfernung der eingeschulten Gemeinden und Gemeindeteile vom Schulort und somit der Schulweg betragen für Prätis im Durchschnitt 30 Minuten, für Köppelreith 40 und für Zeil-Pöllau 50 Minuten.<sup>71)</sup>

Für das Jahr 1806 wurden für Prätis 74 schulpflichtige Kinder ausgewiesen, davon 37 Knaben und 37 Mädchen, die Schule besuchten davon allerdings nur 13 Knaben und 9 Mädchen. Da Prätis damals teilweise nach Pöllau eingeschult war, gingen Kinder auch dorthin zur Schule. Im Jahre 1809 kamen zur Schule beim Schiester, also in unser altes Schulhaus, 25 Knaben und 10 Mädchen, während aus insgesamt 36 Häusern zusammen 57 Kinder als schulfähig gemeldet waren. „Im oberen Prätiser Viertel beim Simerl in Stein“ werden im Jahre 1809 12 Knaben und 6 Mädchen unterrichtet, obgleich für 9 Häuser insgesamt 20 Knaben und 10 Mädchen schulpflichtig gewesen wären. Im Jahre 1835 haben durchschnittlich 50 bis 70 Kinder die Schule besucht, im Sommer aber oft nur 20 oder auch nur 10.<sup>72)</sup>

Diese Zahlen blieben offenbar lange konstant, zumindest fehlen anderslautende Angaben. Erst für das Jahr 1869/70 wird uns wieder eine Schülerzahl von 90

schulpflichtigen, aber nur 70 schulbesuchenden Kindern gemeldet. Im Jahre 1872 gibt es 84, 1874/75 90, 1879/80 121 und 1884/85 schon 148 (153) schulpflichtige Kinder. Von den 121 eingeschulten Kindern des Jahres 1879/80 kamen aus Prätis 85, aus Köpplreith 30 und aus Zeil-Pöllau 6.<sup>73)</sup>

Zum Schulbesuch vermerkt der Chronist, man könne ihn im allgemeinen als „genügend“ bezeichnen. „Die Maßregeln, welche zur Förderung eines guten Schulbesuches ergriffen wurden, bestanden in der genauen Evidenzhaltung der schulpflichtigen Kinder, der gewissenhaften Ausweisung der Schulversäumnisse und der raschen Behandlung strafbarer Versäumnisse. Andere zur Hebung des Schulbesuches, namentlich in der Sommerszeit ergriffene Maßnahmen waren die Einführung des Halbtagesunterrichtes und seit 1885 des alternierenden Ganztagesunterrichtes, bei welchem letzterem die Kinder der Ober- und Untergruppe nur dreimal (statt sechsmal) zur Schule kommen brauchen.“ Über die Behandlung der Schulversäumnisse wird berichtet: „Pflichtvergessene oder fahrlässige Eltern bzw. Stellvertreter werden an Geld oder in Ermangelung dessen mit Arrest bestraft. Im Allgemeinen wird jedoch mit großer Nachsicht und Milde vorgegangen, was freilich zur Folge hat, daß der Schulbesuch darunter leidet. Unentschuldigte Absenzen sind mehr verzeichnet als entschuldigte.“<sup>74)</sup>

Diese knappen Berichte lassen zumindest die Schwierigkeiten erahnen, die sich zur Zeit unserer alten Prätiser Schule einem geregelten Schulbetrieb noch entgegenstellten. Offenbar gab man sich mit durchschnittlichen Ergebnissen zufrieden, ohne aufgrund der Gesetzeslage gleich nach dem Richter zu rufen. Das Schuljahr dauerte in der Regel von Mitte Oktober bis Ende August, und die Ferien waren nach heutigen Maßstäben knapp bemessen. So galten als Ferientage: Die Sonn- und gebotenen Feiertage, die Tage vom 24. Dezember bis 1. Jänner, die Tage vom Mittwoch in der Karwoche bis einschließlich Dienstag nach Ostern, der Samstag vor und der Dienstag nach dem Pfingstfest, der 18. August zur Feier des Geburtstagsfestes des Kaisers, der 2. November, der 19. November als Namenstag der Kaiserin, der erste Montag im Monat Mai als Ausflugstag — er wurde bei Schlechtwetter auf den zweiten Montag im Mai verlegt — eine weitere Verlegung war unstatthaft. Die Hauptferien dauerten sechs Wochen. Sie begannen am 1. September und endeten mit 15. Oktober. Mit Verordnung des k. k. Landesschulrates vom 3. August 1876, Z. 5019, wurden die Ferientage während des Schuljahres geregelt.<sup>75)</sup>

Im II. Teil der Chronik werden aus der Sicht eines Prätiser Schulmeisters das Jahr 1869 und die fernere Zeit besprochen. Der Chronist schreibt: „Wirklich epochemachend ist das Jahr 1869, in welchem die neue Organisation des Schulwesens vorgenommen wurde. Bislang bestanden neben Haupt- und Trivialschulen nur sogenannte Pfarr- und Gemeindeschulen auf dem Lande, die theilweise oder ganz in den erbärmlichsten Verhältnissen sich befanden.

Da kam das Jahr 1869 und eine andere Zeit brach herein: allerorten wurde das Schulwesen gehoben. Über die segensreiche Tragweite der neuen Schulgesetze zu sprechen wäre müßig . . . Mit dem Inslebentreten des R. V. Sch. Gesetzes wurde die Schule Prätis zu einer ‚1. kl. Volksschule‘ erhoben.“<sup>76)</sup>

Es sollte aber noch elf Jahre dauern, bis die schlechten Schulraumverhältnisse durch den Neubau einer Schule beendet wurden und die alte Haarstube beim Schieser wieder vereinsamte, um bald danach als Wohnhaus adaptiert zu werden.

Unser besonderes Interesse verdienen indessen einige Ereignisse, die in der Schulchronik unter der Bezeichnung „Bemerkenswertes“, „Besuche“ oder „Feiern“ berichtet werden. So besuchte am 6. Mai 1860, 2 Uhr Nachmittag „Sr. fürstbisch. Gnaden Ottokar Marie Graf v. Attems, Dr. der Theologie, etc. auch die Schule in Prätis.“ Er war „in Begleitung mehrerer höherer Geistlicher und ansehnlicher weltlicher Personen. Die Schüler haben auch ein kleines Geschenk von Sr. fürstb. Gnaden erhalten“.<sup>77)</sup>

„Am 9. April 1879 erschien der Herr k. k. Bezirkshauptmann Frz. v. Makszin in Begleitung des Hr. Dr. Schrittwieser und besichtigte das alte, gemiethete Schulhaus. Am 6. Sept. 1880 erschien abermals der Hr. k. k. Bezirkshauptmann (in Begleitung des Hr. k. k. B. Sch. Inspectors Frz. Proboscht) und besichtigte das neue Schulhaus“.<sup>78)</sup>

Feierlich begangen wurden „Geburts- oder Namensfeier“ des Kaisers und der Kaiserin und so war am Namenstag Ihrer Majestät der Kaiserin und am Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers schulfrei. Am 18. August, dem kaiserlichen Geburtstag, wohnten die Lehrer dem Amte in Pöllau bei. Im Jahre 1879 fand anlässlich der silbernen Hochzeit Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. eine Schulfeier statt. Die Kinder wanderten mit dem Lehrer, es war Franz Terler, die etwa 6 km lange Strecke nach Pöllau und besuchten dort die hl. Messe. Auch eine Festschrift wurde aus diesem Anlaß verteilt. Im Jahre 1881 gab es am 10. Mai eine Schulfeier anlässlich der Vermählung des Kronprinzen Rudolf mit der Prinzessin Stephanie von Belgien. Auch diesmal zog man zu einem Festgottesdienst nach Pöllau und verteilte eine Festschrift.

Einen Höhepunkt in den Schulfeiern der damaligen Zeit stellte zweifellos die 600-Jahr-Feier für das Haus Habsburg dar. Obgleich sie schon zur Geschichte der neuen Schule zählt, sei sie hier ihrer Bedeutung wegen noch erwähnt. „Der 23. Dezember 1882 — statt des 27. Dez. — (weil dieser Tag in die Zeit der gesetzlichen Weihnachtsferien fällt und deshalb eine eigene Schulfeier mit Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre) war auch ein patriotischer Festtag. Am 27. Dez. 1882 waren nämlich gerade 600 Jahre verflossen, seitdem das Durchlauchtigste Fürstengeschlecht Habsburg mit der Geschichte unseres Vaterlandes innig verflochten wurde. Diesen Tag festlich zu begehen, war für jeden treuen Österreicher eine patriotische Pflicht. Besonders hatte sie eine hohe Bedeutung für die vaterländische Jugend: bot sie doch die Gelegenheit dar, in den jugendlichen Gemüthern einen festen Grundstein der Vaterlandsliebe und der Liebe zum Herrscherhaus zu legen.

Das Festprogramm lautete:

1. Versammlung der Schüler, Samstag, den 23. Dez. 1882, um 8 Uhr Vormittag im Pöllauer Schulhause.

2. Kirchgang.

3. Aufstellung der Schüler in einem für das Fest ausgeschmückten Zimmer im Schulhaus zu Pöllau.

4. Ansprache.

5. Mit einem 3 fachen Hoch auf das Allerhöchste Kaiserhaus, — Absingen der Volkshymne und Vertheilung der bez. Broschüren endet das Fest.

Trotz der schlechten Witterung, welche an diesem Tage herrschte, fanden sich dennoch die Schüler zahlreich ein. Der festlich geschmückte Turnsaal im Pöllauer Schulhause nahm die Schuljugend von Prätis, Schönau, Winkel und Winzendorf

nach dem Festgottesdienst auf. Nachdem sich auch einige Herren von Pöllau (Bez.Sch.Räthe, der Obmann des Bez. Ausschusses, Hr. Dr. Schrittwieser, der Hr. Bez. Richter, die Gem. Vertretung) sowie einige geistliche Herrn und der Lehrkörper von Pöllau eingefunden hatten, hielt der Schulleiter von Schönau (das war damals Theodor Nagy, unser Chronist) eine auf das Fest bezugnehmende Ansprache. An diese Ansprache schloß sich ein 3 faches Hoch an das Allerhöchste Kaiserhaus, darauf wurde die Volkshymne abgesungen und schließlich vertheilten die Schulleiter an ihre Schüler die bez. Broschüren, betitelt: Die Habsburger. 600 Jahre ihrer ruhmreichen Geschichte (1282—27. Dez. 1882) Gedenkschrift zur Jubelfeier am 27. 12. 1882 für das Volk und die Jugend Österreichs von Dr. Leo Smolle, k. k. Gymnasialprofessor“.<sup>79)</sup>

Mit dieser und ähnlichen Darstellungen erweist sich die Schulchronik als ein bemerkenswerter Zeitspiegel, der die jeweilige politische Situation, aber auch die Gesinnung der Lehrer, als die der jeweiligen Regierung dienenden Amtsträger erkennen läßt. Es seien daher hier als Ergänzung zur Habsburgfeier des Jahres 1882 noch einige für die Geschichte unseres Landes bedeutsame Ereignisse aus der Perspektive des „Schulmeisters“ von Prätis herausgegriffen. So schreibt nach dem ersten Weltkrieg im Jahre des Zusammenbruchs der damalige Oberlehrer Anton Post u. a.: „Am 4. November 1918 wurde das Kaiseramt in der Pfarrkirche noch feierlich zelebriert, am Schlusse ertönte wie sonst die Volkshymne, doch fehlten die Vertreter der Behörden und fast sämtliche Lehrer und Lehrerinnen. In den Gesichtern der Anwesenden lag die stumme Frage: ‚Ist es zum letzten Male?‘ Alle fühlten die Schwere des historischen Momentes. Die Ereignisse nahmen ihren raschen Verlauf. Der Kaiser zog sich von der Regierung zurück, der Statthalter entfloh und eine allgemeine Anarchie drohte einzureißen . . . Obwohl die Heimkehrer in ihrer grimmigen Wut über den Zusammenbruch zu Gewalttaten neigten, kam es in unserem Schulsprengel zu keinen Ausschreitungen . . . wohl aber in den Gemeinden Hinteregg und Schönau, wo sich Bauern zusammenrotteten, die Requisitions-Kommission vertrieben und die führenden Mitglieder niederschlugen . . . Die Schule war eine der besten Stützen der Monarchie. Ihre ganze Einrichtung war in diesem Sinne zurechtgestutzt und der schwarzgelbe Patriotismus oberster Unterrichtszweck. Die Republik setzte an seine Stelle die höchstmögliche Arbeitsleistung zum Wohle der Allgemeinheit . . . Die Demokratisierung des Schulwesens, die Einheitsschule, die Arbeitsschule, das Problem der Begabung usw. beschäftigen alle pädagogischen Kreise, liegen im Zuge der Zeit und dienen dem vorgenannten Zweck. Sie erfordern vom Lehrer eine vertiefte psychologische Ausbildung und einen geschärften Blick für das Seelenleben des Kindes. An der Spitze des Unterrichtsamtes steht der Unterstaatssekretär Otto Glöckl, ein früherer Volksschullehrer, der eifrig bemüht ist, diesen Fragen gerecht zu werden . . .

Die vorhandenen Lehr- und Lesebücher werden überprüft und den geänderten Zeitverhältnissen angepaßt. Vorläufig bleibt es dem Pflicht- und Taktgefühl der Lehrer überlassen, aus den alten Büchern die richtigen Stoffe auszuwählen. Und das war nicht leicht. Die Lesebücher waren von dynastischen Gefühlen und Byzantinismus so durchtränkt, daß sie für die Republik nicht mehr paßten . . . So bewegte sich der Geschichtsunterricht in den ältesten Anfängen der deutschen Geschichte . . . Die Junge Republik, in Not und Schmerzen geboren, hatte noch kei-

nen gemüthlichen Inhalt und das Vaterlandslied verstummte in den Schulen. Die neue österreichische Hymne von Kernstock mit der Melodie der alten Volkshymne, erinnerte nur an das alte klägliche System, mit dem endgültig gebrochen werden mußte. Es galt, den Blick nach vorwärts und nicht nach rückwärts zu richten . . .

Der langersehnte Friede wurde am 10. September 1919 in St. Germain unterzeichnet. Er löste keinen Jubel aus; denn die Verhandlungen dauerten zu lange und die Bedingungen waren zu hart. Nun gilt es wieder aufzubauen, um unserer Jugend eine bessere Zukunft zu sichern . . . An der Schule liegt es, ein arbeitstüchtiges und frohsinniges Volk heranzubilden, das sich in die Zeit gefunden hat. Später wird ein Anschluß an Deutschland möglich sein und dann? ‚Es wird kommen der Tag‘ — Prätis im September 1919.“<sup>80)</sup>

Der Chronist war offenbar ein der Zukunft aufgeschlossener Mann und nicht wie unser erster Schulmeister, der gewesene Eremit Franz Markl ‚ein der Welt ganz abgestorbener‘. Dennoch waren die Vorstellungen des Berichterstatters von 1919 sicher nicht identisch mit jenen des Chronikschreibers im Jahre 1938. Aber noch ist es nicht so weit. Im Jahre 1933/34 wird unter ‚Vaterländisches‘ berichtet: ‚Die neue Zeitwelle unter der Ära des Herrn Bundeskanzlers Dr. Dollfuß hat auch auf Prätis übergreifen und sich leicht durchgesetzt. Ist doch der Schulort so weltabgeschieden, daß, ehe eine fremdartige, vaterlandsgegnerrische Welle hereinströmt, in der Welt, diese in unserer rasch lebenden Zeit, längst überholt ist. Bauern, wie . . . stehen an der Spitze der vaterländischen Bewegung unseres Ortes . . . und der Oberlehrer geht mit ihnen Hand in Hand. Selbstverständlich hat auch die Schule mittätig zu sein. 30 vaterländische Jugendabzeichen tragen die Schüler . . . Zweimal im Mai zog die Lehrerschaft mit den Schulkindern zu vaterländischen Tagungen nach Pöllau. Laut Konferenzbeschluß gilt der Gruß ‚Österreich!‘ . . . Zwar ist unsere Bevölkerung arm und so sind sie nicht imstande, immerwährend verlorengegangene vaterländische Abzeichen einzuschaffen . . . Am 31. Oktober wurde im Marktkino Pöllau der Dollfuß-Film gespielt, an dem sich die Kleinen im vaterländischen Sinne begeisterten.“<sup>81)</sup>

Zu Beginn des Schuljahres 1938/39 steht dann in der Chronik u. a. vermerkt: ‚Die Schuljugend und ein Teil der Elternschaft haben sich auf dem Turnplatz versammelt. In Ansprachen des Oberlehrers und des Bürgermeisters wurde die Größe des Augenblicks dargelegt. Es ist der erste Schulbeginn in der freien Ostmark. Die Sehnsucht des deutschen Volkes von Jahrtausenden ist wahr geworden. Fast alle Deutschen sind in einem Reich, und auch die Brüder jenseits der Grenzen Großdeutschlands werden heimkehren . . . Wir leben in einer großen Zeit und sind der Vorsehung dankbar die Entstehung des Großdeutschen Reiches miterleben zu dürfen.“<sup>82)</sup>

Während die ‚monarchistische‘, ‚republikanische‘, ‚vaterländische‘ und ‚ostmärkische‘ Periode in der Chronik ihren Niederschlag gefunden haben, werden die Chronisten nach 1945 vorerst schweigsam und bleiben weiter enthaltsam, so daß die Chronik als Zeitspiegel stumpf wird. Die Aufzeichnungen werden ‚versachlicht‘, was freilich nicht beweist, daß die Schule damit der Tagespolitik entzogen und die offenbar mißverstandenen Worte Maria Theresias vom ‚Schulwesen als Politikum‘ hinfällig geworden wären.

### III.

Das alte Schulhaus von Prätis war ehemals eine sogenannte „Haarstube“, wie man die Brechelhütten in der nördlichen Oststeiermark nennt.<sup>83)</sup> (Abb. 1)

In dieser Funktion war sie, ehe sie zur Schule wurde, eines der Gebäude des Gehöftes vgl. Schiester in Prätis Nr. 63. Das Schulhaus selbst trug zuletzt die Hausnummer 76. Im Grundbuch Hartberg ist der Schiester-Hof in der KG. Prätis unter der EZ. 18; früher Urb. Nr. 50, Herrsch. Pöllau, Amt Prätis, eingetragen. Gemäß dieser Eintragung bestand der Hof aus folgenden Gebäuden:

1. 22/1 Wohn- und Wirtschaftsgebäude
2. 22/2 Holz- und Wagenhütte
3. 22/3 Feldkasten
4. 22/4 Haarstube
5. 166 Hausmühle

Das Gehöft ist als Erbhof in der Erbhofrolle Prätis, Blatt 1 vermerkt und stammt wahrscheinlich aus dem 16. Jahrhundert. Der Anlage nach sind Wohn- und Wirtschaftsgebäude zu einem Dreiseithof zusammengeschlossen, dessen Vorderseite in jüngerer Zeit durch ein Holztor gebildet wird.<sup>84)</sup> Das südseitig gelegene Wohnhaus war ein Rauchstubenhaus. Die ehemalige große Rauchstube war bis 1929 in Betrieb, heute ist sie in Stube und Küche geteilt; der große Backofen in der durchgängigen Labn ist noch gut erhalten. Im Jahre 1678 wurde der Wohnteil durch einen gemauerten Wiederkehr, der heute die Schlafkammer beherbergt, erweitert. Der ehemaligen Rauchstube gegenüber liegen gewölbte Kellerräume. Der Haupteingang zum Wohnteil liegt an der Außenseite des Hauses, ein zweiter, in jüngerer Zeit fast ausschließlich benutzter Zugang führt vom Innenhof des Gehöftes in die Labn.<sup>85)</sup> Im Dachraum sind zwei Kammern ausgebaut. Die Wirtschaftsgebäude, insbesondere die Stallungen wurden in den Jahren 1957—1960 erneuert. Das altartige Strohdach wurde im Jahre 1952 durch ein „hartes Dach“ ersetzt. Der Schopf blieb an allen Giebeln erhalten. Trotz vieler Erneuerungen ist das Gehöft vgl. Schiester noch ein ausgezeichnetes Beispiel für einen Dreiseithof des Pöllauer Raumes, der bis in unsere Tage eine gute Bausubstanz und eine gute architektonische Qualität bewahrt hat. Es bestand die Absicht zu einem Neubau. Ich habe mich bemüht, die Besitzer von den Vorteilen eines zeitgemäßen Umbaus im Sinne einer Revitalisierung zu überzeugen. Die Verbindung zu den zuständigen Stellen und Persönlichkeiten habe ich hergestellt und möchte nur hoffen, daß es gelingt, den Wunsch nach zeitgemäßen Räumlichkeiten mit der Erhaltung der Bauqualität zu verbinden. Von besonderer hauskundlicher Bedeutung ist der große, vor dem Gehöft stehende Getreidekasten (Parz. 22/3). Er ist einschließlich eines Kellers viergeschossig und läßt die ehemalige Größe des Besitzes erahnen. An der südlichen Außenseite ist unter einem Schleppehdach eine Obstpresse untergebracht.<sup>86)</sup> Zur Zeit ist das Objekt nicht gefährdet. Sollte es einer Änderung weichen müssen, so ist für seine Erhaltung durch eine Umsetzung vorgesorgt. Die unter Parz. Nr. 22/2 angegebenen Holz- und Wagenhütte besteht noch. Die Hausmühle (Parz. 166) ist zwar noch erhalten, wird aber nicht mehr verwendet. (Abb. 2) Unsere besondere Aufmerksamkeit verdient indessen die „Haarstube“, die, wie in Abschnitt II aufgezeigt, vom Jahre 1799 bis 1880 als Schulhaus verwendet wurde. Haarstuben als Unterkunft für die Schule waren im

ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert keine Seltenheit. Schon in Prätis begegnen uns außer der Haarstube beim Schiester noch jene beim Mathias Almer, vlg. Steinhiasl; beim Peter Haas, vlg. Peter im Baumgarten und beim Anton Allmer, vlg. Toni in der Grub, in denen Schule gehalten wurde.<sup>87)</sup>

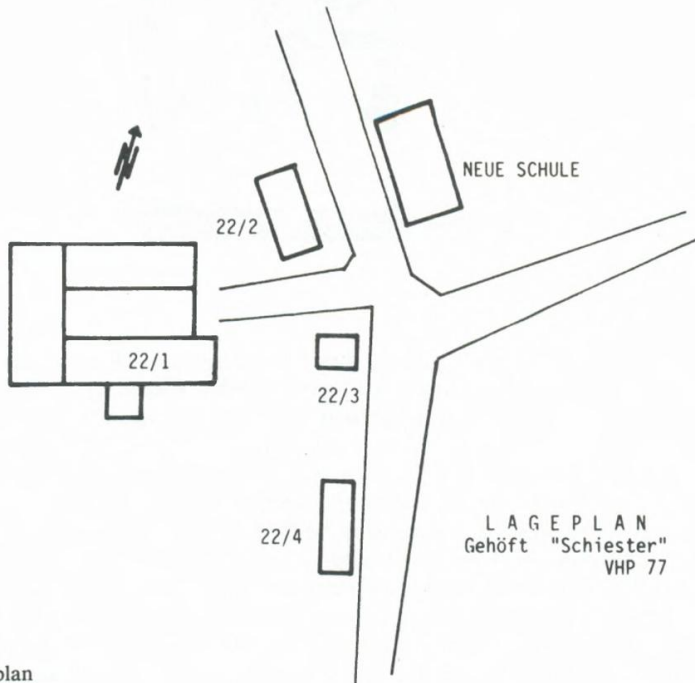
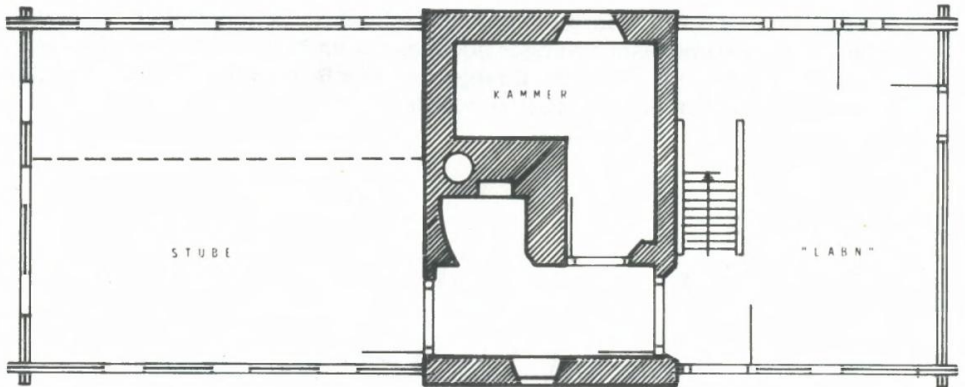


Abb. 2: Lageplan

Bei meiner ersten Besichtigung der alten Schule von Prätis im Dezember 1976 fand ich das Objekt in einem Zustand vor, der kaum noch an die alte Haarstube erinnerte, aber auch die ehemalige Verwendung als Schule nur schwer erkennen ließ. Das kleine Häuschen wurde nämlich, nachdem 1880 die Schule in den Neubau übersiedelt war, als Wohnhaus adaptiert und diente bis 1972 als Söllnerhaus.<sup>88)</sup> Seit 1918 bewohnte Anton Krenn mit seiner Familie das sogenannte „Schiesterhäusl“.

Über das Alter der Haarstube liegen keine schriftlichen Angaben vor, auch am Objekt war kein Datierungshinweis zu finden. Der älteste Teil des Objektes ist die Stube, deren Zustand bei der Festlegung des Baujahres in das 18. Jahrhundert verweist. Ehe wir uns den ehemaligen Funktionen unserer alten Schule zuwenden, soll der auf uns überkommene Baubestand aufgezeigt werden. Das Haus stand mit seiner östlichen Traufseite unmittelbar an der von Pöllau kommenden Straße, nur wenige Schritte von der Abzweigung zum Schloffereck entfernt. In nächster Nachbarschaft standen der große Getreidekasten des benachbarten Gehöftes Schiester, der an der Straßengabelung angesiedelte Bildstock und wenige Schritte dahinter die neue Schule. Das zum Teil auf einem Bruchsteinmauersockel errichtete Gebäude ist am südseitigen Giebel im Außenmaß 5,75 m breit und insgesamt 18.5 m lang. Man betritt das Haus über eine von Traufe zu Traufe durchgängige „Labn“.<sup>89)</sup> (Abb. 3)



Maßstab 1:20



Abb. 3: Grundriß

In südlicher Richtung schlossen sich an dieses Vorhaus zwei Räume an. Ein 1,35 m breiter und 3,8 m langer Gang führte zur Stube. Rechts von diesem Gang war eine in Bruchsteinen gemauerte Kammer eingebaut, die stets nur als Abstellraum und Vorratskammer diente. Der 2,9 m x 3,2 m große Raum war an der Wand zur Schulstube um die Maße der dort sekundär errichteten Feuerstätte verringert. Die Kammer war wohl nie als Wohnraum benutzt worden, dagegen spricht schon der „gefletzte“, das heißt aus Lehm gestampfte Fußboden. Die im Hause wohnenden Schulmeister benutzten die Kammer lediglich zur Aufbewahrung ihrer Kleider und Habseligkeiten.<sup>90)</sup> Zwischen Stube und Kammer liegt eine 1,5 m breite und 1,6 m tiefe Nische, in deren rückwärtigem Teil nach 1880 eine 1,5 m breite, 80 cm hohe und 70 cm tiefe Doppel-Feuerstätte eingebaut wurde. Die linke Hälfte nahm ein eingebaute Kessel ein, die rechte bildete ein primitiv gestalteter Sparherd. Der Rauch wurde durch einen in jüngerer Zeit errichteten, gemauerten Kamin abgeleitet. Die Konstruktion dieser Feuerstellen war völlig untypisch und wohl das Ergebnis mehrerer Umbauten. Möglicherweise wurde vor ihrer Errichtung von den Hausbewohnern noch auf einem offenen Herdfeuer gekocht.<sup>91)</sup> Sicher mündete, zur Zeit da unser Haus noch Haarstube und Schule gewesen war, die Heizöffnung des als Hinterlader ausgebildeten „Ruabenhaufen-Ofens“ in diese Nische. Dort wurde auch der hölzerne Rauchfang mit dem Rauchhut über der Ofenheizung angesetzt und über Dach geführt. Kammer und Gang waren durch je ein 58 cm x 80 cm großes Fenster erhellt. An diesen aus Gang, Kammer und Feuerstätte bestehenden, gemauerten Gebäudeteil schließt die gezimmerte Stube an. Sie wird durch eine linksseitige Tür erschlossen und hat die Innenmaße von 5,9 m Länge, 5,5 m Breite und 2,4 m Höhe. Der Fußboden ist mit Brettern gediebt. Die Riemlingdecke wird von einem 37 cm hohen und 29 cm breiten, von Traufe zu Traufe führenden Tram gestützt. Die drei Außenwände der Stube sind aus je 11 Wandhölzern in der Stärke von 14 cm in engverfügttem Blockbau gezimmert. Dabei sind die zwei unteren Zimmerungskränze überkämmt, danach folgt eine Schwalbenschwanzverzinkung, die teilweise als doppelter Schwalbenschwanz gearbeitet ist. Die drei obersten Zimmerungskränze sind vorkragend, wobei je zwei traufseitige, auch als Mauerbänke dienende Balken verziert sind und den giebelseitigen Holzgang tragen. Eine Erneuerung dieser beiden Balken bei

der Errichtung des neuen Daches ist wahrscheinlich. Die Stube wird durch neun Fenster erhellt, von denen sieben erst 1918 vergrößert wurden. Die ost- und südseitigen Fenster haben die Maße von 65 cm x 80 cm. Zwei kleine, hochgestellte Entlüftungsfenster, die hier nie die Funktion eines Rauchfensters hatten, blieben süd- und ostseitig noch erhalten. An der Westseite wurde das mittlere Fenster auf 70 cm x 60 cm vergrößert, während das an der südlichen Ecke gelegene 45 cm x 45 cm groß ist, und das dritte die Maße 52 cm x 52 cm aufweist. Der südseitige Hausgiebel wird formal durch den in der Ebene des Dachgeschosses vorkragenden Holzgang bestimmt. Sowohl der Gang als auch das ihn beschirmende Giebelblatt sind durch senkrechte Bretter verschalt, die im Bereich des Gangs mit einem Zierschnitt gestaltet sind. Im Giebelblatt ist eine Belüftungsluke eingeschnitten. Die in der Ebene der Stubenzimmerung aufgehende Giebelwand ist gleichfalls mit senkrechten Brettern verschalt und wird durch die auf den Gang führende Tür durchbrochen. Der in guter, ortsüblicher Form gestaltete Giebel bestimmt heute wesentlich das Aussehen des Hauses. Nordseitig wurde an die Labn nach 1880 ein kleiner Hausstall in Ständerbauweise angebaut, um den Hausbewohnern die Haltung von einigen Ziegen und Schweinen, mitunter auch einer Kuh zu ermöglichen, wie dies bei Ausnahme- oder Söllnerhäusern vielfach üblich war. Dieser auch im Dach abgesetzte Teil des Hauses wurde nicht wieder aufgebaut, wohl aber hinsichtlich der Gesamtlänge des Baukörpers berücksichtigt. Von der Labn führte eine Holzterrasse auf den Dachboden, der stets nur als Abstellraum benutzt wurde. Die alte Haarstube war seinerzeit in der ortsüblichen Weise mit Stroh gedeckt.<sup>92)</sup> Von dem alten Dach ist allerdings nichts erhalten geblieben. Es war ein steiles, abgeschopftes Schersparrendach, wie es uns auch aus alten Bildern des Schiester-Hofes überliefert wurde. Dem Strohdach folgte eine Schindeldeckung. Das seinerzeitige Dach wurde erst im Jahre 1941 beim Wechsel von der Schindel- zur Ziegeldeckung gänzlich erneuert. Es ist zwar ein steiles Schersparrendach mit Scherenbindern, die Schersparren sind aber an ihrem oberen Ende nicht überkämmt oder überblattet, sondern wie „echte Sparren“ mit Scherzapfen bündig verschlitzt, so daß sich auch keine Scheren ergeben. An ihrem unteren Ende sind sie indessen auf die Mauerbank „aufgeferselt“ und mit einem Nagel gesichert. Der Überstand der rund 5 m langen Dachhölzer beträgt 89 cm, wodurch sich ohne Aufschiebflinge ein Vordach von rd. 70 cm ergibt. Die auf Zug belasteten Scherenbinder sind mit Versatz auf die Schersparren aufgeblattet und unterscheiden sich dadurch wesentlich von den auf Druck beanspruchten und daher stets eingezapften Kehlbalken.<sup>93)</sup> Das exakt 45 Grad steile Dach, das uns bei jüngeren Bauten immer häufiger begegnet, ist ein Ergebnis der Praxis unserer Zimmerer, die für die Sparrenverbindung einfach den „Winkel“ anwendeten, wodurch sich bei Zweiteilung von 90 Grad zwangsläufig die Dachneigung von 45 Grad ergab. Zuletzt war das Dach unserer ehemaligen Haarstube mit Falzziegeln gedeckt.

Wurde von mir die Stube unserer alten Schule in ihrer letzten Funktion als Wohnstube vorgefunden, so gilt es noch ihre seinerzeitige Verwendung als Schulstube und als Haarstube aufzuzeigen. Vom Zustand der Haarstube ist uns kaum etwas überliefert, weshalb wir auf Parallelen in der entsprechenden Hauslandschaft zurückgreifen müssen. Die Schulchronik berichtet nur wenig über den Zustand der als Schulzimmer benutzten Haarstube. Die Maßangaben entsprechen im wesentlichen jenen des Aufmaßplanes. Von besonderer Bedeutung indessen ist der Hinweis auf einen „rübenförmigen, großen Kachelofen“<sup>94)</sup> mit den Maßen 1,4 m Länge, 1,2 m

Breite und 1,85 m Höhe. Bei diesem Ofen handelt es sich freilich nicht um einen „rübenförmigen Ofen“, sondern um den sogenannten „Ruabnhaufen“, wie er uns in zahlreichen oststeirischen Haarstuben begegnet und als Kachelofen auch in die Kachelstuben der Wohnhäuser Eingang gefunden hat. Die Bezeichnung kommt wohl vom Aussehen des Ofens. Auf einem gemauerten Fundament wird meist aus unglasierten Topfkacheln ein bienenkorbähnliches, mit Lehm verschmiertes Gewölbe aufgebaut. Der fertige Kachelofen ähnelt in seinem Aussehen tatsächlich einem Rübenhaufen. Zweifellos waren bei den Öfen der Kachelstuben in den Wohnhäusern die Kacheln glasiert. Die Beheizung des Ofens erfolgte von dem der Stube vorgelagerten Raum. Der Ofen ist also ein Hinterlader. Der Rauch des Ofenfeuers wird entweder direkt durch das Feuerungsloch oder bei jüngeren Formen durch zwei gemauerte Schläuche, die links und rechts oberhalb der Heizöffnung münden, abgeleitet. Ein hölzerner Rauchhut nimmt den Rauch auf und leitet ihn weiter in einen hölzernen Rauchfang, der ihn über Dach ins Freie führt. Öfen in der Art des „Ruabnhaufen“ hat bereits Rudolf Meringer beschrieben.<sup>95)</sup> Auch J. R. Bünker berichtet über diese Öfen aus der Vorauer Gegend.<sup>96)</sup> Franz und Gerhard Maresch sprechen in ihrer Darstellung des „Leiten-Dürrhäusels“ in der Loich ebenfalls von einem aus unglasierten Topfkacheln errichteten „Ruabnhaufen“.<sup>97)</sup> Indessen bezeichnet Ernst Hamza einen solchen Ofen für das südliche Niederösterreich als „Häferlofen“, wobei er darauf hinweist, daß der Ofen in Anlage und Form dem oststeirischen „Ruabnhaufen“ und dem Innviertler „Kräpfenofen“ entspricht.<sup>98)</sup> Torsten Gebhard weist darauf hin, daß die Badstuben der Lex Baiuvariorum (balearnarius) und Lex Alemannorum (stuba) wahrscheinlich schon halbkugelförmige, aus Feldsteinen gewölbte Öfen besessen haben.<sup>99)</sup>

Von den nordoststeirischen Haarstuben unterscheiden sich die einfacheren Brechelöfen insbesondere dadurch, daß sie keine geschlossene Stube aufweisen, sondern aus einem gemauerten Ofen und einer darüberliegenden Dörrhütte bestehen. Das Dach kann giebelseitig weit über diese Hütte hinausgezogen sein und bietet den Brechlern bei der Arbeit Schutz vor schlechter Witterung. Der Ofen solcher Anlagen wird in der Regel von der nicht überdachten Giebelseite aus beheizt. Noch heute sind in freier Landschaft Brechel- und Dörröfen vereinzelt zu finden, obgleich sie ihre Aufgabe als Flachs- und Obstdörren kaum noch erfüllen. Ich habe eine solche Brechelhütte mit einem laubenartig weit vorgezogenen Dach aus dem oststeirischen Baidorf bei Anger in das Österreichische Freilichtmuseum übertragen.<sup>100)</sup> Ein weststeirischer Dörröfen aus Stiwoll, der allerdings ausschließlich zum Obstdörren verwendet wurde, zeigt die gleiche Ofenanlage. Die Hütte ist indessen an ihrer rückwärtigen Giebelseite durch eine große, zweiflügelige Tür erschlossen, um die schieb- und auswechselbaren Obstregale austauschen zu können.<sup>101)</sup> Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen Haar- oder Brechelstuben und Brechel- oder Dörröfen liegt offenbar in der Beschaffenheit und in der Lage des Ofens, was in der Literatur bislang kaum Beachtung gefunden hat. Wie die Bezeichnung „Haar-Stube“ sagt, handelt es sich dabei um einen abgeschlossenen, begehbaren Raum, in dem sich ein Kachelofen, eben jener „Ruabnhaufen“ befindet. Dies hat die Haarstube u. a. mit der Badstube Bayerns, die uns auch in Tirol, Salzburg und Oberösterreich begegnet, gemeinsam. Auch dort befindet sich der Ofen in einer geschlossenen Stube und wird von außen beheizt. Ein laubenartiger Raum wird durch das vorgezogene, von zwei Holzsäulen getragene Dach in der Art eines Vorlaubenhauses beschirmt. Seit dem 17. Jahrhundert wurden auch diese Badstuben oft nur noch als Flachsdörrstuben

verwendet.<sup>102)</sup> Eine Badstube aus Alpbach in Tirol, die völlig dem vorhin erwähnten Typus entspricht, habe ich in der Nachbarschaft zum Alpbacher Hanslerhof im Österreichischen Freilichtmuseum angesiedelt.<sup>103)</sup> Für das Verbreitungsgebiet des oberösterreichischen Einhauses und des Vierseithofes erwähnt Franz Lipp die Badstube mit dem Grundriß des Vorhallen-Rechteckhauses, deren gemauerter Ofen auch zum Dörren des Flachses benutzt wurde und der stets ein Hinterladerofen war.<sup>104)</sup> J. R. Bünker, dem wir u. a. überaus wertvolle Aufnahmen oststeirischer Bauernhäuser verdanken, hat leider der Haarstube nur geringe Aufmerksamkeit gewidmet. Möglicherweise wohl deshalb, weil diese Bauten um 1890 noch mit einer Selbstverständlichkeit in der Landschaft standen und man ihnen keine besondere Bedeutung beimaß. Dennoch wird in Bünkers Darstellung von Bauernhäusern in der Gegend von Vorau eine Haarstube zumindest erwähnt. Bei der Beschreibung des Hauses Nr. 14 des Besitzers Franz Holzer, vgl. „Hoindl i dà Piara“ in Puchegg berichtet Bünker: „Wenn den Bauernhäusern der Gegend von Vorau, und mögen sie auch schon recht alt sein, fast durchwegs die Dreitheilung zu Grunde liegt, so gibt es dort doch alte Keuschen und Brechelstuben (Haa'stuben), die noch die primitive Zweitheilung im Grundriß zeigen. (Unter Anm. 1) heißt es weiter): Gerade zu dem Hause des ‚Hoindl i dà Piara‘ gehört auch eine ‚Haa'stubn‘, die unweit des Hofes liegt. Es sind die Brechelstuben der Gegend von Vorau keine kleinen Häuschen, wie z. B. Dr. Meringer ein solches in Bd. II der Zeitschrift f. österr. Vvde., S. 263 abbildet und beschreibt, die nur dem einzigen Zwecke dienen, daß in denselben auf eigenartig konstruierten Oefen der Flachs unmittelbar vor dem Brecheln geröstet wird. Die Haarstuben in der Gegend von Vorau sind Wohnhäuschen, die zumeist an arme Leute, Tagelöhner u. dgl. vermietet werden. So auch die Haarstube des ‚Hoindl i dà Piara‘. Das Häuschen schließt nur zwei Räume in sich, eine Küche und eine Stube. Oft vertritt aber die Stelle der Küche eine kleine Laube. Dann wird in der Stube gekocht. Kommt nun die Zeit des Brechelns, so werden die Habseligkeiten des Miethers aus der Haarstube entfernt, und er mit ihnen findet während der Zeit, als die Haarstube benutzt wird, Unterkunft im Hause des Bauern. An Stelle der Möbel kommen Stangengerüste in die Stube. Auf die Stangen wird der Flachs gelegt. Die Fenster werden mit Flachs gut verstopft und das Rösten des Flachses geschieht einfach durch Überheizung des Stubenofens, der stets, so viel ich sah ein ‚Rübenhaufen-Ofen‘ ist, dessen Ofenloch in den Vorraum mündet.“<sup>105)</sup> Diese Schilderung ist deshalb sehr wertvoll, weil sie uns im wesentlichen die gleiche Anlage zeigt, die auch unsere Prätiser Haarstube aufweist. Bemerkenswert ist der Umstand, daß die Vorauer Haarstube Bünkers bewohnt war, was wir auch bei anderen Objekten dieser Landschaft noch finden werden. In der Nordoststeiermark begegnet uns die Haarstube in verschiedenen Entwicklungsstufen, wovon die einfachste Form nur aus einer Stube mit einer vorgelagerten Laube bestand, wie diese Bünker sowohl für die Oststeiermark als auch für Trasischk in Kärnten erwähnt.<sup>106)</sup> Auf meinen zahlreichen Fahrten und Wanderungen, die mich in den sechziger Jahren auf der Suche nach geeigneten Museumsobjekten in die Oststeiermark führten, bin ich einigen Haarstuben begegnet, die entweder noch in ihrer primären Funktion erhalten waren oder schon die Entwicklung zu einem „Söllnerhäuschen“ hinter sich hatten. In jedem Fall handelte es sich dabei um „Haar-Stuben“, das heißt, der Dörröfen befand sich in einer geschlossenen Stube und nicht unter der Dörrhütte, wie ich dies bei Brechelöfen in der Oststeiermark natürlich auch gefunden habe. Beim Besitzer Johann Haspl, vgl. Hansl in Riegersbach, Riegersbach Nr. 29 bei Vorau, stand eine dreiteili-

ge Haarstube, die schon zu einem „Söllnerhäuschen“ ausgebaut war. Das steile Dach war mit Stroh gedeckt und abgeschopft. Der hölzerne Rauchfang, der den Rauch des Hinterladerofens ins Freie ableitete, war mit einem kleinen Satteldach abgedeckt. Insgesamt entspricht die Haspel-Haarstube aus Vorau in Form und Anlage etwa unserer Prätiser Haarstube, wahrscheinlich auch für jene Zeit, da diese noch als Schule verwendet wurde. (Abb. 4) Ein ähnliches, auch schon zum Söllnerhaus ausgebautes Objekt stand beim Besitzer Feldhofer, vgl. Happenhofer, gleichfalls in Riegersbach bei Vorau. Auch dort waren das abgeschopfte steile Strohdach und der hölzerne Rauchfang mit dem kleinen Satteldach noch erhalten. (Abb. 5) Hingegen stand im Schrimpfviertel, Breitenbrunn bei Waldbach, eine Haarstube, die nicht zum Wohnhaus erweitert worden war. Das mächtige, an der talseitigen Traufe abgeschleppte Satteldach ist mit Schindeln gedeckt und schließt einen großen Abstellraum mit ein, der bei schlechtem Wetter auch den Brechlern Schutz bot. Das obere Ende des hölzernen Rauchfanges ist dort mit einem parallel zur Dachfläche verlaufenden Brett abgedeckt, so daß sich eine Art Schleppegaupe ergibt. Gleichfalls mit Schindeln gedeckt war die Haarstube beim Pilch, Brettenhof, Naintsch. Der hölzerne Rauchfang ist auch bei dieser Haarstube durch ein schräges Brett abgedeckt. Schließlich stand beim Reitbauer, Oberer Hofstätter, Sonnleitberg Nr. 9 bei Gasen eine Haarstube, deren primäre Form noch gut erhalten war. Über das steile, abgeschopfte und strohgedeckte Dach ragt, weit über den First hinausreichend, ein hölzerner Rauchfang mit einem Satteldach.<sup>107)</sup> (Abb. 6) Mit diesen Beispielen sind zumindest einige der ehemals zahlreichen oststeirischen Haarstuben genannt. Sie bilden eine wertvolle Vergleichsbasis für unser Prätiser Objekt und erlauben brauchbare Rückschlüsse auf den ursprünglichen Zustand der alten Prätiser Schule. Leider wurde meines Wissens bisher keine Haarstube aus der nordoststeirischen Hauslandschaft durch eine wissenschaftliche Dokumentation aufgenommen. Sollte ich noch ein brauchbares Objekt finden, so werde ich dieses in der Nachbarschaft zu unserer Prätiser Schule in Stübing ansiedeln, um sowohl die primäre Form als auch die Entwicklungsstufe dieser hauskundlich bemerkenswerten Bauten aufzeigen zu können.

Auch aus dem niederösterreichischen Pielachtal wird von ein- und mehrräumigen „Dürrhäusln“ berichtet, die in Anlage und Form unseren Haarstuben sehr ähnlich sind. Während das „Leiten-Dürrhäusel“ in der Loich nur einen gemauerten Ofenraum mit Pfostendecke, die zum Dach hin zur Wärmedämmung mit Lehm „gefletzt“ ist, und einen von außen beheizten „Ruabenhafen-Ofen“ besitzt, ist bei einer anderen Bauform durch Vorziehen der Seitenwände über die Giebelwand hinaus eine überdachte, seitlich mit Brettern verschaltete vorlaubenartige Nische entstanden.<sup>108)</sup> Gleichfalls aus dem Pielachtal wird von einem offenbar auch dort häufig praktizierten Ausbau einer Haarstube zu einem Wohnhaus berichtet. Es handelt sich dabei um das „Tal-Dürrhäusl“ in der Loich, Holzsteig. Das ursprünglich nur aus einem „Ofenraum“, als Dörr-Raum, einem anschließenden Brechelraum und einem dem Ofenraum vorgelagerten „Feuerraum“, bestehende Dürrhäusl, wurde durch den Zubau eines Wohnraumes erweitert und damit in seiner Brauchbarkeit als Wohnraum aufgewertet. Auch dort wurde der Rauch des Ofens zunächst in die Labn entlassen und von dort über einen hölzernen Rauchfang ins Freie abgeleitet. Die tonnenförmige Decke ist zu diesem Zweck mit einer Rauchöffnung versehen, auf der ein aus Brettern zusammengefügtter Rauchfang mit einem Dachl sitzt.<sup>109)</sup> Aber auch E. Hamza berichtet aus dem südlichen Niederösterreich über die Entwicklung der Haarstuben, die ehemals nur zum Flachsdörren verwendet wurden, zu

Wohnhäusern. Zunächst ging man, um der Witterung besser begegnen zu können, von den einfachen, freistehenden Dörröfen zum Bau von Haarstuben über. Die kleinen gezimmerten Bauten waren ehemals nur mit einem Vordach oder mit einem laubenartigen Vorbau versehen und mit dem schon erwähnten „Häferlofen“ ausgestattet. Mit dem Rückgang des Flachsangebudes Ende des 19. Jahrhunderts bringt Hamza den Umbau der Haarstuben zu Wohnhäusern in Zusammenhang. Dabei wurde die ehemalige Labn zu einer Art Rauchküche umgebaut, so daß eine Stuben-Küchenwohnung entstand, die entweder als „Söldnerwohnung“ oder als Auszugshäusl für die alten Bauern diente. Vorerst mußte die Stube mit einem Bretterboden versehen werden, während man in der Küche den Lehm Boden beließ. Als dritte Zelle wurde meist auch ein einfacher Bretterschupfen dazugebaut, in dem Gerätschaften aufbewahrt werden konnten, oder man baute — wie auch in Prätis — einen kleinen Stall, wenn die Ausnehmer oder die „Söllnleid“ Kleinvieh halten wollten.<sup>110)</sup> F. Lipp berichtet von Kleinhäusern, die im Gosautal „Bad“, im Ausseerland einfach „Stübl“ genannt werden, und die offenbar wie die oststeirischen Haarstuben und jene Niederösterreichs oder aber wie die Badstuben Bayerns aus ihrer ursprünglichen Funktion zu Wohnhäusern geworden sind und als Altenteil oder Söldnerhäusl dienen.<sup>111)</sup>

Für jene Zeit, in der unsere Haarstube in Prätis in ihrer ursprünglichen Funktion verwendet wurde, dürfen wir aufgrund angestellter Vergleiche und durchgeführter Nachforschungen festhalten, daß der Bau dreiteilig war, die Stube noch kleine Fenster und einen „Ruabenhaufen-Ofen“ besaß, und der Rauch des Hinterladerofens durch einen hölzernen Rauchfang ins Freie gelangte.

Über den Zustand der Schulstube in der Zeit von 1799 bis 1880 haben wir leider nur sehr spärliche Nachrichten. Da es aber damals allgemein üblich war, in Haarstube Schule zu halten, ist es unwahrscheinlich, daß man an den Räumlichkeiten große Veränderungen vorgenommen hat, zumal die Schule oft nur für kurze Zeit in der Haarstube eines Bauern Aufnahme gefunden hat, um nach wenigen Jahren wieder zu einem anderen Bauern zu übersiedeln. Der erste Verfasser unserer Schulchronik von Prätis weist an einigen Stellen seiner Ausführungen auf den schlechten Zustand der „Keusche“ hin. Aus seinen Worten: „So diente dieses Häuschen bis zum Jahre 1880 immerfort zu Schulzwecken, obwohl es den an ein Schulhaus zu stellenden Anforderungen in nichts entsprach“<sup>112)</sup>, ist die Klage über die Unzulänglichkeit des Schulraumes deutlich zu entnehmen. Die Beschreibung über den Bauzustand des „Schulgebäudes“ und die Angabe der vorhandenen Räume sind bescheiden und bringen uns keine weitgehenden Aufschlüsse.<sup>113)</sup> Der Chronist gibt, wie schon berichtet, die Maße des Schulzimmers an und erwähnt den schon bekannten „rübenförmigen, großen Kachelofen“, gleichfalls mit Angabe der Maße. Wir dürfen daher den Bestand des Ofens für die gesamte Schulperiode unserer Haarstube annehmen. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß jedes Schulkind pro Jahr 10 kr. für das Brennholz zu zahlen hatte.<sup>114)</sup> Ferner wissen wir aus der Chronik, daß in der Schulstube sieben Schulbänke standen, die im Jahre 1847 angefertigt worden waren. „Als Lehrerwohnung war immer das Lehrzimmer und eine schlechte Kammer zur Aufbewahrung der Kleider bestimmt.“<sup>115)</sup> Soweit also der Lehrer gezwungen war, im Schulhaus zu wohnen — Ignaz Fischer, Lehrer in den Jahren 1850—1867, tat es, wie wir wissen, nicht — mußte er sein Nachtlager in der Schulstube aufschlagen. Da der Raum durch den Ofen und die sieben Schulbänke sehr beengt gewesen sein muß, war die ständige Präsenz eines Bettes sicher nicht möglich, wie dies Brandstetter ver-

mutet.<sup>116)</sup> Der an Bescheidenheit gewöhnte Schulmeister wird sich vielmehr abends nach getaner Arbeit seine Schlafstelle eingerichtet haben. Die Fenster waren, wie in der Baubeschreibung schon angeführt wurde, wahrscheinlich noch alle klein und wiesen vermutlich die Maße eines noch erhaltenen kleinen Fensters von 45 cm x 45 cm auf. Die Lichtverhältnisse werden dementsprechend schlecht gewesen sein. Die unerfreuliche hygienische Situation, die Dechant Kellner als Schuldi- striktsaufseher in seinen Schulvisitationsberichten bemängelt und die insbesondere auf die beengten Räumlichkeiten zurückzuführen ist, wird wohl auch für Prätis nicht auszuschließen sein. Kellner spricht von der Belastung der Schüler und Lehrer durch Ausdünstung und dadurch bedingte schlechte Luft.<sup>117)</sup> Die von Kellner be- klagte schlechte Luft spricht dafür, daß die Fenster der Schulstuben damals noch klein waren. Bei der Notwendigkeit, fünfzig und mehr Schüler in dem kleinen Raum unserer Schule unterzubringen, sind die hygienischen Unzulänglichkeiten nahezu unvermeidbar. Sicher hatte man bei steigenden Schülerzahlen die Klasse geteilt, doch war wohl auch dadurch eine befriedigende Lösung nicht erreichbar. Insgesamt wird der Zustand der Prätiser Schule von jenem der ursprünglichen Haarstube nicht sehr unterschiedlich gewesen sein. Zumindest sind uns durch den sehr gewissenhaf- ten ersten Prätiser Chronisten Theodor Nagy keinerlei Nachrichten über Umbauten überliefert worden. Da mit einem Umbau Kosten verbunden gewesen wären, für die der Ortsschulrat hätte aufkommen müssen, hätte dies in der Chronik sicher einen Niederschlag gefunden.

Der Abbau der alten Prätiser Schule im Mai 1977 wurde mit großer Sorgfalt vorgenommen, um möglichst alle brauchbaren Bauelemente für den Wiederaufbau zur Verfügung zu haben. (Abb. 7) Bei der Wiedererrichtung des Objektes wurde ins- besondere darauf Bedacht genommen, die alte Schulstube vollkommen originalge- treu in ihrer ursprünglichen Form wieder erstehen zu lassen. Für die Ausbesserung schadhaft gewordener Stellen wurde ausschließlich gutes und passendes Altholz ver- wendet, so daß die „Erneuerungen“ für den Außenstehenden kaum sichtbar wer- den. Die Stubenfenster wurden in der von mir vorgefundenen und in der Baube- schreibung angeführten Größe belassen. (Abb. 8) Eine Rückführung auf die ehe- mals kleineren Ausmaße hätte zur zwingenden Folge, auch andere Erneuerungen, wie etwa das neue Dach, durch eine Rekonstruktion zu ersetzen und die alte Stro- deckung wieder herzustellen. Die für die vergrößerten Fenster erreichte bessere Be- leuchtung kommt nun den Museumsbesuchern bei der Betrachtung der Schulstube zu- gute. Eine hölzerne Trennwand, die von den letzten Bewohnern der Stube eingezo- gen worden war, um einen Raum von der Stube abzutrennen, wurde freilich nicht mehr errichtet. Der in der Schulchronik erwähnte alte Kachelofen in der Art eines „Ruabenhaufens“ wurde mit den bekannten Originalmaßen wieder aufgebaut. Für den Abzug des Rauches entstand wieder der alte hölzerne Rauchfang, wie wir ihn bei einigen Haarstuben des oststeirischen Gebietes kennengelernt haben. Indessen blieb die sekundär eingebaute Feuerstelle, die den Hausbewohnern nach 1880 als Kochstelle gedient hatte, unberücksichtigt. (Abb. 9)

Um eine reibungslose Besichtigung der Schulstube durch die Museumsbesucher zu ermöglichen, mußte bei voller Wahrung der Baukörpermaße die Lage von Laube und Kammer ausgetauscht werden. Durch den engen, nur 1,5 m breiten Gang wäre es unmöglich gewesen, die Besucher an die Schulstube heranzubringen, denn diese Beengtheit hätte bei dem notwendigen Zu- und Abgang der Besucher zu einem unzu- mutbaren Gedränge geführt. Die nun entstandene Kammer, die, wie uns die Chro-

nik überliefert, in der Schulepoche unseres Objektes eine untergeordnete Funktion als Abstellraum hatte, wurde nun, um die Maße des Stalles vergrößert, zu einem bescheidenen, kleinen Schulmuseum gestaltet.

Für die Übertragung der alten Prätiser Schule in das Österreichische Freilichtmuseum war insbesondere die Überlegung entscheidend, daß es heute wohl kaum ein zweites Mal gelingen würde, ein Objekt ausfindig zu machen, das für die Entwicklung unseres Schulwesens auf dem Lande, insbesondere für den Zeitraum der Gemeindeschule, so aussagekräftig sein könnte. Zu lange hatte man der Erfassung und Dokumentation alter Schulräume keine Bedeutung beigemessen, und auch die Bemühungen um ein steirisches Schulmuseum in den sechziger Jahren erschöpften sich im wesentlichen in der Sammlung von altem Schulinventar. Eine systematische Umfrage nach alten Unterrichtsstätten im bäuerlichen Raum wurde leider verabsäumt. Möglicherweise wären damals noch mehrere brauchbare alte Schulhäuser zu finden gewesen. Um so erfreulicher war schließlich die Sicherstellung der alten Schule von Prätis, die zufolge ihres schon erwähnten Funktionswandels uns zur Besinnung auf die Themen Haarstube, Schule und Söllnerhaus veranlaßt. Als Objekt des Österreichischen Freilichtmuseums wird die ehemalige „Schiester Haarstube“ nun abermals zwei Funktionen zu erfüllen haben. Erstens soll die wiedererstandene Schulstube möglichst milieuetreu eingerichtet werden, und zweitens wird in der Kammer das schon erwähnte kleine Schulmuseum Aufnahme finden. Für die Einrichtung der Schulstube standen mir außer den schon aufgezeigten Angaben über Ofen und sieben Schulbänke keine Vorlagen zur Verfügung, so daß die Gestaltung aufgrund von Nachforschungen und unter Verwendung des vorhandenen Inventars erfolgen mußte.<sup>118)</sup> Der Tisch für den Lehrer, der sicher auch in Prätis auf einem „um einen Tritt erhobenen“ Podium stand<sup>119)</sup> und die Bänke für die Schüler gehören zur Mindestausstattung jeder Schulstube. Dazu kommt noch eine Schreibtafel, wie sie auch uns in den älteren Schulen noch begegnet ist. Aber auch die Rechenmaschine mit den schönen runden Kugeln wird manchem älteren Besucher aus seiner eigenen Schulzeit noch in Erinnerung sein. Den Kindern blieb die Schiefertafel vorbehalten, auf der sie mit dem „Griffel“ ihre ersten Schreibversuche machten, um einzeln zu richtigen „Kalligraphen“ zu werden, wie die Schriftzüge unserer ersten Prätiser Schulmeister beweisen. Ein Waschtisch für den Lehrer durfte nicht fehlen, ebensowenig das für die damalige Zeit unentbehrliche Staberl für den Schulmeister. Es sei daran erinnert, daß wir im Nachlaß eines Pöllauer Schulmeisters aus dem Jahre 1784 ein „spanisches Rohr“ gefunden haben.<sup>120)</sup> Schließlich zählten verschiedene Schaubilder zur Einrichtung einer Schulstube. Bilder, die den Kindern beim Erlernen des Lesens und Schreibens eine Hilfe bieten sollten. Über die Schulbücher der ersten Prätiser Schulzeit wissen wir recht wenig. Für den Religionsunterricht wurde offenbar der von Dechant Kellner erwähnte Katechismus Nr. 4<sup>121)</sup> benutzt. Eine Verordnung des Bezirksschulrates vom 21. Jänner 1878, Z. 14 befaßte sich zwar mit der Einführung neuer Lese- und Sprachbücher vom Schuljahr 1878/79 an. Über die Beschaffenheit der Bücher ist daraus aber nichts zu erfahren. Seit dem Schuljahr 1881 waren an der Schule Prätis folgende Lehrbücher im Gebrauch: Lesebuch, I. Theil, von Dr. Ullrich, Lesebuch II. u. III. von Zeynek. Sprachbücher I. u. II. Theil von Jos. Lehmann, Rechenbuch, I., II. u. IV. (V.) von Močnik. Ein neuer Lehrplan war mit Erlaß des Landesschulrates vom 8. Oktober 1874, Z. 5639 eingeführt wor-

den.<sup>122)</sup> Immerhin benützten auch in der Zeit der alten Prätiser Schule die Schüler schon eine Anzahl von Büchern aus den Gegenständen Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen.

Für das kleine Schulmuseum stehen zahlreiche Lehrmittel zur Verfügung, die aus verschiedenen steirischen Schulen stammen und zeitlich unterschiedlich einzuordnen sind. Die Sammlung reicht von einfachen bis anspruchsvollen Lehrmitteln und Lehrbehelfen, von Schaubildern, Rechenmaschinen, Setz- oder Lesekasten bis zu Demonstrationsgeräten. Sie reicht von Schülerheften, Bastelarbeiten und Ergebnissen des Handarbeitsunterrichtes der Mädchen bis zu Schulbüchern, Klassenbüchern, Zeugnissen, verschiedenen Schriftstücken u. v. a. m. Die räumliche Beengtheit erlaubt leider nur eine sehr begrenzte Ausstellung. Dennoch hoffe ich, mit der Schulstube und dem Ausstellungsraum zumindest einen kleinen Teil der seinerzeitigen Zielvorstellungen für ein Schulmuseum verwirklicht zu haben.

Mit der alten Schule aus Prätis und den aus der Zeit ihrer Entstehung erhaltenen Zeugnissen und Überlieferungen soll insbesondere ein kleines Stück Schulgeschichte lebendig gehalten werden. Ein Stück sichtbar gewordene Zeit, in der Schule und Bauernhaus notgedrungen und offenbar nicht zum Nachteil beider Erziehungsfaktoren in engster Nachbarschaft lebten. Für manche vielleicht eine erzwungene Nachbarschaft, die letztlich aber doch in ihrem Wert erkannt und fruchtbar geworden ist. Mit der historischen Dokumentation einer alten Schule soll aber auch eine ehrende Erinnerung an jene Menschen bewahrt werden, die sich im Glauben an die Kraft und Würde des menschlichen Geistes der Idee der Schule verschrieben haben, die sich als kleine Gemeinschaft geistiger Pioniere einer Mehrheit unwissender und oft widerstrebender, ihrer Obsorge anvertrauter Menschen gegenübersehen, ausgestattet nur mit wenig Macht und daher angewiesen auf die Kraft des Wortes und der Überzeugung. Eingeschlossen in dieses ehrende Gedenken seien insbesondere jene Diener der Schule, die viele unserer Großeltern noch unter ihrem Ehrentitel „Schulmeister“ gekannt haben.

### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Mit seinen „Schriften des Waldschulmeisters“ setzte Peter Rosegger dem Gemeindegemeinschaftslehrer von St. Kathrein a. H., Michael Patterer, ein Denkmal.

<sup>2)</sup> Dankend erwähne ich hier Herrn Robert Hausmann, der mich auf die alte Schule von Prätis aufmerksam machte und die Verbindung mit den Besitzern herstellte.

<sup>3)</sup> Vgl. Walter Pietsch, Die Theresianische Schulreform in der Steiermark (1775—1805). Graz 1976, S. 10, 18.

<sup>4)</sup> Johann Papoušek, Die Allgemeine Schulordnung vom 6. Dezember 1774 im Urtext nebst Einleitung und Commentar. Znaim—Wien 1880; Anton Weiß, Geschichte der österreichischen Volksschule 1792—1848. 2 Bde., Graz 1904, S. 506 ff.

<sup>5)</sup> Fritz Posch, Über die Pfarrschulen und die Anfänge der Volksbildung. (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Sonderband 8, „Schule und Heimat“. Graz 1964, S. 61); Vgl. Johann Schmut, Erstes Eingreifen des Staates zur Hebung des niederen Schulwesens in Steiermark unter Maria Theresia. (Beiträge zur österr. Erziehungs- u. Schulgeschichte, 11. Heft, 1909. S. 131 ff.)

<sup>6)</sup> Steierm. LA, Repräsentation und Kammer 109 I, Schulwesen in Steiermark; zitiert nach Fr. Posch, Pfarrschulen, S. 61.

<sup>7)</sup> Fr. Posch, Pfarrschulen, S. 62.

<sup>8)</sup> Vgl. W. Pietsch, Schulreform, S. 125 f.

<sup>9)</sup> Ebenda, S. 50.

<sup>10)</sup> Fritz Posch, Das niedere Schulwesen in der Steiermark bis zum Reichsvolksschulgesetz. (Internationales Kulturhistorisches Symposium Mogersdorf, Band 7, 1976. Hg. vom Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv. S. 141 ff.)

<sup>11)</sup> Steierm. LA, Urk.-Nr. 4373, 27. März 1409; zitiert nach Hanna M i t t e n h u b e r, Die Pfarrrschulen und die Anfänge der Volksbildung im Bezirk Mürzzuschlag bis 1869, ungedruckte Dissertation. Wien 1966.

<sup>12)</sup> Fr. P o s c h, Das niedere Schulwesen, S. 146.

<sup>13)</sup> Steierm. LA. Repertorien zu den Akten des Guberniums 1783, fol. 788 f.

<sup>14)</sup> Steierm. LA. Rep. zu den Akten des Guberniums IV 1785, Hofdekret vom 24. März 1785.

<sup>15)</sup> Steierm. LA. Rep. zu den Akten des Guberniums 1783, fol. 122.

<sup>16)</sup> Steierm. LA. Akten des Guberniums 1785 F 7/16.216 und 1786 F 31/6.724.

<sup>17)</sup> Steierm. LA. Akten des Guberniums 1784 F 7/17.469.

<sup>18)</sup> W. P i e t s c h, Schulreform, S. 121.

<sup>19)</sup> Fr. P o s c h, Pfarrrschulen, S. 70.

<sup>20)</sup> Ebenda, S. 72.

<sup>21)</sup> Johann S c h m i d t, Entwicklung der katholischen Schule in Österreich. Wien 1958, S. 56 ff.

<sup>22)</sup> Steierm. LA. Akten des Guberniums 1778 F 62/291; vgl. W. P i e t s c h, Schulreform, S. 42 ff.

<sup>23)</sup> Fr. P o s c h, Pfarrrschulen, S. 64 f.; vgl. A. W e i ß, Österr. Volksschule, Bd. 2, S. 8.

<sup>24)</sup> Fr. P o s c h, Das niedere Schulwesen, S. 155 ff.

<sup>25)</sup> Diözesanarchiv Graz, fol. 42, Visitationsprotokoll des Bischofs Jakob Eberlein; zitiert nach Fr. P o s c h, Pfarrrschulen, S. 59.

<sup>26)</sup> Über die Einkommensverhältnisse der Schulmeister des Bezirkes Hartberg im Jahre 1805 vgl. Fr. P o s c h, Pfarrrschulen, S. 74 ff.

<sup>27)</sup> W. P i e t s c h, Schulreform, S. 158; Bruno B r a n d s t e t t e r, Die Schulen des Pöllauer Kessels. Geschichte und Berichte aus sechs Jahrhunderten. Herausgegeben vom Kulturreferat der Marktgemeinde Pöllau im Selbstverlag, 1971, S. 30.

<sup>28)</sup> Johann S i m m l e r, Geschichte der Stadt, der Pfarre und des Bezirkes Hartberg. Hartberg 1914, S. 716.

<sup>29)</sup> Vgl. Fr. P o s c h, Pfarrrschulen, S. 60. Dazu auch W. P i e t s c h, Schulreform, S. 148 f.

<sup>30)</sup> Vgl. W. P i e t s c h, Schulreform, S. 22 f.

<sup>31)</sup> Über Werdegang und Stellung des Lehrers vgl. A. W e i ß, Österr. Volksschule, Bd. 1, S. 66, Bd. 2, S. 569.

<sup>32)</sup> Vgl. dazu B. B r a n d s t e t t e r, Die Schulen des Pöllauer Kessels.

<sup>33)</sup> Diözesanarchiv Graz, XXVII b<sup>21</sup> und VIII d<sup>15</sup>. Herzlich danke ich in diesem Zusammenhang meinem verehrten Studienkollegen, Herrn Diözesanarchivar Dr. Karl K l a m m i n g e r, für seine freundliche Hilfe bei der Einsichtnahme in die Schulakten des Raumes Pöllau.

<sup>34)</sup> Ebenda; dazu Fr. P o s c h, Pfarrrschulen, S. 67 ff.; W. P i e t s c h, Schulreform, S. 129.

<sup>35)</sup> B. B r a n d s t e t t e r zitiert bei den einzelnen Darstellungen leider nicht die verwendeten Quellen, was die Benützung seines aufschlußreichen Werkes erschwert. Im wesentlichen standen dem Autor die unter Anm. 33 vermerkten Unterlagen des Diözesanarchives sowie Akten aus dem Steierm. Landesarchiv zur Verfügung.

<sup>36)</sup> Chronik der Schule Prätis, S. 2 f.

<sup>37)</sup> Chronik, S. 5.

<sup>38)</sup> Summarium der Schulanstalten in dem Dekanats-Bezirk Pöllau im Grätzer Kreise pro Anno 1809. Diözesanarchiv Graz, XXVII b<sup>21</sup>; dazu B. B r a n d s t e t t e r, Die Schulen, S. 124.

<sup>39)</sup> Schulvisitationsprotokoll Dekanat Pöllau, 1809. Der Bericht umfaßt eine Beschreibung der Lehrer des Schuldistriktes Pöllau. Diözesanarchiv Graz, XXVII b<sup>21</sup>.

<sup>40)</sup> B. B r a n d s t e t t e r, Die Schulen, S. 124. Herrn Dr. Bruno Brandstetter habe ich für seine freundlich gewährte Auskunft sehr herzlich zu danken.

<sup>41)</sup> Ebenda.

<sup>42)</sup> Diözesanarchiv Graz, XXVII b<sup>21</sup>.

<sup>43)</sup> Diözesanarchiv Graz, VIII d<sup>15</sup>.

<sup>44)</sup> Diözesanarchiv Graz, XXVII b<sup>21</sup>.

<sup>45)</sup> Ebenda.

<sup>46)</sup> Chronik, S. 5; B. B r a n d s t e t t e r, Die Schulen, S. 125.

<sup>47)</sup> U n g e r — K h u l l, Steirischer Wortschatz, Graz 1903. S. 592: Seldhaus, kleiner zu einem Bauernhaus gehöriger Holzbau, in dem Tagwerker und besitzlose Leute untergebracht sind, die das Mietgeld durch Arbeit für den Bauern ersetzen; vgl. auch S. 593: Seldner, Söldner und Söllner.

<sup>48)</sup> Chronik, S. 5; B. B r a n d s t e t t e r, Die Schulen, S. 125.

<sup>49)</sup> Chronik, S. 12 f.

<sup>50)</sup> Fr. P o s c h, Pfarrrschulen, S. 82.

<sup>51)</sup> Chronik, S. 7; B. B r a n d s t e t t e r, Die Schulen, S. 125.

<sup>52)</sup> Chronik, S. 8; B. Brandstetter, Die Schulen, S. 122: In Winkl war die Schulstube im Söldnerhaus Nr. 46 beim Anwesen vlg. Kernbauer untergebracht (KG. Winkl, EZ. 44; früher Urb. 11, Herrsch. Oberkapfenberg, Amt Gschaidt). „Der Hof liegt einsam im Graben unter dem jetzigen Schulhaus, das Söldnerhaus ist in seinem hölzernen Teil erhalten, neu angebaut ist ein gemauertes Wohnhaus.“ Ergänzend sei hier bemerkt, daß von diesem Bauernhaus die im Österreichischen Freilichtmuseum wiederaufgebaute Stampfe und Mühle stammt. Vgl. Viktor Herbert Pöttler, Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum. Stübing 1972, S. 42 ff.

<sup>53)</sup> Chronik, S. 8 f.; B. Brandstetter, Die Schulen, S. 125 f.

<sup>54)</sup> Ebenda.

<sup>55)</sup> Ebenda.

<sup>56)</sup> Unger — Knull, Steirischer Wortschatz, S. 9.

<sup>57)</sup> Ebenda, S. 593.

<sup>58)</sup> Chronik, S. 9; B. Brandstetter, Die Schulen, S. 126.

<sup>59)</sup> Ebenda.

<sup>60)</sup> Chronik, S. 10; B. Brandstetter, Die Schulen, S. 127, 302.

<sup>61)</sup> Chronik, S. 29; B. Brandstetter, Die Schulen, S. 302.

<sup>62)</sup> Chronik, S. 43; B. Brandstetter, Die Schulen, S. 303.

<sup>63)</sup> B. Brandstetter, Die Schulen, S. 124.

<sup>64)</sup> Chronik, S. 7 f.; B. Brandstetter, Die Schulen, S. 126.

<sup>65)</sup> Chronik, S. 15 f.

<sup>66)</sup> Chronik, S. 29.

<sup>67)</sup> Chronik, S. 10 f.; W. Pietsch, Schulreform, S. 22 ff., 60 ff.; Fr. Pösch, Pfarrschulen, S. 64 f.

<sup>68)</sup> Chronik, S. 21 ff.; B. Brandstetter, Die Schulen, S. 125 f.

<sup>69)</sup> Chronik, S. 19, 26 f.

<sup>70)</sup> Ebenda, S. 21.

<sup>71)</sup> Ebenda, S. 19 f.

<sup>72)</sup> Diözesanarchiv Graz, VIII d<sup>15</sup>, XXVII b<sup>21</sup>; Chronik, S. 7.

<sup>73)</sup> Chronik, S. 17, 20, 46.

<sup>74)</sup> Ebenda, S. 17 f.

<sup>75)</sup> Ebenda, S. 30 f., 34.

<sup>76)</sup> Ebenda, S. 15.

<sup>77)</sup> Ebenda, S. 12.

<sup>78)</sup> Ebenda, S. 32.

<sup>79)</sup> Ebenda, S. 35 ff.

<sup>80)</sup> Ebenda, S. 183 ff., 192.

<sup>81)</sup> Ebenda, S. 225 ff.

<sup>82)</sup> Ebenda, S. 244.

<sup>83)</sup> Es ist bedauerlich, daß die oststeirischen Haarstuben, offenbar wegen ihrer Unscheinbarkeit, in der Literatur keine nennenswerte Beachtung gefunden haben. Weder K. Rhamm noch R. Meringer oder J. R. Bünker haben sich ausführlich damit befaßt, so daß wertvolle Bestände ohne Darstellung geblieben sind. Indessen hat J. R. Bünker den Badstuben der Millstätter Gegend sehr wohl seine Aufmerksamkeit geschenkt. Vgl. Johann Reinhold Bünker, Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 32, 1902, S. 255); dazu Oskar Moser, Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten (Kärntner Museumsschriften 56. Klagenfurt 1974, S. 140 ff. Badstuben und Dörrhütten); Oswin Moro, Badstube und Brecheloch (Zeitschrift „Kärnten“ 12, Klagenfurt 1935, Heft 2). Derselbe, Volkskundliches aus dem Kärntner Nockgebiet. Klagenfurt 1952, S. 231.

Neuerdings hat Oskar Moser eine Dissertation zum Thema „Brechelstuben in der Weststeiermark“ angeregt.

Bruno Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. Zweite, erweiterte Auflage, Göttingen 1966, S. 185, 271, 330 ff., bringt zahlreiche Hinweise, wobei er den Dörröfen in Zusammenhang mit dem Back- und Badeöfen stellt, die Badstube als Brechel- und Dörrhaus erwähnt und insbesondere auf die Getreidetrocknungsanlagen hinweist.

Viktor v. Geramb, Das Bauernhaus in Steiermark (Zeitschrift des Historischen Vereins f. Steiermark, Jg. IX, Graz 1911, S. 244 f.), erwähnt die Badstube des oberen Murtales als Brechelstube.

Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Herausgegeben vom Österr. Ingenieur- und Architektenverein. Dresden 1906. Unveränderter Nachdruck, Hannover 1974/75. Unter Steiermark Nr. 6 wird eine „Flachsrost“ aus der Ramsau bei Schladming gezeigt, die der bayrischen

Badstube benachbart ist. Im Textband berichtet A. D a c h l e r über „Freistehende Bad- und Dörrhäuser“, S. 152 f.; d e r s e l b e, Baden und Badstuben (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XV, S. 6 ff.); vgl. U n g e r — K h u l l, Steirischer Wortschatz, S. 316.

<sup>84</sup>) Karl R h a m m, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde. Abt. II: Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slawischem Waldgebiet. 1. Teil: Altgermanische Bauernhöfe im Übergange vom Saal zu Fletz und Stube. Braunschweig 1908, S. 934 ff., zählt den Hofstypus der Pöllauer Landschaft zum „Vierkant“ und schreibt u. a.: „Der Vierkant nimmt im Osten der Steiermark das ganze Gebiet zwischen der ungarischen Grenze und dem Scheidegebirge des Mürztal ein und beherrscht insbesondere die Amtsbezirke Birkfeld, Pöllau, Hartberg, Friedberg, Vorau und zum Teil Fürstenfeld... (Unter Anm. 1 heißt es, Ich selbst habe im Jahre 1885 das Gebiet des Vierkant von der Station Feldbach an der ungarischen Bahn in nördlicher Richtung über Riegersburg, St. Johann, Birkfeld bis Krieglach im Mürztal durchwandert. . .) Wir sehen hier den echten Vierkant in seiner ganzen Kraft: bei den besseren Bauern ist der Hof an allen Seiten lückenlos durch die in Wand und Dach ineinander verbauten Gebäude abgeschlossen, wobei auch die Einfahrten unter fortlaufendem Dachstuhl liegen; bei geringeren Besitzungen fehlt die eine ‚Länge‘, um mich dänisch auszudrücken, und wird durch eine Mauer mit Toreinfassung ersetzt.“ In diesem Zusammenhang bezieht sich Rhamm auf drei Pläne aus dem Bezirk Pöllau, die aus der Sammlung Hohenbrucks stammen, und Keuschen zeigen, die, wie der Hof eines ‚mittleren Bauern‘, auf drei Seiten geschlossen sind.

J. R. B ü n k e r, Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 27, 1897, S. 141 ff.); d e r s e l b e, Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn) (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 25, 1895, S. 89—154).

V. v. G e r a m b, Das Bauernhaus in Steiermark, S. 247 ff., teilt die oststeirischen Bauernhäuser in vier Gruppen, wobei Pöllau, insbesondere aber Prätis teilweise noch der Gruppe mit der geschlossenen vierkantigen Hofanlage und dem Rauchstubenhaus zugerechnet werden.

V. H. P ö t t l e r, Die Hauslandschaften der Steiermark (Erläuterungen zum Atlas der Steiermark. Graz 1973, S. 223 ff.); d e r s e l b e, Alte Volksarchitektur. Graz 1975, S. 86 ff.

<sup>85</sup>) K. R h a m m, Altgermanische Bauernhöfe, S. 935, Anm. 2.

<sup>86</sup>) Zu Getreidekasten vgl. Oskar M o s e r und Arthur H a b e r l a n d t, Bauten und Einrichtungen zur bäuerlichen Vorratshaltung. (Kommentar zum Österreichischen Volkskundeatlas. 2. Lieferung, 1965); O. M o s e r, Das Bauernhaus, S. 120 ff.

<sup>87</sup>) Vgl. Fr. P o s c h, Das niedere Schulwesen, S. 152. — In Pöllau war es zwar keine Haarstube, doch wurde dort in einem Speicher Schule gehalten; dazu B. B r a n d s t e t t e r, Die Schulen, S. 23 f., 50 f., 104 f.

<sup>88</sup>) Vgl. Anm. 47 und Torsten G e b h a r d, Wegweiser zur Bauernhausforschung (Bayrische Heimatforschung, Heft 11. München-Pasing 1957, S. 61 f., 93).

<sup>89</sup>) Arthur H a b e r l a n d t, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. Wien 1953, S. 98; Friedrich K l u g e, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 1975, S. 426; Heinrich D i t t m a i e r, Die Läube. Eine sach- und bedeutungskundliche Untersuchung (Zeitschrift f. Volkskunde 53, Stuttgart 1956/57, S. 260—295).

<sup>90</sup>) Chronik, S. 16.

<sup>91</sup>) Der Hinweis bei B. B r a n d s t e t t e r (S. 124), daß der Lehrer hier sein Essen gekocht habe, kann nicht stimmen, da diese Feuerstelle erst nach 1880 eingebaut wurde, und der Lehrer überdies reihum von den Bauern verköstigt wurde.

<sup>92</sup>) Über Strohdach vgl. O. M o s e r, Das Bauernhaus, S. 63 ff.; V. H. P ö t t l e r, Der Sallegger Moar (Zeitschrift des Historischen Vereins f. Steiermark, Jg. LVIII, Graz 1967, S. 58 f.).

<sup>93</sup>) Oskar M o s e r, Das Pfettenstuhldach. Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsbereich (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XVII. Wien 1976, S. 22 und Abb. 14).

<sup>94</sup>) Chronik, S. 16.

<sup>95</sup>) Rudolf M e r i n g e r, Studien zur germanischen Volkskunde (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 23, 1893, S. 142 f., Fig. 57, 67, 68). A. H a b e r l a n d t, Taschenwörterbuch, S. 29.

<sup>96</sup>) J. R. B ü n k e r, Das Haus in der östlichen Mittelsteiermark, S. 172.

<sup>97</sup>) Franz und Gerhard M a r e s c h, Das Dürrhäusel im oberen Pielachtal (Österr. Zeitschrift f. Volkskunde. Neue Serie, Bd. XVII, 1963, S. 19).

<sup>98</sup>) Ernst H a m z a, Über Leindörrn und Haarstuben im südlichen Niederösterreich (Unsere Heimat. Neue Folge, Jg. V, 1932, Nr. 6/7, S. 215 f.).

<sup>99</sup>) T. G e b h a r d, Wegweiser, S. 158.

- <sup>100)</sup> V. H. P ö t t l e r, Führer, S. 51 ff.  
Über Flachsverarbeitung vgl. Irene K o h l, Flachsverarbeitung. (K. G a à l, Wolfau. Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 42, S. 187—211); F. u. G. M a r e s c h, Das Dürrhäusel; E. H a m z a, Über Leindörren.
- <sup>101)</sup> V. H. P ö t t l e r, Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum. Stübing 1978, dritte, erweiterte Auflage, S. 79.
- <sup>102)</sup> Vgl. T. G e b h a r d, Wegweiser, S. 158, 160 f.; Rolf R o b i s c h o n, Bauern-Badstuben am Högl. Sonderdruck aus der Zeitschrift „Das Salzfaß“, Heft 2, 1974.
- <sup>103)</sup> Vgl. V. H. P ö t t l e r, Führer, S. 125.
- <sup>104)</sup> Franz L i p p, Oberösterreichische Stuben. Linz 1966, S. 32, 115. Vgl. Eduard K r i e c h b a u m, Das Bauernhaus in Oberösterreich. Stuttgart 1933, Tafel VII, Abb. 1, Brechelbad im oberen Mattigtal.
- <sup>105)</sup> J. R. B ü n k e r, Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark, S. 181.
- <sup>106)</sup> J. R. B ü n k e r, Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten, S. 256, Abb. 181, zeigt eine Brechelstube mit offener Vorhalle aus Trasischk. Der Ofen der geschlossenen, von der Vorlaube aus begeharen Stube, wird als Hinterlader von außen beheizt.
- <sup>107)</sup> Herrn OBR. Dipl.-Ing. Ernst S ö l k n e r habe ich für die Überlassung einiger Fotos und für wertvolle Hinweise und Hilfeleistung herzlich zu danken.
- <sup>108)</sup> F. u. G. M a r e s c h, Das Dürrhäusel, S. 19 f.
- <sup>109)</sup> Ebenda, S. 21; vgl. Abb. 17, 18, 19.
- <sup>110)</sup> E. H a m z a, Über Leindörren, S. 214 f., 217 ff.; vgl. dazu T. G e b h a r d, Wegweiser, S. 61 f., 93.
- <sup>111)</sup> F. L i p p, Stuben, S. 115.
- <sup>112)</sup> Vgl. Anm. 48.
- <sup>113)</sup> Chronik, S. 16.
- <sup>114)</sup> Ebenda, S. 6.
- <sup>115)</sup> Ebenda, S. 16.
- <sup>116)</sup> B. B r a n d s t e t t e r, Die Schulen, S. 124.
- <sup>117)</sup> Diözesanarchiv Graz, XXVII b<sup>21</sup>.
- <sup>118)</sup> Für die Überlassung des Inventars sei hier dem Land Steiermark und insbesondere Herrn V. Dir. i. R. Dr. Wilhelm M ü l l e r, der die Gegenstände in mühevoller Kleinarbeit gesammelt hat, herzlich gedankt.
- <sup>119)</sup> W. P i e t s c h, Schulreform, S. 123.
- <sup>120)</sup> Ebenda, S. 158.
- <sup>121)</sup> Vgl. Anm. 34.
- <sup>122)</sup> Chronik, S. 34, 28.

## Alphabet-Schüsseln aus Oberösterreich

Von Leopold Schmidt

Es sind vierundzwanzig Regenten auf Erden,  
Durch die muß die ganze Welt regiert werden.  
Sie essen kein Brot, sie trinken keinen Wein, —  
Rat, was das für Herren sein!<sup>1)</sup>

An das alte weitverbreitete Volksrätsel muß man denken, wenn man im Österreichischen Museum für Volkskunde vor den zwei hafnerkeramischen bemalten Tonschüsseln steht, die als ihre wesentlichste Verzierung das Alphabet aufweisen. Es handelt sich um Schüsseln aus der Blütezeit der barocken Volkskunst in Österreich, also jenem Jahrhundert zwischen 1650 und 1750, in dem ein wesentlicher Teil des ländlichen Möbels wie des Geschirres wie auch der ständisch gebundenen Festtrachten entstand, der auf lange Zeit den Eindruck der Volkskunst im Lande bestimmen sollte. Der Herkunft nach handelt es sich um zwei Schüsseln aus Oberösterreich, genauer eingegrenzt aus dem Traunviertel, also dem Gebiet zwischen der Enns im Osten und dem Hausruck im Westen, wo in das breite Vierkanterland wichtige zentrale Orte wie die alte Eisenstadt Steyr eingebettet sind.

Bei den beiden Schüsseln handelt es sich um älteren Bestand des Museums, die schon vor ihrer Erwerbung für das Haus in der Laudongasse längere Zeit im Besitz von Sammlern gewesen sein dürften. Das gilt vor allem für die

1. **Zwiebelschüssel** tiefer Form, mit einem oberen Durchmesser von 42 cm. Die hafnerkeramische Schüssel weist einen hellrotbraunen Fond auf, der Grund der steilen Wandung ist dunkelbraun, und darauf sind drei große hellbraune Blüten gesetzt, die man herkömmlicherweise als Tulpen anspricht; zwischen ihnen steht je ein hellgrünes Blatt. Am Rand der Schüssel steht dann das Alphabet, mit 30 Zeichen, also mit einigen Verdopplungen, weil beispielsweise außer dem „z“ auch das „tz“ aufgenommen wurde. Von je zwei Schrägstrichen begrenzt, steht in der gleichen Randzeile die Jahreszahl 1691, zwischen den konzentrischen weißen Kreisen, welche diesen Rand begrenzen. Nach außen wird die Schüssel durch einen aufgebörtelten Saum abgeschlossen. Die Schüssel wurde bereits 1917 von dem berühmten Keramiksammler und -forscher Alfred Walcher von Molthein erworben.<sup>2)</sup>

Inv.-Nr. 36.033

Der Machart und dem Farbeindruck nach gleicht die Schüssel manchen anderen hafnerkeramischen Schüsseln im Museum und verwandten Stücken in anderen Sammlungen. Von den Sammlern und Antiquitätenhändlern wurden diese Stücke als „Zwiebelschüsseln“ bezeichnet, obwohl auf ihnen niemals Zwiebelmuster gezeigt werden. Der Verwendung nach werden sie meist als Knödelschüsseln angesprochen. Wenn sich ein angeformter Napf in der Mitte befindet, spricht man auch von Nockenschüsseln, wie dies beispielsweise Arthur Haberlandt tat, der nach dem Ende des Ersten Weltkrieges die volkskundlichen Bestände des Heimathauses Steyr be-

schrieb. Er berichtete dabei unter anderem von einer „Nockenschüssel“ „mit mittlings aufgehöhter Schale, auf dunkelbraunem Grund weiß, rot und grün mit fortlaufendem Zwiebelmuster bemalt. In der Mitte der Name Jesu. Durchmesser 36 cm, um 1690. Vielleicht aus Steyr und Umgebung, doch wird immer darauf hingewiesen, daß sie letzten Endes aus dem ‚Steirischen‘ kommen.“<sup>3)</sup> Letztere Vermutung hat sich nicht bestätigt. Alle bekannten Schüsseln dieser Art stammen offenbar doch aus dem oberösterreichischen Traunviertel.

Das gilt wohl auch für die zweite Alphabetschüssel:

2. **Z w i e b e l s c h ü s s e l**, vorwiegend grün und rotbraun bemalt. Eine große Blüte im Fond, von neun Halbkreisen mit Innendekor umrahmt. Außen randnah das Alphabet umlaufend, und zwar auf 32 Zeichen erweitert, da in diesem Fall wieder spezielle Schreibungen, wie das „ß“ neben dem gewöhnlichen „s“ aufgenommen erscheinen. In der gleichen Reihe unten etwas fahrig hingesezt die Jahreszahl 17/21. Die Schüssel wurde 1940 beim Wiener Antiquar Franz Schebesta erworben. Das mehrfach gebrochene Stück konnte 1977 restauriert werden. Durchmesser 38 cm.<sup>4)</sup> Inv.-Nr. 44.863

Die erste Schüssel, also jene von 1691, stellt eine saubere Hafnerarbeit dar, vielleicht sogar ein Meisterstück. Die zweite, also jene von 1721, ist wesentlich fahriger bemalt, entspricht dem Farbeindruck nach aber verwandten Schüsseln ohne Alphabet aus der gleichen Zeit und der gleichen Landschaft.<sup>5)</sup> Von den Hafnern aus gesehen, mag es sich im Vergleich zu dem vielleicht von einem Steyrer Meister stammenden Stück von 1691 bei der Schüssel von 1721 um das Erzeugnis eines Landhafners handeln. Die Schüsseln dieses Bereiches mit ihren stark flächigen Blüten, die womöglich über den Fond hinaus bis zum Rand bemalt sind, weisen für gewöhnlich keine Sprüche auf. Damit entsprechen sie den gleichzeitigen Kastanienblattschüsseln, und auch den mit dem Doppeladler bemalten Gründonnerstagsschüsseln gleicher Zeitstellung.<sup>6)</sup> In einigen Fällen, wie bei der von Arthur Haberlandt genannten Schüssel im Heimathaus Steyr ist im Grund das Christuszeichen IHS eingesezt. Die beiden Alphabetschüsseln weisen weder Sprüche noch auch religiöse Zeichen auf. Sie sind durch die Alphabete genugsam gekennzeichnet. Die in beiden Fällen aufgemalten Jahreszahlen sind besonders willkommene Hinweise auf die Entstehungszeit, und nur durch sie ist ja auch der Zeitunterschied von einer Generation zwischen den beiden Stücken festgelegt.

Das Fehlen von Inschriften ist zu betonen, weil ja sonst im Hafnerbereich mitunter gern beschriftet wurde.<sup>7)</sup> Besinnliche und lustige, kecke und beinahe obszöne Schüsselinschriften sind in manchen Landschaften keine Seltenheit.<sup>8)</sup> Hier fehlen sie jedoch ganz. Das ist wohl zu betonen, weil es eine Art von Hinweis auf die Ausstattung der Schüsseln mit dem Alphabet darstellt. Es erhebt sich jedoch die Frage, warum unter so vielen verwandten Tonschüsseln nur einige wenige mit dem Alphabet ausgestattet sind, worauf sich dies zurückführen lassen könnte.

Da es um Keramik geht, wird der Blick fast unwillkürlich auf die Landschaften der reichsten alten Keramik gelenkt, auf die Töpferwerkstätten der klassischen Antike und ihre Erzeugnisse. Dabei ergibt sich sogleich, daß auf griechischen Vasen selbstverständlich griechische Alphabete vorkommen, daß auch auf etruskischen Vasen Alphabete aufgemalt sein können, unter Umständen auch wieder griechische. Und daß sich auch auf Gefäßen aus römischen Gräbern lateinische Alphabete finden.<sup>9)</sup> Die Verwendung des Alphabets in volkstümlichem Gebrauch der Antike war

offensichtlich sehr umfangreich, nicht nur Vasen, sondern auch Ziegel, Wände, Platten können das Alphabet in irgendeiner Form aufweisen. Die Archäologie hat sich dementsprechend damit beschäftigt, die Religionswissenschaft hat über archäologische Zusammenstellungen hinaus den Sinn dieser Alphabet-Auf- und -Inschriften zu deuten versucht. Am meisten spricht dabei jene Formulierung an, die Franz Dornseiff schon 1925 gegeben hat, daß nämlich die Alphabetreihe als solche geradezu als „mächtige heilige Formel“ gebraucht worden sei.<sup>10)</sup> In diesem Sinn ist das Alphabet wohl auch von den frühen Christen für ihre Zwecke übernommen worden, wobei sie freilich noch die Möglichkeit hatten, eine spezielle religiöse Sinngebung damit zu verbinden. Die Worte Christi in der Apokalypse „Ich bin das Alpha und das Omega“ (Apk 1, 8) ließ sich ohne weiteres so verstehen, daß er nicht nur Anfang und Ende, sondern das durch das Alphabet versinnbildlichte kosmische Ganze sei.<sup>11)</sup>

Die antiken Alphabet-Inschriften haben wohl nicht weitergelebt; mit einem Zusammenhang innerhalb der Keramik ist offenbar nicht zu rechnen, auch wenn man hier vor Überraschungen nicht gefeit ist. Aber in der ganzen immerhin überschaubaren mittelalterlichen Hafnerkeramik haben sich eben doch bisher keine Gefäße mit Alphabet-Inschriften gefunden. Es haben sich aber auch keine mit christlich gewendeten Alphabeten feststellen lassen. Die Kirche hat das Alphabet als religiöse Beschriftung verwendet und tut dies im Falle der Kircheneinweihung heute noch. Laut *Rituale Romanum* wird bei der Kircheneinweihung ein Andreaskreuz-förmiges Aschenkreuz gestreut, in dessen zwei Balken der Bischof mit seinem Stab ein griechisches und ein lateinisches Alphabet einschreibt.<sup>12)</sup> Das ist für das zuschauende, mitbetende Volk zweifellos immer eine sehr eindrucksvolle Bildgebärde gewesen. Dieses „Abecedarium“ konnte also zumindest in die der Kirche nahestehenden Bereiche des Kunstgewerbes übernommen werden. Soviel die Sachzeugnisse erweisen, ist es wohl in erster Linie bei den Glockengießern üblich gewesen.<sup>13)</sup> Alphabet-Inschriften auf Glocken sind dementsprechend nicht selten. In unserem Bereich, das in den vielen Kriegen die meisten alten Glocken verloren hat, konnten sich freilich nur hie und da solche beschriftete Glocken mittelalterlicher Zeitstellung erhalten. So ist als einziges Beispiel im westlichen Niederösterreich, in der Diözese St. Pölten, die Glocke der Katharinenkirche von Schwarzenbach an der Pielach erhalten, die ein ganzes Alphabet in spätgotischer Unzialschrift aufweist und wohl um 1500 gegossen worden ist.<sup>14)</sup> Es werden früher in Ober- wie in Niederösterreich sicherlich mehr gewesen sein, und die Leute haben um diesen sonderlichen Schmuck ihrer Glocken wohl auch gewußt.

In dem Oberösterreich westlich benachbarten Niederbayern haben sich ebenfalls einige Glocken mit Alphabet-Aufschriften erhalten, zwei davon im Bezirksamt Landau an der Isar. Beide stammen vermutlich aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die eine hängt im Turm der Wallfahrtskirche von Ganacker, die andere im Turm der Pfarrkirche von Großenpinning.<sup>15)</sup> Das sind also bemerkenswerte mittelalterliche Zeugnisse für diese Art der Verwendung des Alphabets.

Aber Schüsseln sind keine Glocken, und frühneuzeitliche Schüsseln stehen als Gefäße doch immer noch den antiken Gefäßen näher als anderen Geräten. Sowohl aus den antiken Gefäßen wie aus den frühneuzeitlichen Schüsseln ist doch gegessen, getrunken worden, und so erscheint es notwendig, diesen Zusammenhang aufzugreifen. Man hat die Gefäße bemalt und beschriftet, um die Speisen, die man ihnen beim Essen entnahm, zu segnen. Der Segen durch das Alphabet könnte nun im Ge-

samtzusammenhang des Glaubens an die Wirkungen der Buchstabenreihe zu verstehen sein. Er könnte sich allerdings im besonderen auch darauf beziehen, daß das Essen und Trinken aus solchermaßen bezeichneten Gefäßen besonders für diejenigen segensreich sein solle, die sich mit dem Alphabet abzugeben haben. Das wären also vor allem die Schüler, welche Lesen und Schreiben lernen sollen, und tatsächlich gibt es eine gar nicht unbeträchtliche Gruppe von Glaubens- und Brauchzügen, welche das „Essen“ des Alphabets durch die Schüler bezeugen.<sup>16)</sup> Da wird im Badi-schen etwa „dem Neugeborenen mit dem ersten Papp (Mus) das ABC eingestrichen, denn die Mutter hat einen mit diesem beschriebenen Zettel darin gekocht.“<sup>17)</sup> Oder an der Elz soll es Brauch gewesen sein, „Blättchen mit den 24 Buchstaben des Alphabets in ein gesottenes Ei zu zerhacken und gegen allerlei Übel einzugeben“, also vor allem wohl gegen das Übel der Unlust am Erlernen des Schulwissens.<sup>18)</sup> Ähnliches ist vielfach bezeugt, etwa in folgender Form: „Man gibt ihnen — den Kindern — einen Eierkuchen zu essen, in dem verschiedene Stücke eines Papierzettels eingebacken sind, auf denen das Vaterunser aufgeschrieben ist, oder man kocht dem Kind drei Buchstaben in einen Brei oder gibt ihm Eierplätzle in einen Teller, der auf ein Buch gestellt ist.“<sup>19)</sup> Das alles hat Adolf Spamer mit milder Zurückhaltung als einen zwar durch Jahrhunderte bei vielen Völkern bezeugten Brauch bezeichnet, der aber doch stark zurückgegangen sei. Früher seien es die Alphabettäfelchen gewesen, die den schlechten Schülern helfen sollten, heute seien es vielleicht die Buchstaben-nudelsuppen.<sup>20)</sup> Da meldet sich die moderne Großstadtvolkskunde an.

Aber Spamers Hinweis auf die Alphabettäfelchen ist selbstverständlich ernst zu nehmen. Die kleinen Lebzelten-Täfelchen sind zweifellos die in der Barock- und Biedermeierzeit bekanntesten Formen des eßbaren Alphabets gewesen.<sup>21)</sup> Sie haben offenbar eine eigene lange Geschichte, denn für ihr Werden sind einerseits schulische Alphabet-Täfelchen notwendig, andererseits eben süße Eßbarkeiten. Nicht eßbare Alphabet-Täfelchen hat es anscheinend gegeben, seit es Schulen gibt. Schon im 14. vorchristlichen Jahrhundert hat es in Ugarit, dem späteren Ras Schamra in Nordsyrien, Tontäfelchen mit dem dreireihigen keilschriftlichen Alphabet gegeben.<sup>22)</sup> Nicht eßbare Täfelchen und Blättchen sind dann immer wieder nachzuweisen, am Ende des Mittelalters etwa in Form eines Holzstockes von 1481, der in der Augsburger Staatsbibliothek aufbewahrt wird. Aber der darauf zu lesende Spruch ist zweideutig:

One grosse arbeit vnnnd bitter-  
kai So mag kunst nicht  
werden süssigkait Darumb  
zu lernen bis berait 1481.<sup>23)</sup>

Der Holzschnitt mag die Verbindung zu den später üblich werdenden „Süßigkeiten“ gebildet haben, nämlich als graphische Vorlage für die Lebzelten-Täfelchen.<sup>24)</sup> Diese selbst scheinen sich freilich vor dem 18. Jahrhundert nicht nachweisen zu lassen.<sup>25)</sup> Aber die meist undatierten Stücke können doch wohl auch schon in das 17. Jahrhundert zurückgreifen.<sup>26)</sup> Motive wie die heiligen drei Jungfrauen sind jedenfalls älter als die barocke Blütezeit der Lebzelten-Täfelchen und finden sich doch auf einigen davon<sup>27)</sup>, und auch die frühen Darstellungen von Weihnachtsbescherungen etwa auf einer Münchner ABC-Tafel könnten noch dem 17. Jahrhundert angehören.<sup>28)</sup> Die meisten überlieferten Stücke gehören freilich

wohl dem 18. Jahrhundert an, zum Teil erst dem letzten Drittel dieses Jahrhunderts, wie beispielsweise jenes kleine ABC-Täfelchen aus Wien, das mit der Darstellung des Papageno aus Mozarts „Zauberflöte“ ja nicht vor 1791 entstanden sein kann.<sup>29)</sup>

Diese Gruppe der ABC-Täfelchen, die in einigen Fällen auch die Szene mit den Eltern auf der Schulbank aufweist<sup>30)</sup>, ist also vermutlich aus dem verstärkten Schulbetrieb der Zeit zu verstehen. Schließlich war die allgemeine Volksschule durch Maria Theresia 1774 eingeführt worden, da mochte die süße Unterstützung durch die Lebzelten-Täfelchen sehr aktuell sein.<sup>31)</sup>

Die ältesten Täfelchen jedoch reichen offenbar ins späte 17. Jahrhundert zurück, und sind somit zeitgleich unserer hafnerkeramischen Alphabetschüssel von 1691. Hier könnte ein Zusammenhang bestehen. Freilich handelt es sich nicht um die einzige Möglichkeit. In der gleichen Zeit sind doch auch ABC-Lieder gesungen worden, und deren Bedeutung ist wohl über Kinderglaube und Schulbrauch hinausgegangen. Am stärksten war das „Goldene ABC“ verbreitet, das alphabetisch - akrostichische Kirchenlied mit dem Anfang „Allein auf Gott setz' dein Vertrauen“.<sup>32)</sup> Es klang noch aus dem 16. Jahrhundert herüber, wo es als „Gülden ABC, darin gar künstlich begriffen, was einem Menschen zu einem Erbar'n gottseligen Wandel und Leben zu wissen nötig sei“ zuerst im Greifswalder Gesangbuch von 1597 aufscheint.<sup>33)</sup> Das heute noch bekannte Lied ist gelegentlich wohl auch als Losbuch benutzt worden. Hier handelt es sich also um evangelische Traditionen, deren Einfluß auf die handwerkliche Gebrauchskunst im Lande ob der Enns man nicht unterschätzen wird. Sicherlich hat es Alphabetlieder in ganz verschiedenen Kulturen gegeben, kaum als Gedächtnisstütze, sondern jeweils mehr als Symbol einer umfassenden Aussage, mitunter selbstverständlich auch als poetisches Kunstmittel.<sup>34)</sup>

Den allgemeineren Glauben betonte wohl schon der immer wiederkehrende Titel des Liedes, die Bezeichnung als „Goldenes ABC“. Der Titel muß vielfach verwendet worden sein, wenn man auch nicht immer erfährt, warum es so gewesen sein mag. So gab es im alten Wien ein „Haus zum Goldenen ABC“, auch einfach ABC-Haus genannt. Es stand in der Inneren Stadt und war ein Teil der heutigen Hausnummer 8 in der Rauhensteingasse, also auf dem Boden des Sterbehauses Mozarts. Im Mittelalter hieß das Haus noch „Zur blauen Kugel“; erst seit 1729 wird die Bezeichnung „Zum goldenen ABC“ verwendet.<sup>35)</sup> Das ist nun allerdings ebenjene hochbarocke Zeit, in der auch auf katholischer Seite ABC-Lieder auftreten. Freilich weiß man bei der frühesten Nennung nicht, ob es sich um ein geistliches oder um ein weltliches Lied handelt, denn Johann Valentin Neiner nennt in seiner spöttischen Liederzusammenstellung von 1712 für Wien nur eben „Das ABC“.<sup>36)</sup> Zur gleichen Zeit sind allerdings wohl schon diejenigen Lieder aufgetaucht, die als „Weihnachts-ABC“ bekannt wurden. So gibt es aus Admont in der Steiermark ein Lied mit diesem Titel und dem Anfang

A. A. A.  
Was seh ich jetzund da.  
Es laufen die Hirten hin und her,  
Kein Frieden gibt die Nacht heut mehr.  
A. A. A.  
Was seh ich jetzund da.<sup>37)</sup> (24:6)

Ein Krippenlied mit dem ABC, das sich aber doch auch auf die Schule bezieht, ist in Kleinraming an der steirisch-oberösterreichischen Grenze aufgezeichnet worden:

Kloans ABC,  
Kanns net, auweh!  
Büaberl geh he' na grad,  
Sitz di zu mir am Schoß!  
Geh nur, geh',  
lerns ABC!<sup>38)</sup>

Das waren also mehr oder minder mundartliche Alphabet-Lieder, die in zeitlicher und räumlicher Nähe der Steyrer Alphabet-Schüssel von 1691 entstanden sind und gesungen wurden. Weitere Alphabet-Lieder haben vermutlich damit weniger zu tun, obwohl sie gewiß im gleichen Umkreis bekannt waren. So enthält die Mondseer Liederhandschrift von 1827 das ABC-Lied „Willst du noch als Doktor werden“, das offenbar ein weitvertrages Flugblattlied war.<sup>39)</sup> Im Schulbereich haben sich dann weitere ABC-Lieder eingefunden, die teils moralisch, teils religiös und teils direkt schulmäßig motiviert waren, und offenbar noch lange Zeit gern gesungen wurden.<sup>40)</sup> Sie ergeben aber kaum etwas für unseren speziellen Bereich der Alphabet-Verwendung.<sup>41)</sup>

Hier bleibt es doch dabei, daß zu Ende des 17. Jahrhunderts wie auch noch später das Alphabet aus den verschiedensten Gründen auf hafnerkeramischen Schüsseln angebracht werden konnte. Anregungen aus anderen Bereichen des volkstümlichen Kunsthandwerks erscheinen möglich, doch haben sie sich noch nicht nachweisen lassen. Der Glaube an die Kraft des Alphabetes wurde den Herstellern wie den Benützern der Schüsseln sicherlich durch Alphabet-Reime und Alphabet-Lieder nahegelegt. Und diese konnten, wie die Beispiele belegt haben, von beiden Konfessionen kommen, die vielgesungenen evangelischen Alphabet-Lieder sind doch wohl nur zum Teil durch die barock-mundartlichen Weihnachts-Alphabetlieder verdrängt worden. Eine gewisse Bedeutung wird man dem Schulbrauch auch einräumen müssen. Daß man das Lernen sozusagen „essen“ könne, daß man den Kindern die Anfangsgründe durch Alphabet-Lebzelten versüßen dürfe, das hat wohl schon das 17. Jahrhundert betrieben und das 18. noch sehr verstärkt. Wo das der Brauch war, und die Lebzelter haben den Brauch offensichtlich stark verbreitet, und die Formen der ABC-Täfelchen damit auch, dort war der Glaube, daß man das ABC essen könne, und sich damit segne, zweifellos stärker verwurzelt, als man im nachhinein glauben möchte.<sup>42)</sup> Dort war es wohl auch möglich, daß man sich durch das Essen aus einer mit dem Alphabet beschrifteten Schüssel ganz speziell segnen zu können geglaubt haben kann. Aber eigene Schüsseln für die Schüler, die lesen lernen sollten, waren es trotzdem nicht. Der Segen galt wohl für alle Teilnehmer an der Mahlzeit, wie die Glaubenmeinung des Liedes „Allein auf Gott setz' dein Vertrauen“. Das mystische Verhältnis zwischen Gott und Alphabet blieb da gewahrt. Rein verstandesmäßig hätte es vielleicht kein Hafner, der die Schüsseln mit dem ABC bemalte, ausdrücken können, und die Benützer, die aus diesen Schüsseln aßen, vermutlich ebensowenig.

Es gab da eine Art von religiösem Vertrauensverhältnis, dessen Bezeugung sich hie und da noch finden läßt. Dem späteren 17. Jahrhundert gehört eine Stelle der deutschen Literatur an, welche vielleicht die Zusammenhänge klärt. Philander von Sittewald hat in seinen „Wunderlichen wahrhaftigen Gesichtern“ 1665 unter anderem folgende kleine Geschichte erzählt: „Wann ich des Morgens aufstehe, sprach Gschwebbt — ein Kroat —, so spreche ich ein gantz ABC, darin sind alle Gebett begriffen; und unser Herr Gott mag sich danach die Buchstaben selbst zusammenlesen und Gebette drauß machen, wie er will. Ich könnts so wol nicht, er kann es doch besser.“<sup>43)</sup>

## Anmerkungen

<sup>1)</sup> Franz Dornseiff, Das Alphabet in Mystik und Magie (= Stoicheia. Zur Geschichte des antiken Weltbildes und der griechischen Wissenschaft, H. VII), Leipzig-Berlin 1925, S. 80.

<sup>2)</sup> Leopold Schmidt, Volkskunst in Österreich. Wien 1966, Farbtafel bei S. 97. — Schmidt, Katalog Volk und Schrift. Geschriebene Gebet- und Gesangbücher und andere ABC-Volkskunst vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1971, Nr. 1.

<sup>3)</sup> Arthur Haberlandt, Die volkskundliche Sammlung des Städtischen Museums in Steyr (Heimatgaue, Bd. II. Linz 1921, S. 174, Nr. 9).

<sup>4)</sup> Die Schlüssel Inv. Nr. 44.863 wurde 1977 durch Fachinspektor Karl Utz restauriert.

<sup>5)</sup> Max Kislinger, Alte bäuerliche Kunst. Einführung und Nachwort von Franz Lipp (= Denkmäler der Volkskultur aus Oberösterreich, Bd. 2), Linz 1963, S. 210 f. — Alte deutsche Bauernschüsseln. Ausstellung der Sammlung Dr. Konrad Strauß. Text Hermann Jedding. Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe 1963, Nr. 60 ff.

<sup>6)</sup> Micheal Haberlandt, Österreichische Volkskunst. Aus den Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde in Wien. Wien 1911, Bd. I, S. 75 ff., Bd. II, Tafel 47.

<sup>7)</sup> (Anonym), Deutsche Inschriften an Haus und Geräten. Zur epigrammatischen Volkspoesie. 5. Aufl., Berlin 1888, S. 156 ff.: Auf Tellern und Schüsseln.

<sup>8)</sup> Wilhelm Mönch, Schwäbische Spruchkunst. Inschriften an Haus und Gerät. Stuttgart 1937, S. 129 ff.: Sprüche auf Tellern, Schüsseln und Krügen.

<sup>9)</sup> Albrecht Dieterich, ABC-Denkmäler (zuerst: Rheinisches Museum, Bd. LVI, 1901, S. 77 ff. Dann: Kleine Schriften. Leipzig und Berlin 1911, S. 202 ff.). — derselbe, Ein neues ABC-Denkmal (zuerst: Archiv für Religionswissenschaften, Bd. VII, 1904, S. 524 ff. Dann: Kleine Schriften, Leipzig und Berlin 1911, S. 229 ff.).

<sup>10)</sup> Franz Dornseiff, wie oben Anmerkung 1, S. 19 f., 75, 77.

<sup>11)</sup> P. Kober, Art. Abecedarium (Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. I, Sp. 12 f.).

<sup>12)</sup> Albrecht Dieterich, Kleine Schriften, wie oben Anmerkung 9, S. 227. — Dazu weiter Dornseiff, wie oben Anmerkung 1, S. 74 f., 77.

<sup>13)</sup> Karl Welter, Glockenkunde. Regensburg und Rom 1913, S. 190 ff. — Ernst Cucuel und Hermann Eckert, Die Inschriften des badischen Main- und Tauberggrundes (= Die deutschen Inschriften, Bd. I), Stuttgart 1942, S. 164, Nr. 440.

<sup>14)</sup> Johannes Ev. Fahrngruber, Hosanna in excelsis. Beiträge zur Glockenkunde aus der Diözese St. Pölten. St. Pölten 1894, S. 182 und (Probe) S. 10, Nr. 17.

<sup>15)</sup> Anton Eckardt, Bezirksamt Landau an der Isar (Bayerische Kunstdenkmäler, Abt. Niederbayern, Bd. XIII), München 1926. Ganacker: S. 46, Abb. 22; Großenpinning: S. 56 und Abb. 35.

<sup>16)</sup> Franz Dornseiff, Art. Alphabet (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. I, Sp. 14 f.).

<sup>17)</sup> Elard Hugo Meyer, Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert. Straßburg 1900, S. 16.

<sup>18)</sup> Albrecht Dieterich, Kleine Schriften, wie oben Anmerkung 9, S. 217, Anm. 1 (nach einem Zeitungsausschnitt).

<sup>19)</sup> Friedrich Pfister, Der Volksglaube (in: Die Deutsche Volkskunde, Hg. Adolf Spamer, Bd. I, Leipzig und Berlin 1934, S. 99).

<sup>20)</sup> Adolf Spamer, Die Deutsche Volkskunde. Bd. II, Berlin und Leipzig 1935, S. 54.

<sup>21)</sup> Lenz Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1963, S. 141, Anm. 79. Hier wird das Essen von ABC-Täfelchen und ähnliches zu dem Verzehren von Schluckbildchen, beispielsweise von Mariazell, gestellt.

<sup>22)</sup> A. Bertsch, Art. Alphabet (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. I, Freiburg 1957, Sp. 365).

<sup>23)</sup> Oswald Erich, Art. Alphabet (Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Hg. Otto Schmitt, Bd. I, Stuttgart 1937, Sp. 409). Erich ist hier auf andere Formen der ABC-Volkskunst nicht eingegangen.

<sup>24)</sup> Henri Gaidoz, Les gateaux alphabetiques (Mélanges Renier. Paris 1886). — Richard Andree, ABC-Kuchen (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. XV, Berlin 1905, S. 95 ff.).

<sup>25)</sup> Heinrich Gudemann, Geschichte des Erziehungs- und Bildungswesens bei den abendländischen Juden. Berlin 1880, Bd. I, S. 51 f. — Heinrich Lewy, Zu den ABC-Kuchen (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. XV, Berlin 1905, S. 181 f.).

<sup>25)</sup> Max Höfler, Weihnachtsgebäcke. Eine vergleichende Studie der germanischen Gebäckbrote zur Weihnachtszeit (= Suppl. Heft III zu Bd. XI der Zeitschrift für österreichische Volkskunde), Wien 1905, S. 34.

<sup>27)</sup> Schmidt, Katalog Volk und Schrift, 1971, Nr. 4. — derselbe, Katalog Lebzeltenmodel aus Österreich. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1972, S. 46, Nr. 70, 71.

<sup>28)</sup> Max Höfler, Der Klausenbaum (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. X, Berlin 1900, S. 324, Abb. 3).

<sup>29)</sup> Schmidt, Katalog Volk und Schrift, 1971, Nr. 2. — derselbe, Katalog Lebzeltenmodel aus Österreich. 1972, S. 49, Nr. 80, 81.

<sup>30)</sup> Schmidt, Katalog Volk und Schrift, 1971, Nr. 3.

<sup>31)</sup> Richard Andree, ABC-Kuchen (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. XV, Berlin 1905, S. 94 ff., mit Abb. auf S. 95), Model der Firma Ebenböck, München. — Vgl. allgemein Richard Beitz, Volkskunde und Schule. Leipzig 1934.

<sup>32)</sup> Dornseiff, wie oben Anmerkung 1, S. 151. — Adolf Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Bearbeitung von Elard Hugo Meyer. Berlin 1900, S. 242 f. Das Ziehen der Verse des „Goldenen ABC“ dort für Schlesien und Ostpreußen bezeugt.

<sup>33)</sup> Philipp Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. Leipzig 1890, Bd. V, S. 327 f. — Albrecht Dieterich, Kleine Schriften, S. 218.

<sup>34)</sup> A. Deißler, Art. Alphabet-Lieder (Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. I, Sp. 366).

<sup>35)</sup> Gustav Gugitz, Bibliographie zur Geschichte und Stadtkunde von Wien. Nebst Quellen- und Literaturhinweisen. Bd. III, Wien 1956, S. 309, Kap. XV. — Felix Czeike, Das große Gröner-Wien-Lexikon. Wien 1974, S. 357. — Den Quellen nach ist es anscheinend nicht ganz sicher, ob das alte Haus zur blauen „Kugel“ oder aber zur blauen „Kugel“ geheißen hat. Das seit 1729 „Zum goldenen ABC“ benannte Haus wurde jedenfalls 1847/48 abgebrochen.

<sup>36)</sup> Schmidt, Volkslied und Volkslied. Proben und Probleme. Berlin 1970, S. 290, 304.

<sup>37)</sup> Anton Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Innsbruck 1881, Nr. 108, S. 141 ff.

<sup>38)</sup> Helmut Pommer, Aus des Volkes Seele. Bregenz 1952, S. 228.

<sup>39)</sup> Schmidt, Volkslied und Volkslied, S. 304, Nr. 86. — Dazu Frh. von Dittfurth, Fränkische Volkslieder, Bd. II, Leipzig 1855, Nr. 400.

<sup>40)</sup> Karl M. Klier, Haydns Thema aus dem Andante der „Symphonie mit dem Paukenschlag“ (Völkische Musik-Erziehung, Bd. 1, Braunschweig 1940, S. 57).

<sup>41)</sup> Franz Kirnbauer, Bergmanns-ABC (= Leobener Grüne Hefte, Nr. 11), Wien 1954. — Martin Scharfe, Evangelische Andachtsbilder. Studien zur Intention und Funktion des Bildes in der Frömmigkeitsgeschichte vornehmlich des schwäbischen Raumes (= Veröffentlichungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe C: Volkskunde, Bd. 5). Stuttgart 1968, S. 139, Anm. 160. Dort Hinweis auf ein „Goldenes ABC in Kinderreimen“, offenbar mit Holzschnitten nach Ludwig Richter und anderen.

<sup>42)</sup> Max Höfler, Weihnachtsgebäcke, wie oben Anmerkung 25. S. 34, mit bezeichnender Stelle aus Praetorius, Weihnachtsfratzen 1663, S. 335.

<sup>43)</sup> Philipp Moscherosch, Wunderliche wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald. Straßburg 1665, Teil 2, S. 672. — Vgl. Dornseiff, wie oben Anm. 1, S. 78.

## Ikonographische Impressionen aus Oberösterreich

Von Emil Schneeweis

Wenn man auch nicht die Möglichkeit hat, in einem volkskundlich so interessanten Bundesland wie Oberösterreich systematisch zu arbeiten, bietet sich doch noch immer der Ausweg an, bei gelegentlichen Besuchen mitzunehmen (bildlich gesprochen!), was sich unsereinem am Wege zeigt.

Freilich kann auch dieses Aufsammeln von „Streufunden“ unter einem gewissen Generalthema erfolgen, in unserem Falle unter jenem der religiös-volkskundlichen Ikonographie, sodaß sich am Ende immerhin ein wenn auch lückenhaftes, so doch weitgespanntes Netz von Belegen ergibt, welches entsprechend dem eigentümlichen Charakter des Generalthemas Aufschlüsse zu bieten vermag. Findet doch die Ikonographie der christlichen Kunst ihre Krönung und Erfüllung durch volkskundliche Arbeitsweise, weil diese die Funktion einschlägiger Objekte innerhalb der überlieferten Gemeinschaft erforscht und schildert, somit über jede rein kunsthistorische Methode a priori hinausreicht. Ihre Ergebnisse sind wertvolle Indizien für die Volksfrömmigkeit; haben ja alle diese Bildwerke — auch die der sogenannten Hochkunst — einen didaktisch-kerigmatischen Zweck im Sakralbereich und waren oder sind zu manchmal verschiedenen Zeiten einflußgebend für die Frömmigkeit des Volkes. Vice versa öffnen sie uns den Blick für dessen Bedürfnisse, etwa in Form der Motivbilder und Flurdenkmale, um nur zwei Beispiele zu nennen. Unter den Faktoren, welche die Gestaltung eines solchen Substrates der religiösen Ikonographie bewirken, können wir wiederum individuelle, lokale, regionale und überregionale herausarbeiten; in dieses Schema lassen sich unschwer auch historische Fakten, wie feindliche Invasionen, Pestepidemien und Ingerenzen der Wirtschaftsform einordnen. Zugegebenermaßen sind manche dieser Dinge zuweilen nicht eben leicht zu erfragen; dies beruht unter anderem auf dem generellen Rückgang der Heiligenverehrung auch und gerade in der katholischen Kirche<sup>1)</sup> sowie — in Zusammenhang damit — auf einer Unkenntnis auch innerhalb des Klerus, die — gelinde gesagt — frappierend wirkt. So mußte ich einmal bei einer Einhebung in einem Weinbaugebiet folgendes erleben: In einer Pfarrkirche, in deren Einzugsgebiet besonders viele Darstellungen des hl. Donatus von Münstereifel zu finden sind — über diesen werden wir uns ja noch unterhalten —, fiel mir eine schöne Konsolenfigur des genannten Weinbau- und Wetterpatrons auf; als ich den Pfarrherrn diesbezüglich interviewte, bekam ich zur Antwort: „Donatus — wer ist das?“

Tröstlicherwise jedoch scheint derlei (noch) nicht die Regel zu sein.

Wenn man ein religiös-volkskundliches Thema aus Oberösterreich in Angriff nimmt, geziemt es sich doch wohl, mit einer Reverenz vor dem Landespatron zu beginnen, das heißt also in concreto, den ersten Abschnitt dem hl. Florian zu widmen.

Eng mit der Legende des heiligen Märtyrers verknüpft, liegt abseits der Hauptstraße des vor allem durch sein Augustiner-Chorherrenstift berühmten Markortes St. Florian ein kleiner Temenos, ein heiliger Bezirk, der den heilmächtigen Kräften des Wassers geweiht ist und dessen in der Literatur schon mehrfach Erwähnung getan wurde<sup>2)</sup>, wengleich etwa die Beschreibung bei G u g i t z nicht ganz der tatsächlichen Situation entspricht; auch L. A. V e i t h referiert darüber in seinem bekannten Werk und bringt als Tafel I ein Bild von Albrecht A l t d o r f e r als wertvolle Quelle — dies hier im Doppelsinn<sup>3)</sup>; denn es zeigt den damaligen Zustand jener Quelle, die zur Labung der Zugtiere entsprang, welche den Leichnam des heiligen Florian zu seinem Bestattungsort führten, und um die sich später eine nicht unbedeutende Wallfahrtsstätte bildete. An diesem locus sanctus, und zwar an der Südseite der bezeichnender Weise Johannes dem Täufer dedizierten Filialkirche, sprudelt das Wasser der Heilquelle aus dem „Sechter!“ in der Hand des Lokalheiligen, um — weiter kann man das Lokalkolorit nicht treiben — einen Vierkanter zu dessen Füßen zu löschen (Abb. 1). So sei denn dieses Bild mit seiner Cumulation volkskundlich relevanter Objekte zugleich ein Symbol für die weitgespannten Interessen des Jubilars: von der Hausforschung (Vierkanter) über die Gerätekunde (Wassergefaß) bis zur Hagiographie, Ikonographie und religiösen Volkskunde.

Der Vollständigkeit halber sei noch bemerkt, daß in der Umgebung von St. Florian besonders viele Flurdenkmale zu finden sind, die Darstellungen aus der Vita des Heiligen tragen, darunter auch sonst seltener gezeigte, wie zum Beispiel das Bewachen seines Leichnams durch einen Adler.

Nun, der hl. Florian als Frühjahrs-Terminheiliger (Fest am 4. Mai) ist ja auch mit Wetter-Kompetenzen ausgestattet, vor allem hinsichtlich des um diese Zeit so wichtigen Regens für Felder und Weingärtner<sup>4)</sup>; zu einem späteren Abschnitt des Jahres, wenn schwere Gefahr durch Unwetter und Hagel droht, tritt der heilige D o n a t u s v o n M ü n s t e r e i f e l auf den Plan (Fest am 30. Juni). Die komplizierte Geschichte seines Kultes kann hier nicht erörtert werden<sup>5)</sup>; seine Verehrung als Wetter- und Erntepatron kann uns jedoch in einem glücklicherweise noch stark agrarisch geprägten Bundesland nicht wunder nehmen.

Bei einem Besuch in der wunderschön gelegenen und auch kunsthistorisch so anziehenden Pfarrkirche Mariae Krönung zu Traunkirchen entdeckte ich alsbald an einem Seitenaltar eine mit allem Prunk des Barock ausgestattete Figur unseres Heiligen (Abb. 2), dessen Darstellungen ich mich seit jeher mit besonderer Vorliebe widme; ist er doch nicht nur von allgemein volkskundlichem Interesse, sondern auch von speziell ikonographischer Bedeutung. Er wird nämlich immer wieder, was seine Patronanz und bildliche Darstellung anbelangt, nicht nur mit seinem Namensvetter, Bischof von Arezzo, sondern sogar mit dem hl. Donatianus von Reims verwechselt und kontaminiert; so etwa bei P f l e i d e r e r sowie bei K e r l e r<sup>6)</sup>, hingewiesen wird darauf bei B r a u n.<sup>7)</sup> Daß auf Grund des Klanges seines Namens wohl auch allerlei germanisch-mythologisierende Gedanken gesponnen wurden, sei der Vollständigkeit halber angeführt.<sup>8)</sup> Nun, von alledem ist hier in Traunkirchen nicht die Rede; St. Donatus steht vor uns als richtiger triumphierender „Wetterherr“, da er außer den üblichen Attributen in der erhobenen Rechten eine Wolke hält, aus der in schweren Tropfen Wasser nach unten fällt.

Außer diesem ikonographischen Augenschmaus gibt er uns überdies Anlaß zur abermaligen Feststellung, daß Donatus von Münstereifel mit spezieller Vorliebe im Bereich der Societas Jesu abgebildet und somit auch verehrt wurde; Traunkirchen war ehemals Jesuitenresidenz.<sup>9)</sup>

Nicht in dieser vorkonziliaren triumphalistischen Gebärde, sondern als demütigen Fürbitter sehen wir den Wetterheiligen auf einem Bild, das ich in einem Flurdenkmal bei Bergham, Bezirkshauptmannschaft Braunau, auffand. Wie so häufig kniet er hier mit seinen Attributen und vermittelt zu der in der Himmelsluck'n sich zeigenden Trinität; am unteren Bildrand eine zwar mit kleineren orthographischen Lapsus behaftete, jedoch deswegen sicherlich nicht weniger innige Anrufung um seine Fürbitte.

Allein zurück nach Traunkirchen. Nicht nur der hl. Donatus ist dort ein schätzbare Fund für den Ikonographen, sondern auch die Dyas der Wetterherren J o h a n n e s u n d P a u l u s beim Ignatiusaltar, die wir religionswissenschaftlich wohl als Vertreter der zahlreichen „Zwillingsgottheiten“ ansprechen dürfen und welche ihr Patronat einer ganzen Reihe von Faktoren verdanken.<sup>10)</sup> Ihre Darstellungen sind im allgemeinen nicht allzu häufig; jedoch konnte ich zu meiner Freude in Niederösterreich sogar ein zeitgenössisches Sgraffito an einer Kapelle registrieren.

Diese „Zusammenrottung“ von Wetterpatronen in einer Kirche läßt übrigens denn doch die Vermutung aufkommen, sie habe ihren Grund in den bekannten gefürchteten Unwettern am Traunsee, an welche ja auch andere Denkmäler gemahnen<sup>11)</sup>; nebenbei ein schönes Paradigma für den Niederschlag lokaler Faktoren in der Ikonographie.

Wie wir wissen, gehört zu den zahlreichen Agenden, mit welchen der Volksglaube den heiligen Nothelfer V e i t betraut hat, auch der Schutz vor Unwettern, weil sich nach der Legende, als er gemartert wurde, ein furchtbares Gewitter mit Erdbeben erhob.<sup>12)</sup> In der ihm geweihten, kunstgeschichtlich so attraktiven Pfarrkirche von Kreuzen (Bezirkshauptmannschaft Perg) stehen wir bewundernd vor einem prächtigen Schmiedeeisengitter aus der Zeit um 1600<sup>13)</sup>, das mit getriebenen Figuren Ausschnitte aus der so umfangreichen Vita des Pfarrpatrons zeigt (Abb. 3); in der unteren Bildhälfte versucht der entmenschte Vater, seinen gefesselten Sohn zu töten oder wenigstens zum Abfall vom Christentum zu bringen, oben eilt der in der Legende öfters auftretende Engel herbei, und ihm gegenüber ist das wohl signifikanteste Attribut des Heiligen, der Kessel, kunstvoll in die Maschen des Gitters eingebunden.<sup>14)</sup>

Bei Geretsdorf (Weiler Ach, Bezirkshauptmannschaft Braunau) stieß ich zum ersten Male auf eine figurale Darstellung des streitbaren Propstes von Reichersberg, G e r h o h, dessen umfangreiche Schriften nicht nur für Theologen, sondern auch für Volkskundler schätzbare Material enthalten (Abb. 4); ein gutes Beispiel einerseits für lokale Einflüsse, hier durch die Nähe des Stiftes Reichersberg, andererseits für die Schwierigkeit, welche die Ikonographie von mehr oder weniger nur im eigenen Ordensbereich verehrten Personen in sich birgt. Da steht er also als fast lebensgroße Ganzfigur vor uns, aus modernem Material gefertigt, auf dem Sockel als „Beatus“ bezeichnet, und mit den Attributen Buch, Feder und Totenkopf (?) ausgestattet, gekleidet in den alten Habit der Lateranensischen Chorherren; und obwohl das „Lexikon für Theologie und Kirche“ ihm und seiner schriftstellerischen Tätigkeit

relativ viel Platz einräumt<sup>15)</sup>, konnte ich weder hier noch in anderen mir zur Verfügung stehenden Werken einen Hinweis auf seine ikonographische Darstellung finden.

Gleichfalls sehr selten sind hierzulande Bildwerke der heiligen Blutzugin *R e g i n a v o n A l i s e* (Alesia) (Abb. 5); umso erfreuter war ich, als ich eine sie zeigende Statue beim Hochaltar der Pfarrkirche von Hellmonsödt (Bezirkshauptmannschaft Urfahr) entdeckte. Freilich wäre ein Ansprechen ohne die freundlicherweise angebrachte Inschrift kaum möglich gewesen; denn die hier aufscheinenden Attribute — Märtyrerpalme und Flammen — sind doch zu unspezifisch. Auch die gängigen Nachschlagewerke gaben wenig Aufschluß über diese spezielle Darstellung, und nur der gute alte *P f l e i d e r e r*<sup>16)</sup> sagt zutreffend „in Flammen stehend“.

Noch besser wurde es, als ich mich anschickte, den Spuren der Heiligen bis in ihr Heimatland Frankreich zu folgen; dies tat ich umso lieber, als die hl. Regina eine jener Gestalten ist, denen selbst die kritische Wissenschaft einen möglichen Zusammenhang mit einem paganen Kult zugesteht.<sup>17)</sup> In dem Prachtwerk von Louis *F e r r a n d* „*Les bois gravés Chalonnais*“<sup>18)</sup> befinden sich gleich zwei Abbildungen unserer Heiligen, deren eine ihre Vita ausführlich schildert; darin fehlt auch eine Peinigung mit Fackeln nicht, und überdies fallen Flammen vom Himmel auf ein Schloß, das entweder ihrem Vater und Richter Olybrius gehört oder aber die Stadt Alesia darstellen soll. In welcher Funktion kam nun die hl. Regina auf dem prächtigen Hochaltar von Hellmonsödt, der ursprünglich in Puppung, dem Sterbeort des hl. Wolfgang, beheimatet war?<sup>19)</sup> Sie flankiert ihn zusammen mit Patronen gegen die Pest, sodaß man immerhin daran denken könnte, ihr Patronat gegen Haut- und Geschlechtskrankheiten habe durch eine gewisse medizinische Verwandtschaft der Agenden ihre Aufnahme in das ikonographische Programm der Hochaltarfiguren bewirkt; ob andererseits lokale Bedürfnisse in Puppung, wie ihre ebenfalls vorhandene Schirmherrschaft über die Zimmerleute, hierfür ausschlaggebend waren, müßte im Detail noch eruiert werden.<sup>20)</sup>

Soweit zu Erwägungen über die hl. Regina aus West- und Mitteleuropa. Bei meiner Beschäftigung mit religiöser Ikonographie aus Polen fiel mir ein kolorierter Holzschnitt aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf, der *prima vista* die übliche Darstellung der hl. *S o p h i a* mit ihren drei Töchtern zu sein schien<sup>21)</sup>; die hier mit einer Tiara gekrönte mütterliche Heilige hält ihren Mantel schützend über die drei Mädchen, die, wie bei näherer Untersuchung sofort zu sehen war, durch eine Schriftleiste als *Dorota* (Dorothea), *Katazina* (Katharina) und *R e y n a* (Regina) bezeichnet sowie mit individuellen Attributen ausgestattet sind, wobei *R e y n a* Märtyrerpalme und Rost, der Form nach übereinstimmend mit jenem des hl. Laurentius, erhalten hat. Das obere Schriftband ist leider defektiv und vielleicht zu lesen (übersetzt): *B i l d d e r h e i l i g e n S o p h i a M K*.

Ohne uns hier auf das ungeheuer komplexe Problem der Sophia- beziehungsweise Sophienverehrung und -ikonographie einlassen zu können, vermögen wir doch zu konstatieren, daß im vorliegenden Falle die hl. Regina in eine neue Kombination von drei heiligen Frauen einbezogen ist, noch dazu auf einem weit von ihrer Heimat entstandenen Stück populärer Gebrauchsgraphik.

Die Pfarrkirche von Hellmonsödt hat freilich noch anderes zu bieten: Pfarr- und Kirchenpatron ist der hl. *A l e x i u s*, jenes Paradigma einer uns heute schon fast unbegreiflichen Entsagungskraft und Selbstverleugnung.

Seine später stark ausgeschmückte Vita war in mehreren Versionen in Ost- und Westkirche weit verbreitet und wurde literarisch, auch dramatisch, oftmals bearbeitet<sup>22)</sup>; nach einer der späteren Varianten, wie sie etwa auch in der „Legenda aurea“ niedergelegt ist, verließ er in der Hochzeitsnacht seine Braut und kam als Pilger nach Edessa, der mit dem Abgar-Bild verknüpften Stadt im nördlichen Mesopotamien<sup>23)</sup>, wo er 17 Jahre als Einsiedler lebte. Nach seiner Rückkehr nach Rom weilte er unerkannt als Bettler unter der Treppe seines Vaterhauses bis zu seinem Tode, der erzählerisch besonders reich ausgestattet wurde. Der bildnerische Schmuck der Pfarrkirche von Hellmonsödt zeigt nun zwei der wichtigsten Episoden aus dem Leben des Heiligen; das Hochaltarbild ex 1758 von Bartolomeo Altomonte<sup>24)</sup> stellt ihn in voller Pilgergewandung als jungen Mann vor Augen (Abb. 6), ein neuzeitliches Glasgemälde hingegen den nach Ansicht der Hagiographen so entscheidenden Augenblick seines Entschlafens (Abb. 7) in Anwesenheit seiner Angehörigen sowie des Papstes, welcher den Brief in den Händen hält, worin der Sterbende seine Identität enthüllt; die dem Status seines Vaters entsprechend prunkvoll ausgeführte Treppe, sein individuelles Attribut, bildet den architektonischen Hintergrund.

Übrigens schreibt man dem hl. Alexius außer seinen üblichen Patronaten (Pilger, Bettler, Vagabunden, Kranke, Gürtler, gegen Erdbeben, Blitz und Ungewitter) gegendweise auch ein solches gegen Seuchen und Pest zu<sup>25)</sup>, sodaß meine Vermutung hinsichtlich der hl. Regina auch dadurch eine Bestätigung erfahren könnte. Interessant ist auch ein Vergleich zwischen den bildlichen Darstellungen des hl. Alexius in den getrennten Schwesterkirchen des Ostens und des Westens: in der Ostkirche figuriert er meist als „Mann Gottes“ im Typ des Prodromos.<sup>26)</sup>

Gleichfalls eher selten sind Abbildungen des „Heros eponymos“ von Gallneukirchen (Bezirkshauptmannschaft Urfahr), des hl. G a l l u s, der in der Volkskunde vor allem als Terminheiliger mit diversen Arbeitsverboten im Komplex der Bräuche um die Herbst-Winter-Wende renommiert ist.<sup>27)</sup> Seine ikonographisch „klassische“ Darstellung ist jene als Benediktiner, rarer als Abt in pontificalibus, dem ein Bär Holz zuträgt, nachdem ihn der Heilige mit Brot gefüttert und ihm einen Dorn aus der Tatze gezogen hatte — eine Häufung von in der Erzählforschung bekannten Elementen und Motiven, zuweilen noch bereichert durch den Zusatz, daß sich der Bär verpflichtete, jene Gegend hinfort zu meiden und zu verschonen — Symbol für den Einzug der Zivilisation um das spätere St. Gallen. Und eben in der beschriebenen Art zeigt den Kulturapostel St. G a l l u s eine Kirchenfahne in der Pfarrkirche von Gallneukirchen.<sup>28)</sup>

Am Baukörper der Kirchen selbst gibt es wieder mehrere Prädilektionsstellen für das Anbringen ikonographisch relevanter Bildwerke; zu ihnen gehören in eminentem Maße die Kanzeln. Wurden doch von ihnen aus nicht nur durch das Wort des Predigers — zumindest bis zum II. Vaticanum —, sondern auch an ihnen eben durch die oft überreiche Ausstattung mit lehrhaftem Bildmaterial Glaubenswahrheiten verkündet.

Und unter diesen jetzt leider immer mehr der Funktion beraubten Stützpunkten der homiletischen Arbeit sind es besonders die sogenannten F i s c h e r k a n z e l n, die nicht nur wegen ihrer Seltenheit für religiöse Volkskunde und Ikonographie so hervorragend attraktiv erscheinen, sondern auch durch die öfters festzustellende, typologisch fundierte Kombination von Altem und Neuem Testament. Dies trifft für die als Beispiel ausgewählte, 1770 hergestellte Kanzel der Pfarrkirche zum hl. Laurentius in G a s p o l t s h o f e n gleichfalls zu.<sup>29)</sup>

Den alttestamentlichen Unterbau bildet der Kanzelfuß mit einer plastischen Darstellung des Propheten Jonas im Maul des Wales (Jona 2, 1—11); dies aber ist, zusammen mit anderen Passagen aus dem Alten Testament, einer der wichtigsten und geläufigsten Typen für Grablegung und Auferstehung Christi.<sup>30)</sup>

Darüber türmt sich in elegantem Schwung der Aufbau der Kanzelbrüstung, deren bildliche Auszier sich in sattem Gold vom dunklen Untergrund abhebt. Hauptthema ist hier die Perikope vom Wunderbaren Fischzug (Lc 5, 1—11); die in vollplastischer Ganzfigur angebrachten Brüder Petrus und Andreas arbeiten an dem zum Bersten gefüllten Zugnetz, das mit den Fischen darin den Übergang von den Meerestieren, die den Jonas umschwärmen, zu den zukünftigen Menschenfischern bildet. Als dritter Teil des vertikalen Bildaufbaues krönt der in einem von empörten Wogen ruhig schlafende Heiland (Mc 4, 35—41 Par., Die Stillung des Seesturmes) die Komposition.

Verheißungen auf die Überwindung des Todes und der Sünde finden sich sinngemäß natürlich auch auf Epitaphien und Grabsteinen; so ist ein derartiges, wie für ikonographische Studien geschaffenes Stück neben vielen anderen an der Außenseite der Stadtpfarrkirche zum hl. Stephan zu Braunau angebracht. Im Mittelteil sehen wir die ausführlich wiedergegebene Jonaslegende; sie wird flankiert von zwei Reliefs unserer Protoparentes *A d a m* u n d *E v a*, die durch ihren Lapsus das ganze Erlösungs- und Heilswerk erst nötig gemacht haben (Abb. 8, 9). Sie interessieren uns hier — einmal ganz abgesehen vom hohen ästhetischen Wert ihrer künstlerischen Gestaltung im vorliegenden Falle — vor allem symbolisch-typologisch auf Grund der ihnen beigegebenen Attribute, die ebenfalls aus dem Alten Testament heraus auf dessen Erfüllung im Neuen Bunde weisen.

Ohne Zweifel als Hirsch anzusprechen ist das Tier, welches zu Füßen Adams ruht; nicht ganz so einfach verhält es sich mit den Attributstieren Evas. Läßt sich das eine, mit gesenktem Kopf wohl Gras fressende Wesen noch mit einiger Wahrscheinlichkeit als Lamm bezeichnen, wäre bei dem zweiten, halb verdeckten Stück unter Umständen auch eine Deutung als Hund denkbar.

Nun befaßt sich die einschlägige Literatur natürlich intensivst mit diesem so wichtigen Bildtypus; was wäre demnach zu einer versuchten Gesamtinterpretation dieses schönen Kunstwerkes zu sagen?

Selbstverständlich könnte man, wie es vor allem in einem anderen Context ja wohl legitim wäre, die beschriebenen Attributstiere als Symbol für die durch den Sündenfall nötig gewordene „Arbeitsbeschaffung“ für unsere Stammeltern auffassen, somit den Hirsch als Zeichen für die Jagd sowie Lamm und Hund (?) als Hinweis auf die Hirtenkultur und des weiteren auf die Tätigkeit Evas als Textilarbeiterin, das heißt als Verarbeiterin der vom Schaf gewonnenen Wolle.<sup>31)</sup> Jedoch scheint mir im Rahmen eines auf die Heilksökonomie ausgerichteten ikonographischen Programms eine andere, in der auszugsweise zitierten Literatur stark belegte Auslegung den Vorzug zu verdienen; der Hirsch zumal besitzt danach einen starken christologisch-typologischen Symbolwert, ja im LCI heißt es wörtlich: „Auf Bildern des ersten Menschenpaares im Paradies wird die Präsenz des Überwältigers der Schlange häufig durch einen Hirsch im Hintergrund angedeutet“.<sup>32)</sup> Per analogiam dürfen wir für die Tiere Evas einen in die gleiche Richtung weisenden Sinngehalt supponieren; und zwar deutet dieser keineswegs nur auf das „Lamm Gottes“, also den „zweiten Adam“ samt seinen Aspekten für die Eucharistie, zweite Parusie etc.,

sondern auch — hier besonders wichtig — auf die „Zweite Eva“ durch Zuordnung zur Majestas Mariae, der „regina sponsa agni“. <sup>33)</sup> Dies besagt aber nichts anderes, als daß Christologie und Mariologie auch in ihren alttestamentlichen Typen nicht voneinander getrennt werden können.

Und die Klassifikation des zweiten Vierbeiners neben Eva könnte gleichfalls ihre Verifikation finden: Als Symbol des sündigen Menschen ist der Hund gerade neben Eva ikonographisch geläufig <sup>34)</sup>, kann jedoch in Ansehung seiner seit altersher bekannten symbolischen Ambivalenz auch positive Wertung erfahren, indem er als Allegorie der Treue (Fides) zu Füßen des Pastor bonus oder aber neben dem Lamm adorierend unter dem Kreuz figuriert. <sup>35)</sup>

So betrachtet, erweist sich das neben vielen anderen fast verschwindende Epitaph an der Außenseite der Pfarrkirche von Braunau geradezu als Fundgrube für symbolisch-typologisch-ikonographische Erörterungen.

Ebendies läßt sich aber auch von einem meist wenig beachteten, jedoch wahrhaft „integrierenden“ Element zumal gotischer Kirchenbauten aussagen, nämlich von deren *Schlüßsteinen*, die allerdings oft schon aus rein optischen Gründen diffizil zu studieren sind. Diese Schlußsteine verlieren oftmals in späteren Perioden ihre tektonische Funktion, allein kaum jemals ihre symbolische und damit ihre Relevanz für die Ikonographie. Woher rührt diese hervorragende, ja einzigartige Wertung eines Bauteiles im Rahmen der gesamten Bausymbolik? Der Schlüssel liegt eindeutig in der messianischen Auslegung von Is 28, 16, Ps 118, 22 sowie allen folgenden Stellen der Heiligen Schrift <sup>36)</sup>, wobei freilich eine letztlich christozentrische Entwicklung sowie ein Wandel in der Auffassung über die Lokalisation des „lithos akrogoniaios“, des „lapis angularis“, eingetreten ist: war bei Isaias, in der Mischna oder in der Sektenregel von Qumran wohl noch der Gundstein eines Gebäudes darunter zu verstehen, so ist im Neuen Testament die Bezogenheit auf Christus als Erhöhten, als Krönung und Abschluß des Baues der Ecclesia — im Doppelsinn — nicht zu verkennen; so heißt es in Eph 2, 20: „... aufgebaut auf der Grundmauer der Apostel und Propheten, während Christus Jesus selber der Eckstein ist“, „das heißt wohl der den Bau vollendende und beherrschende Schlußstein“. <sup>37)</sup> Ein schöner bildlicher Beleg ist unter anderem von der vom Meister von Heiligenkreuz um 1440 geschaffene Flügelaltar mit der Verkündigung an Maria; die Jungfrau vernimmt, vor einem in der Höhe verstellbaren Lesepult sitzend, die Botschaft, während hinter ihr zwei Engel einen profilierten Stein in ein unfertiges Gesimse einsetzen. <sup>38)</sup>

So sind denn auch die Schlußsteine der Pfarrkirche des allen Volkskundlern wohlbekannten Ortes St. Thomas am Blasenstein (Bezirkshauptmannschaft Perg) von christologisch-symbolischen Darstellungen besetzt, von denen zwei leider schlecht erhalten und daher für photographische Wiedergabe nicht geeignet sind: Einer zeigt das bekannte Motiv der Einhornjagd, der zweite den Löwen, der seine Jungen durch Anbrüllen zum Leben erweckt. <sup>39)</sup> Ein dritter jedoch zeigt noch deutlich erkennbar das Motiv vom Guten Pelikan, von dem es zwar mehrere Varianten gibt, die aber letzten Endes den gleichen kerygmatischen Inhalt haben. Unter Bezug auf unsere Überlegungen von der Adam-und-Eva-Darstellung in Braunau (siehe oben!) ist es allerdings nicht uninteressant, zu erwähnen, daß sowohl die soeben zitierte Abbildung des Löwen als auch die des Pelikans etwa ab dem 14. Jahrhundert

auch mariologisch angewendet werden — typische Paradigmata für das bekannte Phänomen der Marianisierung christologischer Themen; beim Einhornthema ist eine dahingehende Interpretation ohnehin selbstverständlich.<sup>40)</sup>

Bei Gelegenheit meines Besuches in St. Thomas am Blasenstein wollte ich es nicht verabsäumen, das auch bei Gustav G u g i t z erwähnte „Augenbründl“ aufzusuchen, das dem Schutz der heiligen Augenpatronin O t t i l i e ( O d i l i a ) empfohlen ist<sup>41)</sup>; und zwar unternahm ich diese Wanderung aus mehreren Gründen. Bedarf ja leider das so verdienstliche Gugitz'sche Werk einer gründlichen Überprüfung, zum Beispiel hinsichtlich der Ortsangaben, sodaß man möglichst jede Gelegenheit zu einer Begehung nutzen sollte. So ergab sich auch im vorliegenden Falle, daß das interessante Flurdenkmal eigentlich zu Pierbach gehört. Überdies kam mir ein leider nicht mit Herkunftsangaben versehener Zeitungsausschnitt zu Händen, in welchem von einer Renovierung samt neuer bildlicher Ausschmückung die Rede ist; und schließlich ist die hl. Ottilie nicht nur von allgemein volkskundlichem, sondern auch speziell historischem Interesse, da ihr Vater Adalrich (Attich, Etticho), Herzog des Elsaß, ja Ahnherr der Fürstenhäuser Habsburg-Lothringen und Baden-Zähringen ist. So fand denn auch die mit der Legende des hl. E r h a r d verknüpfte Gestalt der ersten Äbtissin von Hohenburg in der Literatur eingehende Würdigung, und zwar auch außerhalb von Volkskunde, Ikonographie und Hagiographie<sup>42)</sup>; der bekannte deutsche Dichter und Schriftsteller J. V. von S c h e f f e l, in dessen umfangreichem Oeuvre überhaupt viele volkskundlich relevante Details enthalten sind, widmet dem Odilienberg in seinen „Reisebildern“ einen lesenswerten Abschnitt, in welchem er überdies das ganze ihm bekannte einschlägige Schrifttum Revue passieren läßt.<sup>43)</sup> Nicht nur dies; bringt zum Beispiel das HDA c. nur den kurzen Hinweis „an ihren“ (der hl. Odilia) Verehrungsstätten entspringen Quellen, deren Wasser heilsam namentlich für kranke Augen ist“, so erzählt Scheffel die sich um St. Odilia rankende, seit Moses in unzähligen Viten und Legenden anzutreffende und ihr Quellpatronat begründende Episode: sie soll „den Pilgern zum Augenheil mit ihrem Stab den Odilienbrunn aus dem Klosterfels geschlagen“ haben.

Meine erste Reaktion auf die Kunde von erfolgter Renovierung und Neuausstattung mit Bildern war zugegebenermaßen skeptisch; wissen wir doch alle, was bei derlei Okkasionen passieren kann; außerdem wurde in dem erwähnten Zeitungsartikel natürlich der „alte germanische Götterglaube“ samt Wotan bemüht (Scheffel begnügt sich immerhin mit den Kelten).

Jedoch bereute ich mein Mißtrauen angesichts des traulichen kleinen Quellheiligums sofort und „lustrierte“ mich stilgemäß durch eine Waschung mit dem angeblich so heilkräftigen Wasser. Im Zentrum der ganzen wohl erhaltenen und sichtlich gepflegten Anlage steht ein Vertreter eines recht häufigen Bildstocktypus: ein vierseitiger, leicht abgefaster Steinfeiler trägt einen vorkragenden vierseitigen Aufsatz mit nicht allzutiefer Nische, über seinem Satteldach schließt ein Schmiedeeisenkreuz mit einem Querbalken nach oben ab. Zu Füßen des Bildstockes sprudelt der Heilquell, seine Nische birgt das in musivischer Technik sehr ansprechend ausgeführte Bild der Schutzheiligen (Abb. 10); es zeigt, ikonographisch einwandfrei, das Haupt der hl. Ottilie, umgeben von einer Viererkomposition ihrer keineswegs immer so vollständig gegebenen Attribute: Pedum, Buch mit zwei Augen darauf, Hahn und Kelch. Insbesondere die zwei letzteren Beigaben sind zumal auf volkstümlichen Darstellungen selten und daher einer kurzen Erörterung wert: der Kelch

erinnert an den legendären Bericht von der Sterbestunde der Heiligen, wonach ihr ein Engel den Speisekelch mit dem Viaticum brachte; das fundamentum in re für dieses bekannte Motiv könnte im Wallfahrtsbrauch bestehen, aus dem noch vorhandenen Kelch der durch die referierte Legende auch zur Patronin der Sterbenden gewordenen Augenpatronin zu trinken.<sup>44)</sup> Ob freilich der Hahn seinerseits gleichfalls, wie das LCI angibt, aus dem Motivbrauchtum herrührt oder, wie Braun supponiert, auf die allgemeine Lichtsymbolik des nützlichen Tagkünders zurückzuführen ist, wird definitiv nicht so leicht zu entscheiden sein.<sup>45)</sup>

Wie dem auch immer sei: Wir müssen es dem örtlichen Verschönerungsverein sowie Herrn Oberlehrer Mayrhofer, der für die Gestaltung des Mosaiks verantwortlich zeichnet, Dank wissen, daß sie für Erhaltung sowie sach- und fachgerechte Ausgestaltung des kleinen, aber volkskundlich so wichtigen Flurdenkmals Sorge getragen haben.

Schlägt schon das Ottilienbründl von Pierbach mit seiner ehrwürdigen Tradition einerseits und seiner musterhaften zeitgenössischen ikonographischen Ergänzung andererseits gewissermaßen die Brücke zur contemporären religiösen Bildnerie und damit zur Gegenwartsvolkskunde, so gilt dies in erhöhtem Maße vom letzten Beispiel dieser Arbeit. Es ist eine überlebensgroße, an einem pädagogischen Zwecken gewidmeten Gebäude angebrachte Darstellung eines der ersten Landespatrone von Österreich, des hl. *Severinus von Noricum*, der ungeachtet seiner immensen Bedeutung für unsere Lande<sup>46)</sup> relativ selten in effigie zu sehen ist. Das Bildwerk befindet sich in Naarn (BH. Perg) und beweist, daß auch die sogenannte moderne Kunst die eingangs für religiös-ikonographische Produkte aufgestellte Forderung nach didaktisch-kerygmatischer Funktion durchaus zu erfüllen imstande ist. Wir sehen den „Apostel Noricums“, ähnlich wie auf der neuen Bronzetüre von Lorch<sup>47)</sup>, bei seiner karitativen Tätigkeit, aber auch — symbolisiert durch die Taube — als Friedensstifter in der damaligen wildbewegten Zeit (Abb. 11).

Unser ikonographischer Spaziergang durch Oberösterreich ist damit zu Ende; ich hoffe gezeigt zu haben, daß der Slogan „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“ nicht nur peiorativ für Illustrierte und Massenmedien gilt, sondern vielmehr auch positiv für die religiös-volkskundliche Ikonographie und ihre Aufgaben.

### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Gottfried K o r f f, Die Heiligenverehrung in der Gegenwart. Empirische Untersuchungen in der Diözese Rottenburg. Tübingen 1970, (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen . . . 29. Bd.). — Franz O r t n e r, Heiligenverehrung zwischen Romantik und Moderne in Wien. Wien, o. J. (Veröff. des Kirchenhistorischen Instituts der kath.-theol. Fakultät der Universität Wien, Bd. 12).

<sup>2)</sup> Erwin H a i n i s c h, Die Kunstdenkmäler Österreichs. Oberösterreich. (Dehio-Hadbuch). Vierte, neubearbeitete Auflage. Wien, 1956. — Im folgenden zit. als: Dehio O. Ö. — Gustav G u g i t z, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. 5, Oberösterreich und Salzburg. Wien 1958, S. 104. Im folgenden zit. als: Gugitz, Gn. st. O. Ö.

<sup>3)</sup> Ludwig Andreas V e i t, Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter. Freiburg im Breisgau 1936, S. 57, Bildtafel I.

<sup>4)</sup> Dietrich Heinrich K e r l e r, Die Patronate der Heiligen. Hildesheim 1968; S. 374, „gegen Unfruchtbarkeit der Felder“. — Im folgenden zit. als: Kerler, Patronate.

<sup>5</sup>) Kerler, Patronate, passim. Engelbert Kirschbaum (Hg.), Lexikon der christlichen Ikonographie. Rom-Freiburg-Basel-Wien, 1968 ff. — Bd. VI, Sp. 88. Im folgenden zit. als: LCI. — H. Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Berlin-Leipzig 1927—1942. — Bd. II, Sp. 310 f. Im folgenden zit. als: HDA.

<sup>6</sup>) Rudolf Pfeiderer, Die Attribute der Heiligen. Ulm 1898, Heinrich Kerler. — siehe Register! Im folgenden zit. als: Pfeiderer, Attr. — Kerler, Patronate, S. 144.

<sup>7</sup>) Joseph Braun, Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst. Stuttgart 1943. — Sp. 191 f. Im folgenden zit. als: Braun, Tracht u. Attr.

<sup>8</sup>) HDA Bd. II, Sp. 310 sq.

<sup>9</sup>) Dehio O. Ö., S. 345.

<sup>10</sup>) LCI Bd. VII, Sp. 193 f.

<sup>11</sup>) Guggitz, Gn. st. O. Ö., S. 135.

<sup>12</sup>) HDA Bd. VIII, Sp. 1539 ff.; Kerler, Patronate, S. 145.

<sup>13</sup>) Dehio O. Ö., S. 147.

<sup>14</sup>) Eine gute Zusammenfassung der Veitslegende findet sich im LCI, Bd. VIII, Sp. 579 ff. — siehe auch: Richard Benz, Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine. Heidelberg 1963, S. 435 ff.

<sup>15</sup>) (Begründet von) Michael Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche. Freiburg 1957 ff. — Bd. IV, Sp. 725 f. Im folgenden zit. als: LThK.

<sup>16</sup>) Pfeiderer, Attr., S. 57.

<sup>17</sup>) LCI Bd. VIII, Sp. 256 f.

<sup>18</sup>) Louis Ferrand, Les bois gravés Chalonnais, Chalon-sur-Saone 1973.

<sup>19</sup>) LThK Bd. VIII, Sp. 903; Dehio O. Ö., S. 115.

<sup>20</sup>) LThK Bd. VIII, Sp. 1097; Kerler, Patronate, passim.

<sup>21</sup>) Wiesława Otto-Weissowa (Red.), Polska grafika ludowa. Kraków, Muzeum etnograficzne 1970. — K. Nr. 139, Abb. 148.

<sup>22</sup>) HDA Bd. I, Sp. 261 f.; LThK Bd. I, Sp. 327; LCI Bd. V, Sp. 90—95; — Hans Aurenhammer, Lexikon der christlichen Ikonographie. Wien 1959—1967. Bd. I, S. 86 ff. — Elisabeth Frenz, Stoffe der Weltliteratur. Stuttgart 1970, S. 32—34 (KTb Bd. 300). — Richard Benz, Die Legenda aurea . . . S. 504—508.

<sup>23</sup>) LThK Bd. I, Sp. 43 u. Verweise; LCI Bd. I, Sp. 18 ff u. Verweise; — Gertrud Schiller, Ikonographie der christlichen Kunst, Bd. 2. Gütersloh 1968. — Im Register sub „Mandyliion“. — Gerhart Egger, Kunst der Ostkirche. Herzogenburg 1977 (Katalog des NÖ. Landesmuseums NF Nr. 73), Wien 1977, K. Nr. 162, Abb. 27.

<sup>24</sup>) Dehio O. Ö., S. 115.

<sup>25</sup>) LCI l. c. Sp. 90; Kerler, Patronate, passim.

<sup>26</sup>) LCI l. c. Sp. 91, Abb. 1.

<sup>27</sup>) HDA Bd. III, Sp. 279 ff.; — Oswald A. Erich und Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 3. Aufl., neu bearbeitet von Richard Beitzl unter Mitarbeit von Klaus Beitzl. Stuttgart 1974 (KTb Bd. 127). — S. 248 f.

<sup>28</sup>) LCI Bd. VI, Sp. 345 ff.; Braun, Tracht u. Attr., Sp. 273 f.; — Pfeiderer, Attr., Register.

<sup>29</sup>) Dehio O. Ö., S. 86 f.

<sup>30</sup>) LCI Bd. II, Sp. 414 ff.; — Mt 12, 29—41; 16, 4; Lc 11, 29—32; 1 Kor 15, 4 — Wilhelm Molsdorf, Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst. Graz 1968. — passim.

<sup>31</sup>) Molsdorf, l. c. passim — Wera von Blankenburg, Heilige und dämonische Tiere. Köln 1975, passim — Klementine Lippfert, Symbol-Fibel. Kassel 1961. S. 34 f., 36 — Dorothea Forstner, Die Welt der Symbole. 2. verb. Auflage. Innsbruck—Wien—München, 1967. — passim — Gerd Heinz-Mohr, Lexikon der Symbole, Düsseldorf—Köln 1971, S. 134, 140 f., 176 ff u. passim — Manfred Lurker, Symbol, Mythos und Legende in der Kunst. 2. verm. Aufl. Baden-Baden 1974. — Register.

<sup>32</sup>) LCI Bd. II, Sp. 287.

<sup>33</sup>) Forstner, L. c. p. 292 ff., siehe besonders: Ernst Guldán, Eva und Maria, Graz—Köln 1966, S. 72 ff.

<sup>34</sup>) Blankenburg, l. c. passim; LCI Bd. II, Sp. 335.

<sup>35</sup>) LCI Bd. II, Sp. 334.

<sup>36</sup>) LThK Bd. III, Sp. 649 f.

<sup>37</sup>) LThK Bd. III, Sp. 650.

<sup>38</sup>) Wien, Kunsthistorisches Museum — Zur Symbolik des Schlußsteins vgl. auch: Friedrich und Helga Möbius, Bauornament im Mittelalter. Symbol und Bedeutung. Wien 1974. — passim.

<sup>39</sup>) Dehio O. Ö., S. 228. — Molsdorf, l. c., Register.

- <sup>40)</sup> M o l s d o r f, l. c. Nr. 859, 860; sonst Register!
- <sup>41)</sup> G u g i t z, Gn. st. O. Ö., S. 114.
- <sup>42)</sup> HDA Bd. VI, Sp. 1184 ff.; E r i c h - B e i t l, l. c. s. 609. An beiden Stellen Hinweise auf weitere Literatur.
- <sup>43)</sup> J. V. von S c h e f f e l, Gesammelte Werke, Bd. III; Stuttgart o. J.
- <sup>44)</sup> LCI Bd. VIII, Sp. 76 ff.
- <sup>45)</sup> B r a u n, Tracht u. Attr., Sp. 579; F o r s t n e r, l. c. S. 243 ff.
- <sup>46)</sup> Ernst Karl W i n t e r, Christentum und Zivilisation. Wien 1956. — K l e m e s K r a m e r t — Ernst Karl W i n t e r, St. Severin, der Heilige zwischen Ost und West. Klosterneuburg 1958—1959.
- <sup>47)</sup> LCI VIII, Sp. 337 ff.; LThK Bd. IX, Sp. 700.



# **Arbeiterunterkünfte und Almhütten in der Umgebung des ehemaligen Hallamtes Aussee**

Von Franz Stadler

## **Vorbemerkung**

Die Salzgewinnung hatte zu allen Zeiten eine rege Bautätigkeit zur Folge. Eine Ermittlung der Funktion und Bauart dieser Gebäude ist für das Verständnis der ehemaligen Betriebsvorgänge eine notwendige Voraussetzung. Im Rahmen dieser Arbeit ist vor allem eine Untersuchung jener Bauten vorgesehen, die den Bergleuten, Pfannhausern und Holzknechten im Verlaufe einer Arbeitswoche oder zwischen zwei Arbeitsschichten als Unterkunft gedient haben. Aus dem Mittelalter sind allerdings über Größe und Konstruktion der Werksbauten nur wenige Nachrichten erhalten, die für einen Rekonstruktionsversuch keineswegs ausreichen. Es müssen daher auch ältere Bauwerke herangezogen werden. Dafür eignen sich vor allem die alten Almhütten im Sandlingbereich und auf der Dachstein-Hochfläche<sup>1)</sup>, die heute noch Steinmauerwerk, Blockwände, Dächer, Dachstühle, Decken, Feuerstätten und Wasserstellen aufweisen, wie sie auch bei den ehemaligen Arbeiterunterkünften des Hallamtes Aussee anzunehmen sind. Alle Bauten dieser Art dienten nicht als Wohnstätten im üblichen Sinne, sondern mehr oder weniger als Notunterkunft für kurze Zeit. Weder die Bauherrschaft noch die Benutzer legten daher auf eine komfortable Ausstattung einen besonderen Wert. Weiters standen diese Bauten meistens von gut befahrbaren Transportwegen weit entfernt, weshalb man mit jenen Baustoffen auskommen mußte, die in der Umgebung der Baustelle vorkamen. Das sind auch die Gründe, warum bei diesen Gebäuden heute noch eine Bautradition erkennbar ist, die viele Generationen überdauert hat.

## **Historische Übersicht**

Die Bevölkerungsdichte des Salzkammergutes nahm im 14. und 15. Jahrhundert ständig zu und damit auch der Bedarf an landwirtschaftlichen Nutzflächen. Im Urbar der Herrschaft Pflindsberg aus der Zeit um 1474 sind z. B. schon fast alle Almen dieses Gebietes verzeichnet.<sup>2)</sup> Es stieg aber auch die Salzproduktion und damit der Brennstoffverbrauch rasch an, so daß die Holzreserven schwanden. Die Hallamtsordnungen schrieben daher schon am Anfang des 16. Jahrhunderts Holzsparmassnahmen vor und verboten auch eine Vermehrung der Almen.<sup>3)</sup> „Von wegen der holtz stuben, dieweil die holtzmaister in den werchstetten zu irer enthaltung holtzstuben setzen und haben muessen, und so dann dieselben holtzmaister die werchstet gelert und die holtzstuben steen lassen, dann die alben leut sich etlicher orter darein ziehen, und die werchstet, da hallwidt wachsen soll, zu alben zemachen understeen,

das uns zu schaden raicht, demnach sollen die ambleut verfuegen, uns solich holltz stuben on mitl so palld dy werchstet verlassen, abgeprochen, und by unser swären ungnadt dhains wegs nit gestatten, das auß den wechstetn ainich albn gemacht noch die werchstet geprennt werden.“

Beim Salzbergbau am Michel-Hallbach stand eine Unterkunft für etwa 6 bis 10 Bergleute, die in einer Inventaraufnahme aus dem Jahre 1521 aufscheint.<sup>4)</sup> Diese Bergbauanlage wurde jedoch im Jahre 1546 von einer Steinlawine verschüttet und einige Zeit später aufgelassen. Von diesem Ereignis liegt ein Bericht im Wiener Hofkammerarchiv.<sup>5)</sup> Im Bereich der heute noch erkennbaren Bergsturzhalde konnte nach den Angaben des 99 Jahre alten Alois Angerer aus Lupitsch im Jahre 1976 eine Stelle ermittelt werden, wo sich an zwei gegenüberliegenden Felswänden je zwei ausgeschlagene Kerben mit einem Abstand von 2,6 m in gleicher Höhe befinden. Angerer gab an, daß diese Kerben bei der ehemaligen Knappenunterkunft als Dachholzauflager dienten. Die parallel und senkrecht stehenden Felswände sind 10 m voneinander entfernt. Vermutlich waren die in einer horizontalen Ebene liegenden Hölzer die Pfetten eines Satteldaches. Vom ehemaligen Mundloch des oberen Michel-Hallberg-Stollens sind die Felskerben etwa 50 m entfernt. Die Spuren dieser ehemaligen Bautätigkeit weisen ebenfalls auf eine holzsparende Bauweise hin.

Eine Beschreibung der Saline Aussee verfaßte im Jahre 1595 der Mautgegenschreiber Leo Pronner.<sup>6)</sup> Im Rahmen der Bergwerksschilderung erwähnt er auch das neugebaute Schafferhaus beim Steinberg und die zweite Schafferwohnung beim Moosbergstollen. Wo die Bergleute die Zeit zwischen den Arbeitsschichten verbrachten, geht aus seinen Versen jedoch nicht hervor. Weiters beschreibt er das Holzabmaßmahl im September und erwähnt auch das Frühstück in den Holzknechtstuben.

291 Im September thuet man abmessen  
Bay all holczmaistern wierd geessen  
das fruestuckh in w e r c h s t i b m e n hoch,  
im hauß erst recht das holczmal noch.

Auch die Bannknechte hatten in der Nähe der Sudpfannen eigene Unterkünfte.

385 vierundzwainzig witrager (hört!)  
laden auf sich unsäglich fert.  
Vier new holczschneider sich finden,  
andre mer sich mit arbeit winden,  
die haben ain w i d s t u b e n da,  
darin ain jeder essen mag.

Bei jeder Sudpfanne gab es damals nur zwei Arbeitspartien, die in 12 Stunden 4 Fuderzeilen herstellen mußten.<sup>7)</sup> Zwischen den Auspehrzeiten ergaben sich jedoch kurze Schlafpausen. Darüber berichtet Pronner mit folgenden Worten:

469 „Dann seut man bis an freitag spat.  
Zum schlaff sy haben clain vorrat,  
bschicht auf der erd an strosöckhen  
mit aim schray ist jeder zu weckhen.“

Auf der Grubenkarte des Salzbergwerkes Altaussee vom Jahre 1611 sind die Berghäuser und Stollenhütten so deutlich gezeichnet, daß auch ihre Konstruktion einigermaßen erkennbar ist. Es handelt sich größtenteils um Holzbauten, lediglich die Schmieden beim Moosbergstollen und beim Steinbergstollen sind gemauert. Die meisten Rüstholz- und Zeughütten aber auch die Solestuben sind mit einer senkrechten Holzschalung versehen. Wahrscheinlich wurden diese Bauwerke mit Rundholz

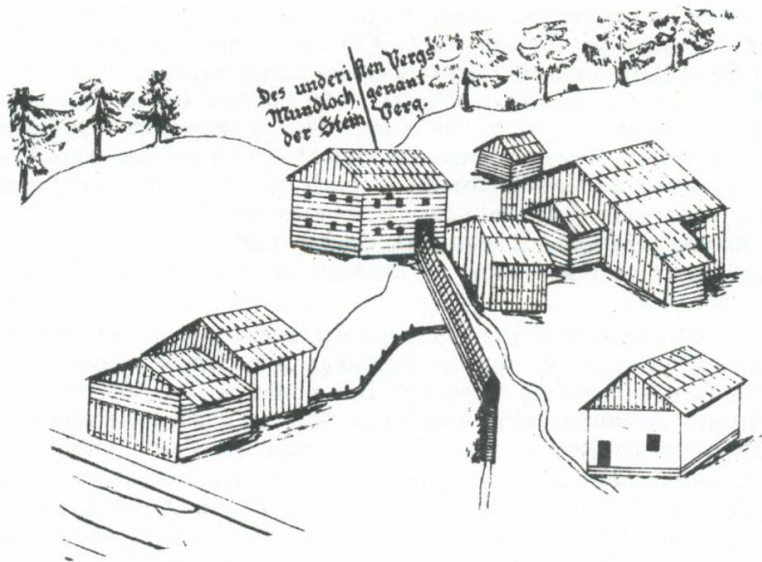


Abb. 1/1 Grubenkarte des Salzbergwerkes Altaussee aus dem Jahre 1611, Ausschnitt Steinberg

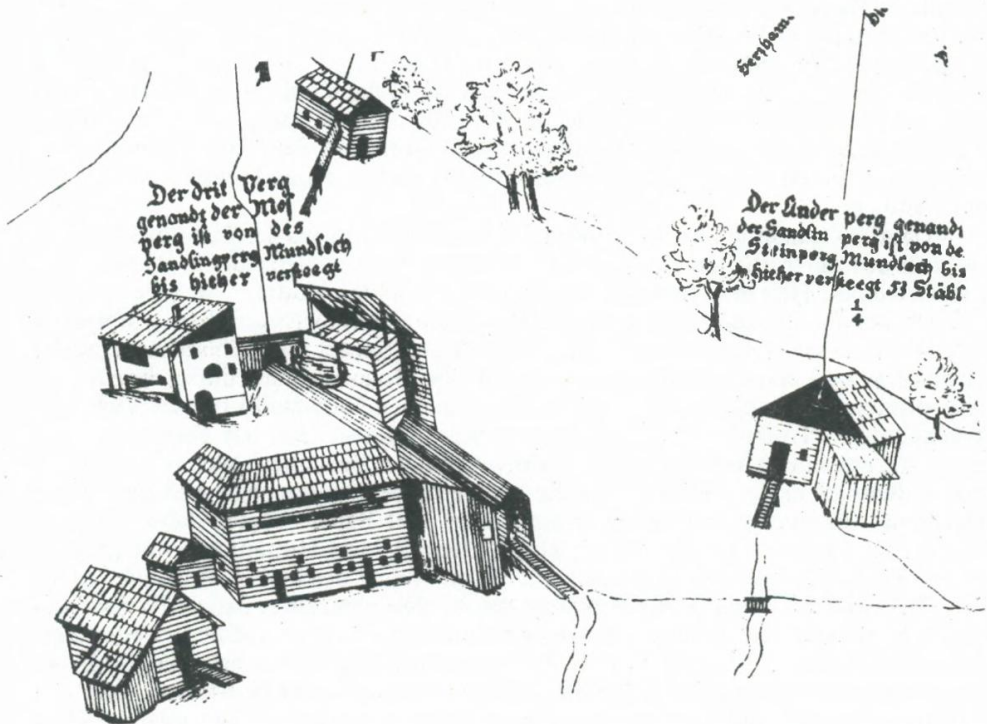


Abb. 1/2 Grubenkarte des Salzbergwerkes Altaussee aus dem Jahre 1611, Ausschnitt Moosberg

aufgezimmert und daher mit einem Wetterschutz versehen. Bei den Arbeiter- und Schafferwohnungen ist die waagrechte Zimmerung deutlich erkennbar, und nachdem auf dieser Karte auch ein Sägewerk eingezeichnet ist, kann man annehmen, daß diese Wände mit geschnittenen Pfosten aufgezimmert waren. Die Fensterlücken sind zum Teil in gleicher Höhe, an einigen Stellen jedoch in zwei Reihen übereinander je Geschoß ausgeschnitten. Bei den Stollenhütten des Ahornsberges, des Wasserberges und des Sandlingberges ist auch der Pfettendachstuhl einigermaßen erkennbar, während bei den restlichen Gebäuden die Dachkonstruktion durch eine Giebelschalung verdeckt erscheint. Die Dächer aller Gebäude waren anscheinend mit Klubbrettern gedeckt, wobei die Deckungsart allerdings nicht klar ersichtlich ist (Abb. 1/1, 1/2).

Auf einer Gruben- und Tagrevierkarte des Salzbergwerkes aus der Zeit um 1680 sind auch die Gebäude der Ausseer-Sandlingalm in Schrägperspektive eingezeichnet.<sup>8)</sup> Sie sind alle ebenerdig dargestellt. Ihre Funktion ist selbstverständlich auf einer derartigen Zeichnung nicht erkennbar, aber wahrscheinlich dienten einige als Feuerhütten und der Rest als Viehunterstand oder „Kiadach“ (Abb. 2).

Nach dem Entwurf einer Waldordnung für das steiermärkische Salzkammergut aus der Zeit um 1770 gab es im Amt Pflindsberg insgesamt 500 Hoch- und Niederalmen, 348 Kühe- und Schaf- „Tacheln“ samt 459 Schweinestallungen. Der dadurch verursachte hohe Holzverbrauch mußte eingeschränkt, je 2 oder 3 Hütten mußten so aneinander gebaut werden, daß wenigstens eine Wand entfallen konnte.<sup>9)</sup> Diese Verordnung führte im Salzkammergut zur Vereinigung der Viehstallungen und der Feuerhütten unter einem Dach. Es entstanden die heute noch gebräuchlichen Formen der „Niedereren Hütten“ und der sogenannten „Hohen Hütten“ mit den Stallungen im Erdgeschoß und dem Herdraum bzw. Vorratsraum im Obergeschoß.<sup>10)</sup> Die Auswirkung des erwähnten Verordnungsabschnittes ist auch auf einer Waldkarte aus dem Jahre 1780 klar erkennbar.<sup>11)</sup> Im Bereich der Sandlingalm sind nur mehr „Hohe Hütten“ eingezeichnet (Abb. 3).

Deutlich ersichtlich ist der Einfluß der Waldordnung aus der Zeit um 1770 heute noch auf der östlichen Dachstein-Hochfläche. Dort stehen auf der Herrenalm, Landfriedalm, Finitzalm und Schreiberalm nur „Hohe Hütten“, weil sie noch im Bereich der Hallholzgewinnung lagen. Die Ennstaler Bauern errichteten hingegen ihre Hütten 1 km weiter südlich in der überlieferten Bauart ohne Einschränkung der Gebäudeanzahl und Gebäudegröße, weil dort der Holzverbrauch nur mehr eine untergeordnete Rolle spielte. Sie besaßen meistens einen Unterstand für das Vieh, den sogenannten „Trempl“, und eine zweiräumige „Hüttn“ mit der Feuerstelle, der Bettstatt, und einem Vorratsraum für Milchprodukte. Bei kaltem Wetter war jedoch der Aufenthalt in der „Hüttn“ für die Brentlerin sehr unbequem, weil das offene Herdfeuer für eine Raumheizung ungeeignet ist. Die Bauern fügten daher bei Neubauten der „Hüttn“ eine Stube mit einem Ofen an. Die Hüttenform mit „Stube, Herdraum und Kaskasten“ ist heute auf vielen Almen des oberen Ennstales zu sehen.<sup>12)</sup> Bei bestehenden Anlagen bauten die Almleute mitunter neben der zweiräumigen Hütte und dem Trempl eine kleine heizbare Stube. Zwei solche Erweiterungsbauten sind auf der Blankenalm am Fuße des Hirzberges noch erhalten (Abb. 4). Auch auf einer schönen Farbzeichnung aus dem Jahre 1823 ist eine Alm mit „Hüttn, Trempl“ und „Stubn“ erkennbar.<sup>13)</sup> Im Hintergrund sieht man die Gletscherfelder des Dachsteines, der damals „Schneegebirg“ genannt wurde. Im Gebiet

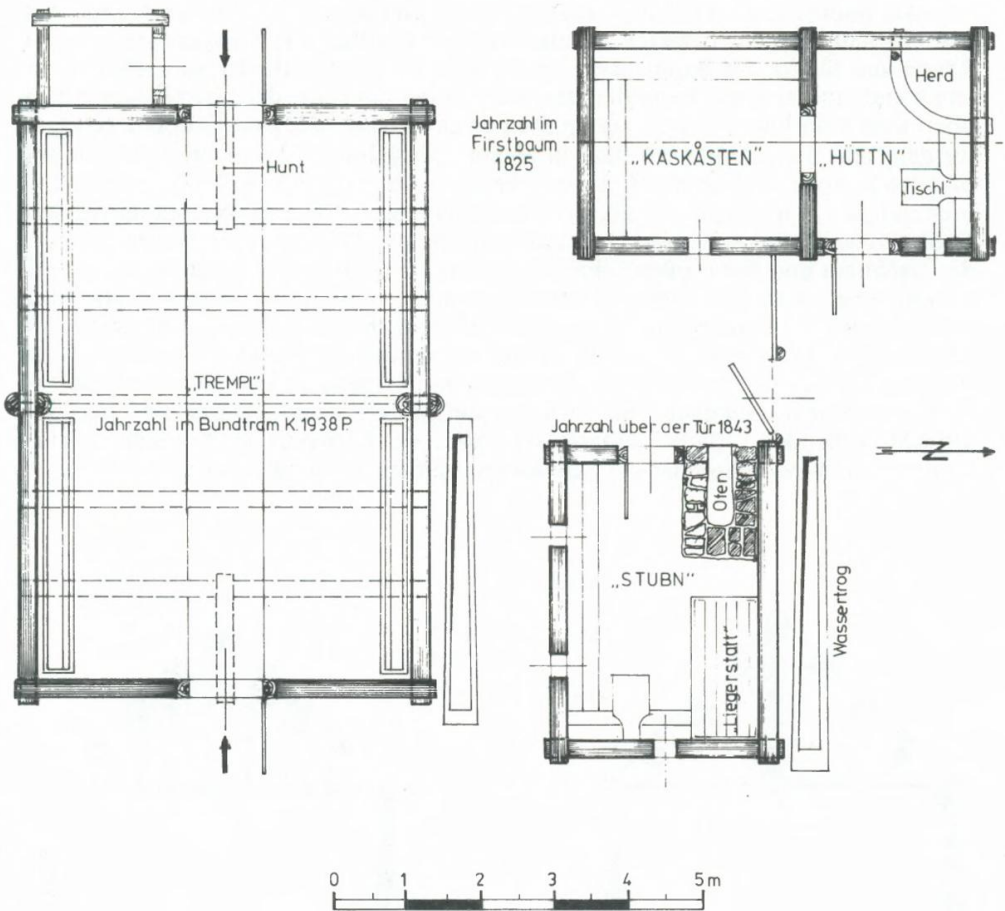


Abb. 4 Hüttengruppe der Blankenaln auf der Dachstein-Hochfläche

der Wiesalm hat ein Bauer des Ennstales eine verhältnismäßig große „Hütt“ , einen großen „Trempl“ für das Milchvieh, einen kleineren „Trempl“ für das Galtvieh, einen „Sautrempl“ und eine kleine „Feuerhütt“ stehen. Ähnliche Gebäudeanordnungen kommen auch im Südtiroler Schnalstal vor.<sup>14)</sup> Im Bereich der Ausseer Almen verlegten die Bauern am Ende des 19. Jahrhunderts das offene Herdfeuer wegen der Rauchbelästigung wieder aus der hohen oder niederen Hütten in eine kleine freistehende „Feuerhütt“. Damals war die Holznot bereits überwunden, weil die Salzsudpfannen schon mit Braunkohle geheizt wurden.<sup>15)</sup>

## Materialverwendung und Bauweise

Als Baumaterial stand den Bauern vorwiegend Rundholz zur Verfügung. Auf den Hochalmen an der oberen Waldgrenze war das Bauholz Mangelware, und die Länge und Stärke der Baumstämme war daher für die Größe der Almgebäude bestimmend. In der Umgebung der Bärenlackenalm am Fuße des Speikberges gab es überhaupt kein Bauholz mehr, es mußte fast eine Gehstunde zum Bauplatz getragen werden, und die „Almdirn“ fand in einem „Stoanhüttl“ 2,4 m breit, 3,5 m lang und 1,6 m hoch eine notdürftige Unterkunft (Abb. 5). Ihr Vieh hatte es im 2,2 m breiten und 7,8 m langen „Kiadach“ nicht viel besser. Viele Almhütten im Ausseer Gebiet haben heute noch eine Dachkonstruktion mit Dachbäumen, welche die Last der Dachhaut und den großen Schneedruck auf die Giebelwände übertragen, die mit kurzen eingezimmerten Hölzern, den sogenannten „Huntln“ versteift sind. Die Zimmerleute des Ausseerlandes nennen daher auch die Arbeit am Hüttengiebel „aufhuntn“. Die Fachleute des Ennstales verwenden für die gleiche Tätigkeit das Wort „aufkruckn“. Die Dachbäume werden bei den meisten Hütten von der Mittelwand, bei einem „Kiadach“ im Großkar jedoch von einem „Durchzug“ und den lotrecht stehenden „Bärn“ unterstützt (Abb. 6). Gleichartige Ansbalkendächer kommen auch bei schwedischen Sennhütten und bei Almbauten in Kärnten vor.<sup>16)</sup>

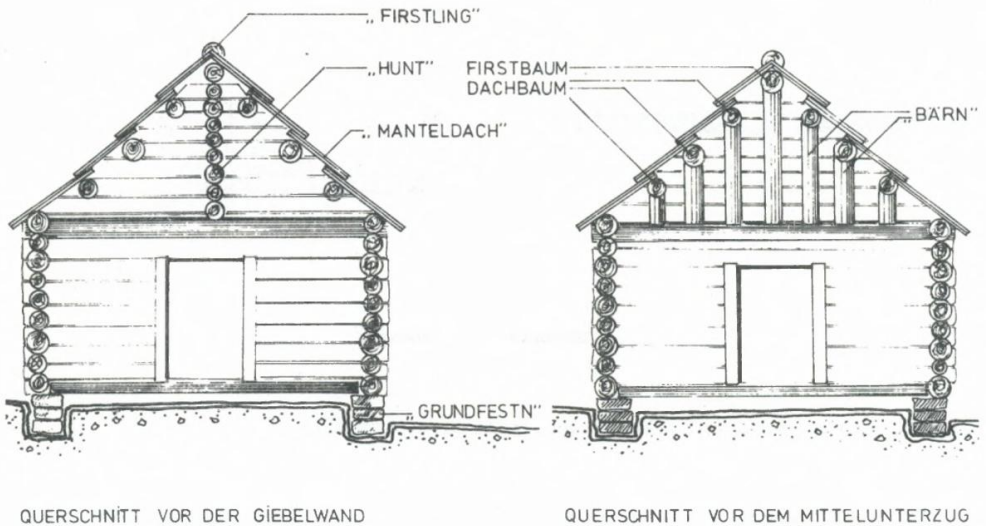
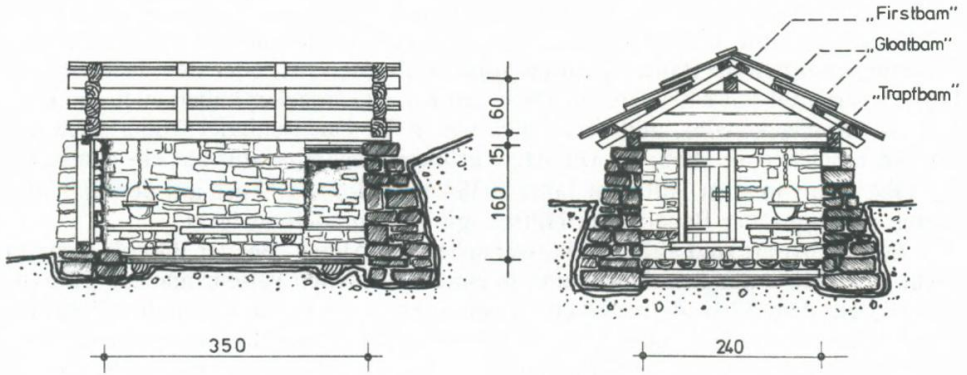


Abb. 6 Dachstuhlkonstruktionen der Almhütten auf der Dachstein-Hochfläche



LÄNGSSCHNITT

QUERSCHNITT

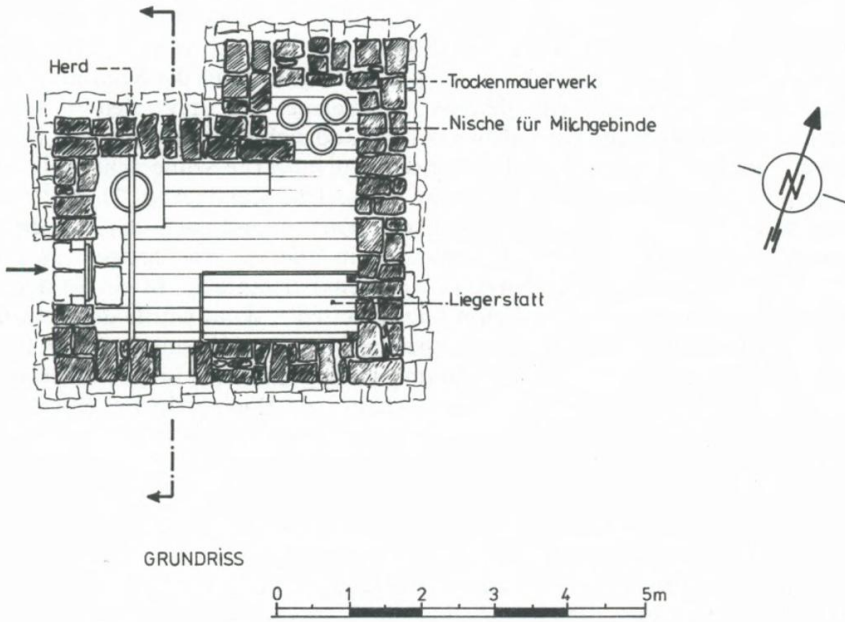


Abb. 5 Feuerhütte der Bärenlackenalm auf der Dachstein-Hochfläche

Die Hütten der Schiltengewangalm, der Blankenalm und der Wiesalm hatten nach einem mündlichen Bericht vor dem Ersten Weltkrieg noch alle ein flaches „Schwardach“ mit in der Firstrichtung verlegten Dachbäumen. Bei späteren Ausbesserungen legten die Bauern „Rafen“ und Dachlatten auf, oder sie „dachten“ die Hütte überhaupt mit einem steilen Dach neu ein. Flachdächer haben auch die Hütten der Bärenlackenalm, und vermutlich waren die Dachschilder früher auch mit Steinen beschwert (s. Abb. 5). Die letzte größere Dachreparatur hat ein Almbauer aus Obertraun an einer Hütte im Jahre 1930 vorgenommen. Auch auf der Gjaidalm hatten die Ramsauer Bauern ihre Hütten mit Legschindeln gedeckt.

Beachtenswert sind auch die Wasserstellen der Almen. Bei der Bärenlackenalm fließt eine Quelle aus dem Felsen und in einer natürlichen Felsenrinne zur „Bärenlackn“, die dem Vieh als natürliche Tränke diente. Auf der Kampalm fließt das Quellwasser so wie bei vielen anderen Almen in einen ausgehackten Brunnentrog. Die Quellschüttung bei der Schiltengewangalm und der Blankenalm ist nicht sehr ergiebig, weshalb mehrere Brunnröge als Speicher angeordnet sind und auch das Dachwasser in Holztrögen aufgefangen wird (s. Abb. 4). Der „Samerbrunn“ bei der Landfriedalm ist eine natürliche Felsmulde, in der sich das Tropfwasser am Fuße einer Felswand sammelt. Diese Wasserstelle ist wie ein Ausseer „Älla“ mit Holz abgedeckt. Beim Gsollberg im Toten Gebirge sammelt sich das Tropfwasser im „Gsträmtrögl“.

Auf der Steinfeldalm und auf der Schoberwiesalm im Toten Gebirge gibt es in der Nähe der Hütten keine Quelle. Die Brentlerin holte auf der Steinfeldalm aus einem 300 m entfernten Felsloch den Schnee und trug ihn mit einem Buckelkorb zur Hütte. Dort kamen die Schneebrocken in zwei größere Gebinde mit Ablasspipen. Nach dem mündlichen Bericht von Franz Stüger vlg. Stöffler vom Sattel beim Grundlsee, geb. 1873, und Wimmer Johann vlg. Loitzl, gab es auf der Schoberwiesalm mehrere Schneelöcher mit ganzjähriger Schneelage, die unter den 9 Almberechtigten aufgeteilt wurden. Bei jedem Loch befand sich ein sogenannter „Pfadler“. Das war vermutlich eine lehmgedichtete geneigte hölzerne Schneeschmelzbühne oder Abtropfbühne, unter der ein hölzerner Wassertrog stand (Abb. 7). Auf der Handlernalm bei Bad Aussee gibt es ebenfalls keine Quelle, und nach den Angaben des alten Schachnerbauern mußte das Regenwasser in einer zisternenartigen „Wasserstubb“ gesammelt werden. Die Bauweise war denkbar einfach. In ein Erdloch kam vorerst eine Bodendichtung aus Lehm oder „Letten“, dann wurde der Boden mit behauenen Rundhölzern belegt und mit gleichen Hölzern der quadratische Behälter möglichst dicht aufgezimmert. Der Raum zwischen Erdreich und Zimmerung wurde mit Lehm ausgestampft und über dem Behälter ein Dach errichtet. Mit dem Holzschöpfer oder „Gazl“ konnte das Wasser aus dem Behälter geschöpft werden. Mitunter gab es an den Stubenwänden fadenartige Tiere, die „Wasserkaibl“ genannt wurden und denen man nachsagte, daß sie die Eingeweide des Menschen durchfressen können. Vor etwa 50 Jahren haben die Bauern auf dieser Alm einen Wasserbehälter aus Beton gebaut.

Altertümliche Bauarten weisen auch die Holzknechtunterkünfte auf.<sup>17)</sup> In der Nähe des Holzschlages bauen die Holzarbeiter aus Stangen und Baumrinden einen „Unterstand“, der einen Regenschutz bei Gewitter bieten soll und während der Jausenzeit als Lagerplatz dient, weshalb der Boden auch mit „Graß“ ausgelegt wird.

Abb. 7 Wasserstellen einiger Almen im Toten Gebirge und auf der Dachstein-Hochfläche

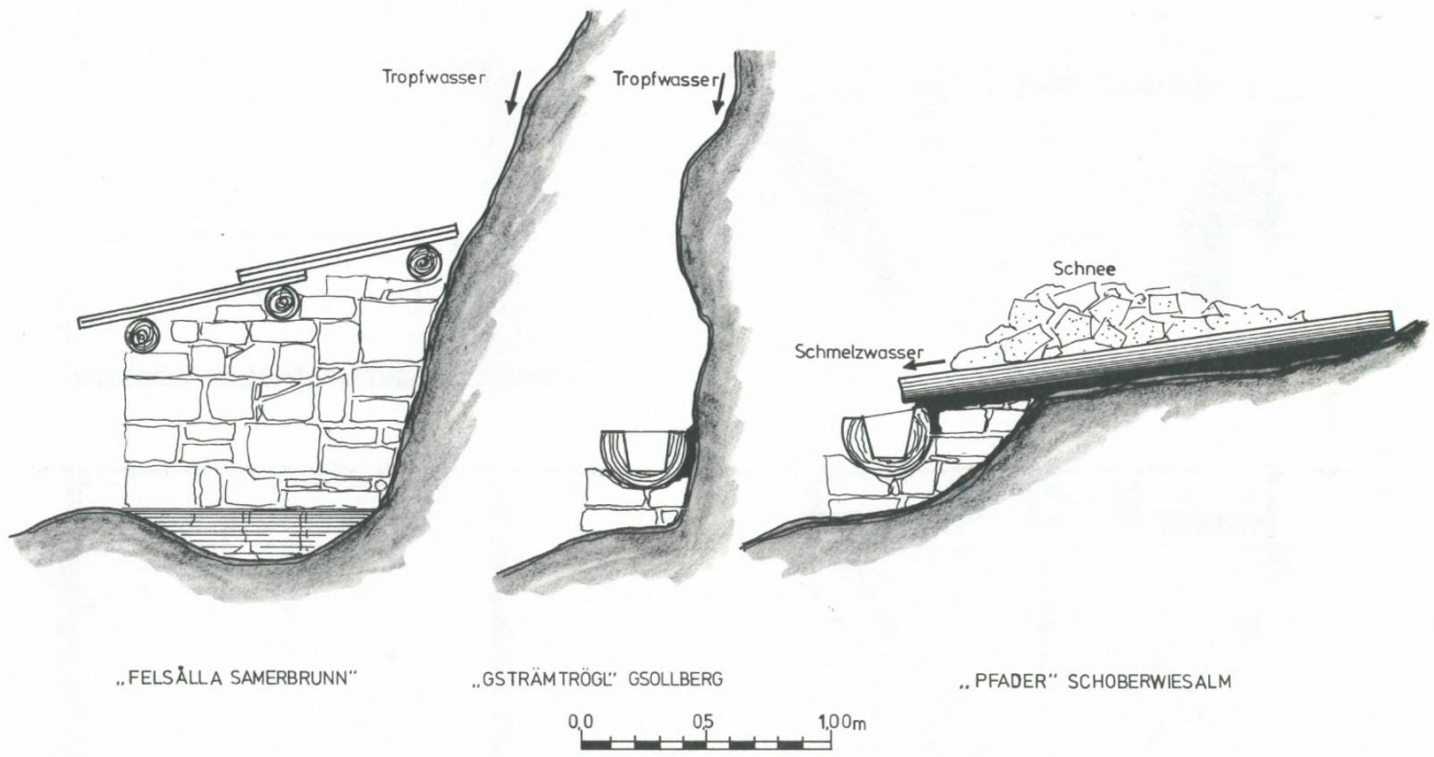
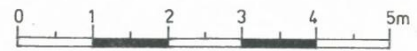
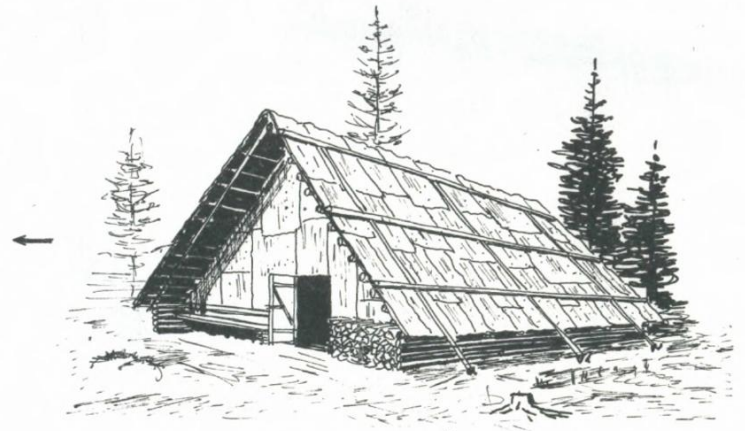
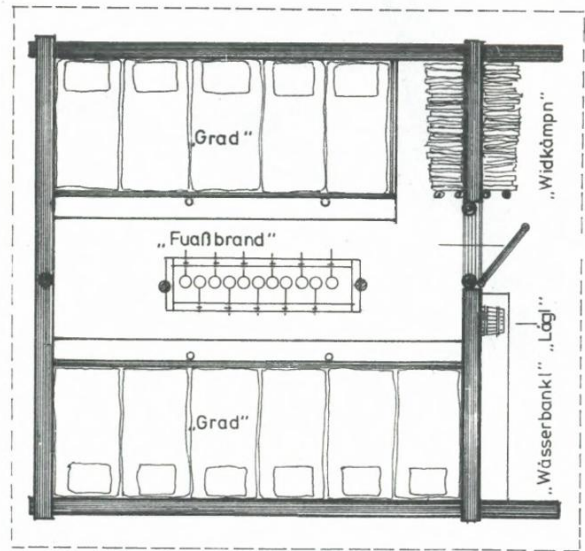
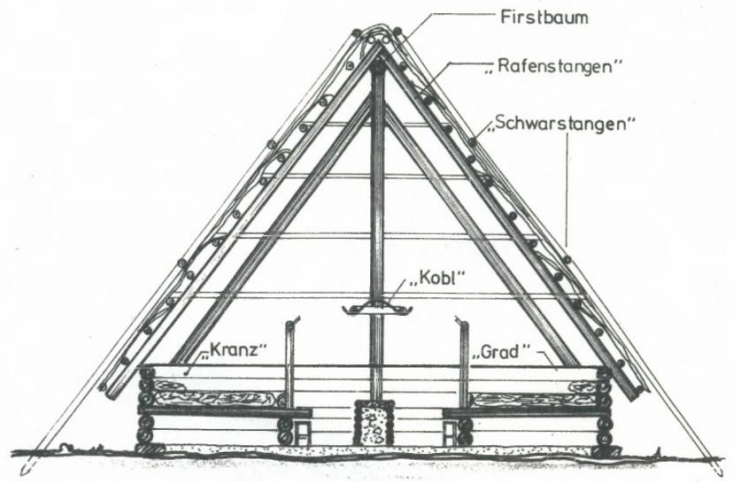
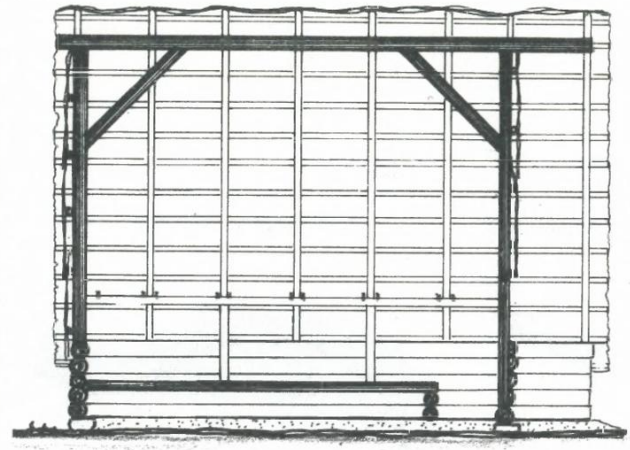


Abb. 8 Holzknechtshütte im Ausseer-Land



Ist in der Nähe des Schlages keine Holzknechtstube vorhanden und dauert die Schlägerung in diesem Gebiet nur kürzere Zeit, dann errichten die Männer eine „Söln“ oder Sölde. Auf einem ebenen Platz zimmern sie mit Rundhölzern „d’Kranz“ auf, zapfen die beiden „Säuln“ ein, legen die „Firststang“ auf und bringen die „Strebn“ an. Die „Rafnstangen“ dienen als Unterlage für die Dachhaut aus Baumrinden, die noch mit den abgestützten „Schwarstangen“ niedergehalten werden. In der Mitte des Raumes zimmern die Leute einen entsprechend großen Rundholzkranz für den Herd auf, der auch „Fuaßbrand“ genannt wird. Dann richten sie die „Kramersäuln“ neben dem Herd auf und befestigen den „Kobl“ oder Feuerhut als Funkenschutz. Links und rechts vom Herd müssen noch das „Zuserbankl“, der „Gradbaum“ und die Unterlagen für die Strohsäcke hergestellt werden, dann ist die Sölde bezugsfertig und einigermaßen auch bewohnbar bis zum Ende der Schlägerung (Abb. 8). Die Holzknechtstuben haben zwar die gleiche Raumeinteilung wie eine Sölde, sind jedoch für viele Jahre bewohnbar und winterfest.

Bemerkenswert in den Almhütten und Holzknechtunterkünften sind auch die Feuerstellen. In den Unterständen aus Baumrinden, die ja nur vorübergehend benützt werden, schlichten die Leute mit Findlingen einen etwa 20 cm hohen „Fuaßbrand“ auf.

In den Hütten der Blankenalm sind krumme Herdkränze und Feuerhut- oder „Kogelkränze“ aus Zirbenästen eingezimmert, und zwischen diesen steht die „Kesselhean“. Der „Herdstock“ und die Brandmauer im Eck der Hütte bestehen aus Steinen, die in Lehmörtel verlegt sind. Zum Herd gehört das „Feuerroß“, der Dreifuß, die „Feuerzang“, der „Wisch“, der „Gogg“, der Kessel und einige Pfannen und Töpfe.

Die Herdanlage der Ausseer Feuerhütten besteht aus dem Herdstock und den auf drei Seiten aufgeführten Brandmauern. Sie wurden mit Steinen aufgemauert und außen mit Lehm verschmiert. Von Zeit zu Zeit mußte der Lehmverstrich erneuert werden, weshalb in den Feuerhütten für derartige Ausbesserungen stets einige „Lettenknodn“ bereit lagen. Bei einigen alten Herden gab es keine „Kesselschwing“ sondern den „Kesselläsen“ mit verschieden langen Hänghaken oder einer Hängekette. Für den Rauchabzug und den Abzug der Dunstschwaden konnten einzelne Dachbretter am First aufgespreizt werden. Ein derartiger Rauch- oder Dunstabzug heißt im Salzkammergut „Leaß“ oder „Geia“. Die Stubenöfen der Blankenalm sind mit Bruchsteinen und Lehm aufgemauert. Das Feuer wird durch das Ofenloch entzündet und unterhalten. Ein Rost- oder Luftgraben fehlt. Bei einem dieser Öfen läßt sich das Ofenloch mit einer Steinplatte verschließen, es gibt aber auch einen Ofen mit eiserner Ofentür. Beheizt werden die Öfen bei den freistehenden Stuben von außen, bei den angebauten Stuben vom Herd aus. Die Rauchgase ziehen durch ein Rauchloch über dem Ofenloch ab. Ein Kragstein soll den Funkenflug nach oben verhindern.

Die Mannschaftsunterkünfte beim Salzbergbau Altaussee waren im 19. Jahrhundert auf die Berghäuser vor den Hauptstollen verteilt. Der Plan des Moosberghauses aus dem Jahre 1845 zeigt folgende Raumeinteilung: Im Erdgeschoß war dem Stolleneingang ein großer Raum vorgelagert für die Arbeitsvorbereitungen, daneben lagen zwei Materialkammern, die „Lumpenstubb“ für die Trocknung der Gruben-

kleider und die Mannschaftsküche mit einem großen Herd in der Mitte. Im ersten Stockwerk lagen zwei große Schlafstuben und eine Wohnung für den Moosberg-schaffer. Ähnliche Raumverhältnisse gab es auch beim Steinberghaus und beim Franzberghaus. Eine Stelle der Bergbauchronik ist in dieser Hinsicht interessant.<sup>18)</sup> „Bis zum Jahre 1877 bestanden in den Mannschaftsküchen offene Herde, angeblich, weil die landesüblichen Nocken nur bei offenem Feuer gekocht werden können. Hierbei wurde viel Holz verschwendet. Die Küchen selbst waren schwarz und rauchig, mit einem Worte unfreundliche Lokale. Es wurden daher Sparherde aufgestellt. In kürzester Zeit hat sich das Personal mit dieser Neuerung befreundet und ist auch bezüglich des Kochens nie ein Anstand vorgekommen.“

Im Jahre 1903 verlegte die Salinenverwaltung die Mannschaftsunterkünfte in ein zentral gelegenes Knappenhaus beim Steinberg und baute auch bei der Sudhütte ein Küchengebäude mit großem Sparherd. Obwohl den Leuten damit wesentlich mehr Wohnkomfort geboten wurde, konnten sie sich nicht so schnell an eine kasernenartige Unterkunft für mehr als 100 Menschen gewöhnen, weil sie sich in den bisherigen Stuben und Küchen in der Wohngemeinschaft mit 15 bis 20 Männern anscheinend wohler fühlten.

Für die Aufbewahrung der Kochvorräte standen nun auch kleine Kästchen zur Verfügung. Die Leute gaben jedoch ihr Brot und das Kochmehl weiterhin in weiße Leinensäcke und hängten sie an die Küchendecke, wo sie für die Mäuse unerreichbar waren. Über diese Arbeits- und Wohngemeinschaft wurde im Zusammenhang mit dem Brauchtum schon mehrfach geschrieben.<sup>19)</sup> Die Selbstverköstigung der Berg- und Hüttenleute wurde mit der Einrichtung von Gemeinschaftsküchen im Jahre 1939 aufgehoben.

Nach der Verlegung der Grubeneinfahrt zum Erbstollen am Ortsrande von Alt-aussee im Jahre 1961 und mit der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse wurden auch das Knappenhaus und die Gemeinschaftsküchen überflüssig. Eine ähnliche Entwicklung bahnte sich auch beim Forstbetrieb an, denn nach dem Bau vieler Forststraßen zogen auch die Forstarbeiter eine tägliche Heimfahrt mit einem Motorfahrzeug der Nächtigung in der Holzknechtstube vor.

Damit ging im Salzkammergut eine Tradition zu Ende, die mehr als ein halbes Jahrtausend bestand.

### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Vgl. dazu Franz C. L i p p , Hallstatt-Blockhaus und Dachstein-Almhütten. (Festschrift für Richard Pittioni zum 70. Geburtstag, Bd. I, Wien—Horn 1976, S. 611—633, 6 Abb. (= Archeologia Austriaca, Beiheft 13)).

<sup>2)</sup> Steiermärkisches Landesarchiv, Stockurbar 4/6 der Herrschaft Pflindsberg aus der Zeit um 1474.

<sup>3)</sup> Engelbert K o l l e r, Forstgeschichte des Salzkammergutes. Wien 1970, S. 67.

<sup>4)</sup> Carl S c h r a m l, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 18. Jhdts. Wien 1932, Bd. 1, S. 183.

<sup>5)</sup> Finanz- u. Hofkammerarchiv Wien, Innerösterr. Miscellen, rote Nr. 156.

<sup>6)</sup> Ferdinand K h u l l, Hg., Beschreibung des Salzbergwerkes zu Aussee in Obersteiermark aus dem Jahre 1595. In Versen verfaßt von Leo Pronner. (Zs. f. Kulturgeschichte, Bd. 5, Weimar 1898.)

<sup>7)</sup> Heinrich R. v. S r b i k, Studien zur Geschichte des österreichischen Salzwesens (= Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, H 12, hgg. v. A. Dopsch). Innsbruck 1917. S. 79.

<sup>8)</sup> Volker H ä n s e l u. Franz S t a d l e r, Steirisches Salz, Katalog der 12. Sonderausstellung im Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels 1975, S. 34, Katalog Nr. 44.

- <sup>9)</sup> K o l l e r, wie Anm. 2, S. 41.
- <sup>10)</sup> Franz L i p p, Volkskundliches aus dem Toten Gebirge. (Jb. d. Österr. Alpenvereins 1967, S. 46). — d e r s., wie Anm. 1, S. 41 ff., Abb. 2/1.
- <sup>11)</sup> H ä n s e l - S t a d l e r, wie Anm. 7, S. 36, Katalog Nr. 69.
- <sup>12)</sup> Karl H a i d i n g, Almleben in der Obersteiermark. Führer durch die siebente Sonderausstellung des Heimatmuseums Trautenfels. Gröbming 1962, S. 67.
- <sup>13)</sup> Bei F. L i p p, Hallstatt-Blockhaus und Dachstein-Almhütten abgebildet, S. 617, Abb. 2/2.
- <sup>14)</sup> Gunter D i m t, Haus und Hof in frühbairischer Zeit. (Baiernzeit in Oberösterreich, Katalog der Ausstellung im Schloßmuseum zu Linz, Linz 1977, S. 162).
- <sup>15)</sup> H ä n s e l - S t a d l e r, wie Anm. 7, S. 9.
- <sup>16)</sup> Oskar M o s e r, Das Pfettenstuhldach, Wien 1976, Abb. 2: Blockpfettendächer.
- <sup>17)</sup> Karl H a i d i n g, Wald und Holz, Führer durch die vierte Sonderausstellung des Heimatmuseums Trautenfels, Gröbming 1958, S. 36. — Karl H a i d i n g, Holzgewinnung im Bezirk Liezen. (Festschrift Matthias Zender, Studien zur Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte, herausgegeben von Edith Ennen und Günter Wiegelmann, Bonn 1972, S. 746). — Harald S a m e r, Holzknechtunterkünfte im Bezirk Liezen. (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Graz 1975, S. 259).
- <sup>18)</sup> Anton S c h e r n t h a n n e r. Entwicklungsgeschichte des Ausseer Salzberges vom Jahre 1762—1890, Manuskript.
- <sup>19)</sup> Franz G r i e s h o f e r, Das Ischler Bergfest. (Leobner Grüne Hefte, herausgegeben von Franz Kirnbauer, Heft 121). — Franz S t a d l e r, Brauchtum im Salzkammergut, Gmunden 1971, S. 49.

Verzeichnis der Gewährleute:

- Angerer Josef, vlg. Waldhauser, Altaussee, Lupitsch Nr. 32.
- Angerer Alois, vlg. Waldhauser, Altaussee, Lupitsch, geb. 1875.
- Fuchs Franz, vlg. Jagl Bauer im Gröbmingner Winkel.
- Gruber Simon, Halter und Jagdaufseher Schiltenwang- und Blankenalm.
- Hillbrand Leander, Bad Aussee, Sarstein Nr. 35.
- Köberl Alfons, Bad Aussee, Sarstein.
- Kaiser Josef, Oberjäger der Österr. Bundesforste i. R., Obertraun.
- Peer Otto, Rottmeister der Österr. Bundesforste, Bad Aussee, Gschlößl.
- Pürcher Ludwig, vlg. Fürnwein, Zimmerer d. Ö. BfF. i. R., Mitterndorf, Zauchen.
- Stüger Franz, vlg. Stöffler, Grundlsee, Untertressen 13, geb. 1873.



## Delikt und Strafe am Beispiel der Kreuzstrafen in Niederösterreich

Von Hermann Steininger

Eine jener selbst von der neueren Rechtsarchäologie kaum sehr beachteten Schandstrafen der Niedergerichtsbarkeit<sup>1)</sup> ist die sogenannte Kreuzstrafe, und dies nicht zuletzt deshalb, weil sich bis jetzt kein einziger bildlicher Beleg für die Vorrichtung derartiger Schandkreuze hat auffinden lassen.<sup>2)</sup> Auch wurde bislang keine exakte befriedigende Beschreibung eines solchen Kreuzes bekannt, noch existiert eine Abbildung. Es bleiben also nur Hinweise aus den schriftlichen Quellen, um einen ungefähren Eindruck von der Gestalt und der Funktion dieses Strafmittels zu erhalten. Die Befestigung des Delinquenten am sogenannten Kreuz, einer wahrscheinlich hölzernen, kreuzförmigen Vorrichtung erfolgte jeweils durch eiserne Armierungen verschiedener Art, beispielsweise mittels Halseisen (St. Theobald auf der Windmühle in Wien) bzw. einem Halsring (Walpersdorf). So wurde mit angelegten eisernen Banden ein Delinquent in Falkenstein am Kreuz festgemacht, woraus vielleicht geschlossen werden könnte, daß die erwähnten Ketten ein Detail vom Kreuz selbst waren. Öfters erscheint der Delinquent nur ans Kreuz gestellt oder ans Kreuz geschlagen, oder es heißt, er sei stehend „am (ans, ins) Kreuz gespannt“; manchmal wird er „ans Kreuz gebunden“ bzw. „in daß bueßkreuz gehenkt“, was doch immerhin anschaulich wirkt. Auch die Wendung „beim Kreuz stehen“ (Eggenburg, Krems) begegnet. In einem Fall ist selbst von einem „offenen Kreuz“ die Rede. Inwieweit dabei auf die Form des Kreuzes selbst angespielt wird, scheint eine vorläufig noch nicht ganz geklärte Frage. Vielleicht verstand man darunter nur seine öffentliche Aufstellung. Fast immer dürfte es sich hiebei um eine ortsfeste, wohl aus Pfosten gezimmerte, hölzerne Vorrichtung in Form eines Kreuzes gehandelt haben, an die jeweils ein Delinquent, wahrscheinlich mittels eiserner Spangen, befestigt oder mit Stricken gefesselt ausgestellt wurde. In nur einem Fall ist nachgewiesen, daß man nach einem Unzuchtsdelikt zwei Personen, einen Mann und eine Frau, gemeinsam nebeneinander mit der Kreuzstellung bedachte, was also darauf hindeutet, daß es auch Schandkreuze gab, an denen zwei Personen gleichzeitig abgestraft zu werden vermochten. Die meisten derartigen Kreuze waren zweifellos fix gebaut, nur manche scheinen eigens für bestimmte Delinquenten errichtet worden zu sein.

Zunächst zu den Belegorten, aus denen uns wenigstens Mitteilungen von Bestrafungen am Kreuz vorliegen. Wir sehen hier zahlenmäßig dominierend das Viertel ober dem Wienerwald mit 14 gesicherten Belegen sowie einen fraglichen Ortsnachweis (Walpersdorf). Es folgen hierauf das Weinviertel mit neun Belegen, dann das Waldviertel mit fünf und schließlich das Viertel unter dem Wienerwald mit drei gesicherten Belegen und einem fraglichen Nachweis.

Wohl jedoch begegnen uns mehrere Benennungen für die Kreuzstrafe, und zwar: kreuz, creuz, creüz, creücz, creiz, creucz, creutz, kreiz sowie grenitz, bueß-

creuz und sogar stözholtz. Dabei sind die Bezeichnungen des öfteren selbst an ein und demselben Ort uneinheitlich, was meist wohl auf die verschiedenen Schreibweisen zurückzuführen sein dürfte. Hiebei sind die meisten unserer Nachweise, darunter viele Einzelbelege, datierbar, auf Grund dessen sich recht gut eine entsprechende zeitliche Belegstreuung feststellen läßt. Die ältesten Kreuzbelege stammen vom Beginn des 16. Jahrhunderts, wobei von den 15 datierten Nachweisen freilich nur drei vor der Jahrhundertmitte liegen. Kaum mehr als eineinhalb Dutzend gesicherte Belege kennen wir vorderhand aus dem 17. Jahrhundert. Interessant scheint hiebei, daß der zahlenmäßig anteilige Belegsschwerpunkt eindeutig in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts festzustellen ist, also die höchste zeitliche Belegdichte von ca. 1550 bis um 1650 nachgewiesen werden kann. Für das 18. Jahrhundert erscheinen derzeit nur zwei Belege nördlich der Donau gesichert, nämlich je einer im Waldviertel (1734) und einer im Weinviertel (1713), während ein eventueller Beleg des 18. Jahrhunderts im Viertel ober dem Wienerwald begegnet. Hingegen trifft man Belege des 16. und 17. Jahrhunderts in allen Landesteilen an.

Es fragt sich nun, welche Delikte mit der sogenannten Kreuzstellung gebüßt wurden, was deshalb interessant erscheint, weil die Delikte allgemein einen guten Einblick in verschiedene Bereiche des historischen Volkslebens gewähren. Die meisten Belege betreffen Fluchen, fluchhaftes Schwören und sodann Gotteslästerungen. Hier stehen elf Belege des Viertels ober dem Wienerwald weitaus an der Spitze, daran schließen zahlenmäßig vier Belege des Weinviertels und drei des Waldviertels. Nur ein Beleg läßt sich hingegen im Viertel unter dem Wienerwald nachweisen. Hier ist es sogar so, daß von 16 Belegen aus zwölf Orten elf das Delikt der mutwilligen öffentlichen Gotteslästerung betreffen, wobei dieses Faktum gelegentlich näher gefaßt wird und dafür in den Quellen eigens die Bezeichnungen („Sacramentieren, Fluchen und Schelten“) genannt werden; unter dem sogenannten Schelten ist wohl die Verwendung sogenannter unchristlicher Scheltworte gemeint. Offensichtlich einer Ausnahme begegnen wir in einem Kremser Ratsprotokoll von 1546, in dem es heißt, daß ein gewisser Tulbinger „dreimal mit Gottesmarter gescholten“ hatte.<sup>3)</sup> In einem Fall, in Wang, wird von Gotteslästerungen in Wirtshäusern berichtet, doch machte man hier keinen Unterschied, ob derjenige Gast, welcher die Gotteslästerungen von sich gegeben hatte, bei Ausführung des Deliktes nüchtern oder betrunken war; Trunkenheit galt für die damalige Strafbemessung als kein Milderungsgrund, nähere Hinweise dafür liegen uns z. B. aus Stockerau vor, hier seien es vor allem Ledige, die beim Wein sitzend Scheltworte gebrauchen und hiebei mitunter Gotteslästerungen ausstoßen. Daß dies auch beim Spielen vorkam, wird uns aus St. Pölten überliefert. Ebenfalls von „gottblesterern“ ist in Stetteldorf die Rede, wobei im Bannbuch dieses Ortes die Leutgeben oder Schankwirte eigens darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie auf die Gotteslästerer achtgeben sollen, wozu sie sogar verpflichtet sind, diese dem Richter namhaft zu machen, also denunzieren sollten, bei der Drohung, daß sie selbst an das Kreuz gespannt würden. Sie durften es keineswegs verabsäumen, solche Gäste der Obrigkeit zu melden. Einen weiteren Beleg für derartiges Denunziantentum kennen wir übrigens aus Herzogenburg, wo der Gerichtsdienner einmal einen derartigen Fall anzeigte und ein Delinquent dann mit der Kreuzstrafe vorlieb nehmen mußte. In St. Pölten wiederum sollten Gotteslästerer zuerst durch gütiges Zureden und freundliches Ermahnen gehindert werden, weitere derartige Injurien zu setzen. Ebenso als strafbar nachgewiesen ist die Verwendung von sogenannten verbotenen Worten. Darunter ist wohl insbesondere die mißbräuchliche

Nennung der Namen Gottes und der heiligen Sakramente zu verstehen. Den Gotteslästerungen gleichgestellt war übrigens auch die Lästerung von Heiligen. Auch zählt hierher das sogenannte unnötige, wohl scherzhaft gemeinte Falsch-Schwören. Eine viel geringere Rolle spielte in Niederösterreich bei der Kreuzstellung überraschenderweise die Übertretung des sechsten Gebotes. Nur dreimal begegnet uns eine solche im Viertel unter dem Wienerwald, und zwar in Kirchschlag in der Buckligen Welt, woraus freilich ersichtlich ist, daß sämtliche Belege für die Kreuzstrafe an diesem Ort Unzuchtsdelikte zum Gegenstand hatten. Ebenfalls nur drei Unzuchtsbelege konnte ich im Viertel ober dem Wienerwald nachweisen, und zwar für Gresten, hier wegen doppelter Hurerei, und in Purgstall; 1635 wird uns aus Ybbsitz vom Ehebruch und einer Blutschande dritten Grades berichtet. Das Waldviertel ist wie das Weinviertel mit nur einem diesbezüglichen Beleg vertreten. In Eggenburg mußte eine gewisse Clara Mannhartin „wegen zweymahliger unzucht“ beim Kreuz stehen, und in Retz mußte die Fornikation mittels Kreuzstellung gesühnt werden. Die übrigen Belege sind nur als Einzelnachweise beachtenswert, so wurden z. B. Widersetzlichkeiten nach der Nichtbefolgung von Vorschriften der Geistlichkeit in Pottendorf genauso mit der Kreuzstrafe bedacht, wie man in Stetteldorf die Androhung der Kreuzstrafe gegenüber jene aussprach, welche, wie es in der Quelle heißt, während der Predigt auf der Gasse umlaufen, schreien und damit offenbar den Gottesdienst stören. Aus demselben Ort kennen wir übrigens die Verfügung, daß man sich vor der Kirche auf der Gasse ehrbar und züchtig zu „erzaigen“ habe, wobei das folgende schließlich wohl einen sehr bemerkenswerten Brauchbeleg für die Abhaltung von Hochzeiten im Stetteldorfer Herrschaftsgebiet abgibt. Hier heißt es also, daß, wer „juchizen oder leichtfertigkeit brauchen oder mit püchsen schiessen thet“, wie dies brauchtümlich dort üblich gewesen sein wird, an das Kreuz gespannt werden sollte. Hier wurde also die Mißachtung eines Brauchverbotes mit dem Kreuz bestraft. Ein weiterer Komplex umfaßt insbesondere im Viertel ober dem Wienerwald Delikte wie Schädigungen an Weingärten, besonders durch Diebstahl und wie in Purgstall den Diebstahl von Lebensmitteln. Weiters wurden Dienstleute, welche im Auftrage ihrer Herrschaft nicht pflichtgemäß Gassen und Plätze ordentlich vom Schmutz gesäubert hatten, zur Strafe dafür an ein eigens zu diesem Zweck auf dem Retzer Hauptplatz errichtetes Kreuz gespannt. Ähnliches galt in Korneuburg. Hier war es durch Verordnung verboten, das Vieh auf Gassen und Plätzen frei herumlaufen zu lassen, worauf der Stadtrat bestimmte, daß jene Hausbesitzer, welche sich nicht daran hielten, zur Strafe dafür eine Geldzahlung leisten mußten, ihr Gesinde jedoch, welches den Anweisungen seiner Herrschaft nicht nachgekommen war und keine Sorgfalt bei der Beaufsichtigung der Tiere aufgewendet hatte, „ins Kreuz gespannt oder sonst anleib“ bestraft werden sollte.

Wie man sieht, wurde die Kreuzstrafe je nach Delikten sowohl bei Männern als auch bei Frauen in Anwendung gebracht. Als Delinquenten eigens genannt werden Bauern und Landarbeiter, kaum Handwerker, vielfach waren es wohl sozial niederrangige Personen wie Dienstleute, Fahrende, männliche wie weibliche, laut unseren Belegen sogar solche, die wie erwähnt, bestimmte Säuberungsarbeiten nur mangelhaft oder überhaupt nicht durchgeführt hatten bzw. ihren Aufsichtspflichten nicht voll nachgekommen waren (Weinviertel). Entsprechend dem Sinn aller Schandstrafen mußten sämtliche öffentlich vollzogen werden, um den Delinquenten als denkbar verachtenswert erscheinend zu lassen und außerdem der Öffentlichkeit ein abschreckendes Beispiel zu geben.

Immer waren diese Schandkreuze in den jeweiligen Ortszentren am Haupt- bzw. Marktplatz aufgerichtet, oft befanden sie sich in der Nähe anderer Schandmale wie Pranger, Prechel, Narrenkotter, etc. Genauere Angaben freilich fehlen zumeist. Jedenfalls standen sie immer am Grund des jeweiligen Rechtsinhabers, so in Purgstall z. B. auf kirchlichem Grund nahe der Pfarrkirche, nicht zuletzt brachte ich deshalb hier die Dauer der Kreuzstellung mit jener des Gottesdienstes in Verbindung. Der Platz, wo übrigens ein solches Kreuz stand, war einmal sogar Anlaß eines sogenannten Prechelstreites, nämlich in Waidhofen a. d. Ybbs, wo ein ursprünglich vor 1590 existierendes Kreuz auf kirchlichem Grund nahe der Prechel bestand, welches dann jedoch abgekommen war. 1620 errichtete nahe dabei, aber bereits auf städtischem Grund, die Stadt Waidhofen ein Kreuz, worauf die Kirche protestierte und bei der Freisingischen Grundherrschaft erreichte, daß der Stadtrat dieses Kreuz wiederum abtragen lassen mußte. In Hornstein/Pottendorf war die Kreuzstrafe ebenfalls eine Kirchenstrafe, auf Grund dessen angenommen werden darf, daß das dortige „bueßcreuz“ in der Nähe der Kirche aufgestellt war. Eine weitere, genauere Lokalisierung geht schließlich aus den Belegen von Kirchschlag in der Buckligen Welt hervor, wo sich das Schandkreuz nachweislich außerhalb des Friedhofs, bei der durch das Tor in den Markt führenden Brücke befand, einer im übrigen zentralen Örtlichkeit. Wohl kaum um ein Schandkreuz dürfte es sich hingegen bei dem 1610 vor dem Kremser Tor in Eggenburg befindlichen Kreuz gehandelt haben, welches sich nahe der Hinrichtungsstätte befand; meines Erachtens dürfte dieses kein Schandkreuz, sondern das Armesünderkreuz gewesen sein, welches Schandkreuz übrigens das einzige gewesen wäre, das sich nicht im Zentrum einer Ortschaft befunden hätte.

Die Frage, wann jeweils derartige Kreuzstellungen erfolgten, wird uns selten genauer beantwortet. Im allgemeinen war dies der Fall an Sonn-, Feier- oder Markttagen, wenn eben viele Leute am Kreuz vorbeikamen. Aus Gresten etwa wissen wir, daß eine Bestrafung an zwei Feiertagen nacheinander erfolgte, wogegen aus Purgstall und Kirchschlag mitgeteilt wird, daß die Kreuzstellung in zwei Fällen an drei Sonntagen hintereinander stattfand. In Eggenburg wiederum hatte man eine derartige Bestrafung an drei Tagen nacheinander verhängt. Wohl unverzüglich, nämlich „von Stund an“, sollte eine Bestrafung lediglich in St. Pölten und Herzogenburg vor sich gehen. Ansonsten hatte man sich, wie wir sehen, dafür mehr Zeit gelassen. Dementsprechend war auch die Dauer der Kreuzstellung unterschiedlich. Diese reichte oft von vor der Kirchzeit bis zum Gottesdienste oder sie war für zwei oder drei Stunden, einen Tag lang usw. angesetzt; in Purgstall wiederum begann eine offensichtlich normale Bestrafung nach dem Gottesdienste, während in Wien die öffentliche Kreuzstrafe für Gotteslästerer, Fluchende und sogenannte Schwörende auffallend länger andauerte, nämlich gleich drei Tage und Nächte hindurch.

Mitunter kam es vor, daß man zur Sühnung bestimmter Delikte zu weiteren Strafmaßnahmen griff, also mit der Kreuzstrafe allein nicht immer das Auslangen fand. Man spricht in solchen Fällen von sogenannten gekoppelten Strafen, es sind dies insgesamt sehr sinnfällige, eindrucksvolle Demonstrationen. So wurde z. B. in Retz eine Fornikantin, nachdem sie während der heiligen Messe mit einer brennenden Kerze beim Altar der Rathauskapelle hatte stehen müssen, anschließend noch zur Kreuzstellung verurteilt. Ähnlich war es 1661 in Kirchschlag dem Tuchmacher Georg Äpfelkäß ergangen, welcher wegen Ehebruches mit seiner Dienstmagd Margaretha über Verfügung der Herrschaft dreimal „am Pranger ans Kreuz gebunden“ stehen mußte, und zwar mit einer Rute in der Hand, wie ansonsten Fornikantinnen

ausgestellt zu werden pfligten. Außerdem war damit gekoppelt die Bezahlung einer Geldstrafe von 14 Gulden und einem Reichstaler an die junge Kindsmutter. Weitere Strafkoppelungen wurden übrigens durch die Landgerichtsordnung von 1656 ermöglicht, wonach Delinquenten, welche einen Diebstahl begangen hatten, auch zum Umhängen eines „Zetl“, einer Schandtafel mit einschlägiger Aufschrift veranlaßt werden konnten; gleichfalls mußten sie die gestohlenen Sachen um den Hals gehängt tragen. Noch etwas umfangreicher erscheint die Prozedur in Eggenburg, wo eine Delinquentin, welche, wie bereits erwähnt, drei Tage hintereinander zur Kreuzstellung verurteilt worden war, noch eine weitere Strafverschärfung über sich hatte ergehen lassen müssen, und zwar ließ man sie mit umgehängter Fiedel und versehen mit einem „zettl“ nochmals beim Kreuz stehen, welches hier wie in Krems (1546) sogar auch als Schandort gegolten hat. Anschließend führte man sie um das „Kretzl“, das ist die Häusergruppe mitten am Eggenburger Hauptplatz. Sie wurde überdies also in einem schandhaften Umzug der Bevölkerung vorgezeigt. Einmalig ist auch der eben vorher erwähnte Kremser Beleg von 1546, nach welchem der Delinquent verurteilt wurde, vor dem Kreuz zwei Stunden stehen zu müssen und zu beichten, worauf man ihn dann auf die Fürbitte geistlicher und weltlicher Personen begnadigte. Damit war die Androhung verbunden, daß in Zukunft jedem Gotteslästerer die Zunge ausgerissen werden sollte. Eine weitere Strafkoppelung ist die im Anschluß an die Kreuzstrafe gelegentlich praktizierte Ausweisung aus dem Landgerichtsbezirk. Diese begegnet uns besonders bei Diebstahls- und Unzuchtsdelikten. Derartige Ausweisungen sind übrigens nur sehr selten für eine bestimmte Zeitspanne ausgesprochen worden. In Retz etwa durfte eine Ausweisung nur dann erfolgen, wenn der Delinquent kein Stadtbürger war. Vermutlich hatte dies auch andernorts Geltung. Wie weitgehend derartige Strafkoppelungen gehen konnten, zeigt uns schließlich noch die Praxis in Stetteldorf, wo nach erfolgten Gotteslästerungen zunächst eine Bestrafung an Leib und Gut erfolgte, worauf sich eine Gefängnisstrafe und die Kreuzstellung anschloß.

Gleichfalls interessant erscheint mir übrigens auch jener Aspekt, inwieweit anstatt der Bestrafung am Kreuz eine sogenannte Alternativbestrafung Anwendung finden konnte. Wie sieht es hier bei unseren Belegen aus? Keine Belege hiefür fanden sich interessanterweise im Viertel unter dem Wienerwald, anders wie etwa im Viertel ober dem Wienerwald, wo eine Kreuzstrafe, z. B. in Spielberg, die auf Grund einer Gotteslästerung in Anwendung kommen sollte, mittels einer Geldzahlung abgelöst werden konnte. Derartiges begegnet auch in Korneuburg, wo die Wendung „oder sonstwie anleib“ auf die Möglichkeit der Durchführung einer anderen Leibstrafe als der Kreuzstrafe hinweist. Ebenfalls konnten an die Stelle der Kreuzstrafe andere Strafen treten, wie etwa nach den Banntaidingen von Trandorf (Waldviertel) und Niederstockstall (Weinviertel), wo man sich durch die Abgabe von einem Pfund Wachs die Buße einer Kreuz- bzw. Prechelstrafe ersparen konnte. War jedoch der Delinquent mit der Durchführung dieser Strafen nicht einverstanden und widersetzte er sich der Strafe, war er schließlich zu einer Geldleistung verpflichtet, was bereits einer Strafverschärfung gleichkam. Andererseits wird es nicht selten der Fall gewesen sein, daß die Kreuzstrafe durchgeführt werden mußte, wenn eine Geldzahlung nicht erlegt werden konnte, wie dies z. B. in Altenberg und Greifenstein der Fall war, wo man einen im Weinberg angerichteten Schaden mittels einer Geldzahlung begleichen konnte und, wenn letzteres der Delinquent nicht vermochte, er im

Stock oder am Kreuz büßen mußte. Ähnliches zeigt sich in Herzogenburg, wo im Fall einer Gotteslästerung eine Strafzahlung zu tätigen war. Konnte diese nicht erlegt werden, hatten Männer mittels Kreuzstellung zu büßen, Frauen hingegen den Bagstein zu tragen.

Mehrfach schon stellte sich die Frage nach einer sogenannten hierarchischen Stellung der Kreuzstrafe im Gegensatz zu den anderen Schandstrafen, wobei wir schon feststellen konnten, mit welchen Strafen die Kreuzstrafe gekoppelt wird und welche Alternativbestrafungen es gibt. Es fragt sich nun, inwieweit die Kreuzstrafe selbst auch als Strafverschärfung, sozusagen als Bestrafung höherer Ordnung galt bzw. in welchem sonstigen Bezugsverhältnis sie zu den übrigen Strafen stand. Im Viertel unter dem Wienerwald etwa war die Kreuzstrafe teilweise als Strafe für den Wiederholungsfall gedacht, z. B. in St. Pölten nach erstmaligem Gotteslästern, etc., dann auch kam die Kreuzstrafe in Anwendung, wenn sich Delinquenten zunächst der geistlichen Strafe widersetzt hatten, und zeigte diese Bestrafung dann noch keine Wirkung, wurde als weitere Strafverschärfung der Verweis aus dem Herrschaftsgebiet ausgesprochen. Ein zweiter ähnlicher Fall ist uns aus Ybbsitz überliefert. Hier mußte ein Delinquent, der erstmalig auf Grund einer Gotteslästerung an Leib und Gut bestraft wurde, nach Wiederholung des Deliktes mit der Kreuzstrafe vorlieb nehmen, wogegen man beim dritten Mal den Landgerichtsverweis aussprach. Wie man sieht, war letzteres für derartige Vergehen immer die härteste Bestrafung. Eine derartige Rückfälligkeit wurde nach einer erstmaligen Kreuzstrafe mitunter aber auch mit Auspeitschung am Pranger geahndet. Ebenfalls in einem Wiederholungsfall begegnet die Kreuzstrafe bei zwei Belegen von Unzucht — „doppelter Hurerei“ — in Gresten und in Purgstall. Gleichfalls zählt hierher ein Eggenburger Beleg „wegen zweymahliger unzucht“, wobei man hier daran denken muß, daß die in diesem Fall einsetzende Bestrafung am Kreuz bereits die zweite ist, in welchem Rahmen die junge Frau beim Kreuz zu stehen hatte. Wie man sieht, diente hier die gekoppelte Kreuzstrafe eindeutig als Strafverschärfung. Ebenfalls als Strafverschärfung begegnet uns die Kreuzstrafe in zwei Orten des Viertels ober dem Wienerwald, so in Wang, wo eine Gotteslästerung zunächst mittels einer Geldzahlung beglichen werden sollte, in deren Folge sich der Delinquent, falls er sich weigerte, diese Zahlung zu tätigen, drei Stunden ans Kreuz gespannt werden sollte. Wahrscheinlich trat derselbe Fall ein, wenn ein solcher Schuldiger diese Summe nicht aufzubringen vermochte, so daß wir in solchen Fällen gleichzeitig von einer Alternativbestrafung sprechen müßten. Kreuzstrafen können also, wie wir sehen, auch Strafen höherer Ordnung sein, wie wir es z. B. aus Michelndorf und Mitterndorf wissen, wo man zweimalige gotteslästerliche Verfehlungen mittels einer Geldstrafe sühnen mußte, wonach erst als weitere Strafverschärfung in dritter Instanz die Kreuzstrafe Anwendung fand, wozu als Alternative freilich die Prechel ausersehen war. Darüber hinaus wurde aber noch die Ausweisung „aus dem Aigen“ ausgesprochen. Hiebei fragt sich natürlich, ob es beide angeführten Schandgeräte, Kreuz und Prechel, tatsächlich nebeneinander gab oder ob in unserer Quelle jeweils nur die Strafvarianten zur Auswahl standen. Ein letzterer ähnlicher Fall ist aus Gresten bekannt, wo der Marktgerichtsdienner Urban Berner wegen „doppelter Hurerey“ zunächst vier Wochen bei Wasser und Brot im Arrest zubringen mußte und anschließend in die Prechel oder in das Kreuz gespannt wurde. Hier ist die Kreuzstrafe eine kombinierte Bestrafung und sicherlich noch keine Strafverschärfung höherer Instanz. Ebenfalls erscheinen in diesem Fall Kreuz und Prechel ähnlich wie in Michelndorf und Mittern-

dorf nicht identisch und es wird den Möglichkeiten entsprechend wohl nur eine Alternativbestrafung angeboten. Der Fall des Urban Berner war damit freilich noch nicht abgeschlossen, denn er mußte hierauf seine Lebensgefährtin heiraten, was er offensichtlich tat, denn wäre er damit nicht einverstanden gewesen, war ihm als Strafverschärfung angedroht worden, zwei Feiertage nacheinander mit anhängendem Stein, offenbar einem Bagstein, zu stehen und anschließend des Landgerichtes verwiesen zu werden. Einer ähnlichen Situation begegnen wir in Niederstockstall, wo Gotteslästerer ein Pfund Wachs zur Kirche abliefern bzw. stattdessen aber in der Prechel oder im Kreuz stehen mußten, wonach eine Strafverschärfung erst eintrat, wenn sich dem ein Schuldiger widersetzte, worauf dieser eine Geldzahlung zu leisten hatte. Wie man sieht, ist hier im Strafverfahren die alternative Kreuzstrafe eine solche unterer Instanz.

Soweit wir feststellen können, traf die jeweiligen Delinquenten die härtere Bestrafung im allgemeinen unterschiedslos, Männer wie Frauen, ohne jede Rücksicht „on alle gnad“ wie es z. B. in Trandorf und in St. Pölten (1540) bzw. „ernstlich“, wie es in Stetteldorf heißt. Straferleichterungen kamen wohl kaum vor. Die öffentliche Strafexekution, für die mitunter selbst dem Gerichtsdienner vom Delinquenten eine bestimmte Geldsumme überlassen werden mußte, war sicherlich ein vorzügliches, sehr drastisches Abschreckungsmittel. Mit diesen Strafen wurden vor allem Exempel statuiert, wie eben bei allen Schandstrafen.

Insgesamt erweist sich eine systematische Zusammenstellung aller Kreuzstrafen wie auch der übrigen Schandstrafen als sehr wertvoll, weil sie einen nicht uninteressanten, tieferen Einblick vermitteln in das tatsächliche Erleben der straffällig Gewordenen. In vielem lassen sich hierin einzelne Schicksale deutlicher erkennen, die zumindest subjektiv gegen die offizielle Ordnung ihrer Zeit verstoßen haben.

### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Zum Problem der niederen Gerichtsbarkeit vgl.: Max W e l t i n, Das Dorfgericht und seine Bedeutung für die Entstehung der patrimonalen Märkte in Niederösterreich. (NÖLA, 1, Wien/Horn 1977, 47—59).

<sup>2)</sup> Vgl. Rupert H a u e r, Das Kreuz als Strafmittel in niederösterreichischen Rechtsdenkmälern (Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, XI. Jg., Nr. 3, Wien, März 1912, 38—41); H. S t e i n i n g e r, Zur Kreuzstrafe im Viertel ober dem Wienerwald (Heimatkundliche Beilage zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Scheibbs, 10. Jg., Nr. 5, Scheibbs, Mai 1974, 25—27); d e r s ., Neue Belege für die Kreuzstrafe im Viertel ober dem Wienerwald (Mitteilungsblatt des Kulturamtes der Stadt St. Pölten, 23. Jg., F. 5, St. Pölten 1974, 19 f.).

<sup>3)</sup> Anton K e r s c h b a u m e r, Geschichte der Stadt Krems. M. 16 Illustrationen. Krems 1885, 476 f.



## Die Kehrgestalt im europäischen Brauchtum

Von Richard W o l f r a m

Am „damischen Montag“ (Faschingmontag) 1931 erlebte ich in der Pöllau am Greim (Steiermark) das „Faschingrennen“ und 1932 das „Bärenjagen“.<sup>1)</sup> In der Veröffentlichung über meine damaligen Beobachtungen steht das Bärenjagen im Vordergrund des Interesses und ich verfolgte damals die Bärenmaske und das Bärenbrauchtum in Europa und bis Ostasien. Meines Wissens war meine Beschreibung auch die erste ausführliche über diesen steirisch-kärntnerischen Brauch. Kürzer faßte ich mich bei der Schilderung des Faschinglaufens, ohne zusätzliche Nachforschungen, die ich heute — nach bald 50 Jahren Erfahrung in der Feldforschung — sicherlich angestellt hätte. Meinen Aufsatz schrieb ich unter dem frischen Eindruck des Erlebens. Er gehört immerhin auch für das Faschinglaufen zu den recht frühen ausführlichen Quellen.

Das Faschinglaufen ist im Oberwölzer Gericht verbreitet, im Murauer Kreis und in dem in den Lungau hinübergreifenden Krakauer Bereich. Es besteht aus einer Gruppe von Läufern in vorwiegend weißer Kleidung mit rotem Schmuck, die vor jedem Hause ein „Radl“ oder „Kranzl“ laufen; eine Art Rundtanz ohne Fassung. Dabei wird der Vorläufer, der besenbewaffnete „Wegauskehrer“, eingekreist. Die Schell- und Glockfaschen laufen im Gegen Sonnenkreis, dann löst sich jeder zweite aus ihrer Kette und läuft im Gegen sinne bis sie ganz eng um den Wegauskehrer stehen. Durch ein Hochheben des Besens gibt der Wegauskehrer das Zeichen zu einem großen Aufgelärme mit den Schellen und Glocken, wozu gefuchert wird (Abb. 1). Durch ein Laufen im Gegen sinne löst sich der Knäuel wieder auf.

Die Gruppe besteht außerdem aus dem „Gvettlach“, einer losen Menge von Einzelfiguren meist dunkler Art: Rößl, Roßknecht, Schmied, Schinder, Henngreifer, Oarweibl, Schottenstreicher usf. Dem Anblick nach entsprechen die beiden Bestandteile des Zuges der Zweiteilung solcher Umzugsgruppen in „Schöne“ und „Schiache“ (Häßliche), wie dies weithin in Europa zu finden ist. Immer wieder gehören die Schönen und Häßlichen zusammen, fast ein Strukturgesetz, das es nahelegt, aus diesem Dualismus Schlüsse zu ziehen.

Auf die Einzelheiten des Faschinglaufens möchte ich hier nicht eingehen. Es wurde mehrmals beschrieben und in der Dissertation von A. Hergouth in mehrjähriger Aufzeichnungsarbeit von Ort zu Ort im ganzen Verbreitungsgebiet genau erforscht.<sup>2)</sup> Dort finden sich alle wünschenswerten Angaben aus den Beharrungslandschaften des Brauches und den stärker wechselnden Teilen im Verbreitungsbereich.

In der Festschrift zu meinem 65. Geburtstag hat Sepp Walter das Faschinglaufen und Bärenjagen einer kritischen Betrachtung in neuer Sicht unterzogen.<sup>3)</sup> Ihm ging es darum, die bisherigen Deutungen aus altem Glauben und rituellem Brauchvollziehen daraufhin zu mustern, wie weit statt „Mythischem“ und „Kultischem“, Rechtsbräuche und recht handgreifliche wirtschaftliche Ursachen hinter diesem Brauch stehen. Obwohl Walter (S. 415) selbst sagt, daß er nun nicht alles am Faschinglaufen auf Rechtshandlungen und

Arbeitsbräuche zurückführen möchte, kommt es in Wirklichkeit doch auf ein so gut wie völliges „Entmythisieren“ heraus. Alles wird rational gedeutet. Die vorwiegend weißgekleideten Schellfaschinge und Glockfaschinge wären ursprünglich Dreschhelfer, die beim Faschinglaufen die im Umzugs- und Maskenbrauchtum auch sonst bekannten Gaben in Naturalien als ihre Jahresentlohnung bekämen. Die weiße Gewandung wäre ursprünglich die Drescherkleidung gewesen, die nur später zusätzlichen Schmuck erhalten hätte. Die — allerdings auffällig oft erwähnten — Hafergaben (ist der Hafer dort eine besonders wichtige Anbaupflanze?) richteten sich an das Maskenpferd und wären als „Marchfutterhafer“ alte Steuerabgaben an die Obrigkeit gewesen (mußte sich diese solcher Eintreibungsmittel bedienen? Meine Anm.). Die Maske des „Henngreifers“ bekäme eine Entlohnung für ein reales Erlegen von hühnerschädigenden Tieren (Fuchs, Geier). Der Bär aber entstamme dem alten Jagdrecht, mit dem Kopf eines erlegten Bären herumzuziehen und für das Beseitigen des gefährlichen Raubtieres ein Entgelt zu erhalten. Dergleichen gab es.

Nun hat das Faschinglaufen und Bärenjagen eine Reihe von bemerkenswerten Zügen. Man kann den Versuch unternehmen, diese probeweise so zu erklären, wie dies Walter getan hat, um herauszufinden, wie weit man damit kommt. Nur sollte man sich dabei bewußt sein, daß es immer mißlich bleibt, örtlich begrenzte Erscheinungen für sich zu betrachten und die Ergebnisse allgemeingültig zu setzen. Zumal wenn sich verwandte Bräuche über weite Teile Europas erstrecken und außerdem verschiedenen Sphären angehören. Dieser Verlockung scheint Walter zu erliegen. Zumindest entnehme ich das persönlichen Gesprächen, in denen er u. a. auch das Perchtenbrauchtum auf den Nenner von „Lohnauszahlungen“ für landwirtschaftliche Hilfsarbeiten bringen möchte. Vielleicht verleitet durch eine kolorierte Federzeichnung aus dem Pinzgau vom Ende des 18. Jahrhunderts, auf der ein weiblich gekleideter Schönpercht mit einem Rechen und ein männlicher mit einem Dreschflügel dargestellt sind.<sup>4)</sup> Dazu gibt es in den sonstigen Quellen freilich nicht ein einziges Gegenstück.

Die Percht als Glaubensgestalt und ihr Auftreten im Brauchtum ist aber so vielschichtig, daß sie sich keinesfalls auf eine einzige und noch dazu rationalistische Ursache zurückführen läßt. Unsere Nachrichten, die bis ins frühe Mittelalter reichen, dazu sprachgeschichtliche Analysen, die ein noch weit höheres Alter annehmen lassen, raten da zur Vorsicht. In einer im Erscheinen begriffenen Arbeit über die Großformen der Salzburger Brauchtumstänze habe ich bereits Zweifel an der Allgemeingültigkeit der Walter'schen Ergebnisse angemeldet. U. a. wies ich darauf hin, daß im Kernbereich der Perchtenbräuche — im Salzburgischen und angrenzenden Gebieten — die Bergknappen in erster Linie Träger der Perchtenbräuche waren. Die agrarische Ableitung von Dreschhelfern müßte hier schon aus diesem Grunde versagen. Das kärntnerische Perchtenjagen, das in die Gruppe der Dämonenverfolgungen gehört, entzieht sich einer ökonomisch-arbeitsrechtlichen Deutung überhaupt, ebenso auch das Auftreten der drei weiblichen Perchten im Ennstal und darüber hinaus, die Züge der Schicksalsfrauen aufweisen.<sup>5)</sup> Auch die fast terroristischen Schiachperchten, die nächtlich umherzogen, wie sie Spaur schon im Jahre 1800 schildert,<sup>6)</sup> fügen sich nicht der Deutung Walters. Vor ihnen mußten die Lichter in den Häusern gelöscht werden, wenn man seine Fenster ganz erhalten wollte, und niemand durfte sich vor ihnen auf dem Wege blicken lassen, der sich nicht unangenehme Begegnungen aussetzen wollte. In der steirischen Ramsau und anderwärts ist die Percht sogar Gabenbringerin, sie selbst erhält nichts!

Um zum Faschinglaufen zurückzukehren wäre wohl der Versuch angebracht, im steirischen Verbreitungsgebiet zunächst nachzuforschen, wie sich das mit den Erntehelfern denn tatsächlich verhielt?

Eine notwendige Voruntersuchung müßte den wirtschaftlichen Verhältnissen dieses Gebietes gewidmet sein. Diese „obere Gegend“ von der Höhenstufe oberhalb von Oberwölz bis zur Krakau ist doch wahrscheinlich als bergbäuerlich zu bezeichnen. In welchem Ausmaß wurde hier denn überhaupt Getreidebau betrieben, der es nötig machte, Dreschhelfer heranzuziehen? Zumal es auch die Möglichkeit des Austretens des Getreides durch Tiere gab. Die Krakau, der westlichste Teil des Faschingläuferbereiches, ist z. B. so wie der ganze Lungau ein ausgesprochenes Viehzuchtgebiet, kein Ackerbauggebiet. Die Felder sind da eher spärlich.

Die erste Frage lautet also: Kann man noch irgend etwas in diesen Gegenden erfahren, ob sie Dreschhelfer aus dem eigenen Umkreis oder von auswärts hatten? So weit pflegt das Volksgedächtnis schon noch in die Zeit vor dem ersten Weltkrieg zu reichen. E. Burgstaller konnte z. B. in Oberösterreich noch so eingehende Nachrichten sammeln, daß er sogar eine Verbreitungskarte über die Dreschhelfer zeichnen konnte.<sup>7)</sup>

Zweitens: Kamen die Dreschhelfer von auswärts? Daran hängt nämlich die Terminfrage. Das Dreschen begann ungefähr nach Allerseelen. Wenn die eigenen Leute im Haus droschen, war man zu Weihnachten üblicherweise fertig. Man trachtete auch, vor dem Schnee fertig zu werden, weil dann in Berggebieten die Holzarbeit einsetzte. In der Oststeiermark wurden im Advent nur noch die letzten Schab ausgearbeitet — also die schon einmal gedroschenen Garben — und die Bohnen und Kleesamen gedroschen.<sup>8)</sup> Dann war Schluß.

Im nördlichen Waldviertel (Wolfsbach, Heinrichsreith) sollte man vor dem Advent mit dem Dreschen fertig sein, sonst galt man als faul. Wenn sie mit dem eigenen Drusch fertig waren, gingen aber viele von Wolfsbach in den Nachbarort zum Moarhof mit seinen großen Feldern „drischldreschen“. Das zog sich dann bis tief in den Winter. Der Abkürzungsweg dorthin heißt heute noch Drischlweg (eigene Aufzeichnung).

Angaben, daß den Winter über gedroschen wurde, bis zum Fasching oder Petri Stuhlfeier, gelten sichtlich den Gruppen der umherziehenden Dreschhelfer, die von auswärts kamen. Im Ennstal waren es nach Walters Erkundigungen z. B. Burgenländer. Diese Gruppen, zumal wenn sie aus acht Mann bestanden, waren ziemlich rasch auf einem Hofe fertig und zogen dann weiter, Wochen und Monate. Das bedeutete aber, daß sie nicht nur in einer Gemeinde arbeiteten. Wollten sie dann ihren Naturallohn holen, so reichte der Faschingmontag dazu sicher nicht aus, schon gar nicht, wenn das in Form eines Brauches geschah. Sie scheiden als Faschingläufer somit ziemlich sicher aus.

Es bleiben bei einer Herleitung aus dem Lohnempfang auch bei Helfern aus dem Ortsbereich aber noch viele Fragen offen. Hatte jeder Bauer Erntehelfer und in gleicher Zahl? Wäre da nicht differenziert zu entlohnen? Die Faschingläufer aber gehen zu jedem Hofe. Beim Pflugumzug des „Adlfahrens“, der mit dem Faschingrennen abwechselte, legten Bauern größten Wert darauf, daß der Brauch gemacht werde, sonst wächst der Hafer nicht gut.<sup>9)</sup> Ähnliches gilt auch für den Besuch der „Scheanrenner“ (Schönläufer = Faschingläufer), z. B. eben in Pöllau am Greim, wo ich das Laufen selbst erlebte. Das Roß der Faschingläufer muß sogar dem Bauern zum scherzhaften Kauf angeboten werden (wofür zu bezahlen ist), sonst würde Hagel über die Felder kommen.<sup>10)</sup>

In seiner Arbeit läßt Walter alles weg, was mit einem Volksglauben zusammenhängt, welcher die Faschingläufer begleitet. Das geht meines Erachtens doch nicht an. Denn diese Glaubensvorstellungen sind bestimmt nicht nur von Lehrern oder aus Büchern und dem Rundfunk in ganz später Zeit ins Volk gedrungen. Wenn mir 1931 in Pöllau erzählt wurde, daß die Faschingläufer an keiner Kirche vorüberlaufen durften und daß sie sich beim Läuten von Kirchenglocken verstecken müssen, dann lebt hier doch das Bewußtsein, etwas Geheimnisvolles und letztlich Außerkirchliches zu repräsentieren. Keine bloße Erzählung, sie handeln darnach! Und die Pflugzieher vom „Adlfahren“ antworteten auf meine Frage, was sie denn seien? „Die Geister und das unheilige Volk.“

Die Arbeit von Hergouth ist voll von Zeugnissen eines Glaubens, welcher die Faschingläufer umgibt. Etwa in St. Ruprecht ob Murau, wo es die beiden Burschen, welche das „Roß“ darstellen, „zerrissen“ hätte, weil sie das Betläuten überhörten und noch unterwegs waren (S. 21). In der hinteren Krakau, beim Docknerbauern, soll in einer Keusche einmal ein ganze Zug der Faschingrenner untergegangen sein, weil sie zur Zeit der Messe ihre Vergnügungen nicht unterbrachen und nicht beteten. Deshalb spricht heute noch jedesmal der Zug der Faschingläufer ein Gebet, wenn er diese Stelle passiert. In Schöder erzählt man, daß man vor dem Abendläuten wieder am Ausgangziel sein muß, sonst holt der Teufel das Roß (der Faschingläufer) samt dem Knecht (Hergouth, S. 49). Ähnlich in Hinteregg. Wenn vor dem Vesperläuten nicht Schluß war, „werden die Viecher wild“ und „die Ross gehn in d’Luft“ (Hergouth, S. 85). Das ist nicht nur Sage, Gewährleute erzählten vom Außersichgeraten unter plötzlichen Schweißausbrüchen als eigenem Erleben. Der Großvater von Hergouths Gewährsfrau, der alte Miedl, erzählte ferner als eigenes Erlebnis, wie sie das Betläuten beim Faschingrennen zwei Minuten vor Erreichung ihres Zieles überraschte. Da hat es sie auf einmal gepackt, sie warfen den Zaun um, rissen die Latten heraus und gebärdeten sich wie Verrückte. Der Großvater wußte plötzlich nichts mehr von sich selber. Als er wieder zu sich kam, sah er die alte Finsterin auf der Stiege stehen. Sie hatte den ganzen Vorfall beobachtet, war in ihrem Schrecken um Weihwasser gelaufen und sprengte damit in den Hof. Erst dadurch gelang es, die Tobenden zu beruhigen (Aufzeichnung 1958. Hergouth, S. 85).

Es ist wohl nicht nötig, weitere Beispiele zu häufen. Daß ein Glaube an die Wirksamkeit ihres Tuns und das Gefährdetsein dabei ganz stark vorhanden war, zum Teil noch ist, läßt sich nicht bezweifeln. Das ist nicht spät und sekundär. Einem Jahreslohn-Absammeln heftet sich dergleichen nicht an.

Merkwürdig stark sind das Roß und seine Darsteller von Glauben unwittert. Es gibt überhaupt keinen Zweifel, daß die in ganz Europa vorhandenen und bis Indochina reichenden Pferdmasken nicht auf den Nenner des „Marchfutterhafers“ zu bringen sind. Ebenso wenig die Bärenbräuche auf die Entlohnung für das Erlegen dieses gefährlichen Tieres. Über die Vielfalt der Bärenbräuche und ihrer Hintergründe findet man reichen und bequem zugänglichen Stoff in meiner Arbeit über das Bärenjagen. Erwähnen möchte ich nur noch, daß mir die Glockfaschen beim Faschinglaufen als Jahrlohnpfänger schon deshalb unsicher erscheinen, weil sie — wenn sie wirklich Hirten darstellen — ihre Entlohnung doch wahrscheinlich schon am Ende der Weidezeit erhielten, wie dies üblich ist. Für die hauseigenen Leute aber war im oberen Murtal der Dienstbotentermin der 1. Jänner.

Ich möchte nun nicht weiter auf die Einzelheiten des Faschinglaufens eingehen und die gesamte Frage aufrollen, obwohl sie weittragende und grundsätzliche Be-

deutung besitzt. Lediglich an einer Gestalt, die ich herausgreife, soll gezeigt werden, was alles zu berücksichtigen ist. Die Schlußfolgerungen ergeben sich dann von selbst. Es ist der „Wegauskehrer“, der in diesem Brauche eine hervorstechende Rolle spielt.

Er läuft an der Spitze des Zuges und trägt einen oft bändergeschmückten Besen. Sein Gewand ist entweder zur Gänze rot oder er hat zumindest eine rote Kappe auf<sup>11)</sup>, an der eine Feder steckt, die als Schneidfeder<sup>12)</sup> aufgefaßt werden kann, wie sie rauflustige und kampferprobte Burschen zu tragen pflegen. Seine Aufgabe ist es nicht nur, das „Kranzlaufen“ anzuführen. Er muß auch alle Burschen niederkämpfen, welche sich dem Zuge herausfordernd entgegenstellen. Die volkliche Bezeichnung dafür ist „Fürstehen“. Ein ortsansässiger Bursch — nur solche dürfen dies tun, andere werden nicht beachtet — kann dem Wegauskehrer entgentreten. Als Herausforderung ergreift auch der Fürstehener einen Besen und schwingt ihn dreimal kreisend in der Luft. Das tut auch der Wegauskehrer manchmal während des Laufens. Sonst trägt er den Besen gerne auf der Schulter, aber auch Kkehrbewegungen kommen vor.

Vor Kampfbeginn werfen beide Gegner die Besen weg und „greifen zusammen“ zum Rangln, jener alpenländischen Art des Kleiderringens, das in der Schweiz den Namen „Schwingen“ trägt und selbst in Island als „Glima“ vorkommt. Im Orient gehen Zeugnisse für das Kleiderringen sogar bis in die vorchristliche Zeit zurück. Dieser Kampf geht nach bestimmten Regeln vor sich.

Üblicherweise behält der Wegauskehrer die Oberhand, denn nur ein guter Kämpfer wird zum Wegauskehrer gewählt. Sollte er unterliegen, tritt der Schmied oder der erste Schellfasching gegen den Herausforderer an. Obsiegt dieser dann immer noch, dürfen die Faschingläufer auf diesem Wege nicht weiterlaufen, sondern müssen umkehren, zuweilen müssen sie sogar denselben Weg zurücklaufen.

Walter widmet dem Wegauskehrer auf S. 403 seiner Arbeit einen eigenen Abschnitt. Seiner Ansicht nach gehört auch er zu den Jahrlohn-Empfängern. 1629 findet sich im Burgfried und Banntaiding von Unzmarkt eine Stelle, welche sich auf den „Wegmacher und Prunnmaister“ und seine Entlohnung bezieht. Seine Aufgabe war es, die Brunnen zu reinigen und die Zuleitungsröhren zu legen, ferner hatte er die Straßen verkehrstauglich zu halten. Dafür bekam er vom Stift St. Lamprecht als Entlohnung  $7/4$  Korn Judenburger Maß, „dan von wagn groß im jahr ainmal vier pfening“. Außerdem hatte er das Recht, jährlich eine Sammlung vorzunehmen: „alß von ainem paurn oder mair ie zue zeiten ain laib brodt oder ain sauhamben oder ain steeg fleisch, der stuck ainß“. Ob diese Sammlung im Fasching geschah, wird nicht gesagt. Walter nimmt an, daß der Wegmacher, welcher bei den Bauern seinen Jahrlohn in Naturalien einsammelte, auch damals schon den Kkehrbesen als „Bezugsausweis“ mitführte.

Hier ist nun aber doch daran zu erinnern, daß die Stelle im Banntaiding von Unzmarkt vom „Wegmacher“ spricht, nicht vom Wegereiniger = Auskehrer, wie er im Faschinglaufen benannt ist. R. Groß hat sich in seiner, leider noch ungedruckten, Wiener Dissertation von 1973 „Ursprung und Wesen der Farbsymbole“ ausführlich mit den Theorien Walters aus farbsymbolischen Gründen auseinandergesetzt. Dabei hat er auch die übrigen Umstände in Walters Argumentation berücksichtigt. S. 95 erinnert Groß daran, daß es zur Zeit des zitierten Banntaidings noch keine Straßen in unserem heutigen Sinne gab. Die Dampfwalze war noch nicht er-

funden und die erste von Pferden gezogene Straßenwalze kam erst nach 1800 in Gebrauch. Ebenso wenig gab es die Makadam-Straßen, die nach ihrem 1756 geborenen Erfinder L. MacAdam benannt sind. Rundsteinpflaster aber gab es in bescheidenem Sinn doch nur innerhalb von Märkten und Städten. Das Katzenbuckelpflaster war — so weit überhaupt vorhanden — auf losem Sand verlegt und wurde von den Bürgern selbst betreut. Die Straßen außerhalb der Ortschaften waren ungewalzte Schotterstraßen, bei denen ein Kehren sinnlos war.

Damals war die fortschrittlichste Weltstadt Europas Paris. Sie war die erste, die öffentlich bestellte Straßenkehrer beschäftigte. „Erst 1609 wurde für Paris eine öffentliche Straßenreinigung auf Kosten der Gemeinde eingerichtet. Sollte das obere Murthal bereits 20 Jahre später so viel Wohlstand und modänes Verhalten gezeigt haben, daß dort öffentlich berufene Straßenkehrer ihres Amtes walteten (wie in Paris)?“<sup>13</sup> Noch dazu in höchst bedrängten Zeiten? Denn 1629 hatte der Dreißigjährige Krieg bereits elf Jahre gedauert, was auch in den nicht direkt vom Kampf überzogenen Gegenden merkbar war. Auswirkungen auf Wohlstand und blühende Entwicklung hatte sicher auch die 1628 in der Steiermark erfolgte Austreibung des protestantischen Adels mit sich gebracht. Im gleichen Jahre klagte Graz über Brotmangel und 1629 herrschte solche Hungersnot in der Steiermark, daß viele Bauern auswanderten. Feindeinfälle aus dem Osten verschärften die Lage. Gerade in diesen Zeiten sollen Straßenkehrer nach Pariser Muster eingeführt worden sein? fragt Groß (S. 97). Ohne Berücksichtigung der Zeitumstände bleibt eine anscheinend so realistische Ableitung wie die Walters unrealistisch. Die Wegmacher von 1629 waren eine sehr notwendige Einrichtung um Straßen und Brunnen in Gang zu halten. Mit dem Brauch der Kehrgestalten hatten sie sicher ebenso wenig zu tun wie sie den Besen als Bezugsausweis bei ihrem Sammelgang gehabt haben dürften, denn das Kehren war nicht ihre Hauptaufgabe.

Man wird dem Wesen der Brauchtumsgestalt des „Wegauskehrers“ wohl am ehesten nahekommen, wenn man in größerem Umkreis nach Vergleichbarem Umschau hält. Dabei stößt man auf die Tatsache, daß das Kehren in Brauch und Glaube eine außerordentlich große Rolle spielt. Nicht an sich als alltägliche Reinigung, sondern vor allem zu besonderen Anlässen und überhaupt mit dem Kehren und Kehrrecht verbundene Vorstellungen. Das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ Band IV, Spalte 1211—1239 (erschienen 1932) gibt darüber unter dem Stichwort „kehren, Kehrrecht“ umfangreiche Auskunft. Eine besondere Art der „Kehrmagie“, nämlich jene, welche sich auf das Verwischen von Fußspuren bezieht, untersucht Groß (S. 102f.) in seiner Dissertation bei einer Auseinandersetzung mit den Theorien Walters. Das gilt besonders im Totenbrauch. Das Treten in Spuren kann ein Nachziehen bedeuten, bei Toten glaubte man, daß man dadurch in den Bann der Abgeschiedenen gerät. Wir kommen darauf und auf die Bedeutung im Maskenbrauch noch zurück. Vorerst aber wenden wir uns am besten den Kehrgestalten im gesamteuropäischen Brauchtum zu, um von da aus den steirischen Brauch besser einstuft zu können. Beginnen wir im Westen unsers Erdteiles.

Die Provinz Soule in der französischen Hälfte des Baskenlandes besitzt in jedem Dorfe einen der großartigsten Faschingbräuche, die in Europa zu finden sind, die sogenannten „Mascerades“<sup>14</sup>); den zeremoniellen Auftritt einer Gruppe von etwa 25 Personen, manchmal aber auch mehr, wenn die „Schwarzen“ sich entsprechend vermehren. Denn die Mascerades bestehen aus Schönen und Häßlichen. Der Kern der „Schönen“ sind immer fünf Hauptpersonen. Ihr Anführer ist der „Za-

malzain“, der Pferdemann. Durch einen an den Hüften befestigten Umhang mit einem Pferdekopf ist er als Reiter gekennzeichnet. Fast die häufigste Maskierung im europäischen Brauchtum bei den Pferdemasken. Sie reicht auch weit zurück, ich konnte sie bereits auf griechischen Vasenbildern nachweisen.<sup>15)</sup> Der Zamalzain wird jedoch eigentlich nicht als Reiter behandelt, sondern als Pferd. Er wird beschlagen, kastriert, worauf er dahinsinkt, dann aber wieder zum Leben kommt und seine höchste Kraft entwickelt. Er schnellst immer höher in die Luft, so daß er zuletzt mit seinem flatternden Umhang wie im Lufttanz über allen erscheint. Die Basken können nämlich — selbst aus dem Stand — in einer Weise senkrecht in die Luft springen, wie es ihnen kein anderes Volk nachmacht. Bereits Strabo bezeugt diese ihre Kunst.

Der Zamalzain ist der König der ganzen Gruppe und trägt daher eine Art hoher, bunter Krone auf dem Haupt. Die Kleidung aller dieser fünf Hauptpersonen ist überaus prächtig und die rote Farbe ist so stark vertreten, daß sie den Eindruck bestimmt. Daher heißt diese Gruppe auch die „Schönen“ oder die „Roten“.<sup>16)</sup>

Der Zamalzain ist der beste Tänzer. Sein größtes Kunststück ist der Weinglas-tanz. Er umtanzt und überspringt ein auf dem Boden stehendes Glas, ohne es zu berühren. Dann springt er mit einem Fuß auf das Glas, das nicht kippen darf, und macht mit dem anderen Fuß das Kreuzzeichen in die Luft. Mit einem leichten Sprung kommt er wieder herunter, ohne etwas zu verschütten. Dabei kann er das Glas wegen seines Umhanges kaum sehen.

Begleitet wird der Zamalzain von dem bei so vielen Umzügen vorkommenden Mannweib, der Kantiniersa, ferner dem Gatüzain mit der Blitzschere, der Enseniaria mit einer Fahne in der Hand und dem uns vor allem interessierenden „Cherrero“. Dieser hat Schafglocken um die Hüfte geschnallt und trägt einen Stock, an dem ein Pferdeschweif befestigt ist. Mit diesem kehrt er in genau festgelegten, abgezielten Bewegungen den Boden vor dem Zamalzain. 6 bis 12 Kukuleros begleiten diese schönen Tänzer, die jeder auch ihren besonderen Tanz haben.

Das dunkle Gegenstück zu den Schönen sind die „Häßlichen“ oder „Schwarzen“; ein ganzer Troß von groben und schmutzigen Handwerkern, Schmieden, Zigeunern, einem schwarzen Zamalzain, einem Bären usw. Es ist die übliche Zweiteilung in Schöne und Häßliche wie bei den Perchten und letzten Endes auch den Faschingläufern.

Hier ist nicht der Platz, die vielfältigen Handlungen der „Fonctions“ bei den Mascarades zu beschreiben und zu erläutern. Erwähnen möchte ich nur, daß eine Mascarade, welche ein Nachbardorf besucht, bei ihrem Eintritt eine „Barricade“ vorfindet, ein über die Straße gespanntes Seil, das sie einer nach dem anderen überspringen müssen, nur die Schwarzen brechen durch. Das entspricht genau den Faschingläufern in der Krakau, die mit Hilfe ihres Stockes eine sehr hohe, quer über den Weg gespannte Kette nacheinander überspringen müssen, wenn sie in den Ort gelangen wollen.

Dieses eine Beispiel deutet schon an, wieviel Vergleichbares bei aller Variationsbreite doch in Europa vorhanden ist. Weshalb es doch nicht ratsam ist, aus bloß örtlicher Sicht Urteile fällen zu wollen.

Bereits Rodney Gallop weist in seinem, den Mascarades gewidmeten Abschnitt darauf hin, daß der „sweeper“, welcher vor den Tänzern kehrt, auch im englischen Brauchtum vorhanden ist; sowohl bei den Morris-, wie bei den Schwerttänzen. Ihm folgend betreten wir damit ein Gebiet, das besonders beachtenswerte Beispiele vor uns hinstellt.

Zunächst zur Häufigkeit: In der Regel finden wir unter den meist humoristisch agierenden Begleitpersonen der zahlreichen Morris- und Schwerttänze Englands ein sogenanntes „Mannweib“, d. h. eine von einem Mann dargestellte weibliche Gestalt. Sehr oft heißt sie „Besom Betty“. Das deutet schon an, daß sie mit einem Besen ausgestattet ist. Sie kehrt auch vor den Tänzern. In Headington erfüllt ihre Aufgabe der Narr und kehrt mit einem Kuhschwanz vor den Morristänzern, wie der baskische Cherrero mit einem Roßschweif. Beim Frühlingsbrauch des „Garland dance“ in Castleton kehrt eine Person vor dem berittenen „Garland King“, das Mannweib „Molly“ kehrt zu Weihnachten vor der Pferdemaske des „Hooden Horse“. Die Beispiele könnten fortgesetzt werden. Alle genannten Bräuche haben einen alten und mit Glaubensvorstellungen verbundenen Hintergrund. Die Morristänze z. B. waren noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in ein reiches Frühlingsritual eingeschlossen, das noch Opferhandlungen, Segensbräuche usf. aufwies.

Bereichert wird die Palette durch die weihnachtlichen Umzugsspiele der „Mummers“, die ihr volkliches Drama in den Häusern aufführen, die sie besuchen. Zuweilen sind sie noch auf die ganz ursprüngliche Weise ver mummt durch ein Gewand von aufgenähten, herabhängenden Bändern, die von der Kopfbedeckung aus auch das Gesicht zum größten Teil verdecken. Ihre Technik ist die des Hereinrufungsspiels, wo eine Person auftritt und dann jede die nächste ruft und in die Stube bringt. Was sie ausführen sind Schwerterfechtspiele, wie sie schon im Mittelalter bekannt waren. Ein hervorragender Held — meist Englands Schutzheiliger St. Georg — kämpft mit verschiedenen Heroen und erschlägt sie einen nach dem anderen nach bramarbasierenden Reden. Dann kommt der schon aus den geistlichen Spielen des Mittelalters bekannte komische Doktor mit seinem Diener und erweckt sie unter Scherzen wieder zum Leben. Mit Weihnachten hat das alles nichts zu tun. Nur „Old Father Christmas“ erinnert in seinem Namen an die Aufführungszeit, selbst aber ist er eine halb mythische Gestalt, die nichts Christliches an sich hat. Im Kapitel über die englischen Schwerttanzspiele, ihre Reime und ihre Handlung, mußte ich mich in meinem Buch „Schwerttanz und Männerbund“ auch ausführlich mit den Mummers Plays befassen. Leider erschien dieser Teil des Buches durch die Kriegereignisse nicht mehr. Sonst aber haben die Mummers Plays außerhalb Englands wenig Beachtung gefunden, trotzdem von englischer Seite gute Zeugnisse vorliegen.<sup>17)</sup>

Unter den Masken, die ziemlich regelmäßig in den Mummers Plays vorkommen, befindet sich auch die Kehrgestalt des „Sweepers“. Meist tritt er am Anfang auf<sup>18)</sup>, zuweilen aber auch am Schluß der Spiele.<sup>19)</sup> In den vielen Aufzeichnungen der Spieltexte hat er ziemlich feststehende Redewendungen. Gewöhnlich kommt dabei vor, daß er „the house“, „the room“ oder „the floor“ kehren will. In Pillerton (Warwickshire) ist sein Auftrittsvers etwas genauer gezielt. Hier tritt er unter dem Namen „Marshall“ mit geschwärtztem Gesicht und einem Besen auf und sagt:

„... I've brought my broom to sweep the house for me and all my jolly company.“

Das Kehren geschieht also der Eintretenden wegen und zwar vor deren Erscheinen. Schwerlich wegen eines von den Spielern angenommenen unreinlichen Zustandes im Hause. Es ist gut, das im Gedächtnis zu behalten, wenn wir zum Kehren vor

den Anklöcklern am Dürrnberg bei Hallein kommen. Noch bemerkenswerter ist aber die Spruchformel des Sweepers beim Mummers Play in Cinderford (Gloucestershire) und beim Soul caking Play in Frodsham. Hier sagt der Sweeper am Schluß:

„Money I want and money I crave,  
if you dont't give us money  
I'll sweep you all to the grave.“

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß in Heischerreimen für den Fall der Verweigerung auch Drohungen ausgesprochen werden, was nicht gerade für die rationalistische Lohnempfängertheorie spricht, es sei denn, man denkt an gewerkschaftliche Druckmaßnahmen. Gaben gebühren heischenden Masken allerdings im höheren Sinne eines Opfers schon, nämlich wenn sie „das gute Jahr bringen“, Verkörperer segenbringender Mächte sind.

Eine verhältnismäßig harmlose Drohformel ist z. B.:

„Küachel raus, Küachel raus  
oder i schlag a Loch ins Haus“ (Innviertel)

Schlimmer drohen schon die schwedischen Staffansreiter bei ihrem Umritt am zweiten Weihnachtstag:

„Om inte vi få skäppan full  
sa rida vi på taket och slå skorstenen omkull“.

Also die Drohung, auf das Dach hinaufzureiten und den Schornstein umzustürzen, wenn sie den Scheffel (Hafer) nicht voll bekämen.<sup>20)</sup> Das Ins-Grab-hinunterkehren der englischen Sweepers ist aber doch etwas, das sichtlich darüber hinausgeht. Wir werden darauf noch zurückzukommen haben.

Das gereimte Spiel des Schwerttanzes aus Haxby enthält noch eine Besonderheit. Hier gelingt es dem herbeigerufenen komischen Doktor nicht, den scheinbar getöteten Narren wieder zum Leben zu erwecken. Darauf sagt die Besom Betty „I'll cure him“ und kehrt das Gesicht des Opfers mit ihrem Besen ab, worauf dieser wieder zum Leben erwacht. Hier wird dem Kehren eine noch bemerkenswertere Wirkung zugeschrieben.

Erwähnen möchte ich noch, daß auch Shakespeare auf die volkliche Kehrgestalt der englischen Bräuche anspielt. Im Mittsommernachtstraum sagt Puck Vers 396, als er eine Maske einführt:

„I am sent with a broom before,  
to sweep the dust behind the door“.

In seinem Buch über die volklichen englischen Spiele (S. 211 f.) bemerkt E. K. Chambers: „ich glaube nicht, daß der Besen der Mummers ein Besen der Hexen ist, wie man annahmsweise vorschlug“. Dies ist — betrachtet man das rituelle Kehren bei all diesen Bräuchen zusammengenommen — auch offensichtlich. Chambers schreibt dem Besen aber auch eine besondere Bedeutung zu. Er dient nicht allein zum Platzbereiten für die Spieler in der Stube oder dem Staubentfernen. Mit ihm kann Glück oder Unglück verbunden sein. Nach englischem Volksglauben darf z. B. die Asche des zu Neujahr entzündeten (heiligen) Feuers im Hause nicht schon am Neujahrstag entfernt werden, das brächte Unheil. Gerade das aber droht Little Devil Doot — einer der typischen Namen der Kehrgestalt — zu tun an. Die Scheu vor dem Entfernen der Neujahrasche kennt bereits Caesarius von Arles im 6. Jahrhundert n. Chr. Der Wiedererweckung des Scheintoten im Spiel von Haxby durch Abkehren des Gesichtes mit dem Besen wurde bereits gedacht.

Vollständigkeit im Häufen der Beispiele kann im Rahmen eines Aufsatzes nicht angestrebt werden. Es muß genügen, das Grundsätzliche herauszuarbeiten und ausreichend zu belegen. Deshalb sei nur erwähnt, daß das Kehren auch im Südosten unseres Erdteils, beim Faschingsbrauch der bulgarischen „Kukeri“ nicht fehlt.<sup>21)</sup> Für unsere Vergleiche sind aber vor allem die deutschen und österreichischen Beispiele wesentlich.

Die Literatur enthält mancherlei Nachrichten, nicht immer jedoch mit den wünschenswerten Einzelheiten. Ich greife daher nur einige wenige heraus, die sichtlich in unseren Rahmen gehören. Im westfälischen Voßwinkel trug der Mohr des Dreikönigsumzuges einen Besen und „kehrte damit alles Unglück zum Hause hinaus“.<sup>22)</sup> Im Schweizer Kanton Zug wird vor der Taufe der Weg zur Kirche gewischt.<sup>23)</sup> Hier kann ich mit einer eigenen Beobachtung anknüpfen. Als ich 1937 in Urwegen (Siebenbürgen) eine Hochzeit miterlebte, folgte am Morgen nach der Hochzeitsnacht ein Kirchgang der jungen Frau, um nochmals gesegnet zu werden. Dieser geht ohne die allgemeine Anteilnahme vor sich. Geleitet wurde sie nur von zwei jungen Frauen, welche sie in die Mitte nahmen, alle in der besonderen Festtracht der Jungverheirateten. Vor ihnen gingen zwei Mädchen mit Besen und kehrten den ganzen Weg zur Kirche. Dazu kamen zwei Burschen. Der eine ging voran, der andere hinterdrein. Sie knallten ständig mit den langen Peitschen (Abb. 2). Auf dem Photo ist nur der zweite Bursch zu sehen. Das Peitschenknallen läßt sich hier ohne Zweifel apotropäisch, übelscheuchend deuten. Ein Erhöhen der Festlichkeit ist es kaum, denn auf der Straße war sonst kein Mensch. Entsprechend dem Knallen ist das Kehren aller Wahrscheinlichkeit nach ein Beseitigen von möglicherweise Schädlichem, so wie es auch für den Taufgang im Kanton Zug anzunehmen ist. Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens reiht die Zuger Handlung auch unter die Gruppe „Kehren wehrt Übel ab bei Umzügen und Einzügen“ (Spalte 1222f.).

Vielleicht ist dem abweisenden und reinigenden Charakter des Kehrens auch ein Tun zuzuordnen, das ich bei vielen Umzugsgruppen beobachtete: Besenbewaffnete Masken kehren Zuschauern die Schuhe ab (Abb. 3). Das hier wiedergegebene Beispiel stammt vom Perchtenlaufen in Unken (Salzburg). Ähnlich geht es beim Ebenseer „Fetzenfasching“ oder dem „Huttlerlaufen“ in Thaur (Tirol) zu.

Beim fastnächtlichen „Schellerlaufen“ in Nassereith (Tirol) haben wir die gleiche Zweiteilung in Schöne und Häßliche wie im nahen Imst. Die Schönen bestehen aus einer Anzahl von Dreiergruppen. So wie in Imst gehören immer ein Scheller mit den großen Glocken und ein Roller mit den kleinen zusammen. Anders als in Imst ist jedem Paar aber auch eine ähnlich gewandete und maskierte Kehrgestalt zugeordnet. Sie läuft jedem Paar voran und macht mit ihrem Besen abgezielte symbolische Kkehrbewegungen (Abb. 4). Hier sind also eine ganze Reihe von Kehrgestalten und der Weg wird nicht nur einmal von einem kehrenden Vorläufer für alle bereitet, sondern jedes der Maskenpaare hat diese Vorhut, die nicht naturalistisch, sondern stilisiert handelt.

Untersucht man eine ganze Landschaft, in der ein Brauch lebendig ist, erhält man auch ein Spektrum der Möglichkeiten für das Auftreten einzelner Maskentypen. Dies konnte ich beim Anklöckeln an den Donnerstagen des Advents im Salzburgerischen zeigen.<sup>24)</sup> In meiner Arbeit über das Anklöckeln widmete ich der regelmäßig auftretenden Kehrgestalt einen eigenen Abschnitt (S. 231 f.), der Walter anscheinend entgangen ist, sonst hätte er wohl Bezug auf diese Beispiele und meine Deutungsvorschläge nehmen müssen. Fast keine Salzburger Anklöcklergruppe ist

ohne „Kehraus“ oder „Kehrweibl“.<sup>25)</sup> Oft kehrt auch die Hex, die Percht oder der Kaminkehrer, der mit diesen Gestalten schwimmt. Das Kehren kann scherzhaft sein, wobei alles durcheinandergebracht wird. Aber es gibt auch stille, geheimnisvolle Handlungen.

Als Beispiel für das erstere erwähne ich meine Aufzeichnung aus Untertauern aus dem Jahre 1948: „Dann is 's Auskihraweibl. Däs hät an Besnstumpn bei ihr. Däs muaß warnt auf d' letzt. Sie (die Anklöckler) gengand, gebn an iadn d' Händ und deutn Pfiat Gott. Und bäl sie älle draußd san, kimmt 's Auskihraweibl und kihrt, rant krät um, die Schuach unta da Bänk und 's Holz. Und bäl 's richti geht, mächt's an Purzlbam bei da Tür. Drum is däs gwöhnlich a Männaleut. Und däs is da Abschluß“. So fröhlich die Schilderung des ganzen Anklöckelverlaufes in Untertauern auch ist, Hintergründe sind auch da zu merken. „An Teufl häbn sie a mit, an gänz wüldn Krampus. Den bindn 's nächa än, weil a so wüld is . . . Da Krampus muaß wäs Gweichts einschiabn, er is amäl richti fligat worn und üba die Hausdächa“. Also das Gleiche, was auch von den Perchten so oft erzählt wird. Ein Ergriffenwerden von der Dämonie ihres Tuns, wie das ja sichtlich auch bei den Faschingrennern im Eigenerleben des alten Miedl in Hinteregg der Fall war.

Den vollständigen Gegensatz zu diesem übermütigen Kehren bildet das Kehren beim Anklöckeln auf dem Dürrnberg bei Hallein. Dort erscheint zuerst die Kehrgestalt, ohne daß von den Nachfolgenden noch irgendwas zu merken wäre. Vollkommen schweigend kehrt sie die Türschwelle und verschwindet wieder. Dann erst treten die übrigen Anklöckler ein. Nach deren Weggang kommt abermals die Kehrgestalt und kehrt neuerlich die Schwelle in geheimnisvoller Stille. Das macht beim Miterleben einen unglaublich starken Eindruck. Hier ist ein ernstes und zweifellos inhaltschweres Handeln, kein bloßes Platzmachen im Gedränge für die nachfolgenden Spieler, auch kein Scherz. Es war ein Wegbereiten für die Verwandelten und hinterher ein Trennungsstrich zur anderen Welt. Und es ist auch nur die Schwelle, die gekehrt wird, das von vielerlei Glauben umwobene Tor zum Innen und Außen.

Ein Kehren kommt in vielerlei Zusammenhängen vor. So bei den Rauriser Schnabelperchten mit ihrem Besen, die nachprüfen, ob die Mägde die Stube auch gut gekehrt haben. Also eine Fleiß- und Reinlichkeitsprobe. Anders ist es wohl schon, wenn in Nieder- und Oberösterreich in der Dreikönigsnacht die Tenne gefegt sein muß, denn da kamen die Heiligen drei Könige oder die „Perscht“ und tanzten nächtlicherweile. Den Trennungsstrich zur anderen Welt bedeutete es in Schweden, wo im vorigen Jahrhundert am Schluß des Julmonats am „farängladagen“ (dem Fahr-Engeltag) die Seelen der Toten wieder aus dem Hause hinausgewünscht wurden, die während der ganzen Weihnachtszeit im Hause zu Besuch geweilt hatten.

Kehren als Trennungsritus treffen wir in unzähligen Beispielen vor allem im Totenbrauch an. Dabei geht es nicht nur um ein an sich verständliches Reinigen des Raumes, in dem der Tote aufgebahrt lag. Hier sind die russischen Bräuche aufschlußreich. Das Haus, in dem ein Mensch gestorben ist, gilt als unrein. War im Augenblick seines Todes in irgend einem Behälter Wasser im Hause, so wurde es nicht getrunken, sondern ausgegossen.<sup>26)</sup> Ähnliche Vorstellungen traf ich in der Gottschee an.<sup>27)</sup> Bei den Nordgroßrussen ging eine Frau beim Hinaustragen der Leiche hinter dem Zuge her, fegte den Boden bis zur Schwelle und spritzte Wasser um sich. Gleich danach wurde der Boden aufgewaschen. Doch ist das nicht bloß hygienisch zu deuten. Die Angaben der Gewährsleute lauteten, „um die Spur des Toten zu verwischen“, ihm die Rückkehr ins Haus zu erschweren. „Für die Seele ist die Reise

übers Wasser überhaupt schwer“. Auch hinter einem Leichenzug wird auf der Straße gekehrt. „Gewiß nicht aus Gründen der Reinlichkeit“, bemerkt Groß (S. 39) dazu. „Wer die grundlosen Straßen in Rußlands Dörfern kennt, weiß, daß eine Kehrtätigkeit vollkommen überflüssig wäre. Im Sommer versinkt man oft bis an die Knöchel im trockenen Staub, bei Regenwetter stecken die Füße noch tiefer im Schlamm. Nach Möglichkeit sucht sich jeder Kutscher eine neue Wagenspur, um nicht stecken zu bleiben.“ Bei den Neugriechen wird der Besen, mit dem man das Trauerhaus gefegt hat, verbrannt.<sup>28)</sup> Weitere Beispiele bringt das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Es geht sogar so weit, daß man das gleich nach dem Hinaustragen des Toten zusammengefegte Kehricht in das Grab nachschüttete, denn an ihm konnte etwas vom Toten haften, mehrfach ist angedeutet, die Seele. Schon bei den Römern mußte der Erbe, wenn die Leiche aus dem Hause getragen war, das Haus mit einem Besen fegen. Die Römer besaßen in der „Deverra“ sogar eine eigene Göttin des Wegfegens der Dämonen.<sup>29)</sup> Dem russischen Brauch entspricht es, wenn man in Waldeck aus dem Haus hinter der Leiche herfegt und dann einen Eimer Wasser ausgießt, um die Rückkehr des Toten zu vereiteln. Das Kehren mußte zuweilen sogar nach besonderen rituellen Vorschriften geschehen, wie sie auch im Orakelbrauch anzutreffen sind. So mußte man in Mecklenburg beim Hinausfegen nach dem Wegtragen der Leiche rückwärts gehen und Stillschweigen beobachten.

Das Nachkehren geschieht sichtlich zum Teil auch, um Spuren zu verwischen. Darauf hat Groß hingewiesen. Das Verwischen von Spuren hat besondere Bedeutung dadurch, daß das Eintreten in Spuren auch eine Nachfolge in sich schließt. Das deutet schon die Sprache an: „in jemandes Fußstapfen treten“. Adoptionsbräuche vollziehen das bildlich durch das Eintreten in Schuhe des Adoptierenden oder in seine Tritte. Auch das Aneignen durch „auf den Fuß Treten“ gehört hierher. J. v. Negelein<sup>30)</sup> zitiert das aufschlußreiche Wort: „wer meine Spur ergriffen hat, hat mich ergriffen“. Darum verbot ein ostpreußischer Glaube auch, den Weg zu kreuzen, den eine Leiche gefahren ist, und in Bayern gibt es von Einzelhöfen herabführende Totenwege, die nur mit Leichen befahren werden. Hier darf ich ein persönliches Geständnis einflechten. Erst als ich die Überlegungen dieses Aufsatzes anstellte, wurde mir bewußt, daß ich auch so handle, ganz unreflektiert. Ich kreuze den Weg eines Leichenwagens erst, wenn eine andere Person vor mir den Weg gekreuzt hat, die offenbar dann schon das Gefährliche auf sich gezogen hat.

Das Kehren vor dem Erscheinen oder nach dem Verschwinden von Brauchgestalten, die ja als Masken „Verwandelte“ darstellen, Repräsentanten einer anderen Welt, kann hier einen besonderen Sinn offenbaren. Vor den Masken kann das Kehren ein Beseitigen alles Profanen bedeuten; sie werden nicht gebunden durch ein Eintreten in vorhandene weltliche Spuren.<sup>31)</sup> Hinterher aber kann es das Verwischen ihrer Spuren sein, in die niemand treten und dadurch gefährdet werden soll. Das erhält sein volles Gewicht durch die Vorstellung, daß die Maskierten Gestalten aus einer anderen Welt nicht nur nachahmen, sondern repräsentieren, an ihnen teilhaben. O. Höfler hat dafür den Ausdruck „Verwandlungskulte“ geprägt.<sup>32)</sup> Er konnte auch zeigen, in welchem Ausmaß hier die Vorstellung vom lebendig gewordenen Totenheer hereinspielt. Ich selbst konnte zum Glauben, daß gewisse Masken eigentlich Tote sind, auch aus dem österreichischen Brauchtum eine Reihe von recht aufschlußreichen Beispielen finden, die ich einmal gesondert vorlegen möchte. Darum

das Nachkehren nach Masken wie im wirklichen Totenbrauch. Die Drohung der Kehrgestalt in den englischen Mummers Plays, jene, die sich ihnen verweigern, ins Grab kehren zu wollen, kann hier einen hintergründigen und unheimlichen Sinn bekommen.

Wir sehen, der Wegauskehrer im steirischen Faschingrennen hat viele und seltsame Vettern. Man wird ihn aus dieser Verwandtschaft nicht gut herauslösen können. Auch nicht aus all dem, was diese Rollenträger an Ritual und Glauben umgibt. Als bloße Lohnempfänger aus einem Arbeitsverhältnis wird man ihr Auftreten im gesamten übrigen europäischen Brauchtum nicht auffassen können. Ich glaube, auch beim steirischen „Wegauskehrer“ nicht.

Zur Möglichkeit der Ableitung der Faschingrenner von den Dreschhelfern bringen neueste Forschungen wichtige Gesichtspunkte. Eine soeben im Entwurf fertiggestellte Verbreitungskarte des Österreichischen Volkskundeatlasses über die altertümliche Dreschmethode des Gewinnens der Körnerfrucht durch Austreten durch Tiere ergibt, daß in einem Großteil des Verbreitungsgebietes der Faschingläufer das Austreten vorkam, zum Teil vorherrschte, mehr als in der Umgebung. Das Austreten ist bezeugt für Oberwölz, Katsch, Teufenbach, St. Blasen, Laßnitz, St. Georgen ob Murau und Stadl. Davon sind Oberwölz und Umgebung, Katsch, Laßnitz und St. Georgen ob Murau auch Orte des Faschingrennens. Man kann den Faschingrennerort St. Ruprecht ob Murau dazurechnen, da im nächsten Ort, Stadl, auch das Austreten vorkommt. Oberwölz, Stadl und St. Georgen ob Murau geben an, daß das Austreten auf großen Höfen gebräuchlich war, womit sich gerade für diese, wo Dreschhelfer vermutet werden könnten, eine solche Unterstützung erübrigt. In Stadl fand das Austreten nur auf großen Höfen statt, in St. Blasen auf großen und kleinen, ebenso im Faschingläuferort St. Georgen ob Murau („das Austreten war allgemein“). Daß Dreschflegel auch dort nicht ganz fehlten, geht aus dem Beleg bei S. Walter von einem Dreschflegel aus St. Georgen ob Murau hervor.<sup>33)</sup> Offenbar aber spielte das Stock- und Drischeldreschen in diesen Gegenden keine überwiegende Rolle, so wie der Ackerbau auch nicht die wichtigste Ernährungsgrundlage dieser Gebiete bildete. Damit wird Walters Ableitung der Faschingläufer von Dreschhelfern schon aus Gründen der Agrarwirtschaft sehr unwahrscheinlich.

### Nachtrag

Zu den Kehrgestalten wären noch einige Ergänzungen nachzutragen. Meine Aufzeichnungen in Osttirol 1959 ergaben aus Nikolsdorf, Dölsach und Defreggen, daß hier Kehrfiguren beim Nikolausbrauch auftraten; z. B. Nikolsdorf: „A alte Frau kommt zuerst mit dem Besen herein, ganz fürchterlich angezogen, und kehrt aus“. Auch beim Südtiroler „Egetmannumzug“ im Fasching wird vor den Masken gekehrt (Nals, Tramin). Ferner beim Perchtenlauf zu Nikolaus im Unterinntal: „Ein verwilderter Kehrer im Frauenrock oder ganz weiß kostümiert und mit einem Besen läuft stürmisch voran“ (Breitenbach bei Kramsach).<sup>34)</sup> In einen ähnlichen Zusammenhang gehört sichtlich eine Aufzeichnung, die ich in der Gottschee machen konnte. In Suchen sagten sie mir: „Eine alte Frau ist gekommen mit einem Besen und ist herumgerannt um das Brautpaar und hat gekehrt, wenn die Braut aus dem Haus ist beim Abholen.“<sup>35)</sup>

## Anmerkungen

<sup>1)</sup> R. Wolfram, Bärenjagen und Faschinglaufen im oberen Murtales (Wiener Zs. f. Volkskunde, 37. Jg., Wien 1932, S. 59—81).

<sup>2)</sup> A. Hergouth, Das Faschingrennen im oberen Murtales. Ein Beitrag zur Frage der Gestaltüberlieferung und Entfaltung eines spielhaften Gruppenbrauches, unter besonderer Berücksichtigung der formalen und motivischen Komponenten. Ungedruckte Diss., Graz 1960.

<sup>3)</sup> S. Walter, Faschingrennen und Bärenjagen (Volkskunde und Volkskultur, Festschrift für R. Wolfram, Veröffentlichungen d. Instituts f. Volkskunde a. d. Univ. Wien, Bd. 2, Wien 1968).

<sup>4)</sup> F. Proding, Perchtenbilder aus dem 18. Jahrhundert, Salzburger Museum Carolino Augusteum, Jahresschrift 1957.

<sup>5)</sup> K. Haiding, Berchtenbräuche im steirischen Ennsbereich (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 95. Bd., Wien 1965). Ich selbst habe weitere Aufzeichnungen für die hier beschriebene Maskierung der Perchten durch das Vorkämmen der Haare, so daß sie über das Gesicht hängen, aus Schöder, Vorderfager bei Salzburg, Oberwölz usw.

<sup>6)</sup> „Reise durch Oberdeutschland — Salzburg“, das Zitat leicht zugänglich bei K. Adria, Von Salzburger Sitt' und Brauch, Wien 1924, S. 67.

<sup>7)</sup> E. Burgstaller, Erntegeräte und -Arbeitsmethoden in Oberösterreich (Jahrbuch des Musealvereins Wels, 1956). Die Arbeitsgruppen unter der Führung eines „Tennmeisters, Hauptmannes oder Dreschmeisters“ wurden „Wilddrescher“, „Steckendrescher“, „Scharfdrescher“ (nach ihrer zügigen Akkordleistung), „Winterdrescher“, „Stördrescher“ oder „Teildrescher“ genannt, weil sie nur einen den Vordrusch des Getreides betreffenden Teil der Ernte auszdreschen hatten. Sie rekrutierten sich aus im Winter arbeitslosen Zimmerleuten, Maurern oder den Besitzern kleiner Häuser des eigenen Ortes, oder sie kamen aus weit abgelegenen Landschaften, häufig aus dem Mühlviertel, Böhmen und der Steiermark (!). Aus dem Innviertel gingen bodenständige Gruppen auch nach Bayern und nach Niederösterreich. Wichtig ist, daß sie im Akkord arbeiteten, also intensiv und rasch.

<sup>8)</sup> R. Fischer, Oststeirisches Bauernleben, Wien o. J., S. 227. Diesen Hinweis verdanke ich O. Bockhorn.

<sup>9)</sup> Hinteregg. Hergouth, S. 85. Der alte Dorn, ein angesehener Bauer, drängte 1953 (!) auf die Abhaltung des Adlfahrens, weil der Hafer im Vorjahr schlecht gewachsen sei! Gleiches gilt von den Faschingläufern. Ein Bericht aus der Krakau aus dem Jahre 1911 besagt: „Es ist die Meinung, daß in einem Jahre, wo die Faschingrenner laufen, der Hafer gedeihe.“ Hergouth, S. 33.

<sup>10)</sup> Hergouth, S. 132. Wenn sie über die Felder laufen, gedeiht das Getreide besser und der Roßhandel bedeutet Glück bei den Pferden (Schöder. Hergouth, S. 49).

<sup>11)</sup> Krakauhintermühlen, Schilderung von 1911: Der Wegauskehrer trägt einen knappen roten Anzug, eine hohe rote, mit kleinen Bändern geschmückte Spitzkappe und einen ca. 3 m langen Stock; spätere Beschreibung: ganz rot und einen Besen auf einer langen Stange oben. Das rote Gewand wird in allen Schilderungen aus diesem Ort betont, zuletzt noch 1960. Schöder: rote Kappe auf dem Kopf, sonst Alltagsgewand. St. Peter am Kammersberg: rotes Käppchen. Pöllau am Greim: rote Kappe.

<sup>12)</sup> A. Haberlandt, Woher kommt das Aufstecken der Schneidfeder? (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 83. Bd., 1954).

<sup>13)</sup> R. Groß, Ursprung und Wesen der Farbsymbole. Phil. Diss., Wien 1973, S. 96.

<sup>14)</sup> V. Alfred, The Basque Masquerade (Folk-Lore, 39. Jg., London 1928). R. Gallop, A book of the Basques, London 1930. 1953 konnte ich die Tänze der Mascarades im französischen Baskenland auch selbst miterleben.

<sup>15)</sup> Über die Typen der Pferdmasken vgl. R. Wolfram, Die gekreuzten Pferdeköpfe als Giebelzeichen, Wien 1968, S. 117.

<sup>16)</sup> Zum besseren Verständnis mancher Hintergründe, die vielleicht auch bei rotgewandeten Brauchgestalten vorhanden sein können, sei bemerkt, daß R. Groß in seiner Arbeit über die Farbensymbolik neben den wohlbekannten Totenfarben Schwarz und Weiß (der „Verblichene“) auch Rot als weitverbreitete und bis in die Vorzeit zurückreichende Totenfarbe nachweisen kann. Unbeschadet dessen, daß Rot auch noch viele andere Sinngestaltungen hat.

<sup>17)</sup> R. J. E. Tiddy, The Mummies' Play, Oxford 1923; E. K. Chambers, The English Folk-Play, Oxford 1933; H. Halpert and G. M. Story, Christmas Mummery in Newfoundland, University of Toronto Press 1969.

<sup>18)</sup> Cudderdon (Oxfordshire), Bovey Tracey (Devonshire), Weston-Sub-Edge (Gloucestershire), Sapperton (Gloucestershire), Longborough (Gloucestershire), Shipton-Under-Wychwood (Oxfordshire), Cuddleston (Oxfordshire), Pillerton (Oxfordshire).

<sup>19)</sup> Cinderford (Gloucestershire), Kirmington (Lincolnshire), Frodham (im Soul caking Play).

<sup>20)</sup> R. Wolfram, Die Julumritte im germanischen Süden und Norden (Oberdeutsche Zs. f. Volkskunde, 11. Jg., 1937).

<sup>21)</sup> D. Marinoff, Kukowi, Kukeri, Iswestija na etnographitscheskija Musei v Sofia I, 1907.

<sup>22)</sup> B. Hüser, Beiträge zur Volkskunde, Bericht über das Gymnasium Petrinum zu Brilon 1898, S. 31.

<sup>23)</sup> E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes, Zürich 1940, S. 16.

<sup>24)</sup> R. Wolfram, Das Anklöckeln im Salzburgerischen, Gegenwartsform und Brauchdeutung (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 95. Jg., 1955, S. 203—234).

<sup>25)</sup> Faistenau, Schleedorf, Abtenau, Annaberg, Dürrnberg, Gschwandt, Gugg, Hallein, Kuchl, Leitenhaus, Rengerberg, Vigaun, Wegscheid, Bischofshofen, Eben, Flachau, Forstau, Gasthof, Goldegg, Hofgastein, St. Johann, Neuberg, Pfarrwerfen, Radstadt, Reitdorf, Schattbach, Schwarzach, Untertauern, Wagrain, Werfenweng, Bucheben, Kaprun, Lend, Leogang, Maishofen, Rauris, Saalfelden, Viehhofen, Weißenbach.

<sup>26)</sup> D. Zelenin, Russische (ostslavische) Volkskunde, Berlin 1927, S. 324.

<sup>27)</sup> R. Wolfram, Lebensanfang und Lebensabschluß im Brauchtum der Gottschee (Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 17, Marburg 1974, S. 256 f.). Häufig ist die Begründung, in diesem Wasser hat der Tod sein Messer oder seine Sense abgewaschen.

<sup>28)</sup> R. Karutz, Die Völker Europas, Stuttgart 1926, S. 102.

<sup>29)</sup> E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, Leipzig 1911, S. 52.

<sup>30)</sup> J. v. Negelin, „Die Reise der Seele ins Jenseits“ (Zs. des Vereins für Volkskunde, 11. Jg., Berlin 1901, S. 153).

<sup>31)</sup> Es gibt auch Belege dafür, daß die Masken es bewußt vermeiden, in andere Fußspuren zu treten. Von den Russaliengesellschaften, die in Makedonien zwischen dem 25. Dezember und 6. Jänner umherziehen, heißt es: „Beim Gehen oder Tanzen hüten sie sich, in die Fußspur der Kameraden zu treten“. M. Arnauoff, Die bulgarischen Festbräuche, Bulgarische Bibliothek, Bd. 4, Leipzig 1917, S. 31.

<sup>32)</sup> O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, Frankfurt a. M. 1934; d e r s.: Verwandlungskulte, Volkssagen und Mythen, Österr. Akademie d. Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., Sitzungsberichte, 279. Bd., 2. Abhandlung, Wien 1973.

<sup>33)</sup> Atlas zur Geschichte des steirischen Bauerntums, Graz 1976, Karte 39/2.

<sup>34)</sup> A. Dörner, Tiroler Fasnacht, Wien 1949, S. 179.

<sup>35)</sup> R. Wolfram, Die Hochzeitsbräuche in der Gottschee, Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 20, Marburg 1977, S. 37 ff.



## Abbildungsverzeichnis

### Verzeichnis der Abbildungen auf Tafeln

Zu: E. B u r g s t a l l e r, Das weihnachtliche „Untersetzen“

1. „Zwickeltrager“ fällt zur Tür herein und verstreut die „Zwickeln“ aus seinem Korb.
2. „Stangeltrager“ (hier ohne die von ihm sonst mitgetragenen Stangen) in seiner Adjustierung mit Strohbindern. Im Hintergrund die auf den Ofenstangen aufgehängten gewaschenen Garnsträhne.
3. „Habergeiß“ mit Fellmaske und Pelzrock, Strohschweif und um den Bauch gebundenem Strohband.
4. „Wurstl“
5. „Wurstl“ bei der Zeugung des Kindes mit dem Weib des (Alt)Bauern.
6. Geburt des Kindes, wobei der „Altbauer“ seinem Weib behilflich ist.
7. Eine Gruppe von Untersetzern: „Wurstl“, „Spinnerin“, „Meister“ und „Meisterin“, „Rauchfangkehrer“, „Habergeiß“, Altbauer und Altbäuerin. Sämtl. Aufn. E. Burgstaller, 1941.

Zu: G. D i m t, Eine Haus- und Wohnform des 17. Jhds.

8. Bauernhaus „Schnabel“ (Nr. 1 der Verbreitungskarte). Wohntrakt mit Schwarzer Küche und Stube.
9. Bauernhaus „Schnabel“. Talseitige Ansicht mit Wohntrakt, Labm und Stall im Untergeschoß. Aufn. M. Kislinger, 1940.
10. Rüstbaum, datiert 1665 in der Stube des Hauses „Oberstein“.
11. Tennaule, datiert 1626, mit Bundtram des Scherhaxenstuhles im Stadel des Hauses „Weger“. Aufn. M. Kislinger, 1965.

Zu: T. G e b h a r d, Zimmermannsmalerei aus Niederbayern

12. Getreidekasten vom Greindlhof aus Niederneuching bei Erding aus dem Jahre 1581. (Gegenwärtig auf dem Gelände der bayerischen Landesanstalt für Tierzucht in Grub bei Poing). Aufn. T. Gebhard, 1939.
13. Zimmermannsmalerei an den Pfetten des Heilmaierhofes aus Pilberskofen bei Dingolfing vom Jahre 1795.
14. Wie oben. Der Hof befindet sich jetzt im Niederbayerischen Freilichtmuseum im Massing bei Eggenfelden.

Zu: K. H a i d i n g, Mittwinterbräuche im Gebiet der Eisenwurzten

15. Die Hutzn in Gams
16. Die Umzugsgestalten: vorn roter und weißer Rauher, dazwischen die Hutzn, dahinter die drei Thomasniglon (der rechte mit dem brennenden Hiefler), der schwarze Rauhe, die Niglofrau.
17. Die Spieler bereiten sich zum Eintritt in ein Haus vor.
18. Anzünden der Kerzen vor dem Eintritt in den Gasthof.
19. Anlegen der Schnabelmaske (Rauris)
20. Die Schabelbercht hat auch das hinten abschließende Kopftuch, das nun vorn zugebunden wird.
21. Schnabelberchten in drohender Bewegung
22. Schnabelberchten mit Schere und Besen, aus dem Buckelkorbe der linken sehen Beine einer Kinderpuppe.

Zu: F. K n a i p p, Hinterglas-Silhouetten

23. Musikkapelle des „Grünen Bürgerkorps“, sign. „gemacht von Ig. Pfeilhauer, Mitglied des grienen Pirger Kor“ datiert an der Wanduhr: Linz MDCCXCVI, Hinterglasradierung mit Hinterglasmalerei des Interieurs, OÖLM Inv. Nr. F 2483, Josefin. Originalrahmen, 51,5 x 37 cm, o. R.

24. Familie am Frühstückstisch, signiert: Joh. Georg Seyrl, Glasermeister in Urfahr Vorstadt Linz, Erster Glaser in Vorstadt Urfahr Linz, Catharina Seyrl, Ehegattin, Gottlieb Seyrl, 4 Jahre alt den 19. März 1798, Georg Seyrl, 1 1/2 Jahre alt, Anna Seyrl, 12 Jahre alt, Orig.-Profilrahmen, 39 x 31 cm. (Erwerbungsjahr 1906) OÖLM Inv.-Nr. F 2484
25. Offizier zu Pferde. Kombinationstechnik: Reitergestalt als Hinterglas-Silhouette, Rangabzeichen usw. Goldradierung, Schabracke und Schabrunke mit rosa Seide unterlegt, Pferd und Landschaft in Hinterglasmalerei. OÖLM Inv.-Nr. F 8482, (alte Inv.-Nr. 48, Erwerbungsjahr 1868 !), josefinischer Originalrahmen mit Würfecken, braun poliert, 26,5 x 32,5 cm, o. R..
26. Dame in Goldhaubentracht, schwarz vor weißem Hochoval, rahmenlos in Goldpapierstreifen gefaßt, 1.V.19.Jh., 9,7 x 14 cm, o. R., Privatbesitz Gmunden.
27. Portraitsilhouette einer Dame in Brauttracht, Hochovalkartusche aus Blattgold, sign.dat. „R. Gruber 1836“, gepreßter Messingblechrahmen, Format 5,5 x 8 cm, o. R., Privatbesitz Gmunden.
28. Familie am Frühstückstisch. Kombinationstechnik: Hinterglas-Silhouetten, Hinterglasradierung, Spiegelbild, Hinterglasmalerei. sign. u. dat. Ig. Pfeilhauer, 1794, Origin.-Hartholzrahmen mit Intarsien, Format 34 x 22,5 cm, o. R., Privatbesitz Gmunden.
29. Familienszene: Vater mit zwei kleinen Töchtern. Hinterglas-Silhouette in Hinterglasmalerei vor rosa Bildgrund 1. V. 19.Jh., Orig.-Hartholzrahmen, schwarz poliert, Format 18 x 12,5 cm, o. R., Privatbesitz Gmunden. (Aufn. Studio Lang, Linz, 1978)
30. F. H. K ö n i g, Gmunden, Mundgeblasener „Freundschaftsbecher“ mit freiem Goldliniendekor. Zum 65. Geburtstag von w. HR. Univ.-Prof. Dr. Franz C. Lipp.

Zu: F. K o s c h i e r, „Mit Nadel und Faden auf Leinen geschrieben“

31. Gailtaler Ledermantel, licht gegerbt mit färbiger Flachstickerei.
32. Weihkorbdecke, feines Leinen, Wollstickerei in den Farben rot, blau und ocker; 70 x 70 cm, Inv.5.436.
33. Hochzeitsdecke, feines Leinen, Wollstickerei in rot und ocker; 70 x 70 cm, Inv. Nr.5.321/4.
34. Randbordüre und Seitenmotiv der Hochzeitsdecke
35. Deckchen für Hausaltar, Leinen, rotes Garn (verblaßt); 45 x 30 cm, Inv. Nr. 5.114.
36. Polster, Leinen, rotes Garn (verblaßt); 72 x 48 cm, Inv. Nr. 5.412.
37. Tischdecke, Bauernleinen, Wollstickerei in blau-ocker; 70 x 70 cm, Inv. Nr. 4.021.
38. Weihkorbdecke, feines Leinen, rotes Garn (verblaßt); 72 x 72 cm, Inv. Nr. 8.685.
39. Tischdecke (Ausschnitt), Leinen, rotes Garn, (verblaßt); 80 x 80 cm, Inv. Nr. 5548.
40. Polster, Leinen, Garnstickerei in blau und ocker; 60 x 40 cm, Kärntner Heimatwerk.

Zu: W. K u n z e, Zur Entwicklung von Haus und Siedlung im Salzkammergut

41. Sommerfrischenvilla mit giebelseitiger Veranda, Tiefgraben am Mondsee, Baujahr 1880.
42. Haustür mit Ziergiebel vom Haus Abb. 1.
43. Sommerfrischenvilla mit bis zum Giebel reichenden Veranden, Bad Ischl.
44. Sommerfrischenvilla mit verglaster Veranda und Giebelveranda Mondsee. (Aufn. W. Kunze)
45. Durch alle Stockwerke gehende Veranda, Bad Ischl.

Zu: V. H. P ö t t l e r, Die alte Schule aus Prätis

46. Die alte Schule von Prätis an ihrem ursprünglichen Standort. Rechts dahinter ist das derzeitige, im Jahre 1880 erbaute Schulgebäude sichtbar. Links erkennt man die Dächer des Gehöftes „Schiester“.
47. Die Haarstube des Besitzers Johann Haspl, vlg. Hansl in Riegersbach, Riegersbach bei Voralpe, wurde zu einem „Söllnerhaus“ umgebaut und glich in Form und Anlage völlig unserer Prätiser Haarstube, ehe diese ihre derzeitige Form erhielt. (Abgerissen)
48. Die Haarstube des Besitzers Feldhofer, vlg. Happenhofer, in Riegersbach bei Voralpe, wurde zuletzt als „Söllnerhäuschen“ benutzt. Der hölzerne Rauchfang der Haarstube ist gut erkennbar. (Abgerissen)

49. Die Haarstube des Besitzers Reitbauer, vlg. Oberer Hofstätter, Sonnleitberg bei Gasen, wurde nicht ausgebaut. Das vorlaubenartig vorgezogene Dach und der hölzerne Rauchfang sind gut erhalten.
50. Am 9. Mai 1977 wurde mit dem Abbau der alten Schule begonnen. Nach planmäßiger Kennzeichnung wird der Bau sorgsam in seine Bestandteile zerlegt.
51. Wiederaufbau der alten Prätiser Schule im Österreichischen Freilichtmuseum. Die Blockbauwände der alten Schulstube sind bereits aufgezimmert. An der Westfassade sind die beiden klein gebliebenen Fenster gut erkennbar. Eben wird die „Mauerbank“, der oberste Balken der Blockwand, aufgelegt.
52. Über der wiederaufgebauten Schulstube konnte das Dach im Dezember 1977, noch zeitgerecht vor dem großen Schneefall, errichtet werden. Das strenge Winterwetter verhinderte vorerst den Aufbau der übrigen Räume.
53. Alte Schule aus Prätis nach der Wiedererrichtung im Österreichischen Freilichtmuseum. (Aufn. V. H. Pöttler, 1978)

Zu: L. S c h m i d t, Alphabet-Schüsseln aus Oberösterreich

54. Zwiebschüssel, oö. Traunviertel, dat. 1691, dm 42 cm, Inv. Nr. 36.033.
55. Zwiebschüssel, oö. Traunviertel, dat. 17/21, Inv. Nr. 44.863 (Aufn. Fotostudio Tiller, Wien)

Zu: F. S t a d l e r, Arbeiterunterkünfte und Almhütten

56. Ausschnitt aus der Gruben- und Tagrevierkarte des Salzbergwerkes Altaussee aus der Zeit um 1680.
57. Ausschnitt aus der Karte der Salzbergwäldungen im Bereich des Sandlings aus dem Jahre 1780.

Zu: E. S c h n e e w e i s, Ikonographische Impressionen

58. Quellauslaß an der Südseite der Filialkirche S. Johannes Bapt. in St. Florian.
59. Statue des S. Donatus von Münstereifel in der Pfarrkirche von Traunkirchen.
60. Hochaltarbild mit dem S. Alexius als Pilger in der Pfarrkirche von Hellmonsödt.
61. Statue der S. Regina in der Pfarrkirche von Hellmonsödt.
62. Schmiedeeisengitter mit dem S. Vitus in der Pfarrkirche von Kreuzen.
63. Statue des B. Gerhoh von Reichersberg in Geretsdorf.
64. Glasgemälde vom Tod des hl. Alexius in der Pfarrkirche von Hellmonsödt.
65. Epitaph mit Adam an der Pfarrkirche von Braunau.
66. Epitaph mit Eva an der Pfarrkirche von Braunau.
67. Augenbründl mit Mosaik der S. Ottilie in St. Thomas am Blasenstein
68. S. Severinus von Noricum, Severinhof in Naarn. (Aufn. E. Schneeweis)

Zu: R. W o l f r a m, Die Kehrgestalt im europäischen Brauchtum

69. Faschingrennen — das Aufgelärme.
70. Das Kehren vor der jungen Frau beim Kirchgang am 2. Hochzeitstag, Siebenbürgen.
71. Das Abkehren der Schuhe, beim Perchtenlaufen in Unken, Salzburg.
72. Die Kehrgestalt beim Schellerlaufen in Nassereith, Tirol. (Aufn. R. Wolfram)



# **BILDTEIL**



Zu: E. B u r g s t a l l e r, Das weihnachtliche „Untersetzen“



Abb. 1: „Zwickelträger“ fällt zur Tür herein und verstreut die „Zwickeln“ aus seinem Korb.



Abb. 2: „Stangelträger“ (ohne die von ihm sonst mitgetragenen Stangen) in seiner Adjustierung mit Strohbandern. Im Hintergrund die auf den Ofenstangen aufgehängten gewaschenen Garnsträhne.



Abb. 3: „Häbergeiß“ mit Fellmaske und Pelzrock, Strohschweif und um den Bauch gebundenem Strohband.



Abb. 4: „Wurstl“



Abb. 5: „Wurstl“ bei der Zeugung des Kindes mit dem Weib des (Alt) Bauern.



Abb. 6: Geburt des Kindes, wobei der „Altbauer“ seinem Weib behilflich ist. Sämtl. Aufn. E. Burgstaller, 1941



Abb. 7: Eine Gruppe von Untersetzern: „Wurstl“, „Spinnerin“, „Meister“ und „Meisterin“, „Rauchfangkehrer“, „Habergeiß“, Altbauer und Altbäuerin.

Zu: G. D i m t, Eine Haus- und Wohnform des 17. Jhds.



Abb. 1: Bauernhaus „Schnabel“  
(Nr. 1 der Verbreitungskarte). Wohntrakt mit Schwarzer Küche und Stube.

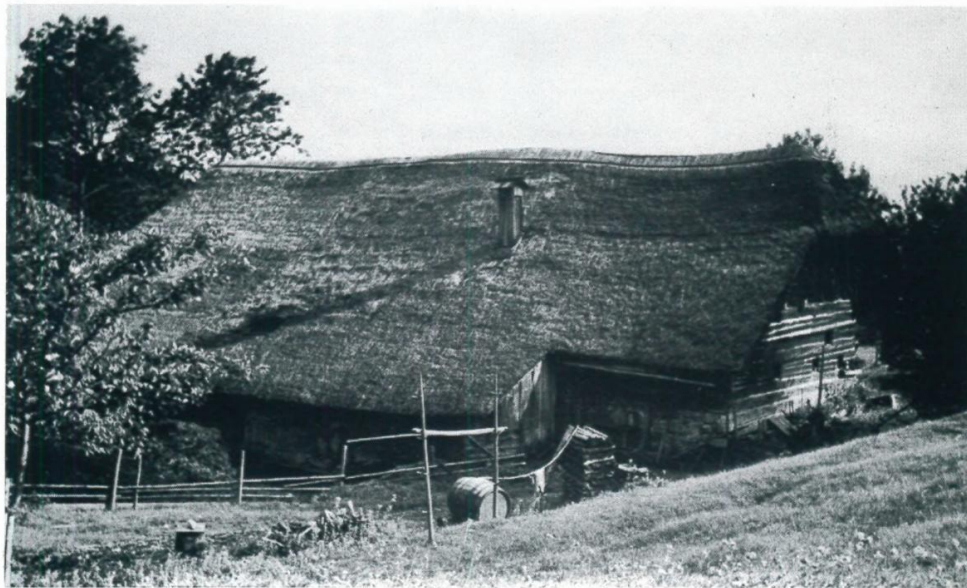


Abb. 2: Bauernhaus „Schnabel“. Talseitige Ansicht mit Wohntrakt,  
Labm und Stall im Untergeschoß.  
Aufn. M. Kislinger, 1940

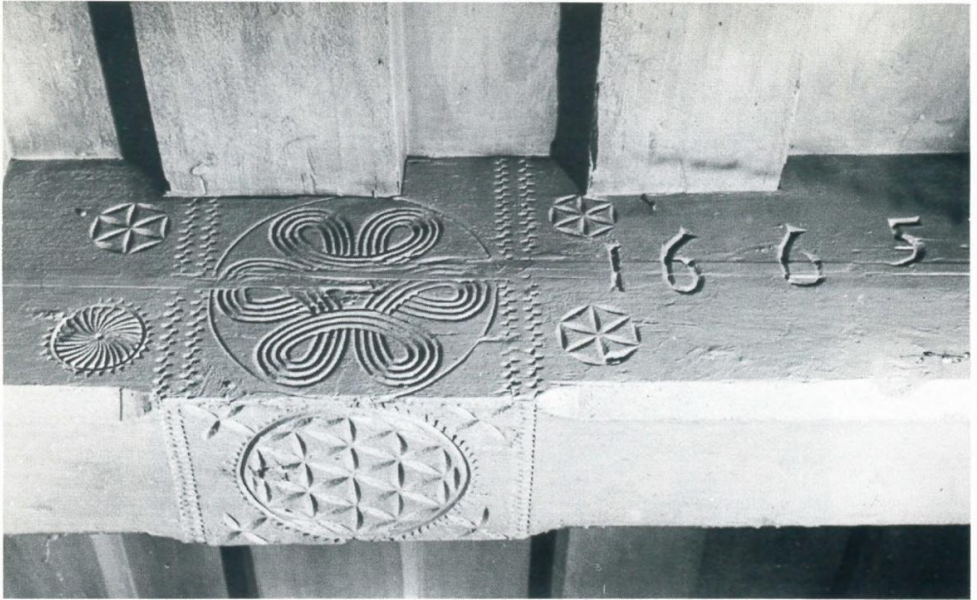


Abb. 3: Rüstbaum, datiert 1665 in der Stube des Hauses „Oberstein.“



Abb. 4: Tenssäule, datiert 1626, mit Bundtram des Scherhaxenstuhles im Stadel des Hauses „Weger“. Aufn. M. Kislinger, 1965.

Zu: T. G e b h a r d, Zimmermannsmalerei aus Niederbayern

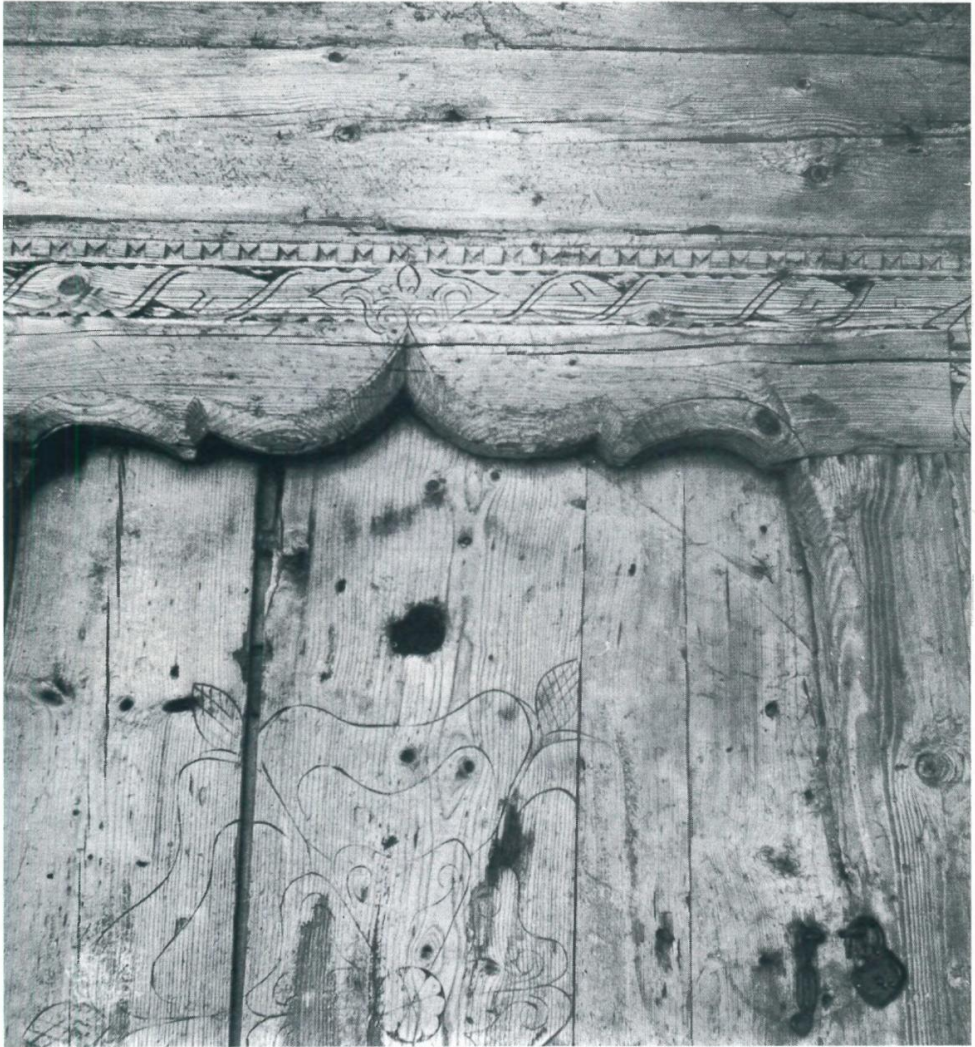


Abb. 1: Getreidekasten vom Greindlhof aus Niederneuching  
bei Erding aus dem Jahre 1581.  
(Gegenwärtig auf dem Gelände der bayerischen Landesanstalt für Tierzucht in Grub bei  
Poing)  
Aufn. T. Gebhard, 1939.



Abb. 2: Zimmermannsmalerei an den Pfetten des Heilmaierhofes aus Pilberskofen bei Dingolfing vom Jahre 1795.

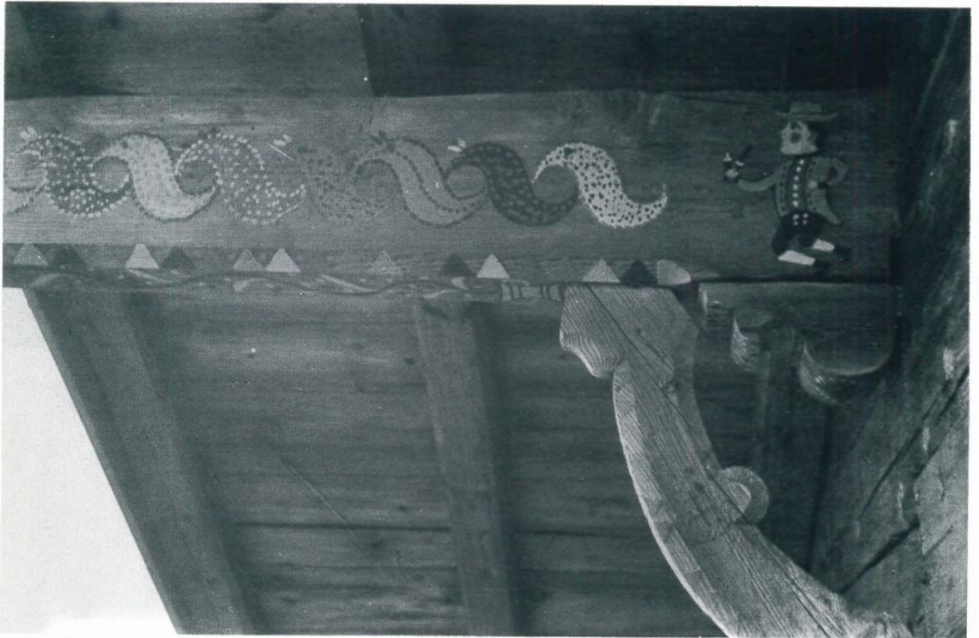


Abb. 3: Wie oben. Der Hof befindet sich jetzt im Niederbayerischen Freilichtmuseum in Massing bei Eggenfelden.

Zu: K. H a i d i n g, Mittwinterbräuche im Gebiet der Eisenwurzen



Abb. 1. Die Hutzn in Gams



Abb. 2. Die Umzugsgestalten: vorn roter und weißer Rauher, dazwischen die Hutzn, dahinter die drei Thomasniglön (der rechte mit dem brennenden Hiefler), der schwarze Rauhe, die Niglofrau.



Abb. 3: Die Spieler bereiten sich zum Eintritt in ein Haus vor.



Abb. 4: Anzünden der Kerzen vor dem Eintritt in den Gasthof.



Abb. 5: Anlegen der Schnabelmaske  
(Rauris)



Abb. 6: Die Schnabelbercht hat auch das hinten abschließende Kopftuch,  
das nun vorn zugebunden wird.



Abb. 7: Schnabelberchten in drohender Bewegung



Abb. 8: Schnabelberchten mit Schere und Besen, aus dem Buckelkorbe der linken sehen Beine einer Kinderpuppe.



Abb. 1: Musikkapelle des „Grünen Bürgerkorps“, sign. „gemacht von Ig. Pfeilhauer, Mitglied des grienen Pirger Kor“ datiert an der Wanduhr: Linz MDCCXCVI, Hinterglasradierung mit Hinterglasmalerei des Interieurs, OÖLM Inv. Nr. F 2483, Josefin. Originalrahmen, 51,5 x 37 cm o. R.



Abb. 2: Familie am Frühstück, signiert: Joh. Georg Seyrl, Glasermeister in Urfahr Vorstadt Linz  
Catharina Seyrl, Ehegattin, Gottlieb Seyrl, 4 Jahre alt den 19. März 1798,  
Georg Seyrl, 1½ Jahre alt, Anna Seyrl, 12 Jahre alt  
Orig.-Profilrahmen, 39x31cm o. R. (Erwerbungsj. 1906), OÖLM Inv.-Nr. F 2484

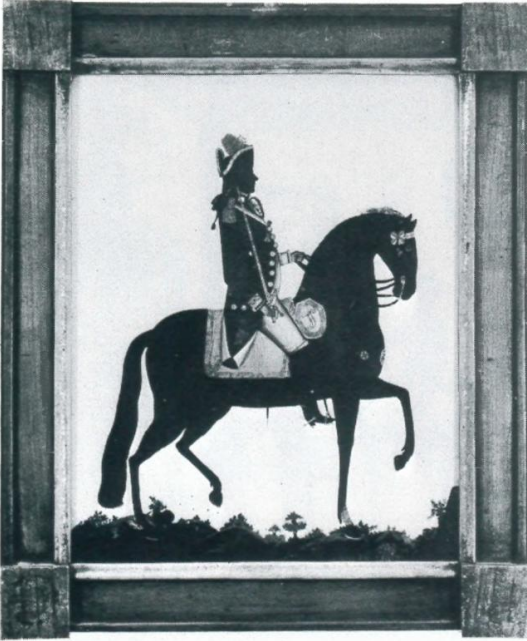


Abb. 3: Offizier zu Pferde.  
Kombinationstechnik: Reitergestalt  
als Hinterglas-Silhouette,  
Rangabzeichen usw. Goldradierung,  
Schabrücke und Schabrunke mit rosa  
Seide unterlegt, Pferd und Land-  
schaft in Hinterglasmalerei.  
OÖLM Inv.-Nr. F 8482, (alte Inv.-  
Nr.48, Erwerbungsjahr 1868!), jose-  
finischer Originalrahmen mit Wür-  
felcken, braun poliert  
26,5 x 32,5 cm o. R.



Abb. 4: Dame in Goldhaubentracht,  
schwarz vor weißem Hochoval, rah-  
menlos in Goldpapierstreifen gefaßt,  
1. V. 19. Jh., 9,7 x 14 cm o. R.,  
Privatbesitz Gmunden.



Abb. 5: Portraitsilhouette einer Dame  
in Brauttracht, Hochovalkartusche aus  
Blattgold, sign. dat. „R. Gruber  
1836“, gepreßter Messingblech-  
rahmen, Format 5,5 x 8 cm o. R.,  
Privatbesitz Gmunden

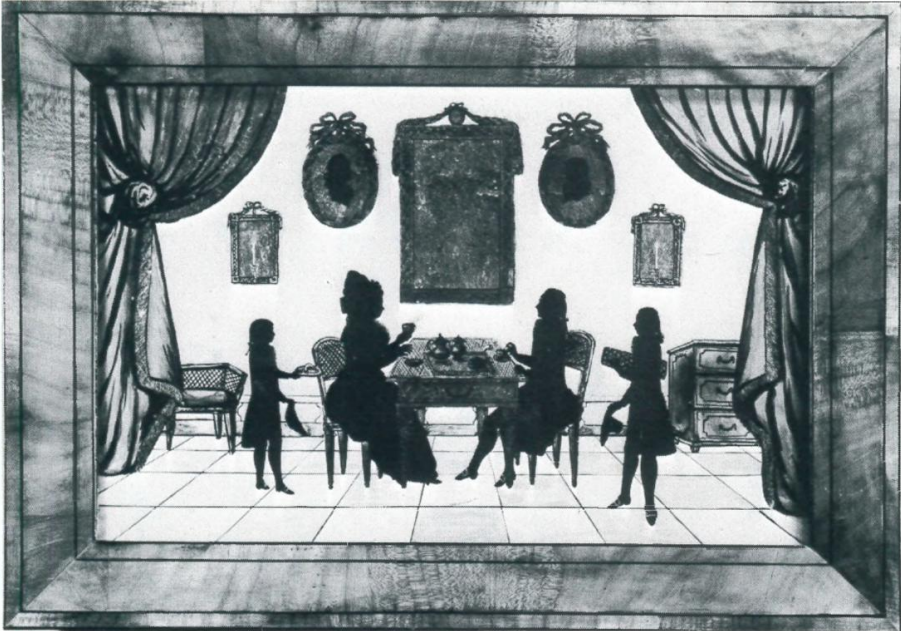


Abb. 6: Familie am Frühstückstisch. Kombinationstechnik: Hinterglas-Silhouetten, Hinterglasradierung, Spiegelbild, Hinterglasmalerei. sign.u.dat. Ig. Pfeilhauer, 1794, Origin.-Hartholzrahmen mit Intarsien, Format 34 x 22,5 cm, o. R., Privatbesitz Gmunden

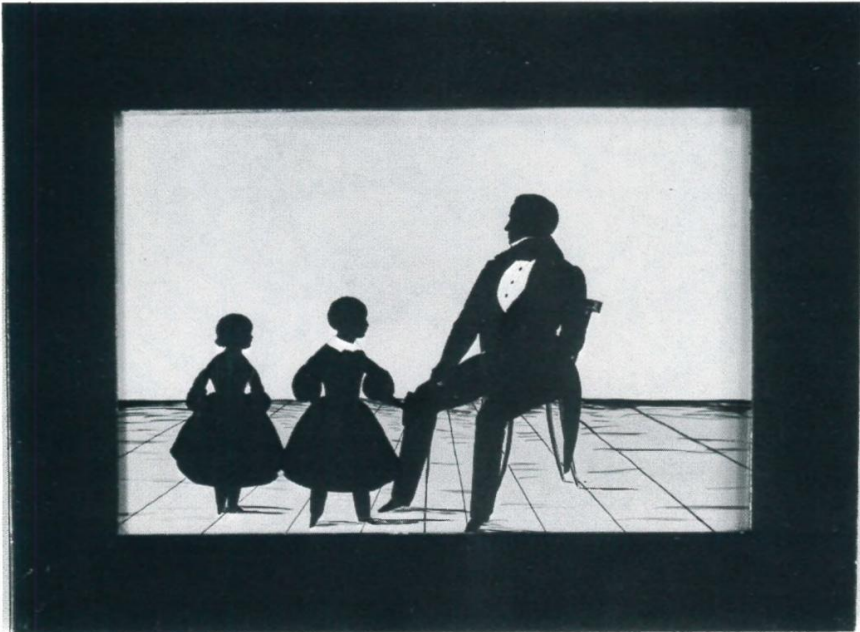


Abb. 7: Familienszene: Vater mit zwei kleinen Töchtern. Hinterglas-Silhouette in Hinterglasmalerei vor rosa Bildgrund 1.V.19.Jh., Orig.-Hartholzrahmen, schwarz poliert, Format 18 x 12,5 cm, o. R., Privatbesitz Gmunden  
Alle Aufn. Verlag J. Wimmer, Linz, Studio Lang, 1978

Zum 65. Geburtstag von W. HR. Univ.-Prof. Dr. Franz C. L i p p



Mundgeblasener „Freundschaftsbecher“ mit freiem Goldliniendekor von Prof. F. H. König, Gmunden

Zu: F. Koschier, „Mit Nadel und Faden auf Leinen geschrieben“

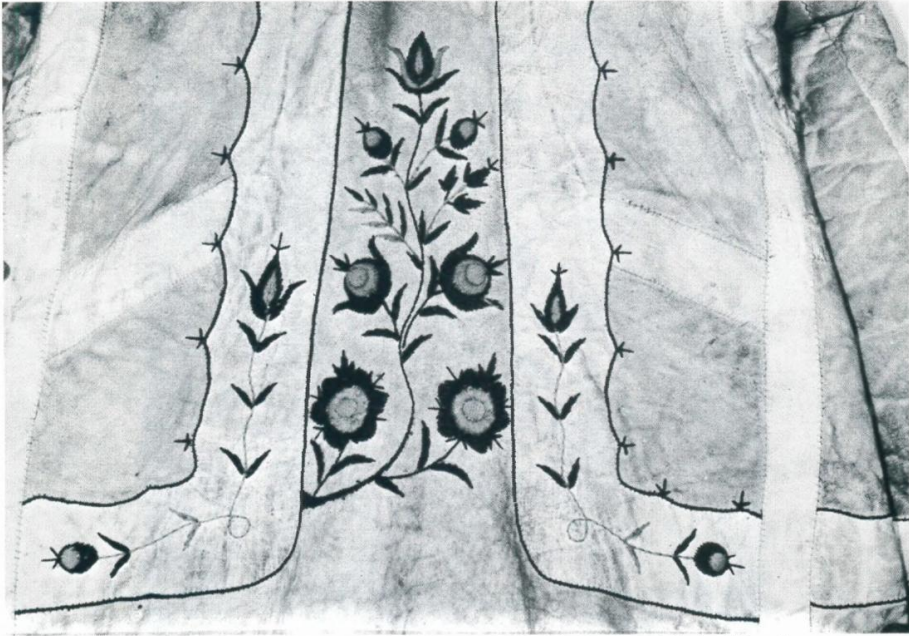


Abb. 1: Gäiltaler Ledermantel, licht gegerbt mit färbiger Flachstickerei.



Abb. 2: Weihkorbdecke, feines Leinen, Wollstickerei in den Farben rot, blau und ocker; 70 x 70 cm, Inv.-Nr. 5.436.



Abb. 3a: Hochzeitsdecke, feines Leinen, Wollstickerei in rot und ocker;  
70 x 70 cm, Inv.-Nr. 5.321/4.



Abb. 3b: Randbordüre und Seitenmotiv der Hochzeitsdecke



Abb. 4: Deckchen für Hausaltar, Leinen, rotes Garn (verblaßt);  
45 x 30 cm, Inv.-Nr. 5.114.

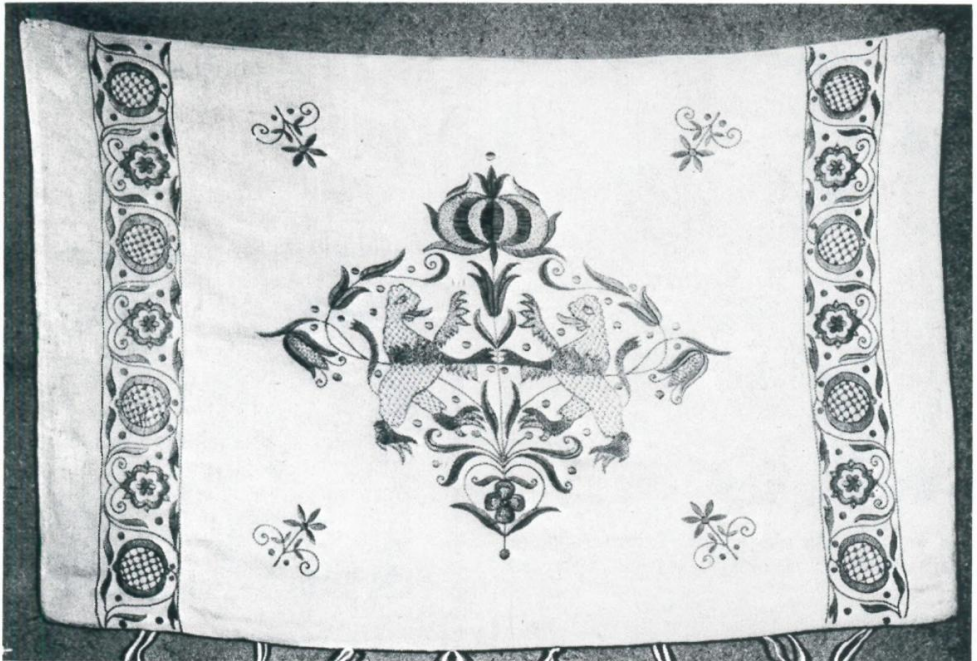


Abb. 5: Polster, Leinen, rotes Garn (verblaßt); 72 x 48 cm,  
Inv.-Nr. 5.412



Abb. 6: Tischdecke, Bauernleinen, Wollstickerei  
in blau-ocker; 70 x 70 cm, Inv.-Nr. 4.021



Abb. 7: Weihkorbdecke, feines Leinen, rotes  
Garn (verblaßt);  
72 x 72 cm, Inv.-Nr. 8.685



Abb. 8: Tischdecke (Ausschnitt), Leinen, rotes  
Garn, (verblaßt); 80 x 80 cm, Inv.-Nr. 5548

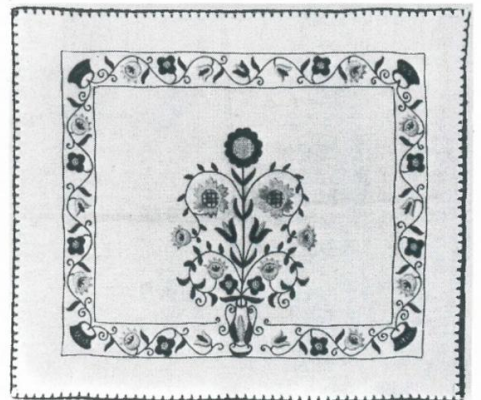


Abb. 9: Polster, Leinen, Garnstickerei in blau  
und ocker; 60 x 40 cm, Kärntner Heimatwerk.

Zu: W. K u n z e, Zur Entwicklung von Haus und Siedlung im Salzkammergut



Abb. 1: Sommerfrischenvilla mit giebelseitiger Veranda, Tiefgraben am Mondsee, Baujahr 1880.



Abb. 2: Haustür mit Ziergiebel vom Haus Abb. 1.



Abb. 3: Sommerfrischenvilla mit bis zum Giebel reichenden Veranden, Bad Ischl.



Abb. 4: Sommerfrischenvilla mit verglaster Veranda und Giebelveranda, Mondsee.



Abb. 5: Durch alle Stockwerke gehende Veranda, Bad Ischl.  
Sämtl. Aufn. W. Kunze

Zu: V. H. P ö t t l e r, Die alte Schule aus Prätis



Abb. 1: Die alte Schule von Prätis an ihrem ursprünglichen Standort. Rechts dahinter ist das derzeitige, im Jahre 1880 erbaute Schulgebäude sichtbar. Links erkennt man die Dächer des Gehöftes „Schiester“.



Abb. 4: Die Haarstube des Besitzers Johann Haspl, vlg. Hansl in Riegersbach, Riegersbach bei Vorau, wurde zu einem „Söllnerhaus“ umgebaut und glich in Form und Anlage völlig unserer Prätiser Haarstube, ehe diese ihre derzeitige Form erhielt. (Aberissen)



Abb. 5: Die Haarstube des Besitzers Feldhofer vlg. Happenhofer, in Riegersbach bei Vorau, wurde zuletzt als „Söllnerhäuschen“ benutzt. Der hölzerne Rauchfang der Haarstube ist gut erkennbar. (Abgerissen)



Abb. 6: Die Haarstube des Besitzers Reitbauer, vlg. Oberer Hofstätter, Sonnleitberg bei Gasen, wurde nicht ausgebaut. Das vorlaubenartig vorgezogene Dach und der hölzerne Rauchfang sind gut erhalten.



Abb. 7: Am 9. Mai 1977 wurde mit dem Abbau der alten Schule begonnen. Nach planmäßiger Kennzeichnung wird der Bau sorgsam in seine Bestandteile zerlegt.



Abb. 8: Wiederaufbau der alten Prätiser Schule im Österreichischen Freilichtmuseum. Die Blockbauwände der alten Schulstube sind bereits aufgezimmert. An der Westfassade sind die beiden klein gebliebenen Fenster gut erkennbar. Eben wird die „Mauerbank“, der oberste Balken der Blockwand, aufgelegt.



Abb. 9: Über der wiederaufgebauten Schulstube konnte das Dach im Dezember 1977, noch zeitgerecht vor dem großen Schneefall, errichtet werden. Das strenge Winterwetter verhinderte vorerst den Aufbau der übrigen Räume.



Abb. 10: Die alte Schule aus Prätis nach der Wiedererrichtung im Österreichischen Freilichtmuseum.

Zu: L. S c h m i d t, Alphabet-Schüsseln aus Oberösterreich



Abb. 1: Zwiebelschüssel, oö. Traunviertel,  
dat. 1691, dm 42 cm, Inv.-Nr. 36.033



Abb. 2: Zwiebelschüssel, oö. Traunviertel, dat. 17/21,  
Inv.-Nr. 44.863 (Aufn. Fotostudio Tiller, Wien)

Zu: F. St a d l e r, Arbeiterunterkünfte und Almhütten



Abb. 2: Ausschnitt aus der Gruben- und Tagrevierkarte des Salzbergwerkes Altaussee aus der Zeit um 1680.

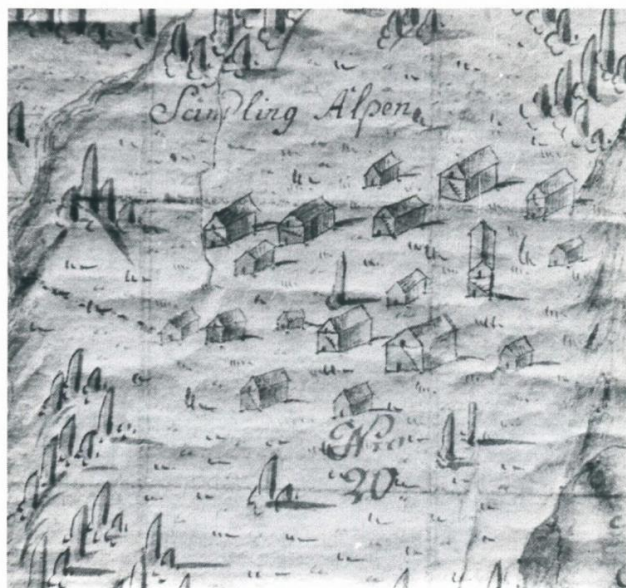


Abb. 3: Ausschnitt aus der Karte der Salzbergwäldungen im Bereich des Sandlings aus dem Jahre 1780.

Zu: E. S c h n e e w e i s, Ikonographische Impressionen



Abb. 1: Quellauslaß an der Südseite der Ferialkirche S. Johannes Bapt. in St. Florian.



Abb. 2: Statue des S. Donatus von Münster-eifel in der Pfarrkirche von Traunkirchen.



Abb. 6: Hochaltarbild mit dem S. Alexius als Pilger in der Pfarrkirche von Hellmonsödt.



Abb. 5: Statue der S. Regina in der Pfarrkirche von Hellmonsödt.



Abb. 3: Schmiedeeisengitter mit dem S. Vitus  
in der Pfarrkirche von Kreuzen.



Abb. 4: Statue des B. Gerhoh  
von Reichersberg in Gerets-  
dorf.



Abb. 7: Glasgemälde vom Tod des hl. Alexius in der  
Pfarrkirche von Hellmonsödt.



Abb. 8, 9: Epitaph mit Adam und Eva an der Pfarrkirche von Braunau



Abb. 10: Augenbründl mit Mosaik der S. Ottilie in St. Thomas am Blasenstein



Abb. 11: S. Severinus von Noricum, Severinhof in Naarn.  
Sämtl. Aufn. E. Schneeweis

Zu: R. Wolfram, Die Kehrgestalt im europäischen Brauchtum



Abb. 1: Faschingrennen — das Aufgelärme.



Abb. 2: Das Kehren vor der jungen Frau beim Kirchgang am 2. Hochzeitstag, Siebenbürgen.



Abb. 3: Das Abkehren der Schuhe,  
beim Perchtenlaufen in Unken, Salzburg.



Abb. 4: Die Kehrgestalt beim Schellerlaufen in  
Nassereith, Tirol. (Alle Aufn. R. Wolfram)



643.153

€29,-

